

4036

Zeitschrift des Vereins

für

Geschichte Schlesiens

In Verbindung mit Konrad Bülke

herausgegeben

von

Wilhelm Dersch und Erich Randt

Vierundsechzigster Band



Breslau
Cremendt & Granier
1930

4026.1930

II



30.000,-

Mitglieder der Schriftleitung:

Butke. Wendt. Seppelt. Dersch. Randt.

Die zur Veröffentlichung durch den Verein bestimmten Manuskripte sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Breslau 16, Tiergartenstraße 13, einzusenden.

Die Aufsätze für den nächsten Band der Zeitschrift (Band 65) sind bis zum 1. April 1931 druckfertig in Reinschrift einzuliefern. Nachträglich eingehende, wenn auch vorher angemeldete bzw. bereits bedingungsweise angenommene Manuskripte können nur für einen folgenden Band berücksichtigt werden.

X-5566	
4026/	II
1930	

Inhalt des vierundsechzigsten Bandes

I. Studien und Bemerkungen über epigraphische und heraldische Denkmäler Schlesiens aus dem 13. und 14. Jahrhundert. Von Pfarrer Paul Bretschneider (Neu-Altmannsdorf, Kr. Münsterberg) . . .	1
II. Die Kirchen im Schlesiſchen Stadtbilde. Von Prof. Dr. Paul Knötel (Breslau)	39
III. Oberdeutscher Handel mit dem deutschen und polnischen Osten nach Geschäftsbriefen von 1444. Von Dr. phil. Marie Scholz-Babitsch (Breslau)	56
IV. Crato von Kraftheim, Simon Schard und Thomas Rehdiger. (Ein Beitrag zur Gelehrtengeſchichte des 16. Jahrhunderts.) Von Schulrat Karl A. Siegel (Breslau)	75
V. Wilhelm Schwarz. Ein Beitrag zur Geſchichte des Vorpietismus in Schlesien. Von Pfarrer D. Theodor Wotschke (Pratau, Bez. Halle)	89
VI. Archivalische Belege für Arbeiten Michael Willmanns und seiner Werkstatt im Auftrag des Klosters Grüssau. Von P. Nikolaus von Lutterotti O. S. B. (Grüssau)	127
VII. Schlesier in der Deutschen Geſellſchaft zu Jena. (Ein Beitrag zur ſchleiſſiſchen Geiſtesgeſchichte.) Von Bibliotheksdirektor Dr. Joseph Becker (Breslau)	138
VIII. Baudirektor Valentin Christian Schulke. Von Privatdozent Dr. Kurt Bimler (Breslau)	155
IX. Gneisenaus Feldbefestigungsplan von 1813 in Schlesien. Von Oberstudienleiter i. R. Prof. Dr. Franz Wiedemann (Breslau)	175
X. Geſchichte einer Regierungszeitung in Oberſchleſien. (Ein Beitrag zur Preſſepolitik der preußiſchen Regierung 1849–50.) Von Akademieprofeſſor Dr. Willy Klawitter (Breslau)	20
XI. Oberſchleſien und die polniſchen Aufſtände im 19. Jahrhundert. Von Studienrat Dr. Alfred Lattermann (Poſen)	212
XII. Nachrufe (Ferdinand Friedensburg, Franz Volkmer, Hermann Dittrich)	290
XIII. Beſprechungen:	
Abſchag, Hans Adam Freiherr v., Anemons und Adonis Blumen. Hrg. von Günther Müller [H. Janßen]	338
Andrae, Friedrich, Schleiſſiſche Friedrich-Wilhelms-Univerſität Breslau [P. Raſſow]	327
Aubin, Hermann, Wiſſchaftsgeſchichtliche Bemerkungen zur oſtdeuſchen Koloniſation [H. Wendt]	311

Bauer, Hans, Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei Elbing. I. Biographische Beiträge aus Stammbüchern der kryptotalwinischen Zeit um 1600 [Th. Wotschke]	344
Baumgart, Paul, Was Neumarkt noch an urtundlichen Schätzen bietet [W. Dersch]	305
Becker, Robert, Felix v. Mendelssohn-Bartholdy und Reinerz [R. Nitschke]	347
Benediktinisches Leben in Böhmen, Mähren und Schlesien. Gedenschrift zum 1400jährigen Jubiläum von Monte Cassino, hrsg. von der Abtei Brevnov-Braunau [W. Dersch]	321
Bernuth, Horst-Diethelm v., Das schlesische Auenrecht und die Auflösung der Gutsbezirke in Preußen [E. Randt]	319
Beschorner, Hans, Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926 [E. Maetschke]	304
Beuthen OS. Hrsg. im Auftrage des Magistrats Beuthen von Stadtbaurat Stüß unter Mitwirkung von Magistratsbaurat Salzbrunn [P. Knötel]	335
Boehlich, Ernst, Bibliographie der Schlesischen Volkskunde [M. Hippe]	299
Burgemeister, Ludwig, Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau (= Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien, Band 1: Die Stadt Breslau, erster Teil) [P. Bretschneider]	332
Christiani, Hanns J., Die Breslauer Bischofswahl von 1841 in ihrem Verlaufe und ihren nächsten Auswirkungen [H. Hoffmann]	320
Czepko s. Milch.	
Epstein, Peter, Apelles von Löwenstern. Mit einer Neuausgabe der Chöre zu Martin Opitz' „Judith“ [H. Maßke]	333
Fischer, Gerhard, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte 1470—1650. (Die kaufmännische Einwanderung und ihre Auswirkungen) [A. Kunze]	327
Flemming, W., Das schlesische Kunstdrama [H. Janßen]	339
Frahne, Curt, Schlesische Textilwerke. Methner und Frahne. Landeshut in Schlesien. 1852—1927. [R. Groba]	329
Gottschalk, Joseph, Beiträge für Rechts-, Siedlungs- und Wirtschafts-geschichte des Kreises Militsch bis zum Jahre 1648 [E. Randt]	314
Grottaß, Rudolf E., Franz Carl Achards Beziehungen zum Auslande, seine Anhänger und Gegner [R. Groba]	329
Hecker, Max, Aus der Frühzeit der Germanistik. Die Briefe Joh. Gustav Büschings und Fried. Heinrich von der Hagens an Goethe [H. Janßen]	343
Henning, Karl, Hundert Jahre Schlesische Gefängnisgesellschaft [G. Kersten]	319
Herr, Oskar, Steine am Wege. Die Zeugen mittelalterlichen Rechts in der preußischen Oberlausitz [M. Hellmich]	318
Herzog, Dr. P. Patricius O. F. M., Geschichte des Dorfes Bielsitz, Kr. Falkenberg OS. [R. Nitschke]	350
Hinze, Erwin, Katalog der Ausstellung „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“ [E. Alibansky]	303
Hunger, F. W. L., Charles de l'Escluse (Carolus Clusius). Niederlandsch krutkundige. 1526—1609. [R. U. Siegel]	345
Jodisch, Walter, Andreas Gryphius und das literarische Barock [H. Janßen]	340

Zunderstorff, Kurt, Das Schulrecht der deutschen Minderheiten in Polnisch-Oberschlesien nach dem Genfer Abkommen [R. Weigel] . . .	326
Klawitter, Willy, Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870 bzw. bis zur Gegenwart [H. Jessen]	300
Kosler, Alois M., Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742 bis 1848 [R. Weigel]	324
100 Jahre Krausewerk [A. Groba]	330
Lang, Gustav, Aus dem Ordensleben des 18. Jahrhunderts [W.-E. Peudert]	342
Lasowski, Ernst, Beiträge zur Geschichte des spätmittelalterlichen Ablaß- wesens [H. Hoffmann]	322
Laubert, Manfred, Der Flottwellische Güterbetriebsfonds in der Provinz Posen. Ein Beitrag zur preußischen Polenpolitik und ostmärkischen Siedlungsgeschichte [A. Lattermann]	331
Loewe, Viktor, Oberschlesien und der preußische Staat. Teil I: 1740 bis 1815. Mit Anhang: Dokumente aus der Reformepoche 1807—1815 [W. Klawitter]	307
Lutterotti, P. Nikolaus v. (O. S. B.), Abtei Grüssau [W. Derfch] . . .	322
Milch, Werner, Daniel von Czepko, Geistliche Schriften [W. Krämer]	336
Müller, Johannes (S. J.), Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665) [H. Janßen]	338
Müller, Leonhard, Der Kampf zwischen politischem Katholizismus und Bismarcks Politik im Spiegel der Schlesischen Volkszeitung. Ein Beitrag zur schlesischen Kirchen-, Parteien- und Zeitungsgeschichte [W. Klawitter]	323
Mutius, Albert von, Eine Jugend vor 100 Jahren. Briefe und Tage- buchblätter des Carl von Mutius [F. Wiedemann]	345
Nitschke, Richard, Landeskunde von Schlesien [A. Olbricht]	309
Olbricht, Heinrich Otto, Der Leidensweg des oberschlesischen Volkes zugleich seine Geschichte vom Jahre 1919 bis 1922 [R. Weigel] . . .	308
Petersen, Ernst, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen [F. Geschwendt]	306
Pfizner, Josef, Grundsätzliches zur Siedlungsgeschichtsforschung, gezeigt an der Besiedlung der Grafschaft Glatz im 18. Jahrhundert [H. Schlenger]	312
Scheuer, Willy, Verzeichnis der Heimatbücherei und Heimatkundei im Rathaus und ehemaligen Proviantamtgebäude zu Glatz [W. Derfch]	305
Schindler, Karl, Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus [W. Milch]	341
Schneider, Heinrich, Joachim Morisius und sein Kreis. Zur Geistes- geschichte des 17. Jahrhunderts [W.-E. Peudert]	342
Schremmer, Wilhelm, Heimatkunde von Schlesien [A. Olbricht] . . .	309
Schulz, Wilh. Gotthold, Zum Neuen Salze. Darstellungen und Quellen zur Geschichte der Stadt Neusalz (Oder) Bd. I. u. II [F. Andreae]	349
Schumann, Otto, Die Landeshuter Leinenindustrie in Vergangenheit und Gegenwart [A. Groba]	328
Schwedowiz, Walter, Geschichte der Kirchenneuerung in der Neustädter Gegend [H. Hoffmann]	323
Schweter, P. Dr., P. Dr. Augustin Köslers C. Ss. R., 1851—1922. Ein Bild seines Lebens und Schaffens [P. Hellmuth Herzsich C. Ss. R.]	348

Stälek, Thomas, Karlsruhe in Oberschlesien. Ein Beitrag zur Geschichte fürstlicher Baukunst des 18. Jahrhunderts [R. Wimler]	334
Urbanczyk, Heinrich, Die Geschichte von Gr. Neundorf und Weigenberg im Kreise Neisse von der Zeit ihrer Gründung bis zur Säkularisation [R. Nitschke]	351
Volz, Wilhelm und Schwalm, Hans, Die deutsche Ostgrenze. Unterlagen zur Erfassung der Grenzerreißungsschäden [W. Czajka]	306
Wahlstatt als Bildungsstätte (I. Teil). Bericht über das Schuljahr 1929/30 der Staatlichen Bildungsanstalt (Realgymnasium) Wahlstatt [W. Dersch]	321
Wiggert, Fritz, Das Brauwesen der Stadt Breslau [H. Wendt]	331
Worbs, Geschichte des Herzogtums Sagan. Neu herausgegeben von G. Feilhauer und N. Krüger-Sagan [G. Lompa]	310
Zahn, Fritz und Kalva, Robert, Fürst Pückler-Muskau als Gartenkünstler und Mensch [F. Andreae]	346
Zander, Herbert, Das rote Buch der Stadt Görlitz (1305—1416) [J. Bauermann]	317

Studien und Bemerkungen über epigraphische und heraldische Denkmäler Schlesiens aus dem 13. und 14. Jahrhundert.

Erster Teil.

Von

Paul Bretschneider.

Die folgenden Abschnitte sind aus mehr oder weniger zufälligen Begegnungen mit einigen älteren epigraphischen und heraldischen Denkmälern Schlesiens erwachsen. Sie bewegen sich vornehmlich im Bereiche der Majuskel und des Dreieckshildes. Eine planmäßige neue Durchforschung aller hierher gehörigen Monumente der Heimat wäre sicher sehr wünschenswert und würde, wie schon unsere wenigen Beispiele lehren, den Regesten zur schlesischen Geschichte (= SR) manche Ergänzung und Berichtigung zuführen. Leider ist es ein sehr kostspieliges Studium, da die über das ganze Land verstreuten Denkmäler in den meisten Fällen an Ort und Stelle besucht werden müssen. Lichtbilder, auch die besten, werden viele Fragen immer ungelöst lassen. Aus diesem Grunde mußte ich einige Abschnitte zurückstellen, die ich in einem folgenden Jahrgang dieser Zeitschrift mitteilen zu können hoffe.

1. Das Siegel des Janus, Sohnes des Jarachius, vom Jahre 1216.

Im Jahre 1216 o. T. urkundet Janus Jarachii quondam filius über seine alten und neuen Schenkungen an die Marienkirche zu Kamenz (SR 171, Abdruck C. d. Sil. X 2). Das spitzovale, etwa 36×24 mm große Siegel des Ausstellers hat die Umschrift: SIGILL· IANI· FILII· IARACHII. Es ist bei Alwin Schulz, Schles. Siegel (1871), als Nr. 62 abgebildet und S. 14 unter den Laiensiegeln beschrieben. Dort heißt es bezüglich des Siegelbildes: „Wir sehen den Ritter auf einem Lehnstuhl sitzen und in einem aufgeschlagenen, auf einem Pulte liegenden Buche lesen. Die Buchstaben BEAC sind in dem Buche deutlich zu erkennen, und wir ersehen daraus,

daß dasselbe ein Psalterium ist, da bekanntlich der erste Psalm mit den Worten *beat(us) vir qui non abiit etc.*) beginnt.“

Schon aus dieser Beschreibung, der nur noch hinzuzufügen wäre, daß der Raum über dem Psalterium durch ein schwebendes Kreuzchen gefüllt ist, und daß der Siegler ein bis zu den Füßen reichendes Gewand trägt, geht mit aller Deutlichkeit hervor, daß es sich hier um kein Rittersiegel, sondern allein um ein Geistlichensiegel handeln kann¹⁾. So viel Standesgesinnung hatte im Mittelalter der Ritter wie der Geistliche, daß er auf seinem Siegel nicht als ein anderer erscheinen wollte als der er war. Wir werden darum trotz der Fülle erhaltener Rittersiegel kein einziges finden, das dem des psalterbetenden Janus gleichkäme; ebensowenig aber ein Geistlichensiegel, das seinen Inhaber wie einen Ritter darstellte. So weltlich auch immer einzelne Kleriker lebten, so oft sie „unter Helme ritten“, im Siegel kam davon nichts zum Ausdruck. Das bezeugen nächst dem gesamten Bestand an Geistlichen Siegeln auch deutlich die Verse Hugos von Trimberg, der um 1300 in seinem „Renner“ von den verweltlichten Prälaten sagt, daß selten ir keiner begert an zesehen, wie er ste an sinem insigel, d. h. daß die Prälaten zwar im wirklichen Leben vielfach ritterliche Rüstung trügen, auf ihren Siegelbildern aber immer geistliche Kleidung. Wenn gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts Kleriker zunächst Wappenfiguren ohne Schild, dann solche mit Schild, schließlich auch behelmte Wappen in ihre Siegel aufnahmen, dann spricht dies nicht dagegen, denn Wappendarstellungen hatten nicht lange den ursprünglichen Sinn der Wiedergabe wirklich geführter Kriegswaffen festgehalten, sondern waren zu Familienzeichen geworden, deren sich auch Frauen in ihren Siegeln bedienten²⁾. Nur ein einziger Bischof ist, soweit bekannt, von den Siegelsitten seines Standes so sehr abgewichen, daß er sich ein Reitersiegel machen ließ, das ihn in vollem Turnierschmuck zeigt: Thomas von Durham im Jahre 1345 (Abb. b. Gustav A. Senler, *Gesch. d. Siegel*, Leipzig 1894, S. 197).

Unter den mannigfachen Darstellungen in Geistlichen Siegeln finden wir übrigens den psalterlesend sitzenden Siegler gar nicht selten. Schulz selbst bringt ein Beispiel als Nr. 35, das Siegel des Breslauer Domkustos Bartholomäus. Es hängt sogar an der-

¹⁾ Vom „Ritter“ Janus spricht auch Joh. Heyne, *Gesch. d. Bist. Breslau I* (1860) 262.

²⁾ Näheres ist zu ersehen aus meinen „Grundzügen der geschichtl. Entwicklung bischöflicher Heraldik“, *Vierteljahrsschr. f. Wappen-, Siegel- u. Familienkunde d. Vereins „Herold“*, XLV (1917) 60–89.

selben Urkunde wie das des Janus. Ein gleiches Bild zeigt das ältere der zwei Siegel des Jakob doctor legum bei Paul Pfothauer, Schles. Siegel (1879) A. 69. Auch stehend vor dem Lesepult lassen sich geistliche Siegler häufig abbilden. Ein Beispiel siehe bei Egon Frhr. v. Berchem, Siegel² 1923, Abb. 61: Hermann, Scholaster von Regensburg.

Betrachten wir die Zeugenreihe der Urkunde von 1216, so kommen wir zu demselben Ergebnis: Janus war ein Geistlicher, und zwar von hohem Stand oder vornehmer Abkunft, denn seine sämtlichen Urkundenzeugen gehören dem hohen Klerus an. Es sind diese: Heinrich Erzbischof von Gnesen, Lorenz Bischof von Breslau, Egidius Archidiacon des Breslauer Domstifts, Ivo (der spätere Bischof von Krafau) Kanzler des Herzogs Lesko, Bartholomäus Austos (des Breslauer Domstifts) und Vinzenz Domherr von Plock.

Nun fragt es sich, ob wir unsern Aussteller und seinen Vater Jarachius näher feststellen können.

1210 XI 1 (SR 138, Abdr. C. d. Sil. X 1) gründet Bischof Lorenz von Breslau die Augustinerpropstei zu Kamenz und stiftet sie u. a. mit dem Zehnten in Grochovischa filiorum Jarachii aus.

1223 VIII 6 (SR 273 b) erscheint Jaroslaus, Sohn des Jarachius, Kastellan von Ritschen, unter den Zeugen einer Urkunde des Bischofs Ivo von Krafau.

1226 o. L. (SR 296) heißt die Zeugenreihe einer Urkunde des Herzogs Heinrich I. v. Schlesien: Sobeslaw Kastellan von Breslau, Graf Stephan Magnus Kastellan von Bunzlau, Naslaw Kämmerer, Janus Archidiacon, die Grafen Predslaw und Jaracius.

Da Jarachius, der Vater des Janus, 1216 bereits verstorben war, handelt es sich bei dem zuletzt genannten Zeugen vielleicht um seinen Sohn, jedenfalls um einen andern. Der Archidiacon Janus aber ist der des Breslauer Domstifts, der als solcher von 1220 X 22 (SR 230) bis 1227 o. L. (SR 316) bezeugt ist.

Vergleichen wir die Urk. von 1226 o. L. (SR 296) mit einer unechten von 1209 V 10 (SR 132) bezüglich der Zeuggennamen, so finden wir in SR 132 dieselben Zeugen und in derselben Reihenfolge wie in SR 296, nur daß der Kämmerer Naslaw und der Archidiacon Janus zu einer Person, dem Archidiacon Januslaus, zusammengeschmolzen sind; darauf aber folgen in SR 132 noch 21 Zeuggennamen, die ohne Veränderung ihrer Reihenfolge, nur mit Auslassungen, einer echten Urk. v. 1209 V 10 (SR 133), also vom gleichen Tage, entnommen sind. Wir können demnach aus der Erwähnung der Grafen Predslaw und Jaracius in SR 132 für unsere

Zwecke nichts folgern. Der „Archidiacon Januslaus“ ist sogar erweislich falsch, da von 1202 bis 1216 Egidius Archidiacon war.

Der Namenbestand der in den vorstehenden Urkunden erwähnten Familie (Janus, Jarachius, Jaroslaw, Preczlaw) weist mit Sicherheit auf die von Bogrell, zu denen ja auch der erste Propst von Kamenz und spätere Sandstiftsabt Vinzenz gehört hat. Zu Janus vgl. das Register von C. d. Sil. X unter Michelau, zu Jaroslaw dasselbe unter Jaroslaus; bei Preczlaw denken wir sofort an den Breslauer Bischof und seinen gleichnamigen Vater, und der seltene Name Jarac(h)ius begegnet uns noch 1358 VI 30 (C. d. Sil. X 193) und 1360 I 25 (G. A. Stenzel, Bist.-Urk., S. 322 f.) bei einem Bogrell. Auf weitere Umständlichkeiten der Beweisführung können wir aber verzichten, denn in einer Urk. v. 1262 IV 12 (SR 1113, Abdr. C. d. Sil. X 20 f.) wird unser Janus, der inzwischen verstorben ist, ausdrücklich als patruus des Grafen Mrosko (v. Bogrell) und dessen Bruders Gerlach (Dompropstes von Lebus) bezeichnet.

Der Umstand, daß Janus Aleriker ist, aber im Text seiner Urk. v. 1216, der einzigen, die wir von ihm als Aussteller haben, keinen Amtstitel führt, kann ebensowohl andeuten, daß er zurzeit kein höheres Amt bekleidete, als auch, daß er aus unbekanntem Gründen auf dessen Nennung verzichtete. Die Titellosigkeit der Siegellegende aber ist auch sonst häufig bei Geistlichen Siegeln wahrzunehmen (Beispiele bei Schulz Nr. 46 u. Pfotenhauer A 71).

Man könnte in Janus den späteren Archidiacon von Breslau, der 1226 mit den Grafen Predslaus und Jaracius zusammen genannt wird, fast gefühlsmäßig vermuten, wenn ein weiterer urkundlicher Beweis hierfür nicht zu erbringen wäre. Wir haben aber einen solchen Beweis, denn 1249 o. T. (SR 688, Abdr. C. d. Sil. X 8—10) erwähnt Bischof Thomas I. v. Breslau in einer Urkunde, die den Übergang des Klosters Kamenz an die Zisterzienser ausführlich erzählt, seines bischöflichen Einvernehmens mit den filiis Jaroslai et Predslai, qui aiiqua bona eidem clauastro impenderant, et quorum frater dominus Janus archidiaconus Wratislaviensis ipsum claustrum suis patrimoniis donaverat; und 1260 V 14 (SR 1046, Abdr. C. d. Sil. X 15—17) bestätigt derselbe Bischof dem Kloster Kamenz dessen Güter, und dabei heißt es u. a.: Ipsum Kamenez, ubi domus eadem sita est, Rogousca, Istebca, Grochovischa, Pantnou, que ville obvenerunt ipsi monasterio ex donatione domini Janusii archidiaconi Vratislaviensis.

Nehmen wir zu diesen Verwandtschaftsangaben noch die Stelle aus dem ersten Teil des Heinrichauer Gründungsbuches hinzu (in

meiner Übersetzung Darst. u. Quell. 3. schles. Gesch. XXIX S. 41), wo der Kamenzener Propst Vinzenz v. Bogrell Oheim des Grafen Mrosko v. Bogrell, des Kastellans von Ritschen, genannt wird, und die Stelle (ebenda S. 46 f.), die diesen Mrosko als den Sohn des Peczlaw bezeichnet, so ergibt sich mit höchster Wahrscheinlichkeit folgender Stammbaum, dem ich nur hinzufügen möchte, daß der jüngere Jarachius vielleicht mit Jaroslaw identisch ist:

Jarachius † vor 1216

Vinzenz, Propst v. Kamenz, später Sandstifts- abt zu Breslau	Janus, Archid. v. Breslau	Peczlaw	Jarachius	Jaroslaw, Kastellan v. Ritschen
		Mrosko, Kastellan v. Ritschen	Gerlach, Dompropst v. Lebus	

Als Bischof Lorenz das Kloster Kamenz gründete, wies er ihm die Kapelle in Wartha und deren Zehnten in Tbanovo (Banau, Kr. Frankenstein), Priluc (später Frankenberg), Grochovisce (Groch-
witz, Kr. Frankenstein) und Sluseiovo (Schlause, Kr. Münsterberg) zu. Die Kapelle hatte diese Zehnten bereits seit 1189 v. L. (SR 55). Sie wurden später, 1260 V 14 (SR 1046), als die eigentliche Ver-
sorgungsgrundlage von Kamenz bezeichnet (super qua [capella] specialiter monasterium est fundatum). Dazu kamen die Zehnten ville cuiusdam propinque monti, qui dicitur Vedrnich, que fuit quorundam fratrum, quorum unus nomen habuit Golost et alter Vogen (Gollschau und Wonnwitz, Kr. Nimptsch. Der 301 m hohe Kieferberg dazwischen ist wohl der mons Vedrnich). Über die Vor-
geschichte dieser Ortschaft(en) wissen wir nichts. Dagegen lassen sich alle noch zu nennenden Dörfer, aus denen der Bischof dem Kloster weitere Zehnten zuwies, als Bogrellscher Besitz erkennen. Rogousca (Rogau, Kr. Grottkau), Istebca (Grunau, Kr. Frankenstein), Grocho-
vischa filiorum Jarachii (Grochau, Kr. Frankenstein) werden dem Kloster 1216 durch Janus geschenkt¹⁾. Rozomuca (Rosenbach) liegt neben dem Bogrellschen Habendorf (Kr. Reichenbach), wird also auch der Familie gehört haben, ebenso Lopennica (Laubnitz, Kr. Frankenstein), das neben Grunau liegt. Gola (Guhlau, Kr. Reichen-
bach) cum Teutonicis qui in Kydlinis dicuntur manere (Kittelau,

¹⁾ Grochau u. Grochwitz, heute durch Baumgarten getrennt, lassen sich in dieser Zeit noch nicht sicher auseinanderhalten, allein darauf kommt es hier auch nicht an.

Kr. Nimptsch) liegen zwischen Gerlachschorf (Gerlaci villa) und Vogelgesang; der nicht allzu häufige Name Gerlach kommt, wie wir bereits sahen, bei den Bogrell vor, und die Beziehungen der Familie zu Kittelau und Vogelgesang ergeben sich aus der ebenfalls bereits zitierten Urk. v. 1262 IV 12 (SR 1113). Grodcovichi (Altgrottkau) schließlich und Michalovo (Michelau, Kr. Brieg) sind als alter Bogrellscher Besitz vielfältig bezeugt.

Diese Auswahl von Zehnten aus neun Bogrellschen Orten kann kein Zufall sein. Sie legt die Annahme nahe, daß Bischof Lorenz, über dessen Familienzugehörigkeit wir sonst gar nichts wissen, selber ein Bogrell war, etwa ein Bruder des älteren Jarachius. Die Zuweisung der Kapelle von Wartha mit ihren Einkünften wird er aus praktischen Gründen und aus rein bischöflicher Machtvollkommenheit verfügt haben, die der Zehnten von Gollschau und Bonnowitz aus heute unbekanntem Gründen, die der Zehnten aus den Bogrellschen Dörfern aber doch wohl auch als Vertreter seiner Sippe.

Daß der eigentliche Anstoß zur Gründung der Propstei Kamenz der Wunsch war, einen Geschlechtsgenossen, den Augustinerchorherrn Vinzenz von Bogrell, als Oberen eines eignen Hauses unterzubringen, in dem er frei von der Bindung des Sandstifts an die Kongregation von Arrouaise wäre, die er mit einer gewissen Zahl von Anhängern ablehnte, steht deutlich genug in und zwischen den Einleitungszeilen der Gründungsurkunde, namentlich wenn man dazu auch die schon erwähnte erzählende Urkunde des Bischofs Thomas I. von 1249 o. L. (SR 688) vergleicht.

Die Gründung von Kamenz, das unterliegt gar keinem Zweifel, war eine geschlossene Familienangelegenheit des damals so mächtigen Herrengeschlechts der Bogrell. Als solche wird sie auch noch zwei Menschenalter später, als aus der ursprünglichen Augustinerchorherrenpropstei längst eine Zisterzienserabtei geworden war, durch die Angehörigen des Geschlechts aufgefaßt. 1276 IV 24 (SR 1499, Abdr. C. d. Sil. X 26 f.) überweisen Graf Janusius, Graf Stephan, Simon v. Michelau und Graf Bogus von Bogrell deo et beate Marie in domo nostra scilicet in Kamenz ihre Kirche zu Michelau und bedingen sich dieserhalb für sich und ihre Vorfahren und Nachkommen das Gebet der Mönche aus, wozu diese ohnehin verpflichtet seien, maxime cum inicium religionis et foundationis a nostra processerit progenie in loco sepedicto.

Noch bis ins 15. Jahrhundert hinein können wir feststellen, daß sich das Gesamtthaus Bogrell dem Kloster Kamenz dauernd in besondrer Weise verbunden fühlte. Dem entsprechend enthält das

Ramenzer Nekrologium eine Fülle von Pogrellschen Geschlechts-
genossen unter den Namen Pogrell, Habendorf, Michelau oder
sonstigen erkennbaren Bezeichnungen. Wenigstens zehnmal wird der
Ehrentitel fundator, filius fundatorum usw. einzelnen, selbst ganz
späten Vertretern der Familie gegeben. Erst das Zeitalter der
Reformation löste die Verbindung zwischen der Familie und dem
Kloster. Der Glanz des alten, stolzen Herrengeschlechts aber, dem
das Deutschtum Schlesiens im 13. und 14. Jahrhundert Größtes zu
verdanken hat, war schon im 15. Jahrhundert verblichen¹⁾.

2. Der Grabstein der Beatrix, Gattin des Grafen Boruta, in der Klosterkirche zu Heinrichau.

Herr Pfarrer Reinhold Schneider in Heinrichau machte mich
1928 auf einen Grabstein aufmerksam, der am Übergang zwischen
dem nördlichsten der fünf Chorschiffe und dem Verbindungsbau zur
Kreuzkapelle in den Fußboden eingelassen ist. Die an ihrem unteren
Ende um einige Zentimeter gekürzte Granitplatte ist jetzt 185×68 cm
groß²⁾. Eine die vier Ränder der sonst leer gelassenen Oberfläche
begleitende Schrift ist stellenweise fast bis zur Unkenntlichkeit ab-
getreten, so daß es nicht geringer Mühe bedurfte, sie zu entziffern.
Dennoch möchte ich mich für die Richtigkeit meiner Lesung verbürgen.
Die Umschrift beginnt in der Mitte des Kopfendes und lautet:

* HQ ○ // IADAT (○) BEATRIX //
VXOR // COMITIS (○) BORV // TA.

Die charaktervollen und regelmäßigen Majuskeln stehen weit
auseinander. Scharf erhalten ist allein das Kreuz mit dem Anfangs-
wort und dem ihm folgenden Trennungsringel. Die hier noch er-
kennbare Schlagweise  läßt annehmen, daß die Schrift
früher mit Metall oder farbigem Kitt ausgelegt war. Das I hat
in seiner Mitte eine freisrunde Verdickung, das B oben und unten
am Grundstrich hörnchenförmige Ziersporen, das R eine lange
cauda, das M ruht mit Vor- und Nachschwung fest auf der ge-
dachten Grundlinie der Schrift, das trapezförmige A und das V

¹⁾ Zu seinen Beiträgen z. Gesch. des alten einheim. Schlef. Adels (Übersicht der
Arbeiten u. Veränderungen d. Schlef. Gesellsch. f. vaterl. Kultur im J. 1841, Breslau
1842, S. 139—143) brachte G. A. Stenzel eine Zusammenstellung über die Pogrell,
die aber für unsern obigen Zusammenhang nichts Wesentliches bietet.

²⁾ Hier und
späterhin wird immer zuerst die Höhe bzw. Länge, danach die Breite angegeben, die Dicke
aber, auch wo sie feststellbar ist, als belanglos weggelassen. Rechts und links wird immer
im Sinne der Heraldik gebraucht. Das Zeichen // bedeutet Neue Zeile oder, wie im
obigen Falle, Verkrüpfung einer Umschrift.

erscheinen sehr breit, der Horizontalstrich des T sehr lang. Dies alles weist unsern Stein aus schriftstilistischen Gründen in die letzten Jahrzehnte des 13. Jahrhunderts. Eine der Schriftart des Steines fast völlig gleiche Type zeigt das Siegel der Stadt Münsterberg an einer Urk. v. 1293 VIII 1 (SR 2290), abgebildet bei Saurma-Jeltsch, Wappenb. d. schles. Städte, Taf. VII, Nr. 80, oder bei Franz Hartmann, Gesch. d. Stadt Münsterberg, S. 13, Nr. 3, oder in meinem Urkundenb. d. Stadt Münsterberg I, S. 10, Nr. 3.

An das 13. Jahrhundert läßt auch das Wort comes denken. Comes werden in dieser Zeit vorwiegend die Kastellane oder Burggrafen auf den fürstlichen Landesburgen Schlesiens genannt, aber auch andersbeamtete oder unbeamtete Adlige, während die Bezeichnung comes mit dem 14. Jahrhundert sehr selten wird, wie man aus den Registern der SR ersehen kann¹⁾.

Gehen wir nun auf die Suche nach Beatrix und ihrem Gatten, dem Grafen Boruta, so ist zunächst festzustellen, daß sie im Heinrichauer Totenbuche ebensowenig vorkommen als bei den Chronisten. Urkundlich aber tritt ein Boruta — wenn wir von Geistlichen absehen, die ja nicht in Betracht kommen — zuerst 1259 VII 31 (SR 1030) als „Diener“, d. h. Hofjunker²⁾ des Herzogs Heinrich III. v. Schlesien auf. Wohl derselbe wird 1267 VII 27 (SR 1268) in einer Urk. des Herzogs Wladislaw, Erzbischofs v. Salzburg, u. seines Neffen Heinrich IV. Graf Boruta genannt, desgleichen 1269 VII 27 (SR 1329) in einer Urk. der nämlichen Herzöge. Wiederum vielleicht derselbe erscheint 1277 X 9 (SR 1550). Hier urkundet Herzog Boleslaw II. v. Schlesien, daß Dietrich, Sohn des Ritters Boruta, und Borutas Schwiegersohn, der Ritter Reinold, mit Zustimmung von des Letzteren Gemahlin Elisabeth das Dorf Dnerkwiz (Kr. Neumarkt) an den Abt des Breslauer Sandstifts und den Propst des Spitals zum Heiligen Geist verkauft haben³⁾. Eine Urk. v. 1280 VIII 26 (SR 1636), die einen Boruta ohne nähere Bezeichnung als Zeugen anführt, kommt als unecht nicht in Betracht.

Über den Wohnsitz oder Hauptwohnsitz des Grafen Boruta fehlt jeder unmittelbare urkundliche Anhalt. Daß es ein Ort nicht allzuweit von Heinrichau gewesen sein wird, ist bei der Wahl dieses

¹⁾ Dieselbe Feststellung läßt sich an den Urkundenveröffentlichungen Polens und Böhmens machen. Eine umfassende Untersuchung über den Titel comes fehlt noch.
²⁾ Konrad Witke, Über die Bedeutung von *famulus ducis* in älteren schles. Urkunden, Schles. Geschichtsblätter 1911, S. 20—24. ³⁾ Dietrich und sein Schwager R(einold) sind auch schon 1276 VI 15 (SR 1508) in einer Urk. über denselben Gegenstand genannt. Für „Schwester Elisabeth“ dürfte auch dort „Gemahlin Elisabeth“ zu lesen sein.

Klosters als Grabstätte der Beatrix wahrscheinlich. Nun taucht 1297 VIII 2 (SR 2473) ein Borsuta domicellus ducis Opoliensis auf, der mit dem in den folgenden Jahren vielgenannten Ritter Boruta von Stachau identisch ist (vgl. besonders SR 3325). Wie er genealogisch mit dem Grafen Boruta zusammenhängen mag, ist nicht zu erweisen; doch kann bei dem verhältnismäßig seltenen Vorkommen des Namens Boruta, bei der geringen Entfernung zwischen Stachau und Heinrichau (etwa 8,5 km Luftlinie) und bei den urkundlich belegten Beziehungen dieses Dorfes zum Kloster an einem genealogischen Zusammenhange zwischen Boruta von Stachau und dem Grafen Boruta kaum gezweifelt werden.

1304 X 9 (SR 2812) erneuert Borislaw Reze von Stachau, der schon 1301 XI 17 (SR 2664) als Borislaw Rexe auftritt¹⁾, dem Kloster Heinrichau die von seinem feligen Vater Sulislaw Reze v. Stachau zur Zeit des Herrn Wladislaw, Erzbischofs v. Salzburg und damaligen Schützers des schlesischen Landes, gemachte Schenkung des Zehnten der Stachauer Herrenhufen. Der hier genannte Sulislaw Reze v. Stachau ist ohne Zweifel identisch mit dem Grafen Sulislaw Rezek, der 1248 XII 6 (SR 686; man streiche das Komma zwischen Sulizl. u. Rezek), 1257 XII 2 (SR 988), 1259 VII 31 (SR 1030, zusammen mit dem „herzoglichen Diener“ Boruta), 1261 III 19 (SR 1078) und 1278 VII 22 (SR 1571) als Urkundenzeuge auftritt. Ich möchte ihn heute auch, entgegen meiner Anmerkung 102 in Darstellungen und Quellen z. schles. Gesch. XXIX, S. 116, in dem Grafen Sulislaw gen. Irdzech, Sohn des Bartholomäus, aus Urk. 1254 VI 4 (SR 873) und in dem Grafen Sulislaw Urzek aus Urk. 1259 II 20 (SR 1015) wiederfinden.

Die Stachauer gehörten, wie wir aus dem Siegel des Borislaw Reze wissen (Pfortenhauer, Schles. Siegel, S. 33) zur Wappenfamilie Rogala (Büffelhorn und Hirschstange), und es ist wohl kein Zufall, daß sie als Urkundenzeugen so außerordentlich oft dicht neben andern Trägern desselben Wappens aufgeführt werden.

Nach allem Obigen werden wir auch den Grafen Boruta als zu Stachau geseßen annehmen dürfen. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem 1287 II 2 (SR 2006) genannten Grafen Bartholomäus v. Stachau. Die Gleichsetzung von Boruta und Bartholomäus scheint auch sonst vorzukommen, vgl. den Namen des Lebuser

¹⁾ Zu einer gefälschten Urk. v. 1279 IV 5 (SR 1597) erscheint Borizlaus gen. Rezo. Das Totenbuch v. Heinrichau nennt zum 19. November einen Borislaus de Stachow, und die Witve dieses (oder eines andern) B. v. St. wird 1341 III 23 (SR 6561) erwähnt.

Scholastikus 1236 III 2 (SR 491 c) und 1241 o. T. (SR 563), oder den des Glogauer Propstes 1259 o. T. (SR 1009) und 1261 V 25 (SR 1083). Boruta wäre dann für die Jahre 1267—1287 als Graf bezeugt. In etwa denselben Zeitraum wird der Tod seiner Gattin Beatrix zu setzen sein, da sie auf ihrem Grabstein nicht *vidua* oder *relicta*, sondern *uxor* genannt wird. Urkundlich kommt sie nicht vor, wie denn überhaupt der Name Beatrix in den SR nur auf Fürstinnen entfällt und in den schlesischen Nekrologien spärlich vertreten ist).

Setzen wir die Entstehung des Grabsteins der Beatrix ungefähr um 1280 an, so ist er vermutlich immer noch die älteste erhaltene Totenehrung für eine Schlesierin, wenn auch nur um ein wenig älter als der Stein für die 1289 verstorbene Hanna, Tochter Isaaks, vom mittelalterlichen Judenfriedhof in Schweidnitz (Erwin Hünke, Katalog der Ausstellung Das Judentum in d. Gesch. Schlesiens, 1929, S. 8 f.). Die Grabplatte für die 1265 verstorbene Herzogin Anna im Breslauer Klarenkloster ist erst in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts hergestellt worden, und das Denkmal für die ebenfalls 1265 verstorbene Agnes, Tochter Herzog Boleslaws II. v. Schlesien, und ihren Gemahl, den Grafen Ulrich mit dem Daumen von Württemberg, in der Stuttgarter Stiftskirche entstand erst nach 1321. Vom ältesten Grabmal der heiligen Hedwig († 1243) ist weder ein Rest noch eine genauere Kunde²⁾ auf uns gekommen, und das Grabmal für Peter Wlast († 1153) und seine Gemahlin Maria († 1150), das nach neuerer Annahme (Christian Gündel, Das schles. Lumbengrab, 1926, S. 26) zwischen 1270 und 1290 errichtet wurde, kennen wir, da man es 1529 zerstörte, nur aus späten, mangelhaften Abbildungen³⁾.

1) Nur das Totenbuch der Breslauer Prämonstratenser nennt zum 13. Mai eine Beatrix soror de Strelna (Strzelno, Polen), das von Heinrichen zum 1. Oktober eine Beatrix mater fratris Nicolai de Jeschkythil, und das von Kamenz zum 21. Januar eine Beatrix de Poscow, zum 3. August eine Beatrix de Pustow, offenbar Angehörige eines zum 27. April genannten frater Johannes de Puscow (Puschkan, Kr. Schweidnitz?) und seines Bruders Jamisius. Die Vita S. Hedwigis (Ss. rer. Sil. II 82) berichtet von der Wunderheilung einer Beatrix, Tochter des Ritters Ebilut v. Pransnig, den eine Hf. v. 1288 IX 22 (SR 2087) als verstorben bezeichnet. Es scheint sich um die Familie v. Wiesenburg zu handeln, und Ebilut könnte der 1285 nach Okt. 22 (SR nach Nr. 1943) getötete Ritter sein. In einem andern Wunderbericht derselben Vita (ebd. S. 70) wird eine Beatrix als Ehefrau des (urkundlich unbekanntem) Richters Albert v. Pransnig erwähnt. 2) Nach Andeutungen der Vita S. Hedwigis, die bei Herrn Buchs, Schles. Fürstenbilder, Bogen 8, S. 5, zusammengestellt sind, dürfte es sich um ein Lumbengrab gehandelt haben. 3) Bei dieser Gelegenheit möchte ich einmal auf die Marke hinweisen, die sich anscheinend an einer unbedeutenden Stelle dieses Lumbengrabs

3. Die Glocke vom Jahre 1300 aus Klopschen, Kreis Glogau.

Hans Lutsch, *Kunstdenkmäler Schlesiens III* (1891) 50, und nach ihm Hermann Neuling, *Schlesiens Kirchorte*² 1902, S. 128, erwähnen eine Turmglocke der katholischen Pfarrkirche von Klopschen mit der (hier von mir nach dem Original gegebenen) Umschrift: ✠ ANNO · M · CCC · XLISA · SV · P · SVANTOSLAVVM · ABBATVM. Die kleine Glocke, deren unterer Durchmesser 32 cm beträgt, wurde 1897 durch den Klopschener Kirchenvorstand nach Breslau gegeben und mit der Gründung des Breslauer Diözesanmuseums in dieses überführt. An der Gleichzeitigkeit der Glocke mit der auf ihr angegebenen Jahreszahl ist nach allen Stilmertmalen kein Zweifel. Der mit per eingeführte Abt Swentoslaus wird natürlich nicht als der Gießer, sondern als der Stifter oder Veranlasser der Glocke zu gelten haben.

Der Ort Klopschen wurde 1222 o. L. (SR 252) dem Kloster des heiligen Bartholomäus zu Raumburg am Bober verliehen und verblieb im Besitze dieses — 1284 nach Sagan verlegten — Augustiner-Chorherrenstifts bis zur Säkularisation von 1810.

Die Kirche von Klopschen wird urkundlich erst 1342 I 25 (SR 6741) bezeugt (danach zu verbessern C. d. Sil. XXVIII 240, Zeile 44). Die obige Glockeninschrift könnte uns nun leicht veranlassen, das Bestehen der Kirche seit spätestens 1300 als gesichert anzunehmen, wenn nicht der Name Swentoslaus Schwierigkeiten böte. Zunächst müßte man doch an einen Saganer Abt denken. Aber der Name Swentoslaus kommt in der Abtsreihe von Sagan nicht vor. Um 1300 ist Abt Burhard 1297 IX 17 (SR 2479) letztmalig, Abt Peter 1303 III 22 (SR 2749) erstmalig in Urkunden genannt. Der Catalogus abbatum Saganensium führt nach Burhard, dem nur zwei Zeilen betreffend eine Urk. v. 1296 VIII 1 (SR 2429) gewidmet sind, den Abt Peter mit den Worten ein: Abbatizavit post Burghardum secundum Petrus primus, sub quo septimana theolonei nostri in

befunden hat, und die wohl schon auf der verloren gegangenen ersten Zeichnung des Monuments aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts durch eine Beischrift als Monogramma Petri erklärt worden war. Man hat diese Marke seither wiederholt als das „Wappen Peter Wlasts“ angesprochen und (mit unwesentlicher Abweichung) abgebildet, so Thebesius, *Liegnitzische Jahrbücher* (1733) II 12, und noch 1926 Adolf Metau auf einem Plakat für die Zobtener Peter Wlast-Spiele, wo die Marke einfach in den Schild Peters gesetzt ist. Ein Wappenbild liegt sicherlich nicht vor, sehr wahrscheinlich aber ein Steinmetzzeichen. Die Hoffnung, es als solches einmal mit einem bestimmten Meister in Verbindung zu bringen oder wenigstens noch anderweitig vorzufinden, ist freilich sehr gering, aber nicht ganz von der Hand zu weisen.

Sagano est literis principis confirmata. Dies bezieht sich auf eine Urk. v. 1300 III 15 (SR 2594). Ein Abtsname wird in ihr allerdings nicht genannt, aber wir kennen sie heute nur aus einem Kopialbuch des 14. Jahrhunderts, während der Chronist, Abt Rudolf, der seine Arbeit 1398 abschloß, doch wohl noch Anhaltspunkte gehabt haben wird, nach denen er die genannte Urkunde der Abtszeit Peters zuweisen konnte. Nur in Verbindung mit dieser Stelle des Catalogus besteht übrigens die Anmerkung G. A. Stenzels (Ss. rer. Sil. I 182) zu Recht, Peter erscheine in Urkunden aus den Jahren 1300 bis 1304 als Abt.

Somit bleibt uns zwischen den Äbten Burchard und Peter nur eine Lücke von 1297 IX 17 bis 1300 III 15, also von knapp zweieinhalb Jahren, und diese kann uns, zumal sie mit Anfang und Ende von den Launen der Überlieferung abhängig ist, kaum ermutigen, einen Abt Swentoslaus von Sagan hypothetisch einzuführen. Der 1261 o. L. (SR 1071) als Swentossius und 1263 o. L. (SR 1152) als Svantco genannte Prior von Raumburg käme allenfalls in Betracht, aber er wäre zur Zeit seiner Abtswahl doch wohl etwa siebzugigjährig gewesen, und die besonderen Umstände seiner Wahl hätten sich bis in die Zeiten des Chronisten Rudolf schwerlich ganz aus der Klosterüberlieferung verloren. Rudolf hätte Gelegenheit genommen darauf hinzuweisen, wie er auch von Johann II. (1376—1390) hervorhob: Eligitur in abbatem . . . iam sexagenarius (Ss. rer. Sil. I 199).

Näher liegt es, an den Breslauer Sandstiftsabt Swentoslaus zu denken, der von 1292 XII 22 (SR 2258) bis 1302 II 25 (SR 2699) als regierender Abt in Urkunden erscheint. Eine Zusammenstellung über seine Amtszeit bringt die Chronica abbatum B. M. V. in Arena (Ss. rer. Sil. II 181 f.), ohne über den Rahmen des auch anderweitig Bekannten hinauszugehen. Ist dieser Abt der Urheber der Klopschener Glocke, dann wird man freilich annehmen müssen, daß sie ursprünglich für das Sandstift oder eine dem Sandstift unterstehende Kirche bestimmt war, und aus unbekanntem Gründen schließlich irgendwann nach Klopschen gekommen ist.

So erweist sich die älteste Glockeninschrift historischen Inhalts in Schlesien leider als Aussage, mit der wir heute nichts Bestimmtes mehr anzufangen vermögen.

4. Der Grabstein des Ritters (Hermann?) von Lossow († 1313) bei der Kirche zu Radmeritz, Landkreis Görlitz.

In der Friedhofsmauer der evangelischen Pfarrkirche zu Radmeritz befindet sich seit 1713 das Fragment einer hochrechteckigen Sandsteinplatte, von der etwa das untere Drittel fehlt. Ihre Breite beträgt 83 cm. Von einer im rechten Ober Eck beginnenden, außen und innen mit einer einfachen Linie begleiteten vertieften Umschrift sind noch die Worte erhalten: † ANNO · DNI † // M^o · C^o C^o C^o · XIII^o † XI // // S · DE · LOSSOW. Vom Schlußbuchstaben des Vornamens ist zwar nur noch ein Bruchteil vorhanden, es kann sich aber nur um ein S handeln.

Die von der Umschrift begrenzte Innenfläche trägt in Richtigkeit die Vorderansicht eines Ritters, „der mit Eisenhut auf dem Topfhelm, Kettenhemde mit übergestreiftem Lederkoller bekleidet ist, mit der Rechten das Schwert, mit der Linken das (!) Wappenschild faßt“. So beschreibt Hans Lutsch, Kunstdenkmäler Schlesiens III (1891) 754, die Figur des Steins. Im Textband zum Bilderwerk schlesischer Kunstdenkmäler (1903), Spalte 325 f., bringt derselbe Verfasser eine Abbildung des Lossowsteines, den er „den ältesten überhaupt datierten der Provinz“ nennt, und gibt nochmals eine Beschreibung der Tracht des „Ritters Lossow mit dem Eisenhute auf dem hier langgezogenen Keß oder Barte, der im vorliegenden Falle einem Topfhelme ähnelnd, nur für die Augen schmale Schlitze, für den Mund kleine Luftlöcher zeigt, mit dem Kettenhemde und übergestreiften Panzerhemde“.

Durch diese zweite Beschreibung wollte Lutsch offenbar seine erste verbessern, allein die eine ist so falsch wie die andre.

Es handelt sich zunächst weder um einen Eisenhut über einem Topfhelm noch um einen Eisenhut, dem ein Keß oder Bart, d. h. ein Gesichtsschutz beigegeben wäre, der einem Topfhelme nur gleiche. So schwer machten es sich die Ritter jener Zeit gewiß nicht, daß sie zwei eiserne Helme, nämlich den allein (d. h. ohne die unterziehende Helmcappe und Polsterung) bis 5 kg und mehr wiegenden Topfhelm und darüber noch den Eisenhut getragen hätten. Auch der Eisenhut allein kommt kaum in Betracht, da er gewöhnlich der Helm des gemeinen Mannes, nicht des Ritters war, und das Rinneff am Helm oder der an der Brust anzustedende „Bart“ gehören erst in die Zeit des Plattenharnischs und sind, auch bei kindlichster Zeichnung, von einem Topfhelm recht wohl zu unterscheiden.

In Wahrheit trägt unser Ritter nur den Topfhelm und auf diesem die mehr für das Turnier als für den Krieg bestimmte und

aus leichtem Stoffe hergestellte Helmzier in Gestalt eines breitkrempigen Hutes, der, wie seine zeichnerische Aufteilung durch mehrere Horizontalstriche beweist, zweifarbig gestreift zu denken ist, wahrscheinlich von Silber und Rot, den wenigstens für später bezugten Wappenfarben der Vossow. Daß solche und ähnliche Hüte als Helmzierden keineswegs ungebräuchlich waren, belegt jedes beliebige Lehrbuch der Heraldik, nächstdem auch viele noch heute geführte Wappen älterer Geschlechter. Wie häufig aber Helmzierhüte gerade zur Zeit unseres Ritters vorkamen, ist aus der Züricher Wappenrolle (um 1335/45) zu ersehen. Die drei ersten Lieferungen der neuen, prachtvollen Facsimileausgabe von Waltherr Merz und Friedrich Hegi, 1927 ff., bringen unter ihren 450 Wappen allein etwa 40 solcher mit Helmzierhüten, wenn wir nur die unserm Beispiel ähnlichsten heranziehen, viel mehr aber, wenn wir abweichendere Formen mitberücksichtigen¹⁾.

Ein weiterer Irrtum Lutsch' betrifft das Oberkleid des Ritters, das er einmal als Lederkoller und einmal als Panzerhemd bezeichnet. Es handelt sich in Wahrheit um den Lendner, den über dem Kettenpanzer getragenen ärmellosen Waffenrock, der für den Krieg wohl aus Leder sein konnte, für das Turnier und den sonstigen Festprunk aber aus leichtem farbigem Stoff, meist aus Seide²⁾, gewählt wurde. Daß dieser leichte Lendner dargestellt werden sollte, ergibt sich aus den geschweiften Falten, die er vom Gürtel aufwärts bildet.

In keiner seiner beiden Beschreibungen geht Lutsch auf den Schild des Ritters näher ein. Er ist ja leider nur in seiner oberen Hälfte erhalten, zeigt aber doch noch deutlich genug Kopf, Brust und Vorderpranken eines aufgerichteten wolfsähnlichen Tieres.

Name und Schildbild weisen unsern Ritter der noch lebenden Familie von Vossow zu, die in einem von Silber und Rot schräglinks geteilten Schilde einen aufgerichteten Luchs führt. Zwar ist der Luchs heute auch die Hauptfigur ihrer Helmzier — über das Beiwerk, Büffelhörner oder Federn, herrscht Uneinigkeit —, aber Helmzierden unterlagen bekanntlich im 14. Jahrhundert noch recht leicht dem Wechsel, und es scheint, daß insbesondere die Hüte gern gegen vornehmere Kleinodfiguren eingetauscht wurden, nachdem sie ihre Aufgabe als Schattenspende für den Helm an die entwickelteren Helmedecken abgetreten hatten. Man vergleiche den wissenschaftlichen

¹⁾ Von Siegeln vgl. das Reiteriegel des Herzogs Erich v. Sachsen-Lauenburg († 1361), abgeb. b. Seyler, Gesch. d. Siegel S. 267, dessen Helmzierhut dem des Ritters Vossow in Gestalt und Größe völlig entspricht. ²⁾ Nibelungenlied Str. 439; Gottfr. v. Straßburg, Tristan u. Isolde, v. 6557 ff.

Text zu den Nummern 50, 47, 58, 80, 95, 104, 107, 118, 122 usw. in der oben genannten Ausgabe der Züricher Wappenrolle.

Die Vossow erscheinen zuerst mit Henricus de Loitzow im Jahre 1211. Peczko von Vossowe, mit dem die heutigen Vossow ihre Stammreihe beginnen, wird 1300—1323 als miles und consiliarius des Markgrafen von Brandenburg, 1316 als Besitzer von Gramzow (Uckermark) erwähnt (Gothaisches Geneal. Taschenb. d. Uradeligen Häuser 1916, S. 512 f.). In die Oberlausitz kamen die Vossow mit ihren Lehns Herren im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts. Die Zittauer Annalen erzählen, ein Ritter Otto v. Vossow mit seinen Brüdern habe sich 1291 (1281?) des Prinzen Wenzel von Böhmen des Sohnes Ottokars II., bemächtigt und ihn nach Zittau gebracht. Im Jahre 1284 halfen Otto und Hermann v. Vossow den Brüdern Bernhard und Otto v. Ramenz bei einem Raube auf den Gütern des Klosters Marienstern in der Nähe von Bernstadt.

Otto, Hermann und der bereits erwähnte Peczko scheinen Brüder gewesen zu sein. Otto und Peczko überlebten das Jahr 1313, Hermann aber ist nach 1284 nicht mehr genannt. In ihm dürfen wir den 1313 verstorbenen Ritter des Radmeritzer Steins vermuten, dessen Vorname ja auch mit einem S endigt, also Hermannus geheißen haben kann.

Radmeritz ist zwar nirgends als Vossowscher Besitz erwiesen, aber Zittau, Ramenz, Marienstern, Bernstadt liegen in seiner Nähe, und ebenso Reichenau, Ostritz und Leuba, wo ein späterer Hermann v. Vossow 1357 bis 1362 als Urkundenzeuge auftritt. Man wird also annehmen dürfen, daß die Vossow mindestens von 1284 bis 1362 zu Radmeritz gesessen waren, zumal in den Zwischenjahren niemals andre Herren von Radmeritz genannt werden.

Hermann Knothe, dessen Gesch. d. Oberlausitzer Adels I (1879) 338 f. die vorstehenden Nachrichten über die Lausitzer Vossow zum Teil entnommen sind, erwähnt noch eine ältere Abbildung des Radmeritzer Vossowsteins bei Nathanael Gottfried Veste, Reise durch Sachsen, Leipzig 1785, S. 429. Weitere Abbildungen nennt R. Döhler im Neuen Lausitzischen Magazin LXXXI (1905) 8. Alle Abbildungen aber zeigen den Stein bereits in der fragmentarischen Gestalt von heute.

Die ganze Umschrift dürfte gelautet haben: Anno domini MCCCXIII, XI. (Tagesdatum) obiit Hermannus de Losow. Der Tag findet sich vielleicht noch einmal in einem oberlausitzischen oder brandenburgischen Nekrologium.

5. Der Grabstein des Ritters Martin Busewoy in der Klosterkirche zu Leubus.

Von vier einheitlich behandelten Figurengrabplatten (Sandstein mit ziselirten Bronzeinlagen), die die ehemalige Zisterzienserkirche von Leubus birgt, sind drei durch die Abbildungen bei Herm. Luchs, Schles. Fürstenbilder Taf. 6, 14 u. 15, in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es sind die Denkmäler für Herzog Boleslaw den Langen († 1201), Herzog Przemislaw v. Steinau († 1289) und Herzog Konrad v. Sagan, Dompropst v. Breslau († 1304). Weniger bekannt ist das vierte Denkmal, das des Ritters Martin Busewoy, dessen Beschreibung Alwin Schulz in den Abhandlungen d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur, Philos.-hist. Abt. 1870, S. 80 bietet. Hans Lutsch, Kunstdenkm. Schlesiens II (1889) 613, gibt die Maße des Steins mit 198×95 cm an.

Über die Entstehungszeit aller vier genannten Grabplatten herrscht seit Schulz und Luchs Einigkeit: Sie gehören den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts an.

Leider verrät uns die Umschrift des Busewoysteins über den Dargestellten nicht viel mehr als den Namen, wie wir das so oft bei Grabsteinen jener Zeit erleben. Der Text der stark abgekürzten Majuskellegende lautet aufgelöst:

Bello, consilio virtuteque floruit iste

Martinus Buzwoy, cuius sis gloria, Christe.

Die zwei untadeligen endgereimten Hexameter gehen gewiß auf denselben Leubuser Hausdichter zurück, der den Text des Przemislawsteines mit zwei ebenso untadeligen doppelgereimten und den des Konradsteines mit zwei fast ebenso guten binnengereimten verfaßt hat. Es möge auch dies beiläufig betont werden, weil es als sprachstilistischer Beweis zu den ohnehin augenfälligen bildnerisch- und epigraphisch-stilistischen Gründen hinzutritt, die eine etwa gleichzeitige Entstehung der Steine bezeugen. Wenn der Text des Boleslawsteines von dem der drei andern durch seine schlichte Prosafassung absticht, so können wir daraus schließen, daß er von einem älteren Steine, den der Klostergründer doch wohl bald nach seinem Tode erhalten haben wird, herübergenommen worden ist. Um aber doch gerade Boleslaw nicht mit einem dichterischen Epigramm zu übergehen, hat ohne Zweifel derselbe Dichter die vier paarig endgereimten Hexameter geschaffen, die sich auf dem verloren gegangenen hölzernen Schutzdeckel des Boleslawsteines befanden, und die schon in die Epitaphia ducum Silesiae (14. Jahrhundert) aufgenommen und nachmals sehr oft abgedruckt worden sind.

Wer war nun Martin Busewoy? Die Suche nach seiner Person hat sich Colmar Grünhagen für den ersten Teil der SR nicht allzu schwer gemacht. Er schreibt (C. d. Sil. VII 1², S. 238 f.):

„1240 o. T. Martin Busewoy stirbt und wird in Leubus begraben. Wahrendorff, Liegnitzische Denkwürdigkeiten 193, unter Berufung auf ein Täfelchen an einem Pfeiler der Busewoy-Kapelle in der Kreuzkirche zu Liegnitz.“ Dann folgt das Wesentliche aus Schulz' Mitteilungen über den Busewoystein.

Die späteren Regestenbände kommen auf diesen Stein nicht mehr zurück, und auch sonst scheint man der Frage, wer der Verstorbene war, nicht genauer nachgegangen zu sein.

Das „Täfelchen“ der Busewoykapelle zu Liegnitz ist längst nicht mehr vorhanden. Wir wissen nur aus Wahrendorffs 1724 erschienenem Buche, daß es eine Zusammenstellung des 16. Jahrhunderts über die Busewoy enthielt. George Thebesius († 1688) erwähnt in seinen 1733 herausgegebenen Liegnitzischen Jahrbüchern nichts von einem Liegnitzer Täfelchen, sondern druckt (II 207) neben der Inschrift des Leubuser Steines eine heute auch nicht mehr vorhandene deutsche Inschrift aus Leubus ab: „Anno 1240 ist in GOTT entschlaffen, Herr Martin von Buswen, und ist allhier begraben.“ Beide Tafeln ebenso wie die bei Thebesius angeschlossene Sage über Ritter Martin lassen erkennen, daß bei den Busewoy des 16. Jahrhunderts lebhaft familiengeschichtliche Bestrebungen im Gange waren, wie sie auch sonst für die Renaissance bezeichnend sind¹⁾.

Begeben wir uns nun an die Nachprüfung! Zunächst sieht ein Name wie Martin Busewoy (-woji, -wogii) schon nicht recht nach der Zeit vor 1240 aus. Solche Namenbildungen mit lateinischgenetivischem Patronymikon, z. B. Ludko Pacoslai, werden erst in der nächsten und übernächsten Generation beliebt. Auch das gänzliche Schweigen der Urkunden vor 1240 über einen Martin Busewoy muß auffallen. Doch das würde beides noch nichts Sicheres beweisen. Was für einen Anlaß aber sollten die Leubuser Mönche oder selbst die Familie des Ritters gehabt haben, einem Manne ein Denkmal zu setzen, der mindestens sechzig, vielleicht gar achtzig oder noch mehr Jahre tot war? — Mit dem Stifterherzog Boleslaw war das etwas ganz anders.

¹⁾ Beispiele von Gedächtnistafeln der Renaissance für einzelne Familien hängen noch mehrfach in den Nürnberger Kirchen und im Germanischen Museum.

Sonach werden wir in Martin Busewoy eher einen zur Zeit der Herstellung des Denkmals soeben Verstorbenen sehen müssen, der zum Kloster Leubus enge Beziehungen gehabt, und dessen Lebensstellung so beschaffen gewesen war, daß es nicht unmöglich oder lächerlich wirkte, wenn er mit der Ausstattung seines Steins dem Stifterherzog und den beiden andern fürstlichen Wohltätern Przemislaw und Konrad an die Seite gesetzt wurde.

Es ist nicht schwer, aus dem erhaltenen Urkundenbestande einen solchen Mann zu ermitteln, ja wir haben nicht einmal die Qual der Wahl, da wir nur einen Martin Busewoy um die fragliche Zeit kennen.

1289 o. T. (SR 2104) schenkt Heinrich (III.), Herzog v. Schlesien, Herr v. Glogau, den Magdalenerinnen zu Raumburg am Queis vier Hufen, die sein Diener Martin, der Sohn des Ritters Budi-vogius, in der Stadt Beuthen (an der Oder) besessen hatte.

1294 V 6 (SR 2315) treten unter den fünfzig ritterlichen Bürgen Herzog Heinrichs V. von Breslau gegenüber dem vorgenannten Glogauer Herzog die Ritter Markus (!) und Bronislaw von Borganie (!) auf. Paul Pfothenhauer (Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. XVI [1882] 169) sucht in ihnen den Ritter Martin Busewoy und seinen bald noch zu erwähnenden Bruder Bronislaw, und das ist bei der kläglichen Überlieferung aller Eigennamen in dieser nur aus späten Übersetzungen bekannten Urkunde wohl möglich¹⁾. Martin mußte dann vor dem schmachlichen Überfall des Glogauer auf den Breslauer Herzog (1293 um Nov. 11) in die Dienste des letzteren übergetreten sein.

Von 1306 VI 6 (SR 2893) bis 1313 IX 30 (SR 3375) kennen wir weitere sechzehn Erwähnungen des Ritters Martin Busewoy. Er gehört in diesen Jahren zum Hofgesolge der herzoglichen Brüder Boleslaw III., Heinrich VI. und Wladislaw (Grotfend I 45—47). Dabei ist er wiederholt Urkundenzeuge in Angelegenheiten des Klosters Leubus. Die beiden Urkunden aber, denen allein wir nähere persönliche Nachrichten über ihn verdanken, zeigen ihn zugleich auch als Wohltäter dieses Stifts.

Hier die Regesten, soweit sie für unsern Zusammenhang notwendig sind.

I.) 1311 XII 28. Boleslaw und Wladislaw, Herzöge v. Schlesien u. Herren v. Brieg u. Liegnitz, bekennen, daß ihr lieber Getreuer

¹⁾ In der Fußnote Pfothenhauers ist übrigens die Anführung „1317 Nov. 19 (Leubus 161b)“ zu verbessern in „1311 Nov. 19 (Leubus 160b)“.

Martin gen. Budzywoj das Erbrecht auf eine Badestube und auf das Schrotamt zu Liegnitz, das er vom Vater und Großvater der Aussteller (also bereits vor 1278, da Boleslaw II., der Großvater der Herzöge, in diesem Jahre starb) erhalten und dann seiner Gemahlin Lussa zum Leibgedinge mit der Bestimmung ausgesetzt hatte, es solle nach ihrem Tode an die Herzöge zurückfallen, nunmehr von diesen erkaufte hat. Lussa, die von ihrem zweiten Manne Schiplo Kinder hatte, hat mit Martin (der also ihr dritter Ehemann war) vereinbart, daß sie und ihre Erben dem Martin und dessen Erben jährlich $7\frac{1}{2}$ Mark tgl. Groschen auszahlen und dafür die Badestube und das Schrotamt innehaben sollen. Martin aber hat in Sorge um sein und seiner Vorfahren Seelenheil von diesen $7\frac{1}{2}$ Mk. jährl. Einkommens mit Einwilligung seiner Brüder dem Abt und Konvent von Leubus 7 Mk. jährlich für immer geschenkt (SR 3245, mit ganz mißverstandenen Passus, durch den aus dem Vater und Großvater der Herzöge Vorfahren der Lussa gemacht werden. Vgl. den Text bei Schirrmacher, Liegnitzer Urkundenbuch S. 22 f.).

II.) 1312 IV 28. Konrad, Erbe des Königreichs Polen, Herzog v. Schlesien, Herr v. Kalisch u. Dels (Grot. II 9) bezeugt, daß der Edle Martin, Sohn des verstorbenen Bodewogus, zu seinem und seiner Vorfahren Seelenheil unter Zustimmung seiner Brüder Bronizlaus, Clemens und Zwola den Klosterbrüdern zu Leubus in Gegenwart von des Herzogs Vater Heinrich (III. v. Glogau, † 1309) sein Erbgut Tharchaldorf (Tarxdorf bei Steinau a. D.) mit allen Zugehörungen aufgereicht habe (SR 3274, mit begründeten Zweifeln an der Echtheit der Urkunde. Es hätte noch auf die für 1312 unmögliche Titulatur des Ausstellers „Herr von Dels“ hingewiesen werden können. Das Tatsächliche der Urk. wird indessen zu Rechte bestehen).

Den Inhalt beider Urkunden bringt das Leubuser Totenbuch zum 3. April: „Item obiit d. Martinus miles dictus Buzewoy, qui legavit domui villam Tarxdorff et in civitate Legnicz VII marcas singulis annis in stuba balneari situata super fluvium qui dicitur Katzbach, pro solenni servitio conventui in die b. Laurentii.

Fassen wir die Lebensdaten Martins übersichtlich zusammen, so ergibt sich: Sein Vater, der Ritter Budiwoj, ist der Namengeber des Geschlechts. Dieses ist slawisch, wie die Namen fast aller Verwandten Martins bekunden. Da Martin schon von Boleslaw II. also spätestens 1278, ein Privileg erhalten hat, wird er den Zeitpunkt seiner letzten Erwähnung, den 30. September 1313, nicht

allzulange überlebt haben. Seine 1311 noch lebende Ehefrau Lussa, die vorher zweimal verheiratet war, hat aus ihrer zweiten Ehe mit einem gewissen Schiplo Kinder¹⁾. Martin selbst hat keine Kinder, sonst hätten sie in der Urk. v. 1311 XII 28 erwähnt werden müssen. Seine Kinderlosigkeit ist auch der unausgesprochene Mitanklaß zu seinen großen Alterszuwendungen an das Kloster Leubus. Zwei Brüder Martins, die Ritter Bronislaw und Zwola, stehen gleich ihm in Herzogsdiensten und erscheinen urkundlich noch längere Zeit nach seiner letzten Nennung. Den dritten Bruder Klemens kennt nur die unechte Urk. v. 1312, und so ist seine Existenz zweifelhaft. Der ebenfalls nur einmal, 1311 II 15 in einer Urkundenabschrift (SR 3186), genannte Gunczel Budiwoy wird wohl Brunzel = Bronislaw sein. An einem 3. April, frühestens 1314, spätestens wahrscheinlich 1316, ist Martin verstorben.

In diesem Manne, nicht aber in einem angeblichen Träger des gleichen Namens aus der Zeit vor 1240, werden wir den zu Leubus Bestatteten sehen müssen²⁾. Die Mönche könnten ihm sehr wohl aus eigenem Antrieb und in frischem dankbarem Gedenken an seine Zuwendungen sein schönes Denkmal³⁾ gesetzt haben. Möglich ist es auch, daß er selbst noch die ersten Leubuser Steine unserer Gruppe entstehen sah und dann lektwillig für sich einen gleichen bestimmte.

Was Martin in seinem Leben an Kriegstaten (*bello*) vollführt hat, wissen wir nicht im einzelnen; nur daß seine herzoglichen Herren genugsam für Gelegenheiten dazu sorgten, steht fest. Als Ratgeber derselben Herren aber (*consilio*) und als Fürsorger für sein und der Seinigen Seelenheil (*virtute*) zeigen ihn die Urkunden. So war es offenbar keine leere Phrase, sondern eine wirkliche kleine Biographie, die ihm der Leubuser Hausdichter für seinen Grabstein schuf; ein Epigramm, wie solche schon das Altertum liebte, und freilich auch noch besser konnte. Man denke an das feine

¹⁾ 1316 VIII 5 (SR 3597) wird Luceo, Schwiegerohn der Baderin Schipillime Luce erwähnt. Es muß befremden, daß die Frau Martin Busewoyß hier wieder nach ihrem vorigen Ehemanne genannt wird. Vielleicht darf man in dem Mangel jeden Hinweises auf Martin ein Zeichen seines inzwischen erfolgten Todes sehen. ²⁾ Dasselbe naheliegende Ergebnis hat übrigens schon Joh. Heyne (Dokum. Gesch. d. Bist. Breslau I [1860] 910) kurz ausgesprochen, nur setzte er willkürlich Martins Tod in das Jahr 1340, um die überlieferte Jahreszahl 1240 wenigstens in etwa zu schonen. ³⁾ Leider sind von den Bronzeinlagen der ganze obere Teil des Körpers und mehrere Buchstaben der Umschrift seit langem verloren gegangen, und weitere Beschädigungen werden bei der schon 1889 von Lutsch beklagten, aber bis heute nicht geänderten ungünstigen Lage des Denkmals (vor der Tür der Fürstkapelle) bestimmt nicht ausbleiben.

Distichon auf den Dichter Vergil (Mantua me genuit . . .), das sich zuerst in dessen Vita bei Donatus, also an einer im Mittelalter vielgelesenen Stelle findet, und von dem vielleicht alle solche biographischen Versumschriften mittelalterlicher Grabsteine ihre Anregung erhalten haben.

6. Der Grabstein des Geistlichen Bertold († 11. Juni 1316) an der katholischen Pfarrkirche zu Sprottau.

Am Turme der katholischen Pfarrkirche zu Sprottau ist eine 176×82 cm große Sandsteinplatte eingefügt, die das geritzte Bild eines jugendlichen¹⁾ Geistlichen unter einem gotischen Wimperg zeigt. Der Dargestellte ist anscheinend mit Talar und Superpelliceum bekleidet und hält in der rechten Hand ein Buch, auf dem ein kleiner Kelch steht. Die Umschrift des Steines ist innen und außen von einfachen Linien begleitet und beginnt in der Mitte des Kopfendes. Etwa 4—6 Buchstaben sind mit dem rechten Oberen der Platte verloren gegangen. Das Übrige lautet: † AR // HO ꝛ DOMINI ○
○ ○ ANNO // XVI ○ OB // IT = BARTOLD²⁾ ○ D // A.
Die Fortsetzung, in kleinerer Schrift an der linken Seite der Figur hinablaufend, nennt den Todestag: DIE ○ BARNABA (= 11. Juni). Von der Umschrift ist die Jahreszahl verhältnismäßig am meisten abgenutzt, aber immer noch zweifelsfrei zu erkennen. Im Vergleich zu der wirklich anmutigen Zeichnung der Figur ist die Schrift in Einzelformen und Aufteilung etwas roh. Das Ganze muß nach seinen Stilmerkmalen bald nach dem Tode Bertolds entstanden sein.

Bisher finden sich folgende Erwähnungen: 1. Hans Lutsch, Kunstdenkmäler Schlesiens III (1891), 117 f. — 2. SR zu 1316 VI 11 (nach Nr. 3581). — 3. Herm. Neuling, Schles. Kirchorte² (1902), S. 304. — 4. Clemens Baier, Gesch. d. Stadtpfarrk. zu Sprottau (1905), S. 11 u. Nachtr. Nr. 6. — 5. Derselbe, Schlesiens ältestes (!) Grabdenkmal, Ztschr. Schlesien I (1907/08) 34, mit Abbildung S. 38. — 6. Felix Matuszkiewicz²⁾, Gesch. d. Stadt Sprottau (1908), S. 32, Anm. 9. — 7. Die Kunst in Schlesien (1927), S. 185.

• Der Kleriker Bertold ist uns urkundlich leider ganz unbekannt. Nach den Attributen Buch und Kelch (nicht Sanduhr, wie Baier

¹⁾ Jugendlüche Züge sind bei den flachen Figurengrabsteinen in Ritztechnik oder mit ziselierten Bronzeinlagen um 1300 noch so sehr die Regel, daß man aus ihnen nichts Sicheres über das wirkliche Lebensalter des Dargestellten ableiten kann. Dasselbe gilt vielfach von Buchminiaturen der Zeit, denen ja die Ritzbilder stilistisch durchaus nahe stehen. ²⁾ Der verehrte Verfasser überließ mir außerdem seine handschriftlichen Ausführungen über den Sprottauer Grabstein, wofür ich ihm auch an dieser Stelle herzlich danke.

will) muß er mindestens Diakon gewesen sein, da den Diakonen das Predigtamt (Buch) und die Kommunionauspendung (Kelch) zustand. Doch finden sich dieselben Attribute bei Priestern, wie denn auch heute noch bei Priesterbegräbnissen Buch und Kelch auf den Sarg gestellt werden. Besonders lehrreich ist eine römische Grabplatte aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts für den Pre(s)-biter Nicolaus de Colmen (Kulm), abgebildet bei Fr. X. Seppelt, Kirchengeschichtl. Festgabe für Anton de Waal (1913) 241, wo Buch und Kelch rechts und links vom Kopfe des Dargestellten schweben.

Pfarrer und Klosterpropst von Sprottau kann Bertold nicht gewesen sein, denn als solcher ist für 1314—1323 Dietrich bezeugt, der als Propst von Beuthen a. O. mit dem Magdalenerinnenkonvent nach Sprottau übersiedelte (seine vielen Nennungen vgl. nach dem Register der SR). Es kann sich also nur um einen Hilfsgeistlichen Dietrichs oder um einen aus unbekanntem Gründen zu Sprottau beigesezten andern Kleriker handeln. Daß die fehlende Stelle der Umschrift seinen Rang bezeichnet hätte, ist kaum möglich. Es gibt keine kirchliche und wohl auch keine andre hierher passende Amtsbezeichnung, die sich mit etwa vier bis sechs Buchstaben zwischen D als Anfang und A als Ende erdenken ließe, gleichviel ob wir ein ausgeschriebenes Wort oder eine Abkürzung annehmen. Dagegen wird an der fraglichen Stelle unzweifelhaft ein kurzer Name gestanden haben, dessen Gerüst entweder D a oder de a war. Zur ersten Form (wie etwa Duba, Duna) geben die SR kein einziges für Sprottau halbwegs passendes Beispiel an die Hand. Hinter der zweiten Form könnte eine Herkunftsbezeichnung (wie de Gora, aus Guhrau, de Brega, aus Brieg) oder ein Adelsname (wie de Lipa, de Borna, de Cirna) stecken. Das Letztere ist wohl wahrscheinlicher. Ein vornehmer Mann wird Bertold schon gewesen sein, keiner vom gewöhnlichen klerikalen Proletariat der Altaristen¹⁾. Wie wäre ihm sonst ein nach Stoff und Ausführung verhältnismäßig recht kostbares Totenmal zuteil geworden?

Nun gehörte in der fraglichen Zeit Eulau (seit 1925 Stadtteil von Sprottau) der Familie von Würben. Daß auch der Breslauer Bischof Heinrich v. Würben (1302—1319) persönlich enge Beziehungen zu Sprottau und Eulau hatte, daß er selber nach altschlesischem (polnischem) Erbrecht am Besitz in Eulau beteiligt war, ergeben mit Gewißheit zwei Urkunden des Sprottauer Magdalenerinnenstifts,

¹⁾ Nutsch überieht das D und ergänzt das Schluß-A zu altarista. Die SR lehnen dies durch ihr eingeklammertes Fragezeichen viel zu wenig entschieden ab.

dessen Verlegung von Beuthen a. D. 1314 XII 1 (SR 3446) durch denselben Bischof erfolgt war.

1318 VIII 31 (SR 3833) schenkt er dem genannten Kloster das ius patronatus, quod in ecclesia parrochiali in Ylavia prope Sprotaviam posita nobis ratione patrimonii competebat, sowie alle Einkünfte der Eulauer Kirche pro nostre et parentum nostrorum animarum remedio.

1318 XI 15 (SR 3857) bestätigt er, daß Tizco de Heslech, olim phasallus noster, zur Ausstattung seiner Tochter Sophie, Nonne zu Sprottau, fünf Zinshufen, quos in Ylavia slavica a nobis olim in feudum obtinuit, ferner die Scholtisei mit einer Hufe, eine Mühle und eine Mühlestatt dem Sprottauer Kloster aufgelassen habe.

Nehmen wir an, daß die Würben, die außer dem Bischof noch gleichzeitig mehrere andere Mitglieder ihres Hauses in kirchlichen Ämtern hatten (vgl. die Register der SR und Konrad Wutke, Würben bei Schweidnitz, Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. XXV [1891] 236 ff.), auch einen Geistlichen namens Bertold zu den Ihrigen zählten, so könnte dessen Grabstätte recht wohl in derjenigen Kirche gesucht werden, die Bischof Heinrich zur Klosterkirche gemacht und mit besonderen Gnaden ausgestattet hat. Der Name de Wirbna (oder Vyrbna, W'bena usw.) aber würde vortrefflich in die Lücke des Sprottauer Grabsteins passen.

Bei der Umschau nach etwa gleichgeeigneten Namen, die zu Sprottau in Beziehung stehen, begegnet uns sonst nur noch ein einziger:

1331 X 2 (SR 5052) schenken die Brüder Johann und Fricco de Owa das nach dem Tode ihres Vaters durch Erbgang an sie gefallene Patronatsrecht der Kirche von Eulau den Sprottauer Magdalenerinnen gegen die Verpflichtung, ständig für das Seelenheil ihres Vaters Martin, ihrer Mutter Uta, der Gattin Johannis Sophie und der Schwestern, Erben und Vorfahren der Aussteller zu beten und wöchentlich zwei Messen lesen zu lassen.

Gerade die Aufzählung einer Anzahl von Verwandten der Aussteller dieser Urkunde belehrt uns aber, daß Bertold nicht zu ihnen gehört haben wird, sonst hätte man wohl kaum unterlassen, ihn, der erst wenig über fünfzehn Jahre tot war, in den Gebetsempfehlungen namentlich hervorzuheben.

Das Wahrscheinlichste bleibt also immer noch, den Sprottauer Grabstein einem Würben zuzuweisen, wie dies Matuszkiewicz bereits 1905 (vgl. Baier, Nachtr. 6) getan hat.

7. Zum Grabstein des Sifrid von Greiffenstein an der Breslauer Kreuzkirche.

Der bei Ausschachtungsarbeiten an der Breslauer Kreuzkirche 1908 gefundene Figurengrabstein aus Granit, 230 × 118 cm, wurde behandelt von Joseph Jungnitz in den Schles. Geschichtsblättern 1909, S. 29 f. und ist daselbst auch gut abgebildet. Die Umschrift gibt Jungnitz richtig wieder bis auf ein Wort: Für MUNDI ist HVMI zu lesen.

Sifrid war nach Jungnitz „Kanonikus des . . . Kreuzstifts und erscheint in Urkunden von 1304 bis 1324 . . . , SR 2776, 2912, 3046, 3715, 4342“.

Sehen wir uns die fünf gemeinten Regesten (die letzte Nummer bei Jungnitz ist ein Druckfehler für 4332) näher an, so ergibt sich, daß nur die ersten vier den Gesuchten unzweideutig als Kreuzstiftskanonikus erweisen, und zwar datiert die erste Nennung von 1304 I 13, die vierte von 1317 IX 22. Die Nummer 4332 von 1324 III 27 nennt einen Kreuzstiftsvikar Syffrid v. Gryphenstein. Die Urk. liegt allerdings nur in einer Abschrift von 1547 vor, und diese könnte in der Zeugenreihe ungenau sein; andererseits aber ist ein Kreuzstiftsvikar Syffrid ohne Beinamen 1322 XI 25 (SR 4240) bezeugt, so daß es vielleicht doch fast gleichzeitig zwei Sifride v. Greiffenstein an derselben Kirche gegeben hat. Dann wüßten wir nicht genau, welchem von beiden der Stein zuzusprechen wäre, zumal die Kirchenkleidung der Figur einen bestimmten Rang nicht erkennen läßt. Nur die ehrenvolle Lage des Grabsteins und der darunter noch vorgefundenen Gebeine, mitten zwischen den beiden äußersten Strebepfeilern der Apsis, den Kopf an der Apsismauer, also schlechthin am Hauptehrenplatz unter allen außerhalb des Kirchengebäudes verfügbaren Plätzen, gäbe der Entscheidung für den Kanonikus einiges Schwergewicht.

Berwunderlich ist es, daß Jungnitz nicht noch weitere Daten für den Kanonikus Sifrid v. Greiffenstein auszuwerten gesucht hat. So können wir zunächst den namengebenden Sitz seines Geschlechts feststellen. Am 25. Oktober 1254 (SR 879) urkundet zu Lauban Wittigo v. Gryphenstein über einen Zins zu Sifridsdorf (Seifersdorf, Kr. Bunzlau), den er ehemals seinem Diener Andreas zu Lahn gegeben hatte, und der nun den Magdalenerinnen zu Naumburg am Queis zufallen solle. Eine zweite Urkunde Wittigos von 1254 XI 6 (SR 883) ist zu Naumburg am Queis ausgestellt und betrifft Altdöls, Kr. Bunzlau. Alle in den beiden Urkunden genannten Örtlichkeiten weisen auf den Greiffenstein, den bekannten Burgberg

im Löwenberger Kreise, der inmitten der von jenen Orten umschriebenen Gegend liegt. Für die Zugehörigkeit unseres Kanonikus zum Geschlecht des Wittigo spricht auch der Name Sifrid. In der ersten der beiden Urkunden Wittigos kommt ebenfalls ein dom. Sifridus als Zeuge vor, und das oben erwähnte Seifersdorf verdankt seinen seit 1233 XI 11 (SR 425) bekannten Namen wohl auch einem Greiffensteiner. In einer Urk. v. 1263 VIII 31 (SR 1168) heißt es, daß einst Bischof Lorenz (1207—1232) das Ottmachauer Gebiet einem Vogte Witigo übergeben hat, der sich einen gewissen Sifrid zum Gehilfen wählte. Vielleicht gehören auch diese beiden zu den Greiffensteinern, wenn nicht etwa hier das Zusammentreffen der Namen Wittigo und Sifrid ein Zufall ist.

Das Geschlecht war ohne Zweifel deutschen Ursprungs, wie schon der Name Greiffenstein genugsam beweist. Des näheren werden wir bei der Lage der Burg und bei dem Namen Wittigo an Herkunft aus dem Meißnischen denken dürfen.

Das prächtige Schildsiegel Wittigos (Abb. b. Pfortenhauer, Schlef. Siegel B 1) zeigt uns das Wappenbild des Geschlechts, einen Adlerflügel.

Zwei weitere urkundliche Nennungen betreffen einen Sifrid v. Greiffenstein, der mit unserm Kanonikus identisch sein könnte: 1282 III 12 (SR 1697 Nachtrag) ist Sifrid Grifinsteyn Pfarrer von Lichtenberg (Kreis Grottkau) und Kaplan des Herzogs Heinrich IV., von dem er diese Pfarrei erhalten hat, da das Patronat über Lichtenberg dem Herzog zustand (Urk. 1289 I 29, SR 2101); und 1287 VIII 10 (SR 2043) erklärt Bischof Thomas II. in dem bekannten großen Kirchenstreit mit diesem Herzoge eine Reihe von dessen Anhängern für gebannt, u. a. Jacobus qui in Richinbach, Henricus qui in Grodcow, Sifridus dictus de Griphinstein qui in Vezwrozona (Prohan, Kr. Frankenstein) se gerunt pro rectoribus ecclesiarum¹⁾. Unzweifelhaft hat hier ein und derselbe Anhänger Heinrichs IV. die Wirren der Zeit für sich auszunutzen gesucht und sich von Lichtenberg aus gewaltsam in den Besitz der besseren Pfründe Prohan gesetzt, und zwar, wie das Datum der zweiten Urkunde erweist, nicht lange vor der im Spätherbst 1287 erfolgten Versöhnung zwischen Bischof und Herzog. Da der Bischof Sieger

¹⁾ Stenzel, Hist.-Urk. S. 249. Aus dem Wortlaut ist ohne weiteres zu ersehen, daß nur Sifrid ein Greiffensteiner ist, nicht aber auch Jakob und Heinrich. Darum ist „Greiffenstein, Heinrich v. 2043. Jacob v. 2043.“ im Register des betreffenden Regestenbandes zu streichen.

blieb, mögen die Prohaner Tage Sifrids gezählt gewesen sein¹⁾. Sie können übrigens erst nach 1286 III 30 ihren Anfang genommen haben, denn an diesem Tage wird noch der alte Prohaner Pfarrer Helwicus genannt (SR 1955).

Sehen wir nun — was sich freilich nur auf den Namen stützt — den Pfarrer Sifrid v. Greiffenstein mit dem Kreuzstiftskanonikus gleich, so fällt das völlige Schweigen der Urkunden von mehr als fünfzehn Jahren über ihn auf. Zur Überbrückung dieser Zeitspanne möchte ich mit allem Vorbehalt noch eine andere Gleichsetzung wagen, gegen die sich zumindest keine persönlichen oder sachlichen Unmöglichkeiten geltend machen lassen.

1287 v. J. (SR 1993) begegnen wir in den Diensten Herzog Volkos I. einem Siffridus scriptor, desgleichen in einer Urkunde, die die SR versehentlich zweimal, nämlich zu 1287 XII 31 (nach Nr. 2052) und zu 1288 XII 31 (Nr. 2093) bringen, und ebenso 1288 VII 4 (SR 2074) und 1291 I 31 (SR 2182). Derselbe Sifrid ist als Notar Volkos bezeichnet 1290 XI 29 (SR nach Nr. 2171), als Hofnotar 1291 III 13 (SR 2189), und erscheint dann von 1292 XI 30 (SR 2255) bis 1301 XI 2 (SR 2662), also bis eine Woche vor Volkos Tode (1301 XI 9), ununterbrochen als dessen Protonotar. Wir könnten es wohl begreifen — wenn anders die Gleichsetzung dieses Sifrid mit dem Pfarrer und dem späteren Kanonikus zu Recht besteht —, daß er nach dem erzwungenen Weggang von Prohan seine Zuflucht im Hofdienste bei Volko gesucht, nach der Auflösung der Kanzlei Volkos aber ein Kanonikat an der Kreuzkirche, der Stiftung seines ersten herzoglichen Herrn, erstrebt und erhalten hätte.

Gegen unsere Gleichsetzung spricht m. E. auch nicht der Eintrag im Kamener Totenbuche zum 31. Januar: Obiit Syfridus prothonotarius ducis Bolkonis. Den Kamener Mönchen galt dann eben das einstige Protonotariat Sifrids, das sie mit diesem einflußreichen obersten Beamten ihres Landesherrn oft und in den wichtigsten Fragen zusammengeführt hatte, mehr als seine Altersversorgungspründe an der Kreuzkirche.

8. Zum Grabstein des Pfarrers H. († 27. November 1317) von Deutschfamiz, Kreis Reisse.

Der bei Wiederherstellungsarbeiten in der Pfarrkirche zu Deutschfamiz 1912 entdeckte Stein aus Kunzendorfer Marmor¹⁾, 169 × 70 cm,

¹⁾ Der obengenannte Jakob ist allerdings noch 1291 v. J. (SR 2213) als Inhaber des Reichenbacher Pfarramtes angeführt. ²⁾ Die Wahl dieses Materials kann bei

wurde behandelt von August Müller im Jahresbericht des Meißner Kunst- und Altertumsvereins XXII (1918) 25 f. Die dort nicht ganz richtig wiedergegebene dreizeilige Inschrift am Kopfende des Steines lautet in Wahrheit:

✠ · Ā · Ū · M̄ · AĀ · XAII · 2̄ · R' · D'' · // · O' · DŪS · R' · PLH · T̄ ·
KĀR // IZQ ·

= Anno domini MCCCXVII, V. kalendas decembris, obiit dominus H. plebanus in Kemenizc. Vgl. unsere Abbildung 1.

Pfarrer H. ist also nicht am 30., sondern am 27. November 1317 gestorben. — Das Kreuz unter der Inschrift, bei Müller schematisch abgebildet, ähnelt dem späteren achtspeizigen Malteserkreuz, hat aber zwischen den beiden Fußspitzen noch eine sogenannte Nagelspitze. Es läßt m. E. besondere Schlüsse nicht zu, sondern will den Verstorbenen nur als Priester bezeichnen.

Müller setzt den Pfarrer H. mit dem 1286 IV 13 (SR 1957) erwähnten Pfarrer Hermann v. Camenicza gleich, was trotz der dazwischenliegenden einunddreißig Jahre ja wohl möglich und wahrscheinlich ist. Ob aber Pfarrer Ditwin von Camenitz bezw. Kemnitz, erwähnt 1318 X 4 (SR 3842) u. 1326 VI 21 (SR 4546), der Nachfolger unseres Pfarrers H. in Deutschkamitz (wie Müller will) oder ob er Pfarrer in Kamitz bei Patzschkau war (wie die SR wollen), ist nicht mehr festzustellen. Jedenfalls möchte ich diesen Ditwin, der in der Urk. v. 1318 auch „Sohn eines Meißner Bürgers“ genannt wird, wiedererkennen in dem urkundlich nicht bezugten Pfarrer Ditwin von Patzschkau, den das Kamener Totenbuch zum 10. März anführt: Obiit d. Ditwinus pleb. de Paczkaw. Item obiit Bertoldus Vulschussil, pater eiusdem. Bertold Güllschüssel ist als Meißner Bürger 1316—1326 erwähnt. Sein Sohn Ditwin hätte dann nach Kamitz oder Deutschkamitz die Pfarrei Patzschkau erhalten ¹⁾.

Der jetzt außen am Presbyterium der Kirche von Deutschkamitz mit Krampen befestigte Stein für Pfarrer H. ist, wie Müller schon in seiner Überschrift hervorhebt, „der älteste Grabstein des Meißner Landes“. Nach meiner bisherigen Kenntnis des schlesischen Denkmälerbestandes möchte ich ihn sogar als den bei weitem ältesten

der Nähe der Kunzendorfer Marmorbrüche (etwa 12,5 km Luftlinie von Deutschkamitz) nicht wundernehmen. Beiläufig sei bemerkt, daß wahrscheinlich auch die verlorene Peter Wlast-Tumba aus Kunzendorfer Marmor war, da ihre Umschrift von marmor splendens spricht. Dies wäre dann wohl die älteste bezugte Verwendung von Marmor in Schlesien.

¹⁾ Ditwin fehlt in Kopie's Reihe der Patzschauer Pfarrer, Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schlef. XVII (1883) 95 ff.



datierten der ganzen heutigen Provinz Oberschlesien ansprechen. Zeitlich dürften ihm die bei Lutsch, Kunstdenkm. Schlef. IV (1894) 45 u. 71, erwähnten unbeschrifteten Grabsteine aus Granit mit eingeritztem Kreuz zu Falkenau (Kr. Grottkau) und zu Oberhermsdorf (Kr. Neisse) nahestehe oder — nahegestanden haben, denn der Falkenauer Stein ist, wie mir Herr Pfarrer Max Herden 1929 bestätigte, inzwischen verloren gegangen. Das ist besonders deshalb bedauerlich, weil aus etwaigen stilistischen Besonderheiten dieses Steines möglicherweise auf ein höheres Alter der Pfarrkirche hätte geschlossen werden können, denn urkundlich wird sie erst 1370 (Neuling² 55) erwähnt. Der Ort taucht um 1305 im Gründungsbuch des Bistums Breslau auf.

Über den Oberhermsdorfer Stein kann ich dank einer Skizze und Beschreibung durch Herrn Pfarrer Heinrich Döring von 1929 berichten. Der Stein ist nur zur Hälfte erhalten und so jetzt 95×63, ursprünglich wohl 190×63 cm groß. Die Oberfläche wird in der Längsrichtung durch vier geritzte Linien in fünf Streifen von nicht ganz gleicher Breite zerlegt. Nur in der (ehemaligen) Mitte des Steins ist diese Teilung durch zwei konzentrische Kreise unterbrochen, deren äußerer an die äußeren Teilungslinien anstößt und gegen den von den inneren Teilungslinien gebildeten Mittelstreifen geöffnet ist, während die Fläche des inneren Kreises durch ein sogenanntes Ständerkreuz (Ströhl, Herald. Atlas Taf. VII 8) aufgeteilt wird. Das Ganze mutet noch recht romanisch an.

Dorf und Kirche Oberhermsdorf erscheinen um 1302/19 im Gründungsbuch des Bistums Breslau (Cod. d. Sil. XIV, A 197). Die erste Erwähnung des Ortes geschieht in einer Urk. v. 1291 VII 26 (SR 2197). Daß aber der Ort wahrscheinlich schon um 1268 bestanden haben wird, weist Josef Pšizner nach (Besiedlungs- . . . Geschichte des Bresl. Bistumslandes I [1926] 81).

Sollte es einmal gelingen, den Typus des Oberhermsdorfer Steines, den ich noch dem 13. Jahrhundert zuzuweisen geneigt bin, näher zu datieren, so würde hier vielleicht der obenerwähnte Fall eintreten, daß damit das Dorf als Begräbnisort, also als Kirchort, erheblich früher als durch schriftliche Quellen gesichert wird.

9. Der Grabstein des Ritters Ludwig von Hakeborn († 5. Oktober 1318?) aus dem Klarissenkloster von Strehlen.

Die heute an der Bergkapelle zu Silbitz, Kr. Nimptsch, eingemauerte Granitplatte ist 163×95 cm groß und war augenscheinlich früher an ihrem Fußende um einige Zentimeter länger. Ihre Um-

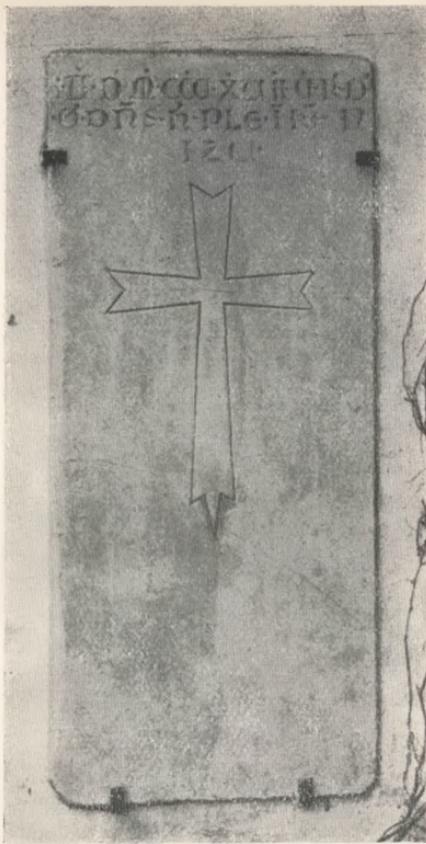


Abb. 1: Pfarrer H. v. Deutschkamitz.



Abb. 2: Ludwig v. Hakeborn.

Schrift ist außen und innen von einer einfachen Linie begleitet, beginnt im rechten Obereck und lautet:

† ANNO · DNI · M · C // C · CXVII · V · OCTOB · O' · STRHUVS · O //
ILAS · LODVICVS // DE · HAKEBVRNE · REQ'ASCAT.

Die Schrift ist ziemlich scharf eingeschlagen und auffallend unregelmäßig. Leseschwierigkeiten bieten höchstens der zweite und die drei letzten Buchstaben des Namens Lodvicus oder Ludvicus, weil hier der Stein gekürzt und nicht sehr sauber eingemauert ist.

Die Innenfläche des Steins enthält in ihrer oberen Hälfte einen senkrechten, in einfachen Linien aufgerissenen Dreiecksschild. Dieser ist gespalten und zeigt vorn vier Balken (= acht Teilungslinien), hinten aus dem Spalt einen halben achtspeitzigen Stern (also mit drei ganzen und zwei halben Spitzen). Vgl. uns. Abb. 2.

Zum ersten Male wurde der Stein, der sich ursprünglich zu Strehlen befand, für das handschriftliche, jetzt der Breslauer Stadtbibliothek gehörende Grabdenkmälerwerk des Grafen Adrian Joseph v. Hoverden abgebildet (I 4). Die Umschrift des Steins zeigt auf der Zeichnung die Jahreszahl MCCXCVIII, also 1298. Das gedruckte Register zu Hoverden, 1. u. 2. Heft 1870, führt denn auch S. 10 u. 43 den Stein mit dieser Jahreszahl auf.

Inzwischen war der Stein durch Graf Rudolf Stillfried für seine Sammlung in Silbitz erworben worden. Er beschrieb ihn in dem von Leopold Freiherrn von Ledebur herausgegebenen Archiv für deutsche Adelsgeschichte II (1865) 23 f. folgendermaßen: „Vor der katholischen Pfarrwohnung zu Strehlen¹⁾ lag eine Granitschwelle von 5 Fuß 3¹/₂ Zoll Länge, 3 Fuß 3¹/₂ Zoll Breite und 4 Zoll Höhe . . . Nach großer Mühe gelang es mir, die zum Teil ganz abgetretene Umschrift in Majuskeln zu entziffern. Sie lautet: † ANNO · DNI · MCC (entweder CXVIII oder XCVIII) V · OCTOB · O (biit) (STRENUUS) MILES · LODOVICUS · DE · HAKEBURNE · REQUIESCAT. Bei Stenzel (Gründungsbuch von Heinrichau p. 94, 118 und 187) finden wir zu diesem Namen, daß Ludwig von Hakeborn den Herzog Bolko Sororius nennt, und²⁾ in unserer Gegend in den Jahren 1293 und 1297 sich aufgehalten habe. . .“

Stillfried läßt die Entscheidung zwischen 1298 und 1318 als Todesjahr offen. Ledebur aber fügt S. 25 f. eigene Ausführungen über die Edelherrn von Hakeborn an und entscheidet sich, da er noch eine Erwähnung des Ludwig von Hakeborn, Schwagers des

¹⁾ Als Pfarrwohnung diente ein Teil des ehemaligen Klarissenklosters. ²⁾ Um

Ein in diesen Satz zu bekommen, muß man sich hinter „Hakeborn“ ein Komma ergänzen, das obige „und“ aber streichen.

Herzogs Bolko I. von Fürstenberg, aus dem Jahre 1301 anzuführen vermag, für das Jahr 1318.

Vergleichen wir die Zeichnung bei Hoverden wie die Beschreibung bei Stillfried mit dem heutigen Zustande des Steins, so wird es über allen Zweifel klar, daß Stillfried den Stein nachträglich verbessern zu müssen geglaubt hat. Die Schärfe und Unregelmäßigkeit der Umschrift ist das Werk eines Steinmezen nach 1865! Dieselbe Hand hat auch den Wappenschild aufgefrischt, denn bei Hoverden und auf Taf. I 6 bei Ledebur finden wir in der vorderen Schildhälfte sieben, am Stein jetzt acht Teilungslinien. Stillfried konnte, als er sich für die Nachmeißelung entschied, natürlich nur eine bestimmte Jahreszahl gebrauchen, und las schließlich 1317 heraus. So steht jetzt deutlich MCCCXVII da, und leider kann selbst bei aller genauester Besichtigung des Originals heute nicht mehr entschieden werden, wie die ursprüngliche Jahreszahl geheißten haben mag. Eine letzte Veränderung widerfuhr dem Steine bei seiner Einfügung in die Kohziegelmauer der Silberzer Kapelle. Nach den Maßangaben Stillfrieds hätte die Steinoberfläche ursprünglich, in Zentimeter umgerechnet, etwa 166×103 cm betragen gegenüber den 163×95 cm meiner Messung. In der Breite mag ein Irrtum bei einer der beiden Messungen vorliegen, jedenfalls ist hier kein Verlust am Stein ersichtlich. Den Unterschied in der Länge aber führte der Steinmez herbei, der vor der Einmauerung das Fußende kürzte, so daß die heutige Unterkante des Steins in die Köpfe der Schrift hineinschneidet. Auf der Zeichnung bei Hoverden ist hier noch alles in bester Ordnung.

Das Interesse für die Genealogie der schlesischen Fürsten hat in der Folgezeit vielfach Anlaß gegeben, auf Ludwig von Hakeborn, den Schwager Bolkos, zurückzukommen und seinen nun vermeintlich sichergestellten Todestag dabei mitzuerwähnen, immer mit der Jahreszahl 1318, denn Stillfried hat von seiner letzten Lesung 1317 der Öffentlichkeit keine Kunde mehr gegeben. Ich führe an, was mir im Schrifttum darüber begegnet ist:

1. Adolf Cohn übernimmt in den Schles. Provinzialblättern N. F. V (1866) 298 die Jahreszahl 1318. — 2. Hermann Grotefend sagt in den Abhandlungen d. Schles. Gesellsch. f. vaterländ. Kultur, Philol.-histor. Abt. 1872/73, Breslau 1873, S. 90: „Ob der Leichenstein Ludwig (dem Schwager Bolkos) gehört, ist mir bei dem fehlenden dominus und der einfachen Bezeichnung strenuus miles nicht recht glaublich. Wäre es doch der Fall, so wäre als Todestag Ludwigs der 5. Oktober 1318 anzunehmen“. In seinen Stamm-

tafeln d. Schles. Fürsten² 1889, Taf. I 40, bringt derselbe Verfasser denn auch dieses Datum, ohne seine Zweifel erneut zu äußern. — 3. Paul Pfothenhauer, Schles. Siegel (1879) S. 39, druckt eine briefliche Mitteilung Stillfrieds ohne Datumsangabe ab, worin es u. a. heißt: „Ledebur hat auch einen . . . Wappengrabstein von Ludovicus de Hakinborn (sic) nach meiner Zeichnung abgebildet (a. a. O. p. 23) und erklärt.“ In Wirklichkeit ist in Ledeburs Archiv II nicht der Grabstein, sondern nur der Wappenschild abgebildet, und zwar nicht „a. a. O. p. 23“, sondern auf Taf. I 6 am Ende des Bandes. — 4. Die SR zitieren zu 1298 X 5 (nach Nr. 2520) den Aufsatz Stillfrieds und lehnen die Lesung 1298 ab, die natürlich auf den Herzogswager nicht passen würde. Die Lesung 1318 wird hier gar nicht erwähnt. Zu 1318 X 5 aber zitieren die SR (nach Nr. 3846) die beiden Grotensdönschen Arbeiten ohne sonstigen Zusatz. — 5. Hans Lutsch, Kunstdenkmäler Schlesiens II (1889) 399 u. 420, erwähnt unter Strehlen, evangelische (!) Pfarrkirche: „Grabstein, früher vor dem Pfarrhaus, siehe Silbig“, und unter Silbig: „Wappenstein von Ludovicus de Habinkörn (!), aus Strehlen hierher versetzt, nach Zeichnung von Pfothenhauer (!) abgebildet bei Ledebur, Archiv II 23 (!)“. — 6. Konrad Wutke, Stamm- und Übersichtstafeln der Schles. Fürsten (1911) Tafel II, bringt bei Ludwig von Hakeborn hinter dem Todesdatum 1318 Okt. 5 ein Fragezeichen. — 7. Meine Anmerkung 235 in Darstellungen u. Quellen z. schles. Gesch. XXIX (1927) 125 nennt das jetzt auf dem Grabstein zu lesende Todesdatum 5. Okt. 1317 ohne kritische Stellungnahme.

Was wissen wir nun von demjenigen, dem Stillfried den Stein ohne weiteres zuweist?

Ludwig v. Hakeborn wird in acht Urkunden ausdrücklich als Schwestermann Volkos bezeichnet: 1293 II 25 (SR 2267) — 1293 IX 6 (SR 2296) — 1295 I 6 (SR 2347) — 1295 VIII 7 (SR 2374) — 1297 I 31 (SR 2456) — 1301 VIII 5 (SR 2652) — 1301 X 26 (SR 2661) — 1301 XI 2 (SR 2662). Die dazwischen liegenden Urkunden Volkos von 1298 III 25 (SR 2502), 1298 XI 19 (SR 2527) und 1299 o. I. (SR 2531) nennen als Zeugen denselben Ludwig v. Hakeborn ohne nähere Bezeichnung. Beweisend für seine Identität ist besonders die Zeugenreihe von 1298 III 25: Herr Siffrid Graf von Anhalt, Friedrich Landgraf von Thüringen, Ludwig von Hakeborn, Hermann von Barby, Iwan von Profen und Walwan sein Bruder, herzogl. Marschall, Apezko von Auloß. Hier ist dem Herzogswager durchaus sein gebührender Platz nach den re-

gierenden Herren und vor dem hochadligen Hermann von Barby zugewiesen. Die beiden andern Urkunden nennen Ludwig als ersten Zeugen und mit deutlich betontem Abstand zwischen ihm und den andern, denn 1298 XI 19 bekommt er allein den Titel „Herr“, und 1299 o. T. beginnt die Zeugenreihe: Ludwig v. Hafeborn — und des Herzogs Barone (10 Namen). In einer Urkunde Volkos von 1295 VIII 13 (SR 2375) könnte das Auftreten des nobilis vir Ludwig v. Hafeborn als siebenter unter neun Zeugen befremden, aber hier sichert das Beiwort die Identität. Zudem kennen wir die Urkunde nur in einer Abschrift aus dem Ende des 16. Jahrhunderts (nicht des 15., wie die SR sagen). Schließlich nennt eine Urkunde des Bogussius v. Pogrell von 1297 III 25 (SR 2463) einen von Hafeborn ohne Vornamen oder sonstigen Zusatz als ersten von acht Zeugen. Auch dies wird der Herzogsschwager sein, denn die Verhandlung erfolgte in colloquio magnificorum principum Bolkonis et Glogoviensis habito prope Suanwiz (Schwanowitz, Kr. Brieg).

Die Urkunde, in der Ludwig zum letzten Male genannt wird, ist zugleich die letzte Urkunde Volkos, der eine Woche darauf starb. Nehmen wir nun an, daß Ludwig seinem Schwager Volko am 5. Oktober 1318 im Tode folgte, so könnte das völlige Schweigen der Urkunden über seine letzten siebenzehn Lebensjahre immerhin auffallen, wenn wir nicht die durch Volkos Tod mit einem Schlage veränderten Verhältnisse mitberücksichtigten. Die drei Söhne des Herzogs waren unmündig. Ihr Mutterbruder, Markgraf Hermann v. Brandenburg, regierte für sie vormundtschaftlich bis kurz vor seinem Tode im Januar 1308. Hermann v. Barby wurde sein schlesischer Landeshauptmann. Andre Leute kamen ans Ruder. Ludwig v. Hafeborn, der Alternde — als das Jahr seiner Heirat wird 1268 angenommen — war eben mit Volkos Tode für die Öffentlichkeit abgetan.

Wenn man Ludwig auf seinem Grabstein — immer vorausgesetzt, daß es der seinige ist — nicht dominus nennt, so ist dies von keinerlei Bedeutung. Ob die Bezeichnung strenuus miles seinem Stande genügend entsprach, wird man bei dem dürftigen Vergleichsmaterial aus seiner Zeit über diese Frage und bei Ludwigs Sonderstellung im Adel Schlesiens kaum mehr beurteilen können¹⁾. Welche

¹⁾ Der Verfasser der zweiten Hälfte des Heinrichauer Gründungsbuches, der etwa 1311—1315 schrieb, bezeichnet mit dem Beiwort strenuus miles Otto, den Sohn des Klidiger v. Haugwitz, und den Ritter Vinzenz v. Klüschmalz (Graf Vinzenz Střezowiz). Im Kamenzer Totenbuche heißt es unterm 25. Mai: A. d. M^occcxvj ob. strenuus miles d. Preczlaus de Pogrella, pater ven. patris ac domini d. Priczlay ep. Wrat. —

Beziehungen er zu Strehlen und insbesondere zu dem dortigen Klarissenkloster gehabt haben könnte¹⁾, ist schon deshalb nicht ausfindig zu machen, weil er urkundlich nie in Verbindung mit irgendwelchem Lehns- oder Eigenbesitz genannt wird, immer nur als Zeuge. Leider erwähnt ihn auch keines der schlesischen Nekrologien.

Daß ursprünglich auf dem Grabstein 1318, nicht 1317, gestanden habe, möchte ich deshalb annehmen, weil außer der ersten Lesung Stillfrieds auch die Zeichnung bei Hoverden (beides ist unabhängig voneinander) am Schluß der Jahreszahl eine VIII hat. Die Lesung 1298 ist weniger wahrscheinlich, da außer dem Herzogsschwager kein anderer Ludwig v. Hafeborn, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, und zunächst überhaupt kein anderer Hafeborn in Schlesien urkundlich auftritt. Erst 1303 X 15 (SR 2766) wird erstmalig ein Albert von Hafeborn bezeugt, der dann bis 1332 VIII 21 (SR 5141) wiederholt genannt ist, ohne daß man ihn zu Ludwig in eine sichere genealogische Beziehung bringen könnte. Er mag Ludwigs Sohn gewesen sein.

1317 VI 29 (SR 3694) bezeugen Bernhard und Bolko, Herzöge v. Schlesien u. Herren v. Fürstenberg, daß der (Strehlener) Bürger Heinrich Rozebolt von ihrem avunculus²⁾ Herrn Albert v. Hafeborn ein Allod in Niklasdorf bei Strehlen gekauft hat. Die herzogliche Bestätigung erfolgt auf die Bitte des Herrn Albert v. Hafeborn und seiner Brüder.

Diese Urkunde kann an der Sicherheit der Zuweisung des Grabsteins allerdings Zweifel aufkommen lassen. Es ist nicht nur leicht möglich, sondern sogar wahrscheinlich, daß unter den Brüdern Alberts v. Hafeborn, von denen wir übrigens sonst nie mehr etwas hören, sich auch ein Ludwig befunden habe, da diese beiden Vornamen sich auch sonst in der älteren Genealogie des Geschlechts bei Brüdern nachweisen lassen (vgl. die Mitteilungen Ledeburs und den Aufsatz Grotefends). Dann könnte diesem jüngeren Ludwig der Stein zugehören, während der sororius Volkos vielleicht schon ein paar

Auf Grabsteinen ist mir der Titel strenuus miles vor unserm Beispiel noch nicht begegnet. Als nächstältestes Beispiel weiß ich nur die Sandsteinplatte für den am 20. Januar 1348 verstorbenen Konrad Hel im Dorf Tirol bei Meran anzuführen, abgebildet bei Ströhl, Herald. Atlas, Taf. LXVII 6. Man wird annehmen dürfen, daß strenuus miles ein um 1300 erst aufgekommener Modetitel für ritterliche Personen jeder Art ist.

¹⁾ Daß seine Nichte Anna, Tochter Volkos I., seit 1311 VI 15 (SR 3210) als Nonne dieses von ihrem Vater gegründeten Klosters bezeugt ist (Äbtissin 1327, † um 1333), kommt hier wohl nicht in Betracht. ²⁾ Dies kann, wie das mhd. öheim, bekanntlich die verschiedensten Verwandtschaftsgrade bezeichnen. Vgl.eyer, Mhd. Handwörterbuch, unter öheim.

Jahre vorher zu seinen Vätern versammelt war. Damit wären zugleich Grotefends Titelbedenken erledigt und der Begräbnisort Strehlen urkundlich motiviert.

Jedenfalls wird das vorsichtige Fragezeichen, das Wutke in seinen Stammtafeln dem 5. Oktober 1318 anhängte, nicht getilgt werden dürfen, bis etwa einmal ganz unvermutete neue Quellen zutage treten, die uns über Leben und Sterben Herrn Ludwigs, des Herzogschwagers, eines Genaueren belehren.

10. Zum Grabstein des Breslauer Bischofs Heinrich von Würben († 23. September 1319) aus der Breslauer Domkirche.

Beschreibung und Geschichte des Stein siehe bei Joseph Jungnitz, Die Grabstätten der Breslauer Bischöfe (1895) S. 5. Eine Abbildung fehlt immer noch, und dies ist besonders bedauerlich¹⁾. Denn da der Grabstein für Johann Komka († 1301), als man ihn 1886 unter dem Steinpflaster des Domchores vorfand, unbegreiflicherweise wieder überpflastert wurde, ist der für Heinrich v. Würben der älteste zugängliche zeitgenössische Grabstein eines Breslauer Bischofs.

Die Majuskelschrift, die uns hier allein beschäftigen soll, lautet aufgelöst:

Cetus angelici consortes sint, pie Christe,
Presulis Henrici, quem marmor contegit iste.
Septembri mense prope finem, cesus ab ense
Occidit, heu, morti, solvens sua debita sorti.

Anno MCCCXIX.

Das „cesus ab ense occidit morti“ bietet Schwierigkeiten. Soll man an einen gewaltsamen Tod des Bischofs durch das Schwert denken? Nach Johann Dlugosz (Chron. episc. Vratisl., ed. Lipf 1847, S. 21) starb er plötzlich am Quartanfieber. Aber was beweist schon Dlugosz! Wichtiger ist das absolute Schweigen aller Urkunden, Chroniken, Bischofsverzeichnisse und Nekrologien über irgendwelche außerordentliche Todesumstände des Bischofs, und wir sind bekanntlich gerade über jene Zeit, u. a. durch das Formelbuch des Arnold v. Prohan, nicht schlecht unterrichtet. Eine Ermordung aber, ja selbst nur eine fahrlässige Tötung Heinrichs, ein Unfall, sie hätten gewiß Aufsehens genug gemacht und unverwischbare Spuren bis in unsere Tage hinein hinterlassen.

Es bleibt uns also nur übrig anzunehmen, daß es dem Verfasser der Grabchrift in seiner Reimnot nicht auf einen falschen

¹⁾ Ebenso bedauerlich ist die derzeitige Aufbewahrung des Steins im Nordwestwinkel der Kreuzkirchenkrypta.

Genetiv angekommen ist, und daß er für „verstorben“ die nahe-
liegende Metapher „cesus ab ense mortis occidit“ bringen wollte.
Wir hätten dann eine Parallele zu der Verskunst jenes traurigen
Dichterlings, der die Umschrift auf der Leubuser Tumba für
Herzog Boleslaw III. v. Liegnitz-Brieg († 1352, Luchs Taf. 16) zu
verantworten hat. Auch dort steht des Reimes wegen ein falscher
Genetiv: maius anstatt maii.

Die Grabschrift für Bischof Heinrich ist ein rechtes Schulbeispiel
dafür, wie vorsichtig man solcherlei Epigrammen gegenüber sein muß,
wenn sie einmal alleinige Erkenntnisquelle sind.

11. Der Grabstein des Vikars Johann Neundorf von Arnsdorf, Kreis Strehlen.

Hans Lutsch beschreibt in seinen Kunstdenkmälern Schlesiens II
(1889) 391 zwei Grabsteine der evangelischen Pfarrkirche von Mittel-
Arnsdorf folgendermaßen:

„Grabsteine aus Granit: nach Untersuchung des † Zeremonien-
meisters Grafen Stillfried aus der ersten Hälfte des XIV. Jahr-
hunderts; 1.) mit Inschrift: † Johannes [Ror . . dorf sc (sanctae
Clarae?) vicarivs] de Arnoldsdorf in Majuskeln¹⁾ und eingeritztem
Kreuz, abgetreten, 2.) mit eingeritztem Tagentkreuz, lateinischer Form,
aus dessen Fuß rechts vom Beschauer ein kleineres Kreuz sich ab-
zweigt; liegt im Kirchhofstore.“

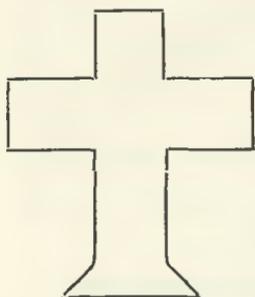
Eine Besichtigung der Kirche und des Kirchhofs im Juli 1929 er-
gab, daß der zweite Stein nicht mehr feststellbar ist. Wahrscheinlich liegt
er jetzt mit seiner Schauseite nach unten, und zwar entweder an
der von Lutsch angegebenen Stelle oder im Innern der Kirche.
Hier wie dort fand ich glatte Steine von Grabplattengröße.

Der erste Stein aber ist im Fußboden der Eingangshalle zur
Kirche eingelassen. Die 196 × 117 cm große, stark abgetretene und
verwitterte Granitplatte zeigt in ihrer Mitte ein in Umrißlinien ein-
gemeißeltes Kreuz von umstehend abgebildeter Gestalt²⁾, und an ihrem

¹⁾ Hier wie sonst gibt Lutsch mittelalterliche Majuskeln in kleinen Schwabacher Lettern
wieder! Bei einer Neuausgabe des schlesischen Inventarwerks müßte unbedingt auf eine
sachgemäße Darbietung alles Epigraphischen gedrungen werden. Von hoher Vorbildlichkeit
in dieser Beziehung sind die Siegellegenden-Abdrücke bei Otto Hupp, Die Wappen und
Siegel der deutschen Städte, Flecken und Dörfer.

²⁾ Dasselbe Kreuz findet sich auf
einer unbeschrifteten Steinplatte (220 × 80 cm) des Kirchhofs von Jordansmühl, Kreis
Ruppin, erwähnt bei Lutsch II 410, abgebildet bei Max Hellmich, Steinerne Zeugen
mittelalterl. Rechts in Schlesien (1923), Taf. 4. Es handelt sich auch hier um einen
Grabstein, nicht um eine Mordstätte, wie man zu will. Die Kirche von Jordansmühl
wird 1335/42 (SR 5409) erstmalig erwähnt, der Ort 1282 o. T. (SR 1690).

Fußende eine dreizeilige Inschrift. Beides zusammen wird eingerahmt durch eine die vier Kanten des Steines begleitende einfache Linie.



Die von Lutsch abgedruckte Lesung der Inschrift mag von Graf Rudolf Stillfried († 1882) stammen, vielleicht auch von Adolf Schimmelpfennig († 1887), der als Pastor von Arnsdorf und geschulter Historiker länger als drei Jahrzehnte den Stein vor Augen gehabt hat. Ich halte sie nicht für richtig und glaube lesen zu müssen:

* IOHANNES · NEV // WIRDORF · SUI · VICARIUS // DE · ARNOLSDORF.

Die Ansetzung „erste Hälfte des 14. Jahrhunderts“ erscheint gerechtfertigt. Für sie spricht schon die Art, wie die ganze Fläche aufgeteilt ist. Man vergleiche den zwar bedeutend zierlicheren, aber doch unbedingt verwandten Stein von 1317 für den Deutschfämiger Pfarrer. Auch der Gesamteindruck der Majuskelschrift paßt zu dieser Zeit. Er erinnert etwa an die Beschriftung eines Dachsenhausenschen Grabsteins von 1310, abgebildet in den Bamberger Heraldisch-genealogischen Blättern, Augustheft 1906. Aus einzelnen Buchstabenformen Genaueres zu folgern ist bei ihrer schlechten Erhaltung nicht ratsam. Das Anfangskreuz ist ein Ankerkreuz späterer Art, d. h. mit kurzen, nicht mehr so schneckenförmig wie im 13. und teilweise noch im 14. Jahrhundert eingerollten Enden, wie wir sie z. B. am Anfangskreuz des Biegnitzer Taufbeckens (frühes 14. Jhd., Abb. 1 zu Schlesiens Vorzeit III 331), in einer Wappenzeichnung bei Matthäus von Paris (um 1244, Abb. b. Ströhl, Herald. Atlas, Taf. XVIII 4) oder in der Züricher Wappenrolle (1335/45, Ausg. v. Merz u. Hegi, Nr. 14 u. 214) sehen. Allerdings hätte sich die ältere Form auch weniger zu so kleiner Ausführung in sprödem Granit empfohlen.

Die Verwendung des Familien- oder Beinamens des Verstorbenen paßt ebenfalls in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts besser als in das Halbjahrhundert vorher, wo sie, namentlich bei einem Geistlichen, noch einigermaßen befremden würde. Schließlich stehen die ältesten Erwähnungen von Dorf und Kirche Arnsdorf zu unserer Ansetzung mindestens nicht im Widerspruch.

Die villa Karncow sive Arnoldsdorf wird erstmalig um 1305 im Registrum Wratislaviense des Gründungsbuches des Bistums

Breslau genannt, aber der Zusammenhang dieser Nennung stammt wohl, wie Franz Stolle in der Ztschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. LX (1926) 133—156 und in einer handschriftlichen Abhandlung für das evangelische Pfarramt Urnsdorf ausführt, bereits aus dem zwischen 1270 und 1290 entstandenen *Antiquum registrum*. Damals mag Urnsdorf als deutsche Gründung noch jung gewesen sein, wie die Anführung unter dem doppelten Namen annehmen läßt, denn Karncow ist das alte slavische Dorf neben Urnsdorf, dessen Lage heute „Die Körnte“, eine zum benachbarten Türpitz gehörende Flur, nachweist.

Die Kirche von Arnaldi villa im Strehlemer Archipresbyterat wird zuerst in den Rechnungen des Nuntius Galhard 1335/42 (SR 5409) sicher bezeugt, könnte aber auch schon 1318 X 4 (SR 3842) gemeint sein, da die Deutung des Arnaldi villa dieser Urkunde als Nieder-Urnsdorf, Kr. Schweidnitz, eine willkürliche Annahme der SR ist.

Lutsch oder sein Gewährsmann erklärt das SC der Inschrift ohne Begründung, allerdings mit Fragezeichen, als Sanctae Clarae. Warum sollte es nicht ebensogut Sancti Clementis, Sanctae Crucis usw. heißen können? Ein solcher Erklärungsversuch wäre aber selbst dann hinfällig, wenn zwischen S und C ein Trennungspunkt stände, denn die Kirche von Urnsdorf war im Mittelalter dem heiligen Blutzegen Laurentius geweiht (Neuling S. 7 nach Austunft Schimmelpfennigs). Das SC der Inschrift ist jedoch ersichtlich nur ein Wort. Die verschiedenen paläographisch bekannten sc-Abkürzungen geben hier keinen Sinn; epigraphisch ist SC u. a. für sacerdotium gesichert, auf unserm Steine steht es zweifellos für sacerdos, das sonst SAC abgekürzt wird (Adriano Capelli, *Lexicon abbreviaturarum*).

Die so erhaltene Fassung Johannes Neuwendorf sacerdos vicarius de Arnoldsdorf mutet uns heute in den Titeln als halbe Tautologie an, ist aber keine. Einer Zeit, in der man auch ohne Priesterweihe zu vielen kirchlichen Stellen gelangen konnte, lag es eben nahe, im Einzelfall den Besitz der Priesterwürde eigens hervorzuheben. In demselben Sinne heißt z. B. ein zwischen 1289 und 1300 zum 20. Februar gemachter Eintrag im Totenbuch der Breslauer Prämonstratenser: Theodricus sacerdos plebanus de Lindenov¹⁾.

¹⁾ Nebenbei bemerkt, ist Lindenov wohl nicht, wie unsere Ztschr. X 424 u. danach Neuling² 172 wollen, Lindenau (Kreis Grottkau), das die Bresl. Prämonstratenser gar nichts anging, sondern Linden (Kr. Brieg), das ihren Besitzungen nahe lag.

Nach welchem der zahlreichen Orte Neudorf, Neundorf usw. der Urnsdorfer Vikar Johann Neundorf sich genannt haben mag, ist um so weniger festzustellen, als er uns urkundlich und in den Nekrologien nirgends begegnet. Das Heinrichauer Totenbuch meldet nur zum 24. März den Tod eines Nycolaus Nuwedorf de Teppilwode (Tepliwoda, Kr. Münsterberg)¹⁾, und urkundlich ist der erste Vertreter des Namens ein Hermann v. Neudorf 1302 IV 15 (SR 2707), dem schon 1302 V 2 (SR 2709) ein Heynmann v. Neudorf folgt. Späterhin tauchen allenthalben in Schlesien Leute auf, die sich nach verschiedenen Neu(n)dorf nennen. Ein Johann ist bis Ende 1342, also bis zum derzeitigen Bandabschluß der SR, nicht unter ihnen. Es bleibt nur zu hoffen, daß die Weiterführung dieses Werkes uns vielleicht doch noch einmal seinen Namen und damit eine genauere Datierungsmöglichkeit für seinen Grabstein bringt.

¹⁾ Er erscheint als Vasall des Erbherrn Albert v. Tepliwoda 1340 IV 23 (SR 6437).

II.

Die Kirchen im schlesischen Stadtbilde.

Von
Paul Anötel.

Das Bild der schlesischen Städte, wie es sich vor uns aufbaut, wenn wir uns ihnen nähern, ist das Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwicklung. Über ihre einzelnen Phasen könnten wir uns durch Stadtansichten aus der jeweiligen Zeit unterrichten, aber für das Mittelalter versagen diese bei uns völlig, und das ist nicht zu verwundern, da selbst in viel älteren Kulturlandschaften in Deutschland wie auch anderwärts, selbst in Italien, nur äußerst wenige und zwar nur recht schematische vorhanden sind, die uns nur einzelne hervorragende Baulichkeiten zeigen. Einen gewissen Ersatz bieten unter Umständen die Siegelbilder, aber indem sie, auch bei uns, meist nur eine Mauer mit einzelnen Tor- oder Mauertürmen darstellen, geben sie, rein schematische, keine individuellen Stadtansichten. Eine einzige Ausnahme bilden mehrere z. T. noch bis ins 13. Jahrhundert zurückreichende Siegel der Stadt Münsterberg, die zwischen zwei Türmen (Mauertürmen) einen mit einer Fensterrose versehenen Giebelbau zeigen. Ich glaube überzeugend nachgewiesen zu haben, daß wir in ihm eine allerdings reduzierte Ansicht der katholischen Pfarrkirche zu sehen haben ¹⁾. Von Ratstürmen konnte damals noch nicht die Rede sein; das Georgsmünster, wie die Münsterberger die Pfarrkirche im Anschluß an den Stadtnamen gern zu nennen pflegen, beherrschte damals das Stadtbild allein, und schon das gibt uns den schlagendsten Beweis, welche Bedeutung den Kirchen in ihm zukam, wie es ja auch heut noch der Fall ist, wo sie sich trotz der Hochführung vieler Häuser immer noch als bestimmendes Element zu behaupten vermögen. Erst gegen 1500 zu treffen wir auf Stadtansichten, die nur

¹⁾ Schles. Städtebildnisse auf Siegeln (Zeitschrift d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 57 (1923), S. 111 f.).

wirklich nach der Natur aufgenommen sind, und zwar von Breslau und Meisse. Die Bernhardinkirche in Breslau besitzt noch aus der Klosterzeit her ein Gemälde, das den Stifter des Bernhardinklosters Johannes Capistranus darstellt, wie er den Breslauern das Kreuz gegen die Türken predigt. Im Hintergrunde erblicken wir, von Süden aus gesehen, den mittleren Teil des alten Breslau, aus dem sich die beiden Pfarrkirchen zu Elisabeth und Maria-Magdalena besonders hervorheben. Ungefähr derselben Zeit gehört eine zweite Ansicht von Breslau an; sie findet sich in der 1493 bei Anton Roberger in Nürnberg erschienenen Weltchronik des Dr. Hartmann Schedel. Was man damals den Lesern und Beschauern eines solchen Werkes an Städteansichten noch bieten durfte, beweist am besten der Umstand, daß siebzehn von ihnen völlige Phantasieerzeugnisse sind, die sogar mehrfach wiederkehren; so z. B. ein und dasselbe Bild für Trier, Padua, Marseille, Meß und Nicaea! Dagegen beruhen dreißig Städtebilder auf Naturaufnahmen; unter den einundzwanzig deutschen Städten finden sich nun auch Breslau und Meisse, neben Lübeck die einzigen östlich der Elbe. Mit Breslau hatte ja Nürnberg mannigfache handelspolitische und geistige Beziehungen, und für Meisse habe ich es sehr wahrscheinlich gemacht, daß der damalige Bischof von Breslau, Johannes IV. Roth, der zugleich Besitzer des geistlichen Fürstentums Meisse-Grottkau war, die Aufnahme seiner Fürstentumshauptstadt veranlaßt hat ¹⁾. Aus den beiden Breslauer Ansichten ergibt sich, daß mit einer Ausnahme alle Kirchen seitdem andere Turmhelme erhalten haben, nachdem die alten teilweise durch Feuersbrünste oder durch Einsturz (Elisabethturm 1529) zerstört, teilweise dem Stilwechsel zum Opfer gefallen sind. Die einzige Ausnahme bildet der schlanke Turmhelm der Kreuzkirche, der allerdings in dem Bilde von 1493 wegen der ungeschickten Zeichnung kaum wiederzuerkennen ist. Das Bild von Meisse gibt das Antlitz der Stadt jedenfalls getreuer wieder. Hier verleiht wie noch heut die Jakobipfarrkirche mit ihrem gewaltigen Dache dem Ganzen seinen Charakter. Zwei Kräne auf den noch unvollendeten Türmen des Rathauses und der Kirche selbst lassen erkennen, daß diese bei der Aufnahme noch im Bau waren. Wenn wir uns die damals geringe Bevölkerungszahl der Städte und im Gegensatz dazu die Mächtigkeit vieler Kirchen, besonders auch der Pfarrkirchen, vergegenwärtigen, so wird es uns nicht wundern, daß man sich in ihrer

¹⁾ Die älteste Stadtansicht Oberschlesiens (Der Oberschlesier, 9. Jahrg. 1927, S. 632) mit Abbildung. Eine Wiedergabe der Ansicht von Breslau mit anderen des 18. bis 19. Jahrh. in den Schles. Monatsheften, 2. Jahrg. 1925, S. 314 ff.

Planung öfters übernommen hatte und dann bei mangelnden Mitteln oder unter ungünstigen Zeitverhältnissen gerade den Weiterbau von Türmen unterließ. Ähnlich wie in Meisse sind z. B. auch in Striegau und Guhrau die Türme der katholischen Pfarrkirchen bis zur Höhe der Dächer Torfen geblieben. Erst das letzte Jahrhundert hat in Oppeln, Brieg und Görlitz das Verfallnis des Mittelalters gut zu machen gesucht, in den beiden letzteren Orten an den evangelischen Pfarrkirchen zu Nikolaus und Peter-Paul nicht gerade mit Glück. War doch diese Zeit überhaupt im Ausbau älterer Türme und Errichtung neuer im großen und ganzen nicht gerade mit Erfolg gekrönt. Der im Stile der Berliner Neugotik Öhens ausgeführte Südturm der Peter-Paulkirche in Liegnitz will mit der prächtigen Barockhaube des Nordturmes gar nicht zusammenklingen und erscheint als etwas Unorganisches, Fremdes in dem schönen Stadtbilde der alten Pfaffenstadt. Ganz anders, harmonisch sich dem Ganzen einfügend, wirken dagegen die Renaissance- und Barockhauben, die das 16. bis 18. Jahrhundert älteren oder neuen Türmen aufgesetzt hat. Es sei als Beispiele nur auf Breslau, Liegnitz, Schweidnitz und Meisse hingewiesen.

Schon am Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Zeichner der Stadtansicht von Breslau dieses von Süden aus ausgenommen, und darin sind ihm zahlreiche Künstler bis ins 19. Jahrhundert hinein gefolgt, bis dann die immer weitere Ausdehnung der Stadt nach dieser Himmelsrichtung hin die Aufnahme eines Gesamtbildes von dort aus unmöglich machte. Denn gerade von Süden her bot sich dem Beschauer ein das Gesamtbild der Stadt umfassender Anblick, da, noch nicht von Häuserblocks verdeckt, östlich von der Stadt auf dem linken Oderufer, auch die Kirchen der Sand- und Dominzel sichtbar waren. Wie viele Menschen eine ihre Wesensart besonders charakterisierende Bildnisseite haben, so gilt dies auch von den Städten, neben Breslau, wie wir es eben sahen, z. B. auch von Glogau und Schweidnitz, die sich von Süden besonders günstig darstellen, während es etwa bei Meisse umgekehrt von Norden aus ist. Auch das zeigt uns schon die Ansicht der Stadt von 1493. Wenn spätere Künstler (z. B. Blätterbauer in Schrollers Schlesien) es auch von dieser Seite aufnahmen, so reizte sie dazu allerdings wohl auch der malerische Hintergrund des Gebirges, der dem Gesamtbilde eine besondere Note verleiht. Einen prächtigen Ersatz für den früheren Blick auf Breslau von Süden her bietet jetzt die Aussicht von der Liebichshöhe auf die Altstadt. Auch dem für geschichtliche Ergebnisse ungeübten Auge fällt es unwillkürlich auf, wie sich die zahlreichen Kirchen langgestreckt von Osten nach Westen über das Häusermeer erheben, und zwar parallel

den in derselben Richtung gehenden Straßen. Auch in zahlreichen anderen Städten läßt es sich feststellen; es seien etwa nur Glogau, Steinau, Wohlau, Schweidnitz als Beispiele genannt. Es hatte sich eben im Kirchenbau die Praxis entwickelt, daß der den Hochaltar enthaltende Chor der Kirchen nach Osten orientiert war. Natürlich ist nicht immer eine ganz genaue Festlegung auf diese Linie erfolgt. Es sei in Breslau nur auf die Abweichung der Orientierung des Domes von der der Kreuzkirche hingewiesen oder in Glogau auf den Dom und die westlich vor ihm sich erhebende ehemalige Annakapelle, die in einem stumpfen Winkel zueinander liegen, wahrscheinlich daß hier örtliche Verhältnisse diese Abweichungen nötig machten ¹⁾. In einigen Städten, die nicht in der Hauptsache Nord-Süd- oder Ost-Westrichtung haben, liegen insolgedessen die Kirchen schief zu dem rechtwinkligen Straßenetz. Gerade dadurch aber entstehen äußerst malerische Stadtbilder, wie etwa ein Blick vom Ringe aus auf die katholischen Pfarrkirchen von Reisse und Patschkau erweist; auch der Breslauer Dom kann hier als Beispiel herangezogen werden. Bewußte Abweichungen von der Ost-Westorientierung bringt die Barockzeit. Im Gegensatz zu der meist ganz schlichten Ausstattung der Langseiten und des Chores der Kirchen liebte sie es, die diesem gegenüberliegende Schmalseite besonders hervorzuheben und so im Gesamtbilde der Straßen und Plätze bemerkbar zu machen. Das bedingte denn in einer Reihe von Fällen eine ganz abweichende Orientierung. Breslau bietet dafür als Beispiele die Jakobuskirche der Augustinerchorfrauen auf dem Sande und die Antoniuskirche, die ihre Schauseiten demgemäß nach Osten und Norden den Straßen zuwenden. Im letzteren Falle wird diese rechts und links von den Klosterbauten flankiert, ein im Barock sehr beliebtes Motiv ²⁾. Dasselbe ist bei der Ursulinenkirche

¹⁾ Über die z. T. starken Abweichungen von der genauen Ost-Westlinie gibt es eine zahlreiche Literatur. Meines Wissens ist zuletzt eine längere Diskussion über diese Frage in der Zeitschrift Volk und Scholle, Heimatblätter für beide Hessen usw., gepflogen worden (4. Jahrg. 1926, 11. Heft, 5. Jahrg. 1927, 1., 2., 3. u. 9. Heft, 6. Jahrg. 1928, 2. Heft). Eine einheitliche, wissenschaftlich befriedigende Antwort ist bisher aber noch nicht gefunden worden. Sicher haben da und dort verschiedene Umstände mitgewirkt. In vielen Fällen, z. B. bei Dorfkirchen, wo die Mitwirkung eines astronomisch gebildeten Priesters meist nicht anzunehmen sein dürfte, wird man sich mit der ungefähren Ostrichtung begnügt haben. ²⁾ Ebenso in Leubus, wo außerdem der mittelalterlichen Klosterkirche eine barocke Fassade mit zwei Türmen vorgelegt wurde. Die ihr gegenüberliegende Jakobskirche (jetzt evangelisch) ist so angeordnet, daß sie mit ihrer Schauseite der der Klosterkirche gerade gegenüberliegt. Man kann insolgedessen bei geöffneten Türen von dem Hochaltar der einen zu dem der anderen sehen, ein bezeichnendes Beispiel barocken Kunstwillens.

in Schweidnitz und der früheren Jesuiten-, jetzt katholischen Pfarrkirche in Liegnitz der Fall. Letztere wurde auf dem Platze der alten Johanneskirche so errichtet, daß sie im rechten Winkel zu deren früherer Richtung steht. Deren Chor ist als Seitenkapelle in der bekannten Fürstengruft erhalten. Gerade im Stadtbilde von Liegnitz macht sich im Gegensatze zu den üblich orientierten alten Pfarrkirchen von Peter-Paul und Unser lieben Frauen diese Abweichung von der Regel stark bemerkbar. Eine Bindung an sie lag für den evangelischen Kirchbau nicht vor; doch behielt man sie gewöhnlich bei. Ausnahmen, wie z. B. die Schloßkirche in Breslau, beruhen auf denselben Bedingungen wie bei den katholischen Gotteshäusern. Geradezu umgekehrt angeordnet ist die evangelische Kirche in Reichenbach (Eulengebirge). Auf der Stätte der früheren Burg am Westrande der Stadt aufgeführt, würde sie bei gewöhnlicher Anordnung dieser gleichsam den Rücken zugewandt und die Besucher gezwungen haben, völlig oder teilweise um sie herumzugehen, um durch die Türen in das Innere zu gelangen. Im Mittelalter nahm man keinen Anstoß daran, und so wenden manche Pfarrkirchen der Stadt ihre Chorseite zu, z. B. in Ols. Durch die Umkehrung in Reichenbach gab der ältere Langhans, dem wir das Bauwerk verdanken, der Schweidnitzer Straße einen prächtigen Abschluß; sie wurde so zum gestreckten Vorhause der in großen klassischen Formen gehaltenen Schauseite der Kirche. Im Gesamtbilde der Stadt fällt es im Vergleich mit anderen Stadtbildern auf, wie die beiden Pfarrkirchen mit ihren Türmen einander gegenüberliegen.

In vielen älteren Städten Deutschlands sehen wir auf den Plänen Kirchen über ihre ganze unregelmäßige Anlage verteilt. Sie sind wie etwa in Erfurt oder Köln Zeugnisse der geschichtlichen Entwicklung dieser sogenannten gewachsenen Städte, in denen sich ursprünglich Siedlungen an schon vorhandene Kollegiatkirchen und Klöster, auch Burgen, ankrystallisiert hatten und dann zu einem größeren Stadtwesen zusammenwuchsen. Wer in Breslau als Fremder von der Liebigshöhe auf die Altstadt herabschaut, mag vielleicht hier an ähnliches denken und die Kirchen ungeordnet über die ganze Anlage verteilt glauben. Auch die gegen die Gegenwart turmreicheren schlesischen Stadtansichten bei Merian u. a., vor allem bei unserem fleißigen Zeichner Werner, könnten auch für kleinere Orte zu derselben Ansicht verleiten. Dagegen lassen die Stadtpläne unzweifelhaft erkennen, daß wie bei der ganzen Anlage so auch bei der Anordnung der Kirchen in ihnen eine gewisse Planmäßigkeit gewaltet hat. Wenn wir bisher fast immer nur von Kirchen im allgemeinen gesprochen haben, so müssen wir bei diesem Punkte ihre verschiedenen Arten unterscheiden. Sie lassen sich in zwei große

Oberabteilungen gliedern: Bürgerkirchen und Kirchen religiöser Genossenschaften. Unter Bürgerkirchen verstehen wir alle von der Bürgerschaft oder einzelnen Mitgliedern derselben errichteten Kirchen und Kapellen, an erster Stelle die Pfarrkirchen, die sich vom Mittelalter bis in die Gegenwart schon rein äußerlich als ihrem Zwecke dienend zu erkennen geben, wobei es unwesentlich ist, ob an ihnen zugleich ein Domkapitel errichtet war (Meiße, Oberglogau, Oppeln) oder eine geistliche Genossenschaft das Patronat hatte (z. B. die Kreuzherren mit dem roten Stern über die Elisabethkirche in Breslau, die Johanniter über die Pfarrkirche in Striegau) ¹⁾. An einigen Orten sind die schon vor der Begründung der deutschen Städte vorhandenen Pfarrkirchen in deren Bezirk einbezogen worden, so z. B. in Glogau, Liegnitz, Oppeln, Ratibor. Nur in Liegnitz ist diese Unser lieben Frau geweihte Kirche bis auf den heutigen Tag Pfarrkirche geblieben; in den drei übrigen Städten wurden sie den Dominikanern überwiesen, nachdem bei der Neugründung auch neue Pfarrkirchen errichtet worden waren ²⁾. Ähnlich war es in Breslau, wo die Dominikaner die bisherige Pfarrkirche zu St. Adalbert erhielten. Inzwischen war nämlich, noch vor der deutschen Neugründung Breslaus (1241), die neue Pfarrkirche zu Maria = Magdalena errichtet worden. In ihrer Lage zu der heutigen Albrechtstraße, dem sich durch seine Krümmung (im Gegensatze zu der geraden Straßensführung der Neugründung von 1241) als gewachsener Verkehrsweg zu erkennen gebenden Straßenzuge gleicht die Kirche mit dem sie einst umgebenden Kirchhofe den Dorfkirchen, die sich ja auch seitwärts der die Orte durchziehenden Straße erheben. Gehen wir nun zu den Neugründungen von Pfarrkirchen in den deutschen Städten über, so ist zunächst darauf hinzuweisen, daß mit ganz wenigen Ausnahmen sich keine einzige Pfarrkirche auf dem Ringe selbst erhebt ³⁾. Er war die Stätte des regen Marktverkehrs, und das vertrug sich nicht mit der für die Kirchen notwendigen Stille, ganz abgesehen davon, daß um sie herum Kirchhöfe lagen. In Breslau wurde, wie bekannt, dem heutigen Blücherplatz an der Südwestecke des Ringes entsprechend, an dessen Nordwestecke ein zweiter Platz für die neue Elisabethpfarrkirche im Stadtplane ausgespart. Ähnlich auch anderwärts, z. B. im kleinen Städtchen

¹⁾ In einer ganzen Reihe von Fällen sind Klosterkirchen zu Pfarrkirchen beider Bekenntnisse geworden; diese bleiben hier natürlich unberücksichtigt. ²⁾ In Glogau ist sie aus dem Stadtbilde nach einem Brande im vorigen Jahrhundert ganz verschwunden. ³⁾ über diese Ausnahmen (einige evangelische Kirchen und die Kuratalkirche zu St. Jakob in Ratibor, zuerst Pfarr-, dann Dominikanerkirche) siehe weiterhin.

Braunsitz, nördlich von Obernigk, nur einmal in ganzer Breite an einer Ringsseite in Liegnitz (Peter=Paul). Auch sonst blieb die Pfarrkirche in der Nähe des Ringes, gewöhnlich nur durch eine schmale Gasse von ihm erreichbar und abseits der durch die Städte gehenden Hauptverkehrswege. Bei dem geringen Umfange der Orte rückte dadurch die Pfarrkirche vielfach an deren innere Umwehrung heran, von der sie dann wohl durch einzelne zu ihr gehörende Gebäude (Pfarrei, Altaristenhäuser, Schule) getrennt wurde. Fast niemals aber fehlte eine Abschließung des Kirchhofs gegen die Außenwelt, sei es durch kleinere Häuser, wie die zum größten Teile verschwundenen Altaristenhäuser um die Elisabethkirche in Breslau ¹⁾, sei es durch eine von Toren unterbrochene Mauer. Nachdem nach einer Verordnung Friedrichs des Großen das Begraben in den um die Pfarrkirchen liegenden Friedhöfen aufgehört hatte, sind diese Umrandungen meist verschwunden, hauptsächlich allerdings erst im letzten Jahrhundert, wo sich überall das Bestreben bemerkbar machte, monumentale Gebäude möglichst freizulegen. In Glaz ist nur das mit Heiligenfiguren geschmückte Barocktor neben der Pfarrkirche erhalten geblieben. Trotz dieser Niederlegungen ist es sehr oft schwer, einen Gesamtanblick des ganzen Kirchengebäudes zu bekommen, da die Kirchplätze nicht allzu ausgedehnt sind und ihr größter Teil von dem Bauwerk selbst eingenommen wird. Ästhetisch schadet das aber nichts; vielmehr macht es einen viel größeren Genuß, es beim Herumgehen in seinen Einzelheiten gleichsam mit den Augen abzutasten und dabei immer neue Schönheiten zu entdecken. Radikale Freilegungen von Kirchen, wie z. B. die des Kölner Domes und des Ulmer Münsters, haben gezeigt, wie dadurch die Monumentalität gemindert wird. In Ulm war deshalb vor dem Kriege der Plan ausgetaucht, die Kirche wieder zu umbauen und damit in ihrer Wirkung zu steigern. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß selbst ganz kleine Städte mit der Errichtung mächtiger Pfarrkirchen sich nicht genug tun konnten, sich aber dabei nur zu oft übernahmen und die Vollendung oft der Zukunft überlassen mußten. Besonders war das, wie auch schon gesagt, bei Turmbauten der Fall, zumal dann, wenn man zwei Westtürme geplant hatte (Liegnitz, Peter=Paul, Guhrau, Leobschütz, Ziegenhals). Aus der Unregelmäßigkeit der Nord- und Südseiten ersehen wir, wie im Laufe der Zeit die Bürgererschaft durch Anbauten von Kapellen, auch solche für Zünfte, ihren frommen Eifer betätigte.

1) Solche auch bei der Magdalenenkirche, wie es uns außer alten Stadtplänen auch ein Gemälde A. Wölfls im Museum für bildende Künste zeigt.

Eine neue Note in das Stadtbild brachten dann von dem Westfälischen Frieden an die evangelischen Pfarrkirchen. Die damals den Lutheranern bewilligten Friedenskirchen in Glogau, Jauer und Schweidnitz wurden ebenso wie die auf Grund des Alttranstädter Vertrages von 1707 zugestandenen sechs Gnadenkirchen außerhalb der Altstädte errichtet. Infolgedessen finden wir bei ihnen nicht die Enge der umgebenden Plätze, wie es uns vor allem die aufwandsvolle Anlage der Gnadenkirche in Hirschberg zeigt. Dasselbe gilt dann auch von einer Anzahl neuer evangelischer Kirchen, die seit dem Anfall Schlesiens an Preußen in großer Zahl aufgeführt wurden. Im Sinne des Barock großzügig gedacht ist z. B. die Anlage der Kirche in Schmiedeberg am Ende eines seitlich von Pfarrhaus und Schule flankierten Vorplatzes. Der Bau ist wie sehr viele der damals entstandenen Kirchen turmlos, erzielt aber mit dem mächtigen Giebel eine bedeutende Wirkung. Das neunzehnte Jahrhundert hat einigen Türme angeklebt, die wenig zu den Bauten passen, zumal wenn ihnen die nüchterne Neugotik ihre Formen ausdrückte, wie in Löwenberg. Die Gnadenkirche in Sagan hat hundertfünfzig Jahre nach ihrem Bau außer einem solchen Turm sogar eine ganze neugotische Ummantelung erhalten. Wie schon angedeutet, mußten die in den Altstädten selbst errichteten Kirchen sich meist mit eben nicht sehr großen Plätzen begnügen; so ist, um nur ein Beispiel anzuführen, die evangelische Kirche zum Schifflein Christi in Glogau auf allen Seiten von engen Gassen umgeben, die den doppeltürmigen Bau kaum zur Geltung kommen lassen. Beim Mangel anderen Raumes bot der Ring Gelegenheit zur Aufführung der neuen Kirchen, so in Kanth, Brausnitz, Polkwitz neben den Rathhäusern, in Pleß und Tarnowitz an einer seiner Seiten, früher auch in Reichenbach u. E., bis die erwähnte Kirche am Ende der Schweidnitzer Straße entstand. Von Kapellen in den Rathhäusern hat sich keine im kirchlichen Gebrauch erhalten; die meisten dürften auch kaum im Äußeren der Gebäude in Erscheinung getreten sein und so das Stadtbild beeinflusst haben, wie es noch heut der zierliche Erker an der Ostseite des Breslauer Rathhauses tut. In ihm stand der Altar der jetzt als Fürstensaal allgemein bekannten Ratskapelle. Als barocker Erker ragt auch jetzt noch der Chor der ehemaligen Ratskapelle in Schweidnitz auf den Ring hinaus und verleiht diesem im Verein mit dem Rathause, den barocken Brunnen und Heiligen Säulen, sein malerisches Gepräge.

Als Bürgerkirchen müssen wir auch die Tortkapellen ansprechen, durch die die Tore zur Vermehrung ihrer Sicherheit unter den besonderen Schutz eines Heiligen gestellt wurden. Mit zwei, vielleicht

auch drei Ausnahmen sind sie alle aus dem Stadtbilde verschwunden. Das hing, nachdem fast alle schon außer kirchlichen Gebrauch gekommen waren, hauptsächlich mit der Niederlegung der Toranlagen selbst zusammen. Übrigens ist es für Schweidnitz, wo mehrere Kapellen erwähnt werden, z. T. nicht möglich, zu entscheiden, ob wir es wirklich mit Tortkapellen zu tuu haben, die einen Bestandteil der ganzen Anlage bildeten, oder solchen, die in ihrer Nähe vor den Toren lagen. Nur die Laurentiuskapelle am Niedertor dürfte mit Bestimmtheit als solche anzusprechen sein. Das einzige noch erhaltene Beispiel der Verbindung eines gottesdienstlichen Gebäudes mit einer Wehranlage ist die Antoniuskapelle an dem ehemaligen Neutore in Striegau ¹⁾. Nach außen springt sie als Bastei vor die frühere Stadtmauer und läßt ihren kirchlichen Charakter nicht erkennen. Raam allerdings auch auf der Innenseite gegen die Stadt zu. Durch eine einfach umrahmte Tür gelangt man in das Kapelleninnere, das mit seiner Zweiteilung in Schiff und eingezogenem Chor dem gewöhnlichen Schema entspricht. Ein schmaler Gang innerhalb der den Chor nach außen abschließenden Mauer weist noch auf die Verteidigungsfähigkeit dieses Teiles hin. Ganz diesem Zweck gewidmet ist das Obergeschoß. Der Bau stammt aus dem Beginne des 16. Jahrhunderts, wo man in Folge der immer bedrohlicher werdenden Türkengefahr die alten Mauerwerke durch vorgeschobene Basteien verstärkte. Ursprünglich eine Tortkapelle dürfte auch die an den Schildauer Torturm in Hirschberg angebaute Kapelle gewesen sein; zweifelhaft bleibt es bei der kleinen Bürger-Bruderschaftskirche am ehemaligen Zolltore in Reisse, die 1375 als *prope valvam theolonii* bezeichnet wird.

Im Anschluß daran mag hier noch auf die ganz in der Nähe der Umwehrung gelegene Pfarrkirche von Patschkau hingewiesen werden, die im 16. Jahrhundert zugleich als Verteidigungswerk eingerichtet wurde. Mit ihrem Zinnenkranze, hinter dem das Dach verborgen ist, macht sie mehr den Eindruck einer Burg ²⁾.

Von einer größeren Anzahl Städte wissen wir, daß sich in den in ihnen gelegenen Burgen oder Schlössern Kapellen befanden. Aus dem Mittelalter sind uns nur vier überkommen: in Brieg, wo sie mit dem schönen Portalbau des Schlosses ein ungewöhnlich malerisches

¹⁾ Äußere Ansicht im Bilderwerk Schles. Kunstdenkm. von Lutsch, Tafel 186, Nr. 6, oberer und unterer Grundriß im Textband dazu, Spalte 117. Beschreibung im 2. Bd. der Kunstdenkm. Schles. v. Lutsch, S. 282 ff. ²⁾ Vgl. F. Brosig, Beschreibung u. Geschichte der mittelalterl. Befestigungsbauten der Stadt Patschkau (Oberschlesien, 16. Jahrg. 1917/18, S. 245 f.).

Bild bietet, in Breslau, Lüben und Namslau; wenigstens darf man voraussetzen, daß hier der im Schloßhofe im ersten Stockwerke vorspringende, mehrseitig geschlossene Vorbau ursprünglich den Chor einer Kapelle gebildet hat. Der merkwürdig verunstaltete Bau der Breslauer Burgkapelle, die Martinskirche auf dem Dome, war ursprünglich ein reicherer Zentralbau mit angefügtem Ostchore ¹⁾. Von der künstlerischen Ausstattung der von Herzog Ludwig von Brieg und Lüben 1349 errichteten Schloßkapelle in Lüben legt noch jetzt das mit einem schönen Tympanonrelief geschmückte Portal Zeugnis ab ²⁾. Übrigens war auch diese Kapelle zur Verteidigung eingerichtet ³⁾. Neue Schloßkapellen brachten Renaissance und Barock, z. B. in Falkenberg, Oberglogau und Oppeln ⁴⁾. Im allgemeinen wirkten sich die meisten dieser Kapellen im Stadtbilde wenig aus.

Wir wenden uns nun der zweiten Hauptart der Kirchen zu, denen geistlicher Genossenschaften. An erster Stelle ist der stolze Dom zu St. Johannes zu nennen, dem erst die Erneuerung der Turmhelme wieder eine gebührende Rolle im Stadtbilde geschaffen hat. Mit mehreren anderen „Domen“ Schlesiens, Kirchen unregulierter Kanoniker, teilt er die Eigentümlichkeit, daß er sich alleinstehend auf einem nicht großen Platze erhebt oder richtiger erhob. Denn der Domplatz ist erst eine Schöpfung des letzten Jahrhunderts, nachdem die an seiner Ostseite liegenden Festungswerke und der Wallgraben als Teil eines dort herumgehenden Oderarmes verschwunden sind. Hier muß, im Anschluß an den vorigen Abschnitt, noch darauf hingewiesen werden, daß auch die beiden niedrigen Osttürme zu Verteidigungszwecken gedient hatten. Wie hier die Kurien der Kanoniker sich an der Domstraße aufreihen, so lagen sie anderwärts, z. B. in Glogau, um den Dom herum. Dadurch unterscheiden sie sich von den Wohnungen regulierter Chorherren, die in einem einzigen Gebäude nach Klosterart vereinigt waren. Ein Beispiel dafür finden wir in dem nahen ehemaligen Sandstifte der Augustinerchorherren, das als aufwandsvoller Barockbau mit der großen mittelalterlichen Sandkirche eine stimmungsvolle Einheit bildet. Ebenso ist es in Sagan der Fall, wo die Pfarrkirche ebenfalls mit einem Augustinerchorherrenstifte verbunden war. Als die Witwe Peter Wlasts im 12. Jahrhundert die Augustinerchor-

¹⁾ Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau, 1. Teil: Die kirchlichen Denkmäler der Dominikel und der Sandinsel, S. 166 ff. ²⁾ Abb.: Kunst in Schlesien S. 144, und Klose, Beiträge zur Gesch. d. Stadt Lüben, S. 527. Abb. der ganzen Kapelle: Silesia, Lieferung 26. ³⁾ Lutsch, Kunstdenkm. Schles. II, S. 195. ⁴⁾ über die Oberglogauer Schloßkapelle vgl.: 700 Jahre Oberglogau, 1225—1925, S. 12 f.

herren von Gorkau unter dem Zobten nach Breslau überführte, war der Sand noch unbebaut, und so können wir das neue Kloster noch als Feldkloster bezeichnen. Mönchtum bedeutet Weltflucht, und so suchten die klösterlichen Genossenschaften, zunächst die Benediktiner, die Stille der Einsamkeit, fern vom Treiben der Welt. Als eine solche Niederlassung war auch das zuerst mit Benediktinern besetzte Vinzenzstift auf dem Elbing nördlich von Breslau von Peter Wlast im 12. Jahrhundert begründet worden. Als es vor 400 Jahren (1529) der Türkengefahr wegen abgebrochen wurde, erhielten seine Insassen, Prämonstratenser, das Jakobskloster der Minoriten mit der seitdem dem hl. Vinzenz geweihten Kirche und führten hier das jetzt dem Oberlandesgericht als Wirkungsstätte dienende Klostergebäude auf (von 1678—97). Auch anderwärts finden wir, entgegen dem alten Gebrauch, in unseren Städten Klöster, die wir eigentlich als Feldklöster ansprechen müssen, so von Benediktinerinnen in Liebenthal und Striegau. An ersterem Orte folgte allerdings die Ansetzung zu deutschem Rechte, also die Stadtgründung der des Klosters erst nach. Auch die Stadt Trebnitz ist jünger als das bekannte Kloster. Striegau aber war schon Stadt, als dort 1307 die Herzogin Beatrix das Kloster stiftete.

Eine neue Periode der Klostergründungen setzte mit der Entstehung des Franziskanerordens ein. Da er auf Almosen angewiesen war, ergab es sich von selbst, abgesehen von anderen Beweggründen, daß er die Städte als Sitze wählte. Und so entstanden noch im Jahrhundert seiner Begründung auch in schlesischen Städten zahlreiche Klöster dieses Ordens und der anderen Bettelorden (Dominikaner, Augustinereremiten u. a.). Im Wesen dieser Orden lag es begründet, daß ihre Kirchen und Klöster äußerst schlicht waren, meist auch der Türme entbehrten oder nur ganz niedrige hatten.

Eine bedeutungsvolle Ausnahme bildet die ursprünglich zu einem Augustinereremiten-, dann zu einem Minoritenkloster gehörige Dorotheenkirche in Breslau. Sie entstand aber auch in der Blütezeit der Stadt unter Karl IV. Der niedrige Turm zwischen Chor und Langhaus auf der Nordseite ist wohl überhaupt nicht höher geplant worden; er wird von dem mächtigen Dache, das noch heute im Stadtbilde stark in die Erscheinung tritt, überragt. Der Blick von der Liebigshöhe auf die Altstadt läßt die Klosterkirchen insofern ihres langen Chores sofort von den anderen unterscheiden, besonders von den beiden großen Pfarrkirchen.

Eine Folge des ärmlichen Charakters der Klosterbauten war, daß

nach der Säkularisation von 1810 die meisten dieser Art im Laufe der Zeit als ungeeignet zu anderen Zwecken niedergelegt wurden (in Breslau z. B. die der Minoriten bei St. Dorothea, der Dominikaner und Dominikanerinnen bei St. Adalbert und Katharina, in Glogau bei der ehemaligen Klarissenkirche usw., während die Bauten der größeren Klöster erhalten blieben, in Breslau z. B. das Matthias-, Vinzenz- und Sandkloster¹⁾). Nur das Bernhardinkloster in Breslau, das schon im 16. Jahrhundert zu einem Spital umgewandelt wurde, gibt uns einen Begriff einer mittelalterlichen Klosteranlage, die sich um einen kleinen, von einem Kreuzgange umgebenen Hof gruppiert. Die eine, durch einen Neubau ersetzte Seite mit dem Chor der Kirche tritt an die Promenade heran und gibt so zu erkennen, daß die Gesamtanlage in nächster Nähe der inneren Stadtumrandung entstanden war. Damit kommen wir zu einem wichtigen Punkte, der Lage der Klöster im Stadtplane, die durch den Gedanken der Weltflucht des Mönchtums bedingt ist, mochte es sich auch aus den Verhältnissen heraus in der Stadt angesiedelt haben. Die Klöster lagen alle an deren Rande, soweit möglich von dem Getriebe des Marktes und der Hauptdurchgangswege entfernt. Soweit möglich; denn in den kleineren Orten konnte die Entfernung von ihnen zum Stadtmittelpunkte nicht groß sein. Ideal zeigt sich dagegen das Verhältnis vor allem in Breslau, wo erst längere Straßenzüge den Ring mit den Ordensniederlassungen verbanden, im Süden den Augustinereremiten von Dorothea, im Norden dem Minoritenkloster zu St. Jakob, dem Klarissenkloster (Ursulinerinnen) und Matthiasstift. Ganz ähnlich war es in Glogau, wo sich am Oderufer hintereinander von Osten nach Westen das Klarissen-, Franziskaner- und Dominikanerkloster ausreichten, letzteres, die frühere Pfarrkirche, allerdings von der Oder durch das Schloß geschieden²⁾). Nur einmal findet sich eine ehemalige Klosterkirche am Ringe selbst, nämlich in Ratibor. Das erklärt sich aber

1) Den traurigen Zustand eines solchen Stadtklosters vermittelt uns eine Schilderung des Ratiborer Dominikanerklosters aus dem 18. Jahrh.: Das Dormitorium ist eher eine Hölle als ein Schlaffaal: Alles ist von Holz. Nur eine Zelle über der Sakristei, wo die Bibliothek, ist gewölbt, in den übrigen bilden Balken die Decke. Jedoch auch der kleine Kreuzgang, obgleich wegen der Sprünge und der nahen Mühlbache unsauber, ist gewölbt (Oberschlesien, 9. Jahrg. 1910/11, S. 448). 2) Über die Ähnlichkeit der Lage und Anlage der beiden Oberstädte Breslau u. Glogau vgl. A. Schulte, Die räumliche Entwicklung Breslaus, in der Festgabe zum 13. Deutschen Geographentage in Breslau, 1901, und meinen Aufsatz: Beiträge zur Topographie von Glogau in Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlef. Bd. 42 (1908), S. 32 ff.

dadurch, daß sie ursprünglich die Pfarrkirche des Ortes vor der Begründung der deutschen Stadt war und diese nun direkt daran angeschlossen wurde. Das zu ihr gehörige Dominikanerkloster lag übrigens hinter der Kirche und reichte bis an die Stadtmauer¹⁾. Der Abschluß gegen die Außenwelt erfolgte nicht nur in dem eigentlichen Kloster, sondern meist wurde auch das ganze zu ihm gehörige Grundstück noch durch eine Mauer abgeschlossen, so in Breslau die drei erwähnten Stifte. Der Verlauf dieser Mauer läßt sich nach ihrer Niederlegung im letzten Jahrhundert z. T. noch durch die vor der Vinzenzkirche vortretende Hochbergkapelle und das zwischen Ursulinentloster und Gymnasialkirche hervorragende Pfarrhaus im Geiste rekonstruieren. Erst durch die Niederlegung der Mauer und der an ihr angebauten Beamtenhäuschen wurde aus der Rittergasse der heutige Ritterplatz. Auf dieselbe Weise entstand in Glogau südlich der Kirche der Franziskanerplatz. Als charakteristisch muß zum Schluß noch die Nachbarlage von Klöstern desselben männlichen und weiblichen Ordens hervorgehoben werden. Das zeigen uns im Stadtbilde von Breslau noch heut die Adalbert- und Katharinentkirche (Dominikaner und Dominikanerinnen), Vinzenz- und Ursulinentkirche (Minoriten und Klarissinnen), in Glogau die Franziskaner- und Klarissenkirche.

Der im 16. Jahrhundert begründete Jesuitenorden kennt keinen gemeinsamen Chordienst und beruht auch sonst auf anderen Grundsätzen wie die älteren Orden. Das hat naturgemäß auch in seinen Kirchen- und Klosteranlagen seinen äußeren Ausdruck gefunden. Die Wahl geeigneter Plätze für diesen Zweck war in den meisten Fällen sehr schwer, da das ganze Gelände innerhalb der Stadtmauern schon bebaut war. Und mochten auch vom großen Kriege her noch wüste Stellen vorhanden sein, so war selbst der jetzt an der Spitze der meisten Orte stehende katholische Rat nicht geneigt, sie dem Orden zu überlassen wegen der dadurch in Wegfall kommenden Gerechtigkeiten, die auf ihnen ruhten. Deshalb suchten die Jesuiten schon vorhandene Kirchen und Klöster in ihren Besitz zu bekommen, mit Glück in Schweidnitz und Glaz, wo sie die Pfarrkirchen erhielten, in Meisse Kirche und Kloster der Kreuzherren; ohne Erfolg in Breslau, wo die Minoriten von Dorothea in ihrem Widerstreben gegen deren Überlassung an die Jesuiten den Beistand des lutherischen Rates fanden. Andererseits war ihnen die Gunst des Wiener Hofes und seiner Unterorgane so

¹⁾ Vgl. meinen Aufsatz: Zur geschichtl. Ortskunde von Ratibor, ebenda, 52. Bd. (1918), S. 66 ff.

günstig, daß sie in Breslau die alte kaiserliche Burg, in Liegnitz die Stiftskirche zu St. Johannes erhielten, an deren Stelle sie dann einen Neubau errichteten. Die Eigentümlichkeiten der Ordensregel gegenüber denen der älteren Orden zeigte sich an ihren neuen Kirchen durch das Fehlen eines längeren Chores, der, von zwei Seitenkapellen umrahmt, äußerlich überhaupt nicht in Erscheinung tritt, während andererseits die Einordnung von Emporen im Inneren äußerlich durch die zwei übereinanderliegenden Fensterreihen der Langseiten erkennbar ist. So haben die Jesuitenkirchen eine gewisse Ähnlichkeit mit den evangelischen Kirchen des Barock und Klassizismus. Unter italienischem Einfluß fehlt der Breslauer Jesuitenkirche noch der Turm, die anderen haben deren zwei an der besonders betonten Schauffseite. In Liegnitz und Meisse (hier neuerdings in der alten Form wieder hergestellt) machen sich die Türme im Stadtbilde stark bemerkbar, weniger in Glogau, wo ihr oberer Abschluß ursprünglich wohl nur ein Provisorium sein sollte. Sichtlich mit bewußter Absicht ist hier aber auf die Gesamtwirkung der Westfassade, vom Ringe aus gesehen, hingearbeitet worden. In Liegnitz liegt die Schauffseite innerhalb der Straßenfront und würde so unter Umständen dem Vorbeigehenden kaum auffallen. Da sie aber gesehen werden, Eindruck machen soll, ist sie in geschwungener Linienführung meisterhaft vorgewölbt worden und erreicht damit ihren Zweck vollkommen. Die Stellung der Kirchen zu den anderen Jesuitenbaulichkeiten weicht von den früheren typischen Klosteransiedlungen insofern ab, als ihre Hervorhebung nach außen verhinderte, daß sie bei allen oder der Mehrzahl einheitlich sein konnte. Sind doch die Jesuitenkollegien selbst in ihrer Grundrißgestaltung erst den verschiedenartigen Plätzen angepaßt, auf denen sie entstanden, und daher auch sehr verschiedenartig; man braucht nur die in Glogau, Meisse und Breslau zu vergleichen. Gerade die letztere Anlage beweist uns, wie die Jesuiten es verstanden haben, auch bei höchst ungünstiger Beschaffenheit des zu bebauenden Geländes starke künstlerische Wirkungen zu erzielen.

Auf Stiftungen der Bürgerschaften, kirchlicher Genossenschaften und von Einzelpersonen gingen in den mittelalterlichen Städten eine große Anzahl Kapellen zurück. Sie fehlten fast keinem der Spitäler, sind aber dann, soweit sie noch vorhanden waren, im letzten Jahrhundert mit den Hospitälern selbst verschwunden, die, meist in engen, licht- und luftlosen Gassen gelegen, allen Anforderungen moderner Gesundheitspflege widersprachen. Verschwunden sind auch fast völlig die Einzelkapellen, die über das ganze Stadtgelände verstreut lagen.

Der fromme Eifer des Mittelalters konnte sich mit solchen Stiftungen nicht genug tun, in denen vielleicht unter Umständen nur ein paarmal im Jahre Messen gelesen wurden. Bei irgend welchem Verlust des Stiftungskapitals mochte manche auch schon früh aufgegeben, verfallen und dann ganz abgetragen worden sein, vor allem geschah es aber im Reformationszeitalter, als die Messe im evangelischen Kult wegfiel. Die meisten Reste aber hat dann das freie Plätze und Straßen liebende 19. Jahrhundert beseitigt. So z. B. (erst 1848) die Maternikapelle südlich von der Elisabethkirche in Breslau. Ältere Abbildungen zeigen sie uns als einen kleinen achtsseitigen Zentralbau mit spitzem Dach. Sie wird 1358 zuerst urkundlich erwähnt. Ihrer Grundrißform nach könnte es sich um einen sogenannten Karner gehandelt haben, der von Böhmen her beeinflusst war. Diese dienten in ihrem unter dem Fußboden gelegenen Raume zur Aufnahme von Totengebeinen, ähnlich den Schädelkapellen des Barock, und lagen wie auch die Maternuskapelle gewöhnlich südlich von den Kirchen. Als *capella carnarii* wird 1461 auch die ebenso gelegene Kapelle bei der katholischen Pfarrkirche in Löwenberg bezeichnet, die allerdings rechteckigen Grundriß hat ¹⁾.

Wir haben uns bisher mit den Kirchen der meist ummauerten Altstädte beschäftigt, nur daß auf die Erbauung von evangelischen Kirchen in den Vorstädten hingewiesen wurde. Zum Schluß müssen wir aber auch noch dieser gedenken, da sich auch hier vielfach Kirchen vorfanden. Diese, sich an den Verlauf der zu den Toren führenden Landstraßen anschließend, hatten wohl auch ihre besonderen Pfarrkirchen, die dann eben auch den alten Dorfkirchen in Lage, Grund- und Aufriß glichen. Es braucht nur auf die Mauritiuskirche an der Klosterstraße in Breslau hingewiesen zu werden, deren noch heut in die Straße vorspringender Kirchhof uns an gleiche Anlagen in Dörfern erinnert. Ursprünglich bestand sie nur aus Langhaus und Chor; erst im Barock erhielt sie im Westen den Turm vorgelegt und erfuhr dann neuerdings eine Erweiterung durch Querschiffe. Ähnlich war die Lage und der Aufbau der Nikolaikirche in der Nikolaivorstadt, der alten Tschepine, nur daß sie noch einen mittelalterlichen Turm besaß ²⁾. Ursprünglich waren in den Vorstädten auch Klöster errichtet worden. Mit Ausnahme von Glaz, wo sich noch am Fuß der Alt-

¹⁾ Ein Karner, *capella super ossorio* zwischen 1449 und 1483 in Glogau bezeugt (Burda, Untersuch. 3. mittelalt. Schulgeschichte, S. 235). ²⁾ Abb. im Breslauer Erzähler 1807 (vor und nach der Zerstörung von 1806) und bei Knoblich, Gesch. der St. Corporis-Christi-Pfarrtei in Breslau, Bresl. 1862.

stadt auf dem Sande die zweitürmige Kirche der Minoriten mit ihrem früheren Kloster erhebt, sind sie alle aus dem Stadtbilde verschwunden, und zwar schon im Mittelalter, da ihre Lage vor den Mauern nicht genügend Sicherheit bot. Im Jahre 1516 erteilte ein Breve des Papstes Leo X. die Erlaubnis, in Liegnitz, Neisse und Oppeln die auswärts liegenden Klöster abzubrechen, wenn deren Insassen innerhalb der Stadtmauern Aufnahme finden könnten. Die Klöster der Barmherzigen Brüder in den früheren Vorstädten von Breslau, Frankenstein und Steinau gehören einer jüngeren Entwicklungsreihe an. Auch die Umwandlung einiger Städte in Festungen machte seit dem 17. Jahrhundert mit den Vorstädten selbst den in ihnen stehenden Kirchen und Kapellen ein Ende, so in Neisse auch den drei größeren Kirchen zu St. Johannes, Maria in rosis und Nikolaus in der sogenannten Altstadt, dem Neisse vor der Begründung der deutschen Stadt¹⁾. Aus den angegebenen Gründen verschwanden auch die meisten vor den Städten gelegenen Hospitäler mit ihren Kirchen oder Kapellen. In Grenstadt ist uns die noch dem späten Mittelalter entstammende Kapelle des Heiligen-Geist-Hospitals erhalten, die einem Aussäzigenhospital eignete. Die furchtbare Plage des Aussatzes hatte im Mittelalter zahlreiche solche Zufluchtsstätten für die von ihm befallenen Menschen nötig gemacht. Nach Reuling, Schlesiens Kirchorte usw., lassen sich in schlesischen Städten siebzehn nachweisen, davon je eine für Männer und Frauen in Breslau und Schweidnitz. Außer der Heiligen-Geist-Kirche in Grenstadt ist uns eine zweite Kirche überkommen: das Lazaruskirchlein an der Klosterstraße in Breslau, ein schlichter turmloser Bau aus dem Spätmittelalter, gegenüber dem Barmherzigen-Brüder-Kloster. Inmitten höherer Häuser gelegen, dürfte es jetzt von den meisten, die an ihm vorüberschreiten, kaum beachtet werden. Ursprünglich lag es weit draußen vor der Stadt, wie ja auch sonst diese Hospitäler der Ansteckungsgefahr wegen entfernt von den Siedlungen errichtet wurden. Das galt z. B. auch für das Hospital der aussätzigen Frauen in Breslau, dessen Kirche die inzwischen mehrfach durch Neubauten ersetzte Elftausend-Jungfrauen-Kirche war. In Glaz erhielten 1475 die Franziskaner von der strengen Observanz die Kapelle zum hl. Georg mit dem dazugehörigen Grundstücke des Aussäzigenhospitals überwiesen (heut evangelische Kirche), ein Zeichen, daß damals hier der Aussatz erloschen war.

1) Vogelperspektivische Ansicht von 1596 bei Kuffert, Kurze Chronik von Neisse. Vgl. auch den Stadtplan von Glogau (nach einem Stiche von 1719) bei Winsberg, Geschichte der Stadt und Festung Groß-Glogau, Glogau 1853.

Das letzte Jahrhundert hat fast überall die alten Mauern niedergelegt, auch die kleinen Städte haben sich über sie hinaus ausgedehnt. Im allgemeinen aber genügten die älteren Kirchen für die Seelsorge, und nur vereinzelt entstanden, meist in den früheren Vorstädten, neue Pfarrkirchen; in größerer Zahl in den oberschlesischen Kleinstädten evangelische Pfarrkirchen, die sich durch Begründung neuer Kirchensysteme notwendig machten, neue katholische Kirchen auch in vorwiegend evangelischen Städten des übrigen Schlesiens, wo, wie z. B. in Lüben und Kreuzburg, die älteren (dort die alte Schloßkapelle) nicht mehr ausreichten. Eine große Ausnahme bildet natürlich das räumlich immer mehr sich auswachsende Breslau, in dessen neuen Stadtteilen die steigende Kirchennot bis in die Gegenwart Neubauten beider Bekenntnisse fordert. Gegenüber der bis in die neuere Zeit herrschenden Neugotik (Michaelis, Heinrich, Nikolai, Salvator und Trinitatis) macht sich jetzt das Bestreben geltend, neuzeitliche Bauformen zu verwenden und statt der bisher gewöhnlich auf einem freien Platze aufgeführten Gotteshäuser diese in organische Verbindung mit den zu ihnen gehörigen Pfarr- und Gemeindegemeinschaften zu setzen, wie man es in Süddeutschland und den österreichischen Ländern schon vorher getan hatte. Mit großem Geschick ist das bei der evangelischen Pauluskirche geschehen, die in der Oede der modernen Stadt ein prächtiges Architektur- bild bietet. Vereinzelt im Häusermeer der Großstadt liegend, können diese neuen Schöpfungen natürlich nicht ein bedeutendes Gesamtbild liefern, wie es die zusammengedrängten Kirchen der Altstadt tun. Das wird durch einen Umblick von der Liebigshöhe aus bewiesen.

III.

Oberdeutscher Handel mit dem deutschen und polnischen Osten nach Geschäftsbriefen von 1444.

Von

W. Scholz-Babisch.

Die größte Schwierigkeit, mit der die Quellenforschung zur mittelalterlichen Handelsgeschichte zu kämpfen hat, liegt darin, daß sich der Stoff so verstreut und vereinzelt findet — und zwar häufig nur als kleine und kleinste Notiz — mitten in einer Fülle von andersartigem Quellenstoff des verschiedensten Inhalts. Da ist es von unschätzbarer Bedeutung, wenn ein glücklicher Zufall eine geschlossene, zusammenhängende Reihe von Quellenzeugnissen aufbewahrt hat, die einen unmittelbaren Niederschlag des lebendigen Ablaufs mittelalterlichen Handels darstellt. Eine solche bezüglich des Umfangs und der Zeit der Entstehung besonders für den Handel nach Osten fast einzigartige Quelle ist eine Sammlung von ungefähr 50 Briefen, die zum größten Teil von Nürnberger und andern oberdeutschen und Breslauer Kaufleuten im November und Dezember des Jahres 1444 aus Breslau, Krakau, Posen, Frankfurt a. O. und Görlitz an ihre Handelshäuser oder an Geschäftsfreunde nach Nürnberg, St. Gallen, Ravensburg und Salzburg geschrieben wurden ¹⁾. Aus der Lebensfülle des Augen-

¹⁾ Die Briefe befinden sich im Nürnberger Staatsarchiv Rep. 2 b, Akten des siebenfarbigen Alphabets, Nr. 135. Sie sind auf eine nicht feststellbare Weise, aber ohne Zweifel im Zusammenhang mit der Fehde zwischen Nürnberg und den fränkischen Rittern von Waldenfels in den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts in die Hände des Nürnberger Rates gelangt. Vgl. über diese Fehde J. F. Roth, Geschichte d. Nürnbergischen Handels I, S. 193 ff.; Chroniken der deutsch. Städte, Bd. 2, S. 57 ff., Bd. 10, S. 161 f. Die Briefe sind in ihrer Gesamtheit noch nicht veröffentlicht, doch sind sie für wirtschaftsgeschichtliche Arbeiten schon mehrfach benutzt und 3. T. auch abgedruckt worden; soviel sich feststellen ließ, an folgenden Orten: Hektor Ammann, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft. Ein Beitrag zur Handelsgeschichte des 15. Jahrh. St. Gallen 1928. Hier Abdruck von Nr. 7, 8, 9, 34, Regesten von 10 u. 13. — Joh. Müller, Geleitswesen und Güterverkehr zwischen

blicks und der praktischen Tätigkeit heraus entstanden, gewähren diese Briefe einen ungewöhnlich tiefen und weiten Einblick in das vielgestaltige Getriebe des Warenhandels ¹⁾ als Fernhandel, wie dieser sich aufbaut auf Grund eines ausgebildeten Nachrichtendienstes über die Geschäftslage und ihre Beeinflussung durch politische Ereignisse, über Angebot und Nachfrage, über Qualität der Waren und Transportverhältnisse, über Preise und Preisbewegungen, Konjunkturschwankungen und Spekulationsmöglichkeiten u. a. m. ²⁾

Der Fernhandel, der unter anderm durch die Beschwerlichkeit und das Risiko des Transports und die Langsamkeit des Umsatzes — es mußten oft lange Kredite gewährt werden — verhältnismäßig große Kapitalien beanspruchte, lag zum größten Teil in der Hand von Handelsgesellschaften, die besser als ein einzelner imstande waren, das notwendige Kapital aufzubringen. So treten auch in unsern Briefen bald mehr, bald weniger deutlich die Kaufleute als Mitglieder von Handelsgesellschaften hervor. Daß sie überwiegend Oberdeutsche sind oder wenigstens oberdeutscher Herkunft, liegt in der Natur der Quelle ³⁾. Nur auf einige wichtige Namen sei hier hingewiesen.

Wir sehen die Arbeit der großen oberdeutschen Diesbach-Watt-Gesellschaft, die ihre Zentralen in Bern, St. Gallen und Nürnberg hat, und zu der außer den Genannten unter andern auch Kaspar Wirt und Ulrich Brendler, beide von St. Gallen, gehören, in ihren östlichen Niederlassungen Breslau, Krakau, Posen und Warschau, auch ihre Beziehungen zu Danzig und Thorn, Frankfurt a. O. und Leipzig ⁴⁾.

Nürnberg und Frankfurt a. M., in Vierteljahrsschrift f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. Bd. 5 (1907), S. 382 u. derf., Der Umfang u. d. Haupttrouten d. Nürnberger Handelsgebiets i. Mittelalter, ebd. Bd. 6 (1908), S. 20 f. — Adolf Korzendorffer, Ein Briefbund aus dem Jahre 1444. Im Archiv f. Postgeschichte i. Bayern, Jahrg. 1929, H. 2. Hier auch Abdruck u. Faksimile von Nr. 4. — Hinweise auf die Briefe i. Urkundenbuch zur St. Galler Handels- u. Industriegegeschichte, hrsg. v. Schelling, 1. u. 2. Lieferung (816—1433), St. Gallen 1922/23.

¹⁾ Die Briefe unterrichten nur über den Warenhandel. Andere Betätigungen damaliger Kaufleute, wie bankmäßige Geldgeschäfte oder Beteiligung am Abbau von Bergwerken usw. treten nicht in Erscheinung. Wo Geldgeschäfte vorkommen, geschieht das nur im Rahmen des Warenhandels. ²⁾ Ob die oft schwer aufzulösenden Abkürzungen von Personennamen und Warenbezeichnungen und die gelegentliche Durchsetzung der Briefe mit einem nicht einwandfreien Italienisch eine Art Geheimschrift sein sollen oder nur der Gewohnheit des Schreibers entspringen, läßt sich nicht entscheiden. ³⁾ Breslauer Kaufleute, die erwähnt werden, sind z. B. Hans Engelhard, der hauptsächlich als Wachs Händler erscheint, und Ungeraten, der mit Paul Benediger zusammen Waren durch Kunz Tauffind erhält. Nr. 7, 21/22, 25, 34, 36. ⁴⁾ Nr. 7, 8, 9, 34; vgl. über die Gesellschaft S. Ammann a. a. O.

Paul Benediger von Salzburg, seit 1441 Bürger von Breslau ¹⁾, steht schon damals mit seinem aus Werffen bei Salzburg stammenden Neffen Kunz Taufkind ²⁾ in einer näheren Handelsverbindung, in die auch die Oberdeutschen Martin Bruzer und Hans Pirichholz, Benedigers Schwager Siegmund Taufkind, Virgilius Benediger von Salzburg, Pauls Bruder, und andere einbezogen sind ³⁾.

Wir hören ferner, daß Albrecht Scheurl und Andres Kezel sich in Diensten Ludwig Grubers und Lienhard Podmers von Nürnberg im Osten betätigen. Scheurl „müt sich werlichen hart, es sen, wo sen“ ⁴⁾. Mehrere Mitglieder der Familie Topley von Nürnberg erscheinen in Frankfurt a. O., Breslau, Krakau und Posen ⁵⁾. Andres Zeringer und Hermann Bräutigam von Nürnberg haben ihren Schwager Ulrich Michel als Vertreter am Breslauer Markt, und der Sohn Michel Mülchs von Nürnberg, auch eines Mitgesellschafters, ist ebenfalls in Diensten der Gesellschaft in Breslau tätig ⁶⁾. Es seien noch erwähnt Fritz Teufel von Nürnberg und Hans Kepf, der die Geschäfte in Breslau leitet ⁷⁾, Marx und Matthes Landauer von Nürnberg und ihr Diener Nicel Wild, der in Breslau, Posen und Krakau hantiert ⁸⁾, Oswald Monger und Jost Stoß von Ravensburg mit ihren Vertretern Ulrich Stoß und Hans Luttein in Breslau ⁹⁾ und Jorg und Ulrich Penniger von Nürnberg, die in Leipzig, Breslau, Krakau, Wielun, Danzig und Thorn Handel treiben ¹⁰⁾; auch Geschäfte der Handelsgesellschaft Rudolf von Nürnberg werden erwähnt ¹¹⁾.

Über die innere Einrichtung einer Handelsgesellschaft erfahren wir mancherlei. Die Leitung liegt in der Hand der „Herren“, die Befehle und Erkundigungen an ihre Angestellten in der Fremde ausgehen lassen, die wiederum Berichte und Fragen an das Stammhaus schicken. Es gibt oberdeutsche Häuser mit ständigen Nieder-

1) Erwin Fuhrmann, Die Bedeutung des oberdeutschen Elements in der Breslauer Bevölkerung des 15. u. 16. Jahrh. Diss. Breslau 1913, S. 17. Gerhard Pfeiffer, Das Breslauer Patriziat im Mittelalter. Darst. u. Quellen z. schles. Gesch. Bd. 30, S. 238. 2) Fuhrmann a. a. O. Pfeiffer a. a. O. S. 237. 3) Nr. 24/25, 29, 30, 51 u. Fuhrmann a. a. O. 4) Nr. 19, 46. Fuhrmann a. a. O. S. 11 nennt Lienhard Podmanr von Salzburg u. Ludwig Gruber von Lauingen. In unsern Briefen werden beide Bürger von Nürnberg genannt. Über die Handelsgesellschaft Scheurls mit Gruber und Podmanr vgl. Fuhrmann ebenda u. Pfeiffer a. a. O. S. 236. 5) Nr. 4, 5, 16, 17. 6) Nr. 11—14. 7) Nr. 20, vgl. Bresl. Stadtarch. lib. sign. 1441 Okt. 27, 1453 Sept. 7. 8) Nr. 21, 22. 9) Nr. 18, 26. 10) Nr. 35. Jorg Penniger hält sich wohl beständig im Osten auf. 1432 ist er in Krakau und bevollmächtigt seinen Bruder Sebald zum Verkauf seiner Nürnberger Güter an seinen Bruder Ulrich in Nürnberg, s. Urkundenbuch z. St. Gallen. Handels- u. Industrie-gesch. S. 137, Nr. 151 u. Anm. 1. 11) Nr. 21.

lassungen oder Faktoreien im Osten. Hier werden auch eigene Geschäftsbücher geführt ¹⁾. So leitet Hans Brendler die Filiale der Diesbach-Watt-Gesellschaft in Krakau ²⁾, Ulrich Hör die in Breslau als Nachfolger Hans Nagels ³⁾. Das ständige Warenlager ist hier ein Keller bei Katharina Stolz, die zeitweise auch als Teilhaberin zur Gesellschaft gehört ⁴⁾. Die Landauer haben eine Niederlassung in Breslau und in Posen. Hans Neumann von Nürnberg hält ein Gewölbe in Breslau ⁵⁾, ebenfalls die Halbwachsgesellschaft ⁶⁾ und die Gesellschaft Zeringer-Bräutigam einen Keller ⁷⁾.

Häufig mögen diese Gewölbe von ihren Besitzern nur zu Jahrmaktszeiten benutzt worden sein, denn es ist ganz deutlich, daß manche Gesellschaften nur zeitweilig Faktoren an fremden Orten hielten. So ist z. B. Ulrich Michel für die Zeringer-Bräutigam nur am Jahrmakts in Breslau tätig, nach Abschluß der Rechnung kehrt er wieder nach Nürnberg zurück ⁸⁾. Auch Hans Hezer, Martin Preglers von Nürnberg Diener, hält sich nur vorübergehend in Breslau auf ⁹⁾. Mitunter befindet sich zur Zeit der Jahrmakts in den Faktoreien außer dem ständigen Vertreter noch ein Gesellschaftsmitglied oder ein bewährter Diener, um bei der Abwicklung der Geschäfte und der Aufstellung der Rechnung zu helfen ¹⁰⁾. Manche der im Osten tätigen Faktoren haben die Geschäfte an mehreren Orten zu erledigen. Wir finden Nicel Wild, den Diener der Landauer, in Breslau, Krakau und Posen ¹¹⁾, L. Müllich von der Handelsgesellschaft Zeringer-Bräutigam in Danzig, Thorn und Breslau ¹²⁾ und Jorg Penniger ebenfalls an diesen drei Orten ¹³⁾.

Bezüglich ihrer Befugnisse gibt es verschiedene Grade unter den Angestellten. Faktoren mit großer Selbständigkeit haben wieder andere Handelsdiener oder „Gesellen“ unter sich, die nach ihren Weisungen Jahrmakts bereisen und lernen selbständig Geschäfte abzuwickeln. Da geht es nicht ohne Klagen ab über Widerspenstigkeit oder herrisches und zu üppiges Auftreten dieser Gesellen, über ihren Mangel an Pflichtbewußtsein oder den Abschluß leichtsinniger und schadenbringender Geschäfte ¹⁴⁾. Stuber, der Görliker Vertreter seiner Schwäger Hans Lauber und Konrad Krel, droht sogar, aus Görlik fortzugehen, wenn sein nichtsnutziger Bruder noch einmal zu Geschäften dorthin kommen sollte ¹⁵⁾.

1) Nr. 34. 2) Nr. 7, 8, 9. 3) Nr. 34. 4) Ebenda, vgl. Bresl. Stadtarch. lib. sign. 1446 Juli 1, 1457 Juli 16. 5) Nr. 40. 6) Nr. 31. 7) Nr. 13. 8) Nr. 11—13. 9) Nr. 32. 10) Nr. 8. 11) Nr. 21/22. 12) Nr. 15. 13) Nr. 35. 14) Nr. 7, 8. 15) Nr. 39.

Die Jahrmarktszeiten stellten an die Leistungsfähigkeit der Faktoren große Anforderungen. So erscheint nach einer zweijährigen, urlaubslosen Tätigkeit die Bitte um Urlaub für den nächsten Mittfastenjahrmarkt in Breslau verständlich ¹⁾.

Bei günstigem Geschäftsabluß nach einem Jahrmarkt ist die Zahlung einer Art Lantieme an den Faktor wohl nichts Seltenes gewesen. Ulrich Brendler fragt, was man ihm auf Grund der über- sandten Rechnung geben wolle, nach der letzten hätte er nichts erhalten ²⁾.

Innerhalb der Gesellschaften wechseln die Mitglieder. Manche werden nur auf beschränkte Zeit und zu besonderem Zweck Gesellschafter. Wir verweisen auf die schon oben genannte Katharina Stolz. Alexius, der Breslauer Wirt des Vertreters der Halbwachsgesellschaft, soll dazu vermocht werden, „das er das jar pen uns peleib, wein von uns zu nemen“ ³⁾. Von Kaspar Wirt und Peter von Watt hören wir, daß sie uneins sind und sich trennen wollen ⁴⁾.

Söhne von Kaufleuten, die sich dem Beruf des Vaters widmen sollen, werden in noch jungen Jahren in fremde Länder in die Lehre geschickt, so wird z. B. Niklas Topler zu einem Polen gegeben, bei dem er vor allem auch die polnische Sprache lernen soll ⁵⁾.

Die meisten Firmen handeln mit einem Vielerlei von Waren in großen und kleinen Mengen. Wir wollen zwei Gruppen von Waren unterscheiden, solche östlichen Ursprungs, die nach Oberdeutschland und darüber hinaus nach Italien, auch z. T. nach Frankreich und Spanien gehen, und oberdeutsche, italienische und Orientwaren, die in umgekehrter Richtung transportiert werden.

Die beiden wichtigsten Handelsartikel des Ostens sind Wachs und Pelzwerk.

Wachs wird in den preußischen Städten in Warschau, Krakau, Posen, Breslau und Brieg erkaufte. Die verschiedensten Arten werden genannt, „krakisch“ ⁶⁾, „lernerisch“ oder „lemburger“ ⁷⁾, „kiffnisch“ oder „Kifwachs“ ⁸⁾, das als die beste Sorte gilt, Stocker- oder Stockelwachs, großes, gelbes, rotes und Schmierwachs. Es wird nach Stein, Stück und Scheiben gehandelt, und die einzelnen Käufe, die auf einmal abgeschlossen werden, schwanken zwischen 3 und 40 Stück. Aus Krakau gehen innerhalb kurzer Zeit 150 Stück hinaus ⁹⁾, und in Breslau werden an einem Markt ca. 100 Stück verkauft ¹⁰⁾. Die Um-

1) Nr. 19. 2) Nr. 8. 3) Nr. 31. 4) Nr. 8. 5) Nr. 4, 5. 6) aus Krakau.

7) aus Lemberg. 8) aus Kiew. 9) Nr. 7. 10) Nr. 22.

sätze müssen aber für gewöhnlich noch größer gewesen sein, denn Ulrich Hör schreibt aus Breslau an Kaspar Wirt: „Es ist nit vil wachß hie gesin, kum bey 160 oder 180 Stück“¹⁾). Nach der Berechnung von Ulrich Michel, der Ende November 68 Ztr. zur Versendung in Breslau hat, muß die Gesellschaft Zeringer=Bräutigam damals einen Vorrat von ungefähr 260 Ztr. Wachs gehabt haben²⁾). Die Bedeutung des Wachses als Handelsartikel erhellt am besten aus der Genauigkeit und Ausführlichkeit, mit der gerade bei dieser Ware über Umsatz und Preisgestaltung berichtet und die Tätigkeit der Konkurrenz beobachtet wird. Die „Berlinschen“ scheinen besonders gefürchtet zu sein, sie kaufen viel Wachs auf den Märkten in Preußen und Frankfurt a. O. und „machen denn allweg den fall darin“³⁾).

Für den Einkauf von Rauchwaren sind Krakau und Breslau die Hauptmärkte, aber auch Danzig und Thorn, Posen und Warschau werden genannt. Mitunter ist nur von Haarwerk, Rauchwerk oder Werk im allgemeinen die Rede, meist aber wird das Pelzwerk näher bezeichnet. In einem Faß werden 14 Bärenhäute nach Nürnberg geschickt⁴⁾), schwarze Eichhornfelle werden erhandelt, „gemengt“ Werk, Harmbalg oder Hermelin, weiße Hasenfelle, Laffiß⁵⁾), „litauisch“ und „reußisch“ Werk, Marder, Nerz, Schönwerk, „smolenzisch“ oder „schmolensisch“ Werk⁶⁾) und Zobel. Marder und Hermelin wird auch zu smolenzischem Werk gerechnet. Am schwersten ist Nerz und guter Marder zu bekommen, hingegen ist smolenzisch Werk immer zu haben. Zobel und anderes Pelzwerk soll von Nürnberg aus nach Venedig weitergesandt werden⁷⁾). Nur einige Beispiele über die Höchstmengen, die umgesetzt werden. Kunz Taufkind muß Paul Venediger in einer Abrechnung 3360 smolenzisch, 200 reußisch und 4680 gemengtes Werk verrechnen⁸⁾), Ulrich Michel kauft 11 150 smolenzisch Werk⁹⁾), Hans Brendler in Krakau hofft, um Faschnacht 30—40 000 Werk zu erhalten und „ander ruck war me als marder und nurz, harinbalg“, auch berichtet er, daß ein anderer 24 000 Schönwerk gekauft habe¹⁰⁾), und in die Nürnberger Fastenmesse will er versuchen, unter anderm 2000 Marder zu schicken¹¹⁾).

Auch von andern Waren der östlichen Länder ist die Rede. An Fischen werden Hirschberger „Fochen“ (Forellen)¹²⁾) nach Nürn-

1) Nr. 34. Nach den verschiedenen Gewichtsangaben für Wachs in den Briefen ist das Stück Wachs 4—5 Ztr. an Gewicht. 2) Nr. 12, 13. 3) Nr. 7. 4) Nr. 49. 5) Wiesel. 6) nach Smolensk genannt. 7) Nr. 20, 43. 8) Nr. 24/25. 9) Nr. 12/13. 10) Nr. 8. 11) Nr. 9. 12) S. Grimms Wörterbuch.

berg versandt, ungefähr 6 Schock, wahrscheinlich in eingesalzenem Zustand. Herbstlachs ist Ende November in Breslau noch nicht zu haben, er soll aber hinausgehen, so bald er kommt. Heringe werden von Breslau aus für Nürnberg in Stralsund bestellt und über Frankfurt a. O. versendet ¹⁾.

Flachs aus Preußen geht über Breslau nach Nürnberg ²⁾, aus Posen werden Federn und Honig dorthin geschickt ³⁾.

Bei einer Nürnberger Bestellung von „kremmensein“ in Breslau handelt es sich wohl um den roten Farbstoff Karmesin ⁴⁾. Auch wenn von Nürnberg aus Fuhren nach dem Osten geschickt werden, um mit Kupfer zusammen „Farbe“ zu holen ⁵⁾, kann damit Karmesin gemeint sein, es ist aber auch Röte möglich ⁶⁾.

„Irch“ ⁷⁾ ist nicht in der gewünschten Güte in Breslau zu bekommen. Nach einem Bericht sind 50 Ballen verschiedener Qualität auf dem Markt gewesen ⁸⁾. Von ledernen Gebrauchsgegenständen werden „reufische kaleten“ ⁹⁾ oder „reufische daschen“ erwähnt. Konrad Topler schickt 2 Stück von Krakau nach Nürnberg, in Breslau bemüht man sich vergeblich, welche zu erlangen ¹⁰⁾.

Auch östliche Textilwaren finden den Weg nach Südwesten, wenn diese auch überwiegend zu den Einfuhrartikeln im Osten gehören. Die östlichen mögen meist einfacherer Art gewesen sein. Paul Benediger schreibt aus Breslau nach Nürnberg: „. . . Nota, was ich dir iczunt hinein pestellen werde“, und dabei erwähnt er: „Ich hab niht mer roter lenbat gekauft mögen den 2 stuf.“ Diese 2 Stück sollen von Nürnberg nach Augsburg oder Salzburg geschickt werden ¹¹⁾. Görlitzer „Neufarben“ und Kurtuch geht nach Nürnberg und Salzburg, einmal soll es durch Mähren versendet werden ¹²⁾. Aus dem Brieger Markt gekauftes polnisches Tuch wird nach Salzburg geschickt ¹³⁾. Schweidnitzer weißes Tuch wird in Breslau für Oberdeutschland bestellt und gekauft. Die Preise sind aber bedeutend gestiegen, da sich der Absatzmarkt erweitert hat, „den man sie fast gen Ungarn und auf

1) Nr. 19, 20, 30, 35. 2) Nr. 18. 3) Nr. 43. 4) Nr. 18. 5) Nr. 19.

6) Röte wird schon 1321 im Görlitzer Zollregister erwähnt (s. N. Lauß. Mag. Bd. 100, S. 65) u. 1328 im Liegnitzer Zolltarif (s. Schürmayer, Urkundenbuch der Stadt Liegnitz S. 56, Nr. 85. 7) Leder, das die Weißgerber, die Ircher, herstellen.

8) Nr. 19, 21, 40. 9) kaleta (poln.) = Säkel, lederner Geldbeutel. 10) Nr. 5, 40.

11) Nr. 24, 29, hier wird die Leinwand „rote war“ genannt. 12) Nr. 24, 31, 35, 37. 13) Nr. 29, vgl. S. Ammann, Zur Gesch. d. wirtsch. Beziehungen zw.

Oberdtschld. u. dem dtsh. Nordosten, i. Schles. Geschichtsbl. 1927, Nr. 3, S. 56: „Die polnischen Tuche werden für die Alpenländer oder wahrscheinlicher für Venedig bestimmt gewesen sein.“

den Heringsfang furt“. Hiermit ist wohl Schonen gemeint, wohin die Breslauer Kaufleute selbst fuhren und das Tuch als Gegenwert für Heringe mitnahmen ¹⁾).

Metalle und sonstige mineralische Produkte befinden sich ebenfalls unter den Exportartikeln. Auf eine Anfrage wegen eines Bleikaufs in Breslau erfolgt die Antwort, daß Blei in Krakau billiger zu haben sei als in Breslau ²⁾. Wir hören ferner von einem Kauf von 6 Stein Quecksilber in Breslau ³⁾, von Preisen des am Breslauer Markt gewesenen Silbers, und daß man das bestellte Silber wohl haben könne, „es ist aber nit als gut, daz man ez zu Nürnberg zeichne“ ⁴⁾. Von Krakau aus gehen 40 Ztr. Kupferwasser nach Nürnberg und desgleichen „4 botte di vitriollia“ ⁵⁾. Georg Penniger teilt seinem Bruder nach Nürnberg mit, daß er in Krakau keinen Schwefel bekommen konnte ⁶⁾.

Schirwiß (ein Farbstoff) ⁷⁾ wird in Krakau und Breslau eingekauft, die Warschauer bringen ihn hier zum Markt ⁸⁾, Schmer wird nach Nürnberg geschickt.

Nicht klar ist, um was für eine Ware es sich handelt, die „Swaden“ genannt wird und von Breslau und Görlitz nach Nürnberg geht ⁹⁾.

Waren, die nach dem Osten versandt werden, erscheinen häufig unter dem Sammelnamen Pfennigwerte ¹⁰⁾. Wir hören von gezogenen Pfennigwerten, zu denen unter anderm die Gewürze gehören, von gezählten, die man nach Ballen, Stück, Duzend umsetzt, z. B. Papier und allerhand Webwaren, und von gemessenen Pfennigwerten, z. B. Samt und Damast. Einmal ist auch von „langsamem“ Pfennigwerten die Rede ¹¹⁾, worunter wohl haltbare, nicht leicht verderbliche Waren zu verstehen sind. Es gibt fast nichts, was die Bezeichnung Pfennigwerte nicht umfaßt. Alle Gewürze, Seiden-, Leinen- und Baumwollgewebe, Nähseide, Samt, Wolle, Papier, Unzengold, Farbwaren werden dazu gerechnet.

¹⁾ Nr. 12, 16; vgl. Hanserezeffe II, 6, Nr. 183, § 5, S. 140 f.: 1469 beschwert sich Breslau über die „Oberlewte“ zu Brügge. „Und sunderlich clagen die usfirn, das man in ezu Schonow uff dem heringsfang nicht gonnen wil zu salczen, als andirn, die in der Hense sint.“ ²⁾ Nr. 21. ³⁾ Nr. 12. ⁴⁾ Nr. 18, 27. ⁵⁾ Nr. 9, 35. ⁶⁾ Nr. 35. ⁷⁾ Vgl. Wendt, Schlesien u. der Orient S. 48, Anm. 1, S. 221. ⁸⁾ Nr. 7, 13, 17, 19, 34. ⁹⁾ Nr. 35. ¹⁰⁾ Nur selten wird diese Bezeichnung in dem engeren Sinne gebraucht von kleineren, geringwertigen Waren des täglichen Gebrauchs aus Metall, Holz usw. über die Begriffsbestimmung vgl. Below, Probleme der Wirtschaftsgesch., 2. Aufl., S. 309, Anm. 5. Dort auch Literaturangaben. ¹¹⁾ Nr. 19.

Die wichtigsten nach dem Osten vertriebenen Waren sind Gewürze und Gewebe aller Art.

Von Gewürzen werden genannt: Bolladin ¹⁾, Galgant, großer und kleiner, grüner und trockener Ingwer, Kümmel, Lorbeer, Muskatnuß, Nelken, Pfeffer, zwei Arten von Safran, Marksafran und Tuschgan ²⁾, Zimt oder Kanel, auch als „estel Keren“ oder „Körlein“ bezeichnet, und Zitwer. Bei dem Vertrieb von Safran erstet den Oberdeutschen eine Konkurrenz in den Ungarn, die den in ihrem Lande gebauten Safran auf den Markt nach Krakau bringen. Deswegen muß hierbei ganz besonders auf die Preisgestaltung geachtet werden, und man zieht Erkundigungen über den Ausfall der ungarischen Ernte ein ³⁾. Die Gewürzmengen, die umgesetzt werden, sind nach unserer Quelle schwer ersichtlich, da sie meist nach Säcken und Fäßchen und nicht nach dem Gewicht angegeben sind.

Oberdeutsche, italienische und orientalische Gewebe finden sich in reichlicher Menge auf den östlichen Märkten.

In Breslau wird Augsburgs und Mailänder Barchent verkauft ⁴⁾. Für Bofaschin, auch Bofasin, Bofassen genannt — wahrscheinlich ein Leinengewebe ⁵⁾ — werden Bestellungen in Nürnberg aufgegeben, und er erscheint auf den Märkten in Breslau, Krakau, Posen und Preußen. Er kommt in Ballen und Buscheln, als grober, gemeiner und guter, schwarzer und weißer Bofasin vor, der auch mitunter erst in Breslau schwarz gefärbt wird. Bofasin ist auch unter den Waren, die bei einem Raubüberfall der Waldenseler auf Nürnberger Kaufleute in der Nähe von Frankfurt a. D. verloren gehen ⁶⁾.

In St. Gallen und Nürnberg wird Leinwand für den Osten bestellt, verschieden nach Art und Güte. Wir hören von grober, ge-

1) Nr. 19, ist wohl Bezeichnung für ein Gewürz, denn es steht auf einem Bestellzettel mitten unter den Gewürzen. 2) Marksafran, wohl aus der Mark Ancona, Tuschgan = toskanischer Safran, s. M. Schulte, Geschichte der groß. Ravensburger Handelsgesellschaft Bd. II, S. 152. 3) Nr. 9, 21. 4) Nr. 21, 40. Wenn die Gesellschaft des Kaspar Wirt zum Ausgleich einer ausstehenden Schuld in Breslau „Bresslar partant“ erhält (Nr. 34), und Jörg Penniger für die preußischen Märkte „bresslis parchan“ braucht und von Breslau dorthin schickt (Nr. 35), handelt es sich wohl beide Male um Breslauer Barchent, der nur im Osten vertrieben wurde; vgl. Ammann, Die Diesbach-Watt-Gesellschaft, S. 84. Barchent geht schon ums Jahr 1350 von Breslau nach Thorn, s. Hans. Urkundenbuch 3, Nr. 559. 5) Ammann a. a. D. S. 98: „Aus dem Bodenseegebiet wird auch der 1444 in Breslau geführte Bofaschin stammen, über dessen Natur man noch nicht völlig im klaren ist.“ Schulte, D. große Ravensburger Handelsgesellschaft Bd. II, S. 90, rechnet ihn zu den Flachsstoffen, S. 98, in Memmingen scheint er ein Baumwollstoff zu sein. 6) Nr. 12, 13, 19—21, 24, 34 u. a.

stürzter, langer und „voder guter“ ¹⁾, weißer und blauer Leinwand ²⁾. Auch Schleier, wenn sie nicht besonders als Seidenschleier erwähnt sind, und Zwilling sind wohl zu den Leinenwaren zu rechnen, desgleichen eine Ware, die Sinawaffen genannt wird ³⁾. Einmal ist von Preisen von heidnischer Leinwand in Breslau die Rede. Diese ist vielleicht gleich zu setzen mit der „tella di tartaria“, deren Eintreffen zusammen mit Papier und Gewürzen Jörg Penniger von Breslau aus seinem Bruder nach Nürnberg meldet, und die von der Krim vielleicht den Weg über Genua und Oberdeutschland genommen hat ⁴⁾.

Auch für Seide und Seidengewand, wozu auch Samt gerechnet wird, ist der Osten ein gutes Absatzgebiet. „Baldefino gesprengte“ mit „Gold und Leisten“, Damast mit Gold und Silber, gemusterter und glatter Samt, venedische Seidenschleier, Taft in verschiedenen Farben und Zendel oder Zindel ⁵⁾ werden bestellt und verkauft, Samt wird in Warschau gegen Pelzwerk getauscht. Bei Seidenschleiern ist an einem Breslauer Markt die Nachfrage stärker als das Angebot. Periodische Konjunkturen werden ausgenutzt, geringes Seidengewand, das am Breslauer Markt nicht verkauft wurde, soll nach Krakau geschafft werden, „ob sich encz for saßnacht ichcz machen wolt, wan die war hat auff die zent die maist frag“ ⁶⁾. Nach Breslau geht schwarze Nähseide, grüne und rote Portseide und „Steso“ ⁷⁾.

Tuch ist ein starker Einfuhrartikel. Nach Ballen, Stück und Terling wird englisches Tuch und Forstatt ⁸⁾ hereingebracht, Harras, „Alar-munt“ ⁹⁾, Kölner Tuch und „kolsifster“ ¹⁰⁾, Rumertuch ¹¹⁾, lundisch oder lundisch, Löwener, Maastrichter, „Martburger“ ¹²⁾ und Rothenburger Tuch, Tuch von Lynen ¹³⁾ und von Ulm. Bei Harras ist nur gute Qualität in Breslau abzusetzen, schlechte hält die Konkurrenz nicht aus, „wen die Praufander ¹⁴⁾ pringens gar gut her“ ¹⁵⁾.

Seltener werden andere Importwaren im Osten erwähnt. Apothekerei, Baumwolle, Brasilholz, „Fastenspeise“, d. h. Feigen,

¹⁾ d. h. vorzüglicher. ²⁾ Nr. 8, 9, 12, 19, 21, 25, 28, 34, 40. ³⁾ Nr. 12/13, 19, 24 u. a. In einer Nürnberger Zolltafel aus der 2. Hälfte des 15. Jahrh. (Nürnberg. Staatsarch. Rep. 52 b, Nr. 294) werden Sinewaffen zusammen mit allerhand Leinenwaren aufgeführt, es handelt sich also wohl um ein Leinen- oder Halbleinengewebe. ⁴⁾ Nr. 34, 35. ⁵⁾ Eine Art Taft, s. Lexer, Mittelhochdtsh. Wörterbuch. ⁶⁾ Nr. 19. ⁷⁾ Stesi = Felseide, s. Simonsfeld, Der Fondaco dei Tedeschi Bd. II, S. 198. ⁸⁾ Vgl. Gerh. Fischer, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte 1470—1650. Lpzg. 1929, S. 280 f. u. a.; Alex. Dieß, Frankfurter Handelsgeschichte, Bd. 2, S. 266. ⁹⁾ Tuch aus Clermont? ¹⁰⁾ Aus Colchester in England? ¹¹⁾ Von Ammann a. a. D. S. 79 als Tuch von Como erklärt. ¹²⁾ Martburger oder „Maitburger“?, aus Magdeburg? ¹³⁾ Aus Dinant a. d. Maas. ¹⁴⁾ Brabanter. ¹⁵⁾ Nr. 13.

Mandeln, von denen einmal 10—12 Ztr. nach Breslau bestellt werden, Reis und Rosinen. Letztere werden besonders „encz auf das adsent“ viel gebraucht¹⁾). Datteln und Kastanien gehen einmal als Geschenk nach Breslau, und in einer Abrechnung Paul Benedigers ist von — wahrscheinlich in Venedig erkaufstem — Zuckerkonfekt und „zuky infandidy“ die Rede²⁾). Ferner wird Galles³⁾), „nach dem die Färber und Goldschläger fragen“, in Breslau gebraucht und „gut Greki“⁴⁾ zum Färben. Gummi⁵⁾ wird in Breslau erwähnt und bei einer Warenbestellung ein Lagel Indigo, „endicz“ genannt⁶⁾), angefordert.

Von Metallen und Metallwaren bringt man Messing, Draht und „Ringeldraht“ nach Breslau. Eine Firma hat am Breslauer Markt 4—5000 Messer verkauft und wird am Mittfastenmarkt zirka 20 000 Stück brauchen⁷⁾). Papier wird aus Venedig bezogen. Penziger bestellt in Nürnberg Papier „mit dem Berg“ und „mit dem Ochsenhaupt“ als Wasserzeichen. Nach verschiedenen Berichten wurden 100 Ries in Breslau verkauft, und 70 Ries sind noch zu Krakau vorrätig. Auch ein „prant schuldpuh“ wird bei einer Papierbestellung mit verlangt⁸⁾).

Weihrauch wird bei einem Straßenraub und bei einer Bestellung in Breslau genannt⁹⁾). Als Verladestation für Südweine nach dem Osten kommt Salzburg in Betracht. Südweine und zwar Malvajier, Muskateller, Rainfal und Welschwein gehen über Görlich oder durch Böhmen und Mähren nach Breslau. Nach Posen wird Wein bestellt, der nicht sauer ist. Ein bedeutender Weinelieferant ist die Gesellschaft Halbwachs in Nürnberg¹⁰⁾).

Wir hören von Verkäufen und Bestellungen von weißer und roter Wolle, vor allem wird rote Wolle „von Candia“¹¹⁾ verlangt, andere werde jetzt in Breslau nicht gebraucht. Im ganzen scheint die Konjunktur für Wolle nicht gut zu sein¹²⁾).

Einige Metalle sehen wir sowohl auf dem Wege nach Oberdeutschland, als auch von dort nach dem Osten, z. T. ist die Herkunft und der Weg nicht ganz deutlich. Wenn Andres Kezel oder Albrecht

1) Nr. 19. 2) Nr. 24. 3) Nr. 40, vielleicht Gallizenstein, das zum Färben und Firnissen gebrauchte Zinkvitriol, s. Günther Bens, Der deutsche Warenfernhandel i. Mittelalter. Breslau 1926, S. 62. 4) Nr. 40, unerklärt. 5) Nr. 35, im Mittelalter vorwiegend zu Arzneizwecken gebraucht, s. G. Bens a. a. O. S. 92. 6) Lexer, Mittelhochdtisch. Wörterbuch. 7) Nr. 13. 8) Nr. 9, 19, 33, 35, 40, 9) Nr. 10, 12, 28, 35. 10) Nr. 13, 24, 25, 28—31, 37, 43; vgl. Nürnberg. Staatsarch., Briefbuch 16, fol. 248. 11) Wohl die Insel Kreta. 12) Nr. 12, 13, 16, 17, 19, 21/22, 28, 37, 40.

Scheurl von Breslau aus an Ludwig Gruber nach Nürnberg schreibt, er habe gehört, „das euch drei wagen mit kupfer wol worden sein, und das yr die fur zu dem andern bestalt habt und zu der farb, nach dem und ich euch von Lenpckz geschrieben hab“, so kann hier sowohl sächsisches Kupfer gemeint sein, das vom Leipziger Markt aus nach Nürnberg ging, als auch ungarisches Kupfer, das über Breslau transportiert wurde. Jorg Penniger teilt seinem Bruder Ulrich nach Nürnberg mit, was von den abgesandten Waren er zum Verkauf am Breslauer Markt erhalten habe, und führt neben allerhand Gewürzen und südlichen Webwaren auch „1^a karitello cum 310 *fl* di Rame“ an ¹⁾. Hier scheint also Kupfer durch den Nürnberger Penniger nach Breslau geschickt worden zu sein ²⁾.

Bei einem Schriftwechsel Paul Benedigers von Breslau mit Kunz Tauffind, der sich damals in Nürnberg aufhält, werden unter den Gütern, die Benediger an Tauffind hinausgesandt hat, mehrere Stücke Gold erwähnt, und Hans Kepf berichtet, daß das am Breslauer Markt gehandelte Gold „nicht besonders“ gewesen sei. Unzengold dagegen wird in Nürnberg für Breslau angefordert, und bei dem schon genannten Waldenseler Straßenraub in der Nähe von Frankfurt a. D. geht Unzengold zusammen mit Kelten Martin Pregel von Nürnberg verloren ³⁾.

Auf den Jahrmärkten ballt sich der Warenverkehr zusammen. Wir hören von Handelsbetätigungen der Oberdeutschen auf den Märkten zu Leipzig, Frankfurt a. D., Görlitz, Breslau, Brieg, Krafau, Posen, Warschau, Thorn und Danzig. Den Warenaustausch außerhalb der Jahrmärkte hinderten gästerechtliche Bestimmungen. Jorg Penniger wünscht die Zeit zurück, in der man zu Krafau täglich verkaufen konnte, jetzt sei man auf 18 Wochen beschränkt, 6 Wochen an jedem Jahrmarkt ⁴⁾. An Hans Neumann von Nürnberg wird mitgeteilt, daß in Breslau „kein geschest czwischen den merkten“ sei, „auch duren wir nichcz offentlichen vorkauffen“ ⁵⁾. Wie diese gästerechtlichen Bestimmungen umgangen wurden, zeigt der Bericht eines Breslauer Maklers aus dem 15. Jahrhundert. Er nennt die Namen von Breslauer Bürgern, die „hie geste halden und noch der geste abewesen . . . derselben gesten gut vorkauffen yn irem namen, domete der stad gerechtikeit abegeet“. Unter ihnen finden sich bekannte Kaufleute, so Hans Banke, Albrecht Scheurl, Antonius Hornig, auch die schon ge-

1) 1 Fäßchen mit . . . Kupfer. 2) Nr. 19, 35. 3) Nr. 19, 21, 24/25, 27, 28.

4) Nr. 35. 5) Nr. 40.

nannte Katharina Stolz ¹⁾. In den preußischen Städten Danzig und Thorn ist noch eine freiere Bewegung der Handelsgäste zu allen Zeiten möglich. Zu Danzig ist am Dominicimarkt „und lust . . . alttag gar gefehst do und auch zu Toran“ ²⁾.

Da die Jahrmärkte Warenmessen sind, besteht der größte Teil der Geschäfte in unmittelbarem Warenumsatz, wobei der Kauf „am Stich“, d. h. der Tauschhandel, eine große Rolle spielt. Aber auch Abschlüsse über Lieferungsengeschäfte kommen vor. Z. B. wird zwischen dem Breslauer Vertreter der Landauer und einem Krakauer Kaufmann auf dem Breslauer Markt eine Lieferung von Zwillich, Augsburger Barchent und Marksafran nach Krakau vereinbart. Der Posener Faktor soll die Waren nach Krakau schicken. Ein Lieferungsgeschäft in Pfeffer zerschlägt sich wegen Uneinigkeit über den Preis ³⁾.

Neben dem Tauschhandel lassen sich, was die Zahlungsbedingungen anbelangt, Käufe gegen bar, auf Zeit und auf Wechsel unterscheiden.

Barkäufe werden so viel wie möglich vermieden. Die Schwierigkeit und Gefährlichkeit der Versendung von Bargeld und der infolge der Vielgestaltigkeit des mittelalterlichen Münzwesens häufige Mangel an der in Frage kommenden Münzsorte — wir hören z. B., daß man in Görlich keine „Odlergulden“ nimmt ⁴⁾ — wirken darauf ein. Anweisungen, daß nicht um bar gekauft werden soll, wiederholen sich immer wieder. Es ist unbedingt als eine Ausnahme zu bezeichnen, wenn Pfennigwerte in Nürnberg bestellt werden mit dem ausdrücklichen Zusatz, nicht „auf Zeit“ zu kaufen, sondern um bar Geld. Eine Rechtfertigung findet eine solche Ausnahme durch die sichere Aussicht auf guten Absatz. So soll Seidengewand in Nürnberg auf jeden Fall gekauft werden, „vnd solt man es um par gelt kauffen, . . . wan ich hab die kontschafft fast yn mein hand“ ⁵⁾. Von Bargeldversand ist einige Male die Rede. 200 Gulden und 90 Dukaten werden mit Boten nach Nürnberg geschickt, 200 Floren sendet die Posener Niederlassung der Landauer von Nürnberg an die Breslauer Faktorei zum Einkauf von Pfennigwerten, weil hier Mangel an Bargeld ist, Jörg Penniger teilt aus Breslau mit, daß ihm „die munz hie wol ausgericht“ sei, und an Ludwig Gruber werden nach dem Breslauer Markt 1000 ungarische Gulden geschickt ⁶⁾.

1) E. Heymann, Das Mälderrecht der Stadt Breslau. Zeitschr. f. Gesch. Schles. 33, S. 370. 2) Nr. 20. 3) Nr. 21. 4) Nr. 19. 5) Ebenda. 6) Nr. 19, 20, 21, 35.

Daraus, daß bei Barzahlungen auf die im Lande gangbare Münzsorte Rücksicht zu nehmen ist, erklären sich gelegentliche Goldumwechslungen oder Käufe von barem Gelde. In Thorn müssen halbe Gulden in preußisches Geld umgewechselt werden, um Wachs in Danzig damit zu bezahlen. Ulrich Michel ist der Meinung, es „wer gar wol sur uns, „das wir auff die zwei merkt gen Posenaw und her umb bar gelt kaußten“¹⁾.

Die gewöhnlichste Art des Kaufes ist die „auf Zeit“ oder „auf Borg“. Es kommen auch Käufe halb um Bargeld, halb auf Zeit vor. Während östliche Händler beim Verkauf ihrer Waren häufig auf Barzahlung dringen, müssen die Oberdeutschen oft lange Kredite gewähren, weil sonst überhaupt keine Verkäufe möglich sind. Klagen über die schlechte Geschäftslage und über den mangelhaften Eingang ausstehender Guthaben sind nichts Seltenes. So wie der Abschluß der Geschäfte, erfolgt auch der aus den Zeit- und Wechselgeschäften sich ergebende Zahlungsverkehr auf den Jahrmärkten. Als Zahlungsorte werden genannt Breslau, Brieg, Krafau, Leipzig und Nürnberg. Mitunter bezeichnet der Jahrmarkt bloß den Termin, ohne daß die Zahlung am Orte des Jahrmarkts erfolgen muß. So berichtet Paul Benediger, daß er nicht zu Geld kommen konnte, denn „auf Brieger Markt“ wäre kein Jahrmarkt gewesen, weder zu Breslau noch zu Brieg²⁾.

Wo der Wechsel Zahlungsmittel ist, erscheint er in der Form der Tratte, der Zahlungsanweisung einer Person an eine bestimmte dritte. Der Zahlungsort ist immer ein anderer als der Ausstellungsort. Wir hören von Wechseln, die von Nürnberg nach Görlitz und Breslau und von Breslau nach Nürnberg gemacht werden. Welche Schwierigkeiten sich bei der Bezahlung von Wechseln ergeben können, zeigt folgendes Beispiel. Andres Kezel und Albrecht Scheurl mußten für Ludwig Gruber von Nürnberg einen Wechsel in der beträchtlichen Höhe von 1400 Dukaten an Peter Meißner bezahlen. Sie schreiben darüber aus Breslau an Gruber: „Uns hat gar selczam, das yr solich gross gelt auff uns in ein markt nemt und uns weder piper noch fassran sendet, oder mocht doch ein kleine frist dar zu nemen, ein 8 tag, uncz das eyner doch sein schuld ein wenig ein manet . . . Was uns gelcz mit dem ersten wirt, das muss wir denn auffrichten den Gorliczern, die harren nicht ym markt . . . Auch ist noch enyß dar ynen zu gedenden, wen yr hin sur so fil zu wechsel nemt, so dungt (vereinbart) die zallung

1) Nr. 12, 15. 2) Nr. 25.

hie zu Preßlau, wen zu Gorlicz nemen sie kein odlergulden nit, ob er wol di wog (rechtes Gewicht) hat“ ¹⁾).

Mitunter ist die Geldbeschaffung in jeder Form so schwierig, daß Käufe unterbleiben müssen. So berichtet Ulrich Hör aus Breslau an Kaspar Wirt: „Het ich gelt gehan, ich hette . . . ain 20 stuk lemrnisch (Wachs) coßft, da wolt nyeman daz gelt zu Bossen nemen, och kund ich nycht wechsel daruff finden“ ²⁾).

In die Höhe der Gesamtumsätze einer Firma gewähren diese Bruchstücke einer Korrespondenz keinen Einblick. Außer den schon angeführten Beispielen über umgesetzte Warenmengen folgen hier noch einige Einzelheiten zur Illustration der im Handel umlaufenden Werte. Nach einer Abrechnung Paul Benedigers von Breslau mit Kunz Taufkind beträgt das Haben des Breslauer Hauses der oberdeutschen Niederlassung gegenüber 1354 Gulden oder Dukaten, das Soll 1747 Dukaten. Andres Keßel und Albrecht Scheurl werden, nachdem sie am Breslauer Markt Barverpflichtungen in Höhe von 2000 ungarischen Gulden erfüllt haben, noch 1000 Gulden „Überlauf“ haben. Die Krafauer Filiale der Diesbach-Watt-Gesellschaft sendet zum Warschauer Markt 1400 ungarische Gulden in bar und für 2000 ungarische Gulden Seideugewand ³⁾).

Einige Brieffstellen weisen darauf hin, daß auch Geschäfte mit Spekulationscharakter jener Zeit schon nicht Fremdes mehr waren. Der Vertreter Hans Neumanns schreibt, er habe in Breslau noch zwei ganze Ballen gemeiner Leinwand, „in der Abenteuer ⁴⁾ will ich sy lassen ligen byß uf mitfasten“ ⁵⁾), und Ulrich Michel äußert: „Ich mon, das das jar das wachs nit gut werd thon“, es werde sicherlich im Preise fallen, „darumb ist mein rat, das ir hin gebt, wenn ir gewin habt“ ⁶⁾).

Über Normen handelsrechtlicher Art geben die Briefe nur spärlich Auskunft. Auf gösterechtliche Bestimmungen wurde schon oben hingewiesen ⁷⁾). Hier mögen noch zwei Beispiele aus dem privaten Handelsrecht folgen, die das Verhältnis zwischen Gläubiger und Schuldner beleuchten. Ein Nürnberger kauft Tuch ein, das er vor einem später flüchtig gewordenen Görliker gekauft hatte; andere Gläubiger haben es schon vor ihm „mit recht verpart vnd verhintert“ ⁸⁾). Ein anderer hat Schwierigkeiten, säumige Löwenberger

1) Nr. 19. 2) Nr. 34. 3) Nr. 8, 19, 24. 4) = Wagnis, s. Göhe, Frühneuhochdeutsch. Glossar. 5) Nr. 40. 6) Nr. 12; vgl. R. Mohr, Die Anfänge der modernen Warenspekulation im 15. u. 16. Jahrh. Diss. München 1926. 7) S. 67 f. 8) Nr. 37.

Schuldner zur Bezahlung zu bringen. Er schreibt darüber aus Breslau an seinen Schwager Sebald Halbwach: „Als pald dye von Lamburg weg czihen, so wil ich auch weg czihen und wil sy czu Lignicz verpiten, wen ich kan in nicz czu Presslaw angewinen, wen sy haben gelait für alle schuld“¹⁾.

Nach Schluß eines Jahrmarkts im Osten wird eine Abrechnung aufgestellt über die verkauften und eingekauften Waren, die noch vorhandenen Bestände, die Guthaben und Schulden und eine oft bis ins kleinste differenzierte Liste mit Neubestellungen an das oberdeutsche Haus geschickt, worauf daun von dort aus die für den nächsten Jahrmarkt bestimmten Waren in Ballen, Fässern und Säcken verpackt hinausgehen, wobei die verschiedensten Waren zusammengepackt werden, Gewürze mit Bokasin, Leinwand mit Papier, Schleier und Steso mit Safran. Wertvolle Waren erhalten eine besonders sorgsame Verpackung, um vor allem gegen Nässe geschützt zu sein, so werden Tuchballen mit Umschlagtüchern versehen, Gewürze und Seide mit Wolle „umschlagen“. Wolle wird häufig als Verpackungsmaterial erwähnt, besonders für Gewürze.

Waren, die an einem Jahrmarkt im Osten nicht verkauft werden, schickt man zum nächstfolgenden in eine andere Stadt. Wir sehen auf diese Weise Güter zwischen Breslau und Krakou, Krakau und Warschau, Breslau und Posen, Posen und Krakau hin- und hergehen. Einmal wird sogar ein in Breslau unverkäufliches Faß „kleiner Zynemen“ nach Frankfurt a. M. geschickt in der Hoffnung, es dort loszuschlagen²⁾.

Die Versendung der auf einem der östlichen Märkte erkauften Waren stößt auf manche Transport Schwierigkeiten. Man muß oft lange auf eine Fuhrgelegenheit warten. Nach Nürnberg wird mitgeteilt: „So wirt es als langsam hinausgen, was von wachs hie kaufft ist, wan es ist nit fur (Fuhre) hie“³⁾. Besonders Fuhrleute, die vom Osten in einer Tour nach Nürnberg fahren, sind schwer zu haben, wenn es auch vorkommt, daß polnische Fuhrleute in Breslau Güter bis nach Nürnberg laden. Daher ist der direkte Weg nach Nürnberg über Hof oft nicht zu benützen⁴⁾. Die Waren gehen dann z. T. mit Waid- oder Salzwagen nach Leipzig, wo sie umgeladen und nach Nürnberg weiter transportiert werden. In besonders gefährlichen Zeiten, wie es auch das Jahr 1444 insolge der Waldenseler Fehde ist, werden die Güter eines Besitzers möglichst nicht auf demselben Wagen zusammen geladen, um die Gefahr eines umfangreichen Verlustes herab-

1) Nr. 31. 2) Nr. 19. 3) Nr. 13. 4) Nr. 37.

zumindern. Wir hören die Bitte, daß nicht mehr als für 100 oder 150 Floren auf einmal versandt werden mögen ¹⁾).

Die Unsicherheit der Straßen durch das Raub- und Fehdewesen beeinträchtigte zu Zeiten den Handel stark. Unsere Briefe stehen unter dem Eindruck zweier kürzlich geschehener Raubüberfälle. Es handelt sich um den oben schon mehrfach erwähnten Überfall der Waldenfesler auf Nürnberger Kaufleute zwischen Frankfurt a. O. und Berlin und die Beraubung zum Breslauer Markt-ziehender polnischer Kaufleute durch die schlesischen Herzöge Bolko und Nikolaus von Oppeln bei „Bunzlau in Polen“ (Boleslawice in Polen), wobei auch Güter Ludwig Grubers und der Penniger von Nürnberg verloren gehen. Über Herzog Bolko wird unter Anspielung auf sein Zusammengehen mit den Hussiten geurteilt, er sei „ein abtruner der kristenheit vnd goczs und tut wider got, er und recht“. Es sei also trotz aller erdenklichen Bemühungen nicht anzunehmen, daß man etwas von dem geraubten Gut wieder erhalten werde.

Wie groß der Aktionsradius einer Fehde sein kann, wird ersichtlich, wenn wir vernehmen, daß die Waldenfesler im fränkischen Gebiet ihr Unwesen treiben, die Straße durch die Mark unsicher machen, in das Gebiet der Herzöge von Sachsen greifen und auch den Weg durch die Oberlausitz nach Breslau bedrohen. Überall schließen sich fehdelustige Ritter an, auch besteht die Gefahr, daß der Markgraf von Brandenburg sich auf die Seite der Waldenfesler stellt. Der Handel muß die Elastizität haben, seinen Weg wechseln zu können. Es wird dringend davon abgeraten, bei Warenversendungen nach Preußen, Polen und Breslau den Weg durch die Mark Brandenburg zu benutzen. Die Straße über Görlitz gilt als die sicherere, zumal durch Vermittlung der Stadt Görlitz die Beilegung der Fehde zwischen Nürnberg und Herrn „Goczsen“ ²⁾ nahe bevorsteht ³⁾).

Die Waldenfesler Fehde drückt auf die ganze Geschäftsfreudigkeit. Ansichten wie diese werden immer wieder geäußert, es sollen nicht zu viel Pfennigwerte nach Breslau geschickt werden, denn „die wägnus ist groß“. Man solle von Pfennigwerten in Nürnberg selbst verkaufen, was möglich ist, „es wer besser, denn herein ⁴⁾ geebenteurt in den

¹⁾ Nr. 20. ²⁾ Schaffgotsch. Die Friedenshoffnungen scheinen sich damals nicht erfüllt zu haben, denn erst im Januar 1446 kommt durch Vermittlung der Breslauer Antonius Hornig und Hans Banke ein Friede zwischen Gotsche Schoff vom Greiffenstein und seinen Helfern einerseits und den in Breslau weilenden Nürnberger Kaufleuten und der Stadt Nürnberg andererseits zustande. (Bresl. Stadtarch., lib. sign. 1445 S. 124). Über eine Fehdeansage Schaffgotschs v. J. 1442 vgl. Roth a. a. O. S. 191. ³⁾ Nr. 40. ⁴⁾ D. h. nach Breslau.

leusten“. Jorg Penniger ist gar der Meinung: „Ez wer pesser, ein wehl gefeyert mit gedult, dan daz man uns die federn gar auspflodt“, und er macht den Vorschlag, eine Zeitlang nur zwischen Breslau und Krafau zu handeln ¹⁾; auch wird immer gebeten, die Waren zum nächsten Markt so zeitig wie möglich zu senden, weil kurz vor den Märkten die Raubgefahr am größten ist.

Der Raubüberfall der schlesischen Herzöge auf die Polen ²⁾, bei dem 30 bis 40 Wagen verloren gehen, hat ebenfalls eine nachtheilige Wirkung auf den Handel. Geschreckt durch die Gefahr ist der größte Teil der nachfolgenden polnischen Händler — es wird von 100 Wagen gesprochen ³⁾ — wieder umgekehrt, so daß durch das Ausbleiben der Polen der Breslauer Markt „gering“ und „böse“ gewesen ist. Selbst die anwesenden Krafauer zeigten keine große Kauflust wegen der Unsicherheit der Straße. Die dadurch verursachte geringe Nachfrage nach Görliker Tuch am Breslauer Markt wirkt drückend auf die Preise, sowohl in Breslau wie in Görlich ⁴⁾. Auch auf dem Brieger Markt ist wegen des Unfriedens kein Umsatz gewesen ⁵⁾.

Selbst weit entfernte Unruhen, wie die Einfälle der „Armejegen“ (Armagnacs), dieser wilden französischen Söldnerscharen, die die Gegend des Oberrheins unsicher machten, bleiben nicht ohne Einfluß auf den Handel im Osten. Sie wirken beeinträchtigend auf Wachs-käufe wohl im Hinblick darauf, daß die Weiterverfendung von Wachs von Oberdeutschland nach Frankreich und Spanien gehindert werden könnte. Auch andere politische Ereignisse geben den Kaufleuten zu denken. Infolge des langen Ausbleibens des polnischen Königs im Kriege gegen die Türken ⁶⁾ drohen Unruhen in Polen auszubrechen, was wegen der Höhe der Außenstände, die einige Oberdeutsche dort haben, recht unangenehm sein würde.

Im Zusammenhang mit diesen politischen Nachrichten erfahren wir auch manches über die nach dem Osten führenden Handelsstraßen. Die Straße von Oberdeutschland über Leipzig und Frankfurt a. O. nach Polen, Preußen und Breslau wurde schon erwähnt, desgleichen die Straße durch die Oberlausitz nach Breslau. Außerdem ist von Gütersendungen aus Preußen über Breslau nach Nürnberg die Rede, von Krafau über Frankfurt a. O. und Leipzig, über Posen oder über Breslau nach Nürnberg. Neben der Straße Breslau, Görlich, Leipzig,

1) Nr. 28, 34, 35. 2) Vgl. Nürnberg. Staatsarch., Briefbuch 17, fol. 68 f., 119.

3) Nr. 37. 4) Ebenda. 5) Nr. 24/25. 6) König Wladislaw v. Polen u. Ungarn, er fällt am 10. Nov. 1444 in der Schlacht bei Warna gegen die Türken.

Nürnberg, auf der Leipzig als Umschlagsplatz wichtig ist, wird der Weg über Zwickau, Plauen, Hof benutzt. Über Nürnberg geht der Warenaustausch zwischen dem Osten einerseits und oberdeutschen Städten, wie Augsburg, Ulm, Salzburg, St. Gallen, und Venedig andererseits. Auch Briefe sehen wir auf einigen dieser Straßen hin und her gehen, die entweder durch reisende Kaufleute oder besondere Boten befördert werden. Auf der Straße durch Böhmen und Mähren geht Wein nach Norden, Görlitzer Tuch nach Süden. Anlässlich der erwähnten Beraubung polnischer Kaufleute wird auch die Straße von Polen nach Schlesien über Wielun und Boleslawice erkennbar.

Wir sehen aus allem Gesagten, daß jene Zeit eine Blütezeit des oberdeutschen Handels nach dem Osten ist. Die Oberdeutschen, als die gegebenen Vermittler nach Italien, Spanien und darüber hinaus, erscheinen durchaus als die Träger des Aktivhandels, wobei die zentrale Bedeutung Nürnbergs für die Beziehungen nach dem Osten klar hervortritt ¹⁾.

¹⁾ Über das Auftreten von Nürnbergern im Osten vgl. P. Ostwald, Nürnberger Kaufleute im Lande d. deutsch. Ordens, i. Dtsch. Geschichtsbl. Bd. 14 (1913), S. 91 ff.; Jan Ptasnik, Akta Norymberskie do dziejów handlu z Polska w wieku XV. Krakow 1912; Armin Tille, Die Gewinnung Nordostdeutschlands für den Nürnberger Handel, i. Dtsch. Geschichtsbl. Bd. 14, S. 99 ff.; Kurt Schleeße, Die Handelsbeziehungen Oberdeutschlands, insbesondere Nürnbergs, zu Posen i. Ausgange des Mittelalters, i. Ztschr. d. Hist. Gesellschaft f. d. Prov. Posen, 29. Jhrg., 1915, S. 171 ff.; R. F. Raindl, Krafas Beziehungen z. Süddeutschland um 1500, i. Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1906, Nr. 184; St. Kutrzeba, Handel Krakowa w wiekach srednich, i. Abhandlg. der Krafauer Akademie d. Wissenschaften, hist.-phil. Klasse (1903), Bd. 44, S. 88 ff. — Wenn bei Schleeße S. 189 f., bei Raindl S. 273 u. bei Kutrzeba S. 89 die oben genannten Brüder Penniger aus Nürnberg, abweichend von der Schreibung in Handschriften des Nürnberger Staatsarchivs u. des Bresl. Stadtarchivs u. sonst in der Literatur, übereinstimmend als Tenniger erscheinen, so liegt vielleicht eine andere Schreibung in den dort angeführten polnischen Quellen zugrunde. — Bei Schleeße S. 204 f. u. Kutrzeba S. 89 erscheint der oben erwähnte Nicel Wild als Nicolaus Wilde, bezw. Mikolaj Wilde.

IV.

Crato von Crafftheim, Simon Scharde und Thomas Rehdiger.

Ein Beitrag zur Gelehrtengeſchichte des 16. Jahrhunderts.

Von

Karl A. Siegel.

Auf dem Reichstag in Speyer im Jahre 1570 befand ſich im Gefolge Maximilians II. auch ſein berühmter Leibarzt Crato von Crafftheim aus Breslau. Er lernte dort den Beiſitzer am Reichſtammergericht Dr. iur. Simon Schardeus kennen, und zwiſchen beiden entwickelte ſich bald ein freundschaftlicher Verkehr. Als dann Mitte Dezember der Kaiſer mit ſeiner Begleitung etwas unerwartet abreiſte, fand dieſes Verhältniß ſeine Fortſetzung in einem regen Briefwechſel, der bis zum Tode Schardeus im Jahre 1573 dauerte. Die Briefe des letzteren ſind uns nun ziemlich vollſtändig erhalten ¹⁾, ſie geben einerſeits manche willkommene Ergänzung für die Lebensgeſchichte und den Charakter Cratos ²⁾, anderſeits ſind ſie nicht unwichtig für die Beurteilung Schardeus als Hiſtorikers. Endlich bieten ſie — abgesehen von manchem anderen, das für die Gelehrten- und Kulturgeſchichte jener Zeit intereſſant iſt — auch einige Daten für die Biographie Thomas Rehdigers, des Begründers der Breslauer Stadtbibliothek.

Als Crato, der von ſeiner Frau und ſeinem neunjährigen Sohne ſowie deſſen Erzieher, Samuel Auriſaber, begleitet war, in Speyer

1) Sie befinden ſich — 18 an der Zahl — in dem Handſchriftenband R 249 der Breslauer Stadtbibliothek. Häufig tragen ſie kein Jahresdatum, aber es iſt nicht allzu ſchwer, ſie chronologiſch zu ordnen, da ſich der Briefwechſel eben nur auf wenige Jahre erſtreckt und in den meiſten Briefen mehr oder weniger bekannte hiſtoriſche Ereigniſſe erwähnt werden (Tod Johann Sigismunds von Siebenbürgen, Schlacht bei Nicofia, Bartholomäusnacht u. a.). Einen Teil dieſer Briefe hat J. Th. Schirmer in einer Königsberger Univerſitätsſchrift veröffentlicht: *Ad audiendam orationem de vita Simonis Schardeii . . . invitat J. Th. Schirmer. Insunt Simonis Schardeii epistolae VII. Königsberg 1864.* — Im folgenden ſind die Briefe nur mit der Nummer, die ſie in dem erwähnten Handſchriftenbande haben, zitiert. 2) J. F. A. Gillet, *Crato von Crafftheim und ſeine Freunde*, (Frankfurt a. M. 1860), geht über die hier in Betracht kommenden Jahre ſehr kurz hinweg.

weilte, hatte sich der um 16 Jahre jüngere Scharb bereits den Ruf eines bedeutenden Juristen und Historikers erworben. Er war 1535 in Neuhaaldensleben bei Magdeburg geboren, wo sein Vater Adjunkt des ersten Pastors Thomas Moller war, mit dem ihn auch verwandtschaftliche Beziehungen verknüpften. 1549 finden wir ihn als Studenten in Leipzig, 1553 für kurze Zeit als Lehrer am Gymnasium zu Augsburg ¹⁾, und 1560 machte er eine Reise durch Italien, *lustrandi gratia*, wie er selbst sagt ²⁾. Dann wurde er Rat des Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken, 1564 war er, wohl nur vorübergehend, in Wolfenbüttel ³⁾, 1564 hielt er sich in Basel auf, 1566 wurde er von den oberrheinischen Ständen als Beisitzer zum Reichskammergericht präsentiert und am 2. Oktober desselben Jahres in sein Amt eingeführt. Am 19. November 1571 heiratete er die Tochter des Augsburger Bürgers Christoph Treffstetter ⁴⁾, in demselben Jahre erhielt er durch Cratos Vermittlung die Pfalzgrafenwürde, aber schon im folgenden Jahre, am 25. Juni 1573, machte ein früher Tod seinem ungemein arbeitsreichen und von Erfolg gekrönten Leben ein Ende ⁵⁾.

1) Friedrich Roth, Augsburgs Reformationsgeschichte, Bd. 4 (München 1911), S. 170. 2) In Scharbs *Epistola dedicatoria zu Aristeae de legis divinae ex Hebraica lingua in Graecam translatione . . . historia nunc primum Graece edita etc.* (Basel 1561). 3) Scharbs Vorrede zu tom. III der *orationum ac elegiarum funebrium* (Frankfurt a. M. 1567). 4) Br. vom 11. Oktober 1571 (Nr. 89). Dieser L. wird darin „agnatus eius, qui Augusto Electori militat“ genannt. Durch diese Heirat kam Scharb auch in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu Thomas Rehdiger, den er in einem Briefe vom 26. Nov. 1572 (Nr. 83) als *affinitate mihi iunctus* bezeichnet. Das kann nur durch Rosina Herbrodt, die Frau Nikolaus (II) Rehdigers, des Bruders Thomas', geschehen sein, die aus Augsburg stammte. Ferner wurde, nach Roth IV 711, durch diese Heirat Raphael Sailer, der Sohn des berühmten Arztes Gereon Sailer, sein Schwager. 5) Wo nicht ausdrücklich andere Angaben gemacht sind, beruhen diese biographischen Daten auf R. Stinking, *Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft*, Bd. 1 (München und Leipzig 1880), S. 508 und passim, wo die Bedeutung Scharbs für die Rechtswissenschaft klargestellt wird. Eine Würdigung seiner Bedeutung als Historiker fehlt noch ebenso wie eine ausreichende Darstellung seines Lebens. Vorliegende Arbeit, größer geplant, soll nur einen Baustein geben. — Der Aufsatz von Eisenhardt in der *Allg. deutschen Biographie* (30, 581 ff.) ist in der Hauptsache nur eine Wiederholung der Angaben Stinkings. Dabei wird der dort genannte Wilhelm Zirlet (Kardinalbibliothekar und Mitglied des päpstlichen Bibelausschusses von 1569 — vgl. Paul Maria Baumgarten, *Neue Kunde von alten Bibeln*, Bd. II, Krumbach 1927, S. 90) in einen Selercus verwandelt. — Über den Todestag Scharbs werden verschiedene Angaben gemacht. In der Vorrede zum 3. Bande seines *Historicum opus*, der 1574 aus seinem Nachlaß herausgegeben wurde, ist der 25. Juni angegeben, in dem *epitaphium* seines *Lexicon iuridicum* (Basel 1582) der 26. Mai (VII Cal. Jun.). Dasselbe Datum hat Melchior Adamus, *Vitae*

Crato wohnte in Speyer wahrscheinlich bei seinem früheren Kollegen, dem Leibarzt Ferdinands I., Dr. Karrichter¹⁾, wo Scharf ihn häufig besucht und auch seine Frau kennen gelernt zu haben scheint. Denn die herzlichen Grüße, die er später an diese auszurichten bittet und denen er noch später die seiner jungen Frau hinzufügt, lassen auf einen engeren Familienverkehr schließen. Möglicherweise wurde diese beginnende Freundschaft auch durch ihre gemeinsamen Beziehungen zu dem Augsburger Bürgermeister Johann Baptist Hainzel gefördert: Scharf hatte ihm sein Buch *De varia temporum in iure civili observatione Eustathii* (Basel 1561) gewidmet, und Crato war mehr als zwanzig Jahre früher sein Reisebegleiter in Italien gewesen und genoß seine Freundschaft bis zum Tode.

Was Crato und Scharf miteinander verband, war zunächst einmal die Ähnlichkeit ihrer religiösen Gesinnung. Denn wenn auch der erstere dem calvinistischen, sein Freund aber dem Bekenntnis Luthers folgte, und wenn sie es daher auch vermieden, über diese Verschiedenheit Erörterungen zu pflegen²⁾, so war doch beiden eine tiefe, innere

Germanicorum iureconsultorum et politicorum (Heidelberg 1620), S. 120. Stinking gibt ohne Quellennachweis den 28. Juni. Ich ziehe die Angabe des *Historicum opus* deswegen vor, weil sie nicht nur zeitlich am nächsten steht, sondern auch durch einige Mitteilungen über die Krankheit Scharfs Vertrauen zu verdienen scheint. Daß Scharf sich im übrigen nicht der besten Gesundheit erfreute, kann man daraus schließen, daß er in einem Briefe vom 11. Okt. 1571 (Nr. 89) von einem längeren Badeaufenthalt spricht.

1) Das ist allerdings nur eine Vermutung, die sich auf folgendes stützt. Aus dem Briefe vom 28. Febr. 1571 (Nr. 84) erfahren wir, daß Crato bei seinem Weggange seinem hospes Geld hinterlassen hatte, damit er sich Bilder an den neuen Fenstern des von Crato bewohnten Zimmers anbringen lasse. Scharf berichtet nun, daß Bacchus (damit ist der hospes gemeint) das nicht getan habe, weil es im Winter angeblich nicht geschehen könne; er fügt aber hinzu, daß jener wahrscheinlich den Taler lieber für den eigenen Wanst als für die Ausschmückung der Fenster verwandt habe: *quid enim id hominum genus, in quo nulla Dei reverentia . . . est, aliud curet quam quae et in et sub ventrem spectantur.* — Nun bezeichnet aber Maximilian II. in einem Briefe vom 26. Juni 1564 (Korrespondenz Ms II, Bd. 1, bearbeitet von Viktor Bibl, Wien 1916, S. 1) mit dem Spitznamen Bacchus den Dr. Karrichter in einer Weise, die erkennen läßt, daß Karrichter unter diesem Namen allgemein bekannt war. — Vom Leben dieses sonderbaren Mannes, der übrigens auch einmal in Breslau sich aufgehalten hat, wissen wir wenig, doch genoß er als Arzt einen bedeutenden Ruf. Vgl. August Hirsch, *Biogr. Lexikon der hervorragenden Ärzte*, Bd. 1 (Wien u. Leipzig 1884), S. 671. 2) Religiöse Auseinandersetzungen nehmen sonst im Briefwechsel Cratos einen breiten Raum ein. Scharf scheint einmal der Versuchung, dieses Thema zu berühren, nicht widerstanden zu haben, Crato lehnte es aber ab, und Scharf antwortete: „Da du nicht willst, daß ich darüber schreibe, tue ich es nicht. Mir kommt

Frömmigkeit zu eigen, die fast in allen ihren Briefen zum Ausdruck kommt. Aus diesem Gefühl heraus verabscheuten sie auch die theologischen Zänkereien, die das öffentliche Leben damals beschäftigten und vergifteten ¹⁾, zumal sie erkannten, welche ungeheure Gefahr dem Protestantismus daraus erwuchs. Außer diesem religiösen Bande verknüpfte sie auch die Liebe zum deutschen Volk und zum Kaiser, von dessen Gesundheit, wie Scharb sich einmal ausdrückt, das Heil und der gemeinsame Frieden des Vaterlandes nach dem Urtheil aller Vernünftigen nächst Gottes Barmherzigkeit am meisten abhängt ²⁾. Für Scharb insbesondere erscheint eine Äußerung charakteristisch, die uns in der epistola dedicatoria des dritten Bandes seines *Historicum opus* aufbewahrt ist. Dort erwähnt deren Verfasser, der nach dem Tode Scharbs im Auftrage seiner Witwe dieses Buch Thomas Rehdtger widmet, daß Scharb oft gesagt habe, er werde nicht eher ruhen, als bis er dem Vaterlande den Dank, daß er in ihm geboren sei, abgestattet habe und bis er gezeigt habe, nicht nur, was ein jeder dem Vaterlande schuldig sei, sondern auch, wie sehr deutscher Geist, wenn er sich ernsthaft mit einer Sache beschäftige, Italiener und Franzosen übertriffe ³⁾.

Ein Zeugnis dieser freundschaftlichen Übereinstimmung sind die erhaltenen Briefe.

Wir erfahren aus ihnen, daß Crato auf der Rückreise von Speyer in Nürnberg von einem heftigen Fieber ergriffen wurde ⁴⁾, daß dann in Prag sein Sohn schwer erkrankte ⁵⁾, und als dieser wieder

dabei ein Wort des Simon Grnāus ins Gedächtnis, das Dporinus anzuführen pflegte: „Über daselbe denken die Guten nicht daselbe.“ Br. vom 3. Mai 1571 (Nr. 90).

1) So schreibt Scharb am 24. März 1571 (Nr. 75): *Ego hos, qui ζηθρας, ζριδα, ζηλον, θυμους, ζιθειας, διχοστασις* et similes pestes pietatis sequi quam simplicitatem fidei cum studio concordie complecti, et sequantia et *αυπαδεια* quam Christiana mansuetudine uti malunt, nunquam probavi . . . gnarus eos, qui non ducuntur spiritu Christi, non esse Christi. — Ebenso in dem Briefe vom 1. Mai 1572 (Nr. 78): *Atque ut ipsius (Albas) tyrannis merito est execranda, sic et theologorum rabies abominanda, qui certamina ex certaminibus serentes non prius conquieturi videntur, quam cum principibus commissis (?) et sibi exilium attraxerint.* 2) Br. vom 7. Febr. 1572 (Nr. 76). Ähnlich in Nr. 83 vom 26. Nov. 1572. 3) *Saepe aiebat se non prius destitutum esse quam patriae nascendi mercedem persolvisset et exemplum edidisset non tantum, quid quisque patriae deberet, sed quid Germanica ingenia, si ad rem defixa intentaque essent, Italicis Gallicisque praestarent.* 4) Br. 92 vom 24. Jan. 1571. 5) Br. 84 vom 28. Febr. 1571.

gesund war, Crato selbst von neuem krank wurde und mit ihm zugleich auch seine Frau ¹⁾).

Schard sieht die Ursache dieser Krankheiten in den Anstrengungen des Hofdienstes, und als Crato in jenen Tagen den Hof überhaupt verlassen will, nicht nur wegen der ewigen Unruhen, sondern auch, weil er fern vom Hofe für die Erziehung seines Sohnes besser sorgen zu können glaubte und weil er wegen seiner religiösen Stellung Unannehmlichkeiten und Anfeindungen erlitt, so billigt Schard diesen Entschluß. Er schreibt: „Da du übrigens . . . auch die Ruhe des Gewissens in Betracht ziehst, damit es nicht scheinen könne, als ob Dir das Irdische zur Lust, die Seele aber zur Last gewesen sei, so ist Dein Entschluß um so viel mehr zu billigen, als die Seele des Menschen höher zu achten ist als der vergängliche und hin-fällige Leib ²⁾.“ Als aber der Kaiser in die Entlassung seines Leib-
arztes nicht willigte, schrieb Schard, daß er dies vorausgesehen habe ³⁾).

Wegen seines Sohnes, der kränklich, aber zugleich eigensinnig und mutwillig war, hatte Crato damals und später viele Sorgen. Im Frühjahr 1571 gab er ihn nach Breslau zu Verwandten, im Sommer holte er ihn wieder nach Wien, und im Herbst brachte er selbst ihn wieder nach Breslau zurück ⁴⁾. Dieser Reise, zu der Schard ihm alles Gute wünschte ⁵⁾, folgte ein längerer Aufenthalt in Breslau; erst Mitte Dezember, als der Kaiser ihn rufen ließ, ging er wieder nach Wien ⁶⁾. Es ist wahr-scheinlich, daß diese längere Abwesenheit vom Hofe mit den Ge-wissensbedenken zusammenhängt, von denen er Schard geschrieben hatte.

Aber in der gegenseitigen Anteilnahme am persönlichen Er-gehen erschöpfte sich ihre Freundschaft ebensowenig als in dem regen Austausch ihrer Meinungen über politische, wirtschaftliche und sonstige

1) Br. 75 vom 24. März 1571. 2) Br. 85 vom 19. April 1571: Caeterum cum tu praeter quietem externam et conscientiae tranquillitatem respicias, ne corpus voluptati, anima oneri fuisse videri posset, tanto magis istud consilium probandum est, quanto anima hominis corpore fluxo atque caduco praestantior habetur. 3) Br. vom 6. Juni 1571 (Nr. 79). 4) Vgl. Gillet II 11 ff. 5) Br. vom 11. Okt. 1571 (Nr. 89). 6) Brief Cratos an Blotius (den späteren Direktor der kaiserlichen Bibliothek) vom 19. März 1572 in der Wiener Nat.-Bibl. Cod. 9737 z 14, fol. 102.

Ereignisse der Zeit. Sie erweisen sich auch Gefälligkeiten und nehmen jeder die Dienste des andern in Anspruch ¹⁾.

So versorgt Scharb seinen Freund mit Wein ²⁾, während Crato ihn um die Weiterendung seiner Briefe an seine Pfälzer und Elsäßer Bekannten bittet. Zwischen dem kaiserlichen Hofe und dem Sitz des Reichskammergerichts bestand augenscheinlich eine direkte Postverbindung ³⁾, und durch sie hat Crato seine Briefe an Zacharius Ursinus, den Mitverfasser des Heidelberger Katechismus, an den Mathematikprofessor Dasypodius in Straßburg, der mit dem Schlesier Woldstein zusammen die berühmte Straßburger Uhr gefertigt hat, an den großen Pädagogen Johannes Sturm in Straßburg u. a. seinem Freunde zur Weiterbeförderung geschickt, wie umgekehrt dieser auch die für Crato bestimmten Briefe in Empfang nahm und weiterleitete. Auf demselben Wege wurden sogar kaiserliche Urkunden übersandt: Crato schickte ein Privileg Maximilians für Johann Sturm, das dieser auf dem Speyerer Reichstag vom Kaiser erhalten hatte, zunächst an Scharb, damit er es an Sturm weitergebe ⁴⁾.

Freilich ist bei dieser wechselseitigen Inanspruchnahme Scharb der Meistfordernde, und Crato hat ihm außerordentlich wertvolle Dienste geleistet.

So zunächst bei der Erlangung der Pfalzgrafenwürde.

Scharb hatte auf dem Augsburger Reichstage von 1566 Maximilian II. sein Buch über „Macht, Ansehen und Vorrang des

¹⁾ Briefe vom 28. Febr. 1571 (Nr. 84), 1. Mai 1572 (Nr. 78), 24. Okt. 1572 (Nr. 80), 26. Nov. 1572 (Nr. 83), 16. Jan. 1573 (Nr. 87). ²⁾ Zur Geschichte des Weines und zum Nutzen der Weintrinker sei aus den eben erwähnten Briefen einiges mitgeteilt: Crato beklagt sich, daß der Wein, den er von Speyer mitgenommen, schlecht und sauer geworden sei, das komme wahrscheinlich von der Erschütterung während der Reise. Darüber wundert sich Scharb, da sonst der Rheinwein, je mehr er geschüttelt und je weiter er transportiert werde, desto besser würde. Wenn er wüßte, welche Sorte Crato liebt, würde er ihm das eine oder andere Faß, in Matten oder Leinwand verpackt, schicken (Nr. 84). — Ein und ein halbes Jahr später teilt Scharb mit, daß ein Fäßchen Federsheimer (wahrscheinlich Pfladdersheim bei Worms) nicht über 30 Goldkronen kosten werde; er habe sich zwei bestellt, von denen Crato eins oder auch beide haben könne. — Sogar der Präsident des Reichskammergerichts wird in diesen Weinhandel verwickelt: „Mit dem Präsidenten unseres Gerichtes, der wegen des Todes seiner Mutter Trauer hat, konnte ich über den Wein und die andern Dinge noch nicht sprechen (Nr. 80). ³⁾ Die Briefe brauchen sehr kurze Zeit. Ein Brief Cratos aus Preßburg kommt in 12, ein anderer aus Wien in 10 Tagen an. ⁴⁾ Br. vom 8. Febr. 1571 (Nr. 81) und vom 7. Febr. 1572 (Nr. 76). — Es handelt sich in diesem Privileg um große Vergünstigungen für das Landgut Northeim, das Sturm gekauft hatte. Ch. Schmidt, La vie et les travaux de Jean Sturm (Straßburg 1855), S. 209.

Kaisers“ überreicht¹⁾. Es ist das eine Sammlung früherer Streitschriften gegen die politischen Ansprüche des Papsttums (Marjilins von Padua, Dante u. a.), denen er eine eigene Abhandlung über den Ursprung des Kurfürstentums angefügt hat²⁾. Er hatte aber weder erfahren, ob er Dank geerntet habe, noch ob er Pfalzgraf geworden sei³⁾.

Nachdem nun Crato durch seinen ersten Brief von Nürnberg aus bekundet hatte, daß er die in Spener geschlossene Freundschaft nicht als vorübergehend betrachte, trug ihm Scharf seine Bitte vor, zu deren mündlicher Erörterung er wegen der unerwarteten Abreise des Kaisers nicht gekommen war. Es sei ihm zwar genug, so schreibt er, zu denen gerechnet zu werden, die die Hoheit des Kaisertums gewahrt und die Freiheit des Vaterlandes unverfehrt wissen wollten, dennoch würde er sich über die Anerkennung freuen. Er wisse auch, daß der Kaiser und seine Räte noch anderes zu tun hätten, dennoch wende er sich an Crato mit der Bitte: Wenn einmal in des Kaisers Gegenwart von dem Buche gesprochen würde, so möge Crato sagen, daß aus dem Buche mehr die Gesinnung des Verfassers gegen sein Vaterland als eine Belohnung für den Verfasser hervorgegangen sei⁴⁾.

Crato nahm sich nun der Sache augenscheinlich mit vollem Eifer an und konnte in kurzer Zeit mitteilen, daß die Pfalzgrafenwürde ihm sicher sei und welche Rechte im einzelnen sie umfassen werde. Aber mit dem Umfang dieser Rechte ist Scharf nicht zufrieden, es sind ihm zu wenig, und deswegen will er das Diplom in meliore forma ausgestellt sehen⁵⁾. Doch dagegen scheint sich in der kaiserlichen Kanzlei Widerstand erhoben zu haben, denn Scharf schreibt am 14. März 1571 ziemlich verärgert: „Wenn das Diplom keine anderen Bestimmungen enthält als die Ermächtigung, Notare zu ernennen,

1) Vollständiger Titel: De iurisdictione, auctoritate et praeceminentia imperiali ac potestate ecclesiastica deque iuribus regni et imperii variorum authorum, qui ante haec tempora vixerunt, scripta collecta et redacta in unum (Basel 1566). 2) De principum, quibus electio imperatoris in Germania commendata est, origine seu institutione liber unus. Darin führt er den Ursprung des Kurfürstentums auf Otto III. und Gregor V. zurück. Stinzing 510. 3) Das muß ihm bei der Überreichung des Buches irgendwie in Aussicht gestellt worden sein, sonst ließe sich der Brief vom 24. Jan. 1571 nicht erklären. — Über die Pfalzgrafenwürde und ihre Berechtigungen vgl. Pfothenhauer, Schlesier als kaiserliche Pfalzgrafen und schlesische Beziehungen zu auswärtigen Pfalzgrafen. In: Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. Bd. 26 (Breslau 1892), S. 319 f. 4) Br. vom 24. Jan. 1571 (Nr. 92). 5) Br. vom 8. Febr. 1571 (Nr. 81).

so können die grämlichen Sekretäre es behalten, und ich bin zufrieden mit der kaiserlichen Liberalität. Aber wengleich ich dich und andere nicht weiter bemühen will, so wäre mir doch eine Bestimmung lieb, wonach ich Wappenbriefe jährlich in bestimmter Zahl erteilen könnte¹⁾“. Und zehn Tage später teilte er mit, daß er, wohl auf Eratos Rat, auch den Reichsvizekanzler Dr. Weber gebeten habe, dieser möge außer der Erlaubnis, Notare zu ernennen und uneheliche Kinder zu legitimieren, ihm auch das Recht erwirken, Wappenbriefe zu verleihen²⁾.

Wie das Diplom nun wirklich ausgestellt wurde, geht aus den Briefen nicht hervor. Doch ist noch folgendes interessant. Erato muß Scharb geschrieben haben, daß er sich nicht allein bei Dr. Weber zu bedanken habe, sondern auch bei Martin Gerstmann, dem späteren Bischof von Breslau und damaligem Sekretär für die lateinischen Schreiben der kaiserlichen Kanzlei³⁾. Das hat Scharb auch getan⁴⁾. Trotzdem muß Gerstmann noch Einwendungen gegen die Erweiterung des Diploms erhoben haben, denn folgende Stelle des Briefes vom 19. April 1571 kann sich nur auf ihn beziehen: „Das Wohlwollen Deines Landsmannes gegen mich war in Italien sehr groß, und wie hoch ich ihn geschätzt habe, ist von mir in der Vorrede zum griechischen Aristetas . . . bezeugt worden. Wenn er jetzt seine Gesinnung wegen seiner Ehrenstelle geändert hat, so kommt mir das nicht unerwartet. . . . Ich habe nichts, was gegen sein Amt wäre, von ihm erbeten, erbitte es auch jetzt nicht und will nicht, daß er meinewegen im Amte etwas Übles tue⁵⁾.“

Noch in andern Dingen bittet Scharb seinen Freund um seine Vermittlung. Er hatte eine kostbare Handschrift, die ihm gar nicht gehörte, dem Hofkammerpräsidenten Reichard v. Streun geliehen, als dieser 1570 in Spener war. Aber Streun weigerte sich unter allerlei Vorwänden, sie zurückzugeben, bis schließlich der Kaiser,

1) Br. vom 14. März 1571 (Nr. 91). 2) Br. vom 24. März 1571 (Nr. 75).

3) J. Jungniß, Martin von Gerstmann (Breslau 1898) S. 28. — Scharb hatte G. auf seiner italienischen Reise kennen gelernt (ebenda S. 6), und in der schon erwähnten Vorrede zum Aristetas nennt er ihn seinen guten Freund. 4) Br. vom 14. März 1571 (Nr. 91). 5) Br. vom 19. April 1571 (Nr. 85): *Popularis tui erga me in Italia singularis benevolentia fuit et quanti eum fecerim, in praefatione mea in Aristetam graecum ante decennium testatus sum; nunc si mores propter honores mutavit, nihil mihi in eo novi accidit . . . Ego nihil nisi quod ei per officium licet, ab eo petivi nec adhuc peto nec mea de causa officium ei maleficio cedere volo.*

in dessen Besitz die Handschrift übergegangen war, auf Veranlassung Cratos den Eigentümern 100 Taler zahlte ¹⁾.

Ebenso empfahl Scharb einen gewissen Candidus dem Wohlwollen Cratos. Er schreibt u. a.: „Ich habe ihn aus eigenen Stücken und auf Deinen Rat ermahnt, die „böhmischen Könige“ drucken zu lassen, und ich glaube, daß er es tun wird. Denn wenn sein Gedicht und Unternehmen auch nicht a l l e n Gelehrten gefallen wird, so doch denen, die in der Dichtkunst erfahren sind ²⁾.“

Es sind keine wesentlich neuen Züge, die durch diesen Briefwechsel dem Charakterbilde Cratos hinzugefügt werden; wir finden die Linien, die Gillet gezeichnet hat, im ganzen bestätigt. Es ist namentlich die Hilfsbereitschaft Cratos seinen Freunden gegenüber, die stark hervortritt. Wir finden auch keinen Anhalt, daß er für seine Dienste irgend etwas für sich beansprucht hat, er weist sogar den Dank für seine Hilfe bei Erlangung der Pfalzgrafenwürde zurück, und sagt ausdrücklich, daß der Dank dem Dr. Weber und Martin Gerstmann gebühre. Aber selbst wenn er irgend eine „Berehrung“ angenommen hätte, so würde niemand, der die Gepflogenheiten des 16. Jahrhunderts und der kaiserlichen Kanzlei im besonderen kennt, ihm daraus einen Vorwurf machen können ³⁾. Weiterhin erfahren wir aber auch, wie schwierig seine Stellung am kaiserlichen Hofe gewesen sein muß. Sie beruhte ganz auf dem Vertrauen Maximilians, das dieser zu ihm als Arzt und Menschen hatte. Bezeichnenderweise wird die Kaiserin, die Tochter Karls V., und die übrigen Damen des Hofes im ganzen Briefwechsel Cratos nirgends erwähnt ⁴⁾, und manche Neider hat er sicher gehabt, die vielleicht auch seine religiöse Stellung als Hebel, ihn zu entfernen, benutzen wollten. In diesen Verhältnissen ist der oben erwähnte Plan, den Hof zu verlassen, begründet ⁵⁾.

1) Namentlich Br. vom 17. April 1572 (Nr. 77). — Über Streun vgl. Karl Großmann, Richard Streun von Schwarzenau. In: Jahrb. f. Landeskunde . . . von Niederösterreich. N. F. 20. Jahrg. II. Teil (Wien 1927), S. 1 ff. und meinen Aufsatz „Richard Streun von Schwarzenau und Dr. Simon Scharb“ in ders. Zeitschr. N. F. 22. Jahrg. (Wien 1929) S. 88 ff. 2) Br. vom 28. Febr. 1571 (Nr. 84). Dieser Candidus ist wohl Pantaleon Candidus (Weiß) aus Pöbbs in Österreich, der nach Zedlers Universallexikon eine ö s t e r r e i c h. Geschichte geschrieben hat. Eine b ö h m i s c h e Gesch. hat in diesen Jahren der Breslauer Arzt Martin Boregk verfaßt, „Behmische Chronica“, die 1587 in Wittenberg gedruckt ist. Aber sie ist in Prosa geschrieben. 3) Vgl. z. B. Charles Schmidt S. 147 oder M. Koch, Quellen zur Gesch. des Kaisers Maximilian II. Bd. II (Leipzig 1861), S. 21. 4) Gillet II, 38. 5) Eine sehr bezeichnende Äußerung eines Unbekannten über das Hofleben jener Tage teilt uns Jakob Monau in einem Briefe vom 31. März 1577 an den kaiserlichen Bibliothekar Hugo Blotius mit: „Jemand habe auf die Frage, wie er es denn gemacht habe, um am Hofe alt zu

Aus den Briefen Scharb's an Crato bekommen wir auch einen Einblick in die Art und Weise, wie der erstere sich das Material für sein Geschichtswerk zu verschaffen suchte.

Dieses *Historicum* opus ist im wesentlichen ein Wiederabdruck älterer und gleichzeitiger geschichtlicher Werke anderer Autoren. Für Ferdinand I. und Maximilian II. hat aber Scharb im 3. und 4. Band je eine chronikartige Übersicht der Geschehnisse (*epitome rerum gestarum*) aus eigener Feder hinzugefügt in der Weise, daß er z. B. beim Tode eines bedeutenden Mannes dessen ganzen Lebensgang erzählte oder bei irgend einem wichtigen Ereignis die zur Erklärung notwendigen geschichtlichen Daten beigab. Das verbrämte er dann alles mit der meist moralisierenden Erzählung ähnlicher Dinge aus früherer Zeit, namentlich aus dem Altertum¹⁾. Das Werk war zum größten Teil druckfertig, als Scharb starb. Sein Kollege am Reichskammergericht, Eisner, hat es dann herausgegeben, ohne es eigentlich zu vollenden. Der 3. Band ist im Namen der Witwe, wie schon erwähnt, Thomas Rehdiger gewidmet²⁾.

Die Frage nach den Quellen Scharb's ist bereits von R. Stinzinger berührt worden, der darauf hinweist, daß Scharb in seiner Stellung als Rat des Pfalzgrafen Wolfgang einen tieferen Einblick in die politischen Verhältnisse jener Zeit bekam und namentlich über die

werden, geantwortet: „Indem ich Unrecht hinnahm und dafür Dank sagte.“ (*Meministi quendam cum ex ipso quaesitum esset, quomodo in aula consenuerit, respondisse: accipiendo iniurias et de iis agendo gratias.*) Wiener Nat.-Bibl. Cod. 9737^z 15, fol. 246.

1) Seltene und seltsame Naturereignisse nehmen in diesen *Epitomes* einen großen Raum ein. So erzählt er z. B. unter dem 14. Juni 1571, daß es in Goldberg, Löwenberg und Lauban während der Hungersnot Erbsen, Rüben, Roggen und Weizen geregnet habe. Das hätten die Leute gesammelt und aus dem Getreide Brot gebacken. „Das ist ein hervorragendes Beispiel der Güte und Allmacht Gottes, der es vermag, die Seinigen in der höchsten Not zu weiden und zu erhalten. . . . Und wie dieses Zeichen seiner Gnade in Schlefien, so hat er ein anderes seines Zornes gegen die gottlosen und habfüchtigen Getreidewucherer und Spekulanten am 29. desselben Monats in Niedersachsen gegeben.“ Dort, nämlich in Lauenburg, flog das aufgesammelte Getreide einem Kornwucherer aus dem Speicher zum Fenster hinaus. *Hist. op. IV 2480 f.* — Sutorius in seiner Geschichte von Löwenberg, Bd. I (Bunzlau 1784), S. 199, erwähnt zwar die Hungersnot, aber nicht den Nahrungsmittelregen. 2) Der Titel des Werkes lautet: *Historicum opus in IV tomos divisum*. Basel 1574. — Nach der Vorrede zum 4. Bd. hat Scharb selber das *Epitome* für die Regierungszeit Maximilians II. nur bis zum 21. Juli 1572 fortgeführt. Die noch weiter folgenden Notizen sind dann von Eisner trocken aneinander gereiht worden. — Die Breslauer Stadtbibliothek besitzt das Exemplar, das Th. Rehdiger selbst gehörte.

schottischen, niederländischen und französischen Unruhen originale Notizen bringt, die einer kritischen Untersuchung wert wären¹⁾).

Auch M. Koch hat die Frage nach den Quellen Schards angeschnitten. Er weist darauf hin, daß bei der Behandlung des Türkenkrieges von 1566 alle ungarischen und österreichischen Historiker ungarischen oder auch türkischen Quellen folgen, daß sie aber die deutschen, namentlich das *Historicum opus*, vernachlässigen²⁾. Wenn Koch aber glaubt, daß Schard für die Darstellung dieses Krieges irgend welche originale Nachrichten von deutscher Seite zu Gebote standen, so täuscht er sich gründlich. Denn Schard ist dabei in hohem Grade von Bizaris *Istoria delle guerre fatte in Ungheria dall' Imperator de' Christiani contra quello de' Turchi* (Lyon 1568) abhängig. Diese Abhängigkeit geht so weit, daß er ganze Partien wörtlich übersetzt. Der nähere Nachweis gehört nicht hierher, ich verweise aber auf folgende Parallelstellen: Schard S. 2304 und Bizari S. 80; Schard S. 2305 und Bizari S. 83; Schard S. 2308 und Bizari S. 86 usw.

Daher sind die Nachrichten aus dem Briefwechsel über die historischen Bemühungen Schards von Bedeutung. Er bittet Erato wiederholt, ihm etwaige Fehler in seinen früheren Werken mitzuteilen³⁾; und ebenso wiederholt er die Bitte, ihm ein Werk über den Türkenkrieg zu nennen. Da aber Erato ihm keines zu nennen weiß, den Bizari also augenscheinlich nicht kennt, dispensiert ihn Schard ausdrücklich von weiteren Bemühungen. Doch hat er sofort ein neues Anliegen. Er hat nämlich bei dem Verfasser der „Ungarischen Chronologie“, die Sambucus kürzlich seiner Ausgabe der ungarischen Geschichte Bonfinis beigegeben hat⁴⁾, gelesen, daß über den Einfall

¹⁾ R. Stinking 508 u. 511. — Ebenso kann man annehmen, daß Sch. als Beisitzer des Reichskammergerichtes in Speyer, wo doch ein ewiges Kommen und Gehen bedeutender Männer stattfand, manches erfahren hat, das wertvoll für sein Werk war. Daß er keine Gewährsmänner nicht nennt, war wohl ein Gebot der Klugheit. Hat er doch in der Übersicht zu Ferdinand I. nicht einmal sich selbst als Verfasser zu nennen gewagt, sondern angegeben: „Übersicht . . . gesammelt . . . von einem Liebhaber der Geschichte“, weil, wie Eisner als Herausgeber erzählt (der übrigens auch nicht seinen Namen nennt), Schard fürchtete, daß viele Leute, von denen er spricht, durch seine Erzählung beleidigt werden könnten. Praef. zu tom. III. ²⁾ M. Koch, Quellen zur Geschichte des Kaisers Maximilian II. 1. Bd. (Leipzig 1857), S. 108. ³⁾ Br. vom 7. Febr. 1572, Nr. 76. ⁴⁾ Es handelt sich um Antonio Bonfini, *Rerum Ungaricarum decades quatuor cum dimidia, quarum tres priores . . . Martini Brenneri . . . industria editae . . . quarta vero decas cum quinta dimidia . . . Joan. Sambuci . . . opera proferuntur*. Basel 1568. — Bonfinis Werk reicht bis zum Jahre 1495, er selbst starb 1502.

Albert Laskis in die Moldau und die Vertreibung des Tyrannen Alexander ausführlicher Andreas Tricesius, Adam Schröter und Joachim Thanneberger geschrieben haben; er bitte nun, ihm diese Werke gedruckt oder in Abschrift zu besorgen und will den verlangten Preis ohne weiteres zahlen¹⁾. Dieses Verlangen hat Crato mindestens nicht sofort erfüllen können, denn Scharb kommt noch mehrere Male darauf zurück²⁾.

In anderen Briefen bittet er ihn um Nachrichten über Polen und die polnische Königswahl von 1572 mit der Begründung, daß Crato ja näher bei Polen wohne und mehr erfahren könne als er selbst³⁾, in anderen um eine Beschreibung der Krönung Rudolfs zum ungarischen König in Preßburg 1572⁴⁾, und in anderen wieder um anderes.

Es wäre ja nun interessant, wenn man feststellen könnte, ob und welche Nachrichten Crato seinem Freunde geliefert hat und wie sich diese in dem *Historicum opus* niedergeschlagen haben. Leider aber fehlen, um dies tun zu können, die Antworten Cratos vollständig.

Das eine geht aber aus den Briefen mit aller Deutlichkeit hervor, daß Scharb sich bemühte, möglichst zuverlässige Nachrichten zu er-

Sambucus, der große Handschriftensammler und kaiserliche Historiograph, (vgl. über ihn: Hans Gerstinger, Joh. Sambucus als Handschriftensammler. In: Festschrift der Wiener Nat.-Bibl. in Wien, Wien 1926, S. 251 ff.) gab nun zum ersten Mal das Werk vollständig heraus und fügte zur Fortsetzung bis 1568 die Werke anderer Autoren über ungarische Geschichte hinzu. Der Verfasser der darin abgedruckten „Ungarischen Chronologie“ ist Abraham Baktschan, der Sekretär Albert Laskis.

¹⁾ Br. vom 7. Febr. 1572, Nr. 76. — Über die von Baktschan genannten Autoren ist wenig bekannt. Tricesius ist nach A. Brückner, *Geschichte der polnischen Litteratur* (Leipzig 1901), S. 71, Dichter und Schriftsteller und war Sekretär Stephan Bathorys. Adam Schröter ist nach Cunradi *Silesia togata* (Wiegand 1706), S. 274, in Reisse 1535 geboren und lebte dann in Krakau; er übersezte die Schriften Theophrasts und war gekrönter Dichter. Als solchen bezeichnet er sich auch in den bei Baktschan, resp. Bonfini-Sambucus abgedruckten Empfehlungsgedichten. Über Joachim Thanneberger ist mir nichts bekannt. — Über den Einfall Albert Laskis in die Moldau i. J. 1561, die Vertreibung Alexanders und die Einsetzung des Jakob Basilikos Heraklides vgl. Hans Petri, *Das Leben des Jakob Basilikus Heraklides*. In: *Archiv d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde*. N. F. 44. Bd. (Hermannstadt 1927), S. 172 ff. — In dem zitierten Briefe schreibt Scharb ferner, daß er sich gern direkt an Sambucus wenden würde, den er seinerzeit in Padua kennen gelernt habe, aber er wisse nicht, wo S. sich aufhalte. ²⁾ Br. vom 17. April 1572 (Nr. 77) und vom 1. Mai 1572 (Nr. 78). ³⁾ Br. vom 21. August 1572 (Nr. 88) u. vom 24. Okt. 1572 (Nr. 80). ⁴⁾ Briefe vom 24. Okt., 30. Okt. und 26. Nov. 1572 (Nr. 80, 86 u. 83).

halten. Denn er wollte, wie er selbst einmal sagt, „wahre“ Geschichte schreiben, die allein von Vorteil sein könne¹⁾.

Auf dem Reichstage von 1570 traf Crato auch seinen Freund Thomas Rehdiger wieder, der nach ausgedehnten Reisen in Frankreich, Italien und den Niederlanden im Mai 1570 zum zweiten Mal nach Spener gekommen war. Dieser junge lebenswürdige Mann hatte einst große Hoffnungen erweckt, aber sein Reichthum war ihm zum Verhängnis geworden, denn er verzichtete auf jede ernste Beschäftigung. Weder wollte er sich in dem Breslauer Handelshause, das sein ältester Bruder im Geiste des Vaters fortführte, noch in irgend einer öffentlichen Stellung betätigen, sondern er lebte ein behagliches, tatenloses Genußleben, dessen höhere Interessen sich schließlich im Sammeln von kostbaren Büchern, Münzen und Gemälden erschöpften. Aber gerade dadurch ist er für die Wissenschaft von großer Bedeutung geworden, denn er vermachte seine Sammlungen seiner Vaterstadt und wurde so der Begründer der Breslauer Stadtbibliothek, deren seltenste Schätze von ihm stammen. Mit freigebiger Hand unterstützte er manches wissenschaftliche Unternehmen, indem er die Widmung gelehrter Werke annahm²⁾. Denn das bedeutete stets ein Ehrengeschenk für den Verfasser, das mitunter wohl das einzige Honorar war, das dieser erhielt. Thomas Rehdiger scheint damals mit seiner Familie völlig zerfallen zu sein, und auch der ernste Crato wird sich des Wiedersehens wenig gefreut haben³⁾.

Spener, das als Sitz des Reichskammergerichts ein glänzend bewegtes Leben zeigte und „wo die besten Menschen am schlechtesten lebten und jeder nur so viel lernte, als er trank⁴⁾“, scheint ihm aber doch nicht behagt zu haben, denn bereits im Herbst 1570, also noch während der Reichstag versammelt war, siedelte er nach Köln über, von wo aus er im folgenden Jahre eine Reise nach England unternahm⁵⁾. Aber im Oktober 1572 ist er wieder in Spener und gedachte dort den Winter zu verleben⁶⁾. Bald darauf traf ihn der Unglücksfall, der die Ursache seines Todes wurde. Scharf schreibt darüber an Crato: „Vor wenigen Tagen ging Rehdiger nach Heidelberg, um den

1) In der epistola dedicatoria an Philipp v. Gemmingen in seiner Ausgabe der *Historiae Theodorici de Niem.* Basel 1566. 2) Albrecht W. C. Wachler, Thomas Rehdiger (Breslau 1828), S. 20, zählt deren 14 auf. 3) Gillet II, 57 ff. 4) Äußerung von Nikolaus (III) Rehdiger, einem Neffen Thomas', zitiert bei Gillet II, 58. 5) Jörg Baeder, Thomas Rehdiger, der Mann und sein Werk. (Breslauer Stadtbibl. H. R 32 96) S. 67 ff. 6) Br. vom 24. Oktober 1572 (Nr. 80).

Dr. Erastus ¹⁾ wegen des ausgerenkten Armes zu konsultieren. . . . Ich hoffe aber, daß er bald hierher zurückkehren und den Winter mit uns verleben wird ²⁾." Diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung, Rehdiger kehrte nach Köln zurück und ist dort an den Folgen des Unfalls am 5. Januar 1576 gestorben.

Es ist ein kleines, aber treues Bild jener Zeit, die sich in den Briefen Scharbs spiegelt, jener geistig so reich bewegten Zeit mit ihrer verhaltenen Spannung und ihren unausgeglichenen Gegensätzen, die nur oberflächlich verdeckt waren. Gerade die bedeutendsten Männer sahen und fühlten das und ahnten das kommende Unheil. Und solcher Ahnung gab Scharb einmal mit den Worten Ausdruck: „Gott erhalte uns den Kaiser Maximilian lange in guter Gesundheit, denn wenn er uns in dieser trüben und schwärenden Zeit entrisen würde, dann wäre Deutschland in noch schlimmerer Lage als selbst Frankreich oder Polen ³⁾.“

1) über Erast (Lieber), einen Gegner des Paracelsus, vgl. Aug. Hirsch II, 292.

2) Br. vom 26. Nov. 1572 (Nr. 83): Rhudingerus . . . ante pauculos dies Heidelbergam hinc abiit, ut consilio D. Erasti in luxati brachii curatione utatur. . . . Brevi eum huc rediturum spero atque nobiscum hic hybernaturum. Dieser Brief berichtet die Angaben bei Wachler, S. 15 f., und Baeder, 68 f., insofern, als sich der Unfall (Sturz aus dem Wagen) nicht auf einer Reise nach Heidelberg, sondern bei irgend einer andern Gelegenheit ereignete und R. nach Heidelberg fuhr, um ärztliche Hilfe aufzusuchen. Ob er dort den Erast konsultiert hat, muß dahinstehen, aber Pigafetta, dessen Behandlung ihm so verhängnisvoll wurde, ist jedenfalls der zweite Arzt, an den er sich wandte. Denn er schreibt aus Heidelberg am 5. Januar 1573 an Erato: *Empirici omnes . . . dicunt eum, quem secunda vice adhibui, Italum Pigafettam . . . mihi quicquid est damni et mali intulisse.* (Bresl. Stadtbibl. Hf. R 244, Nr. 203.) Der erste Arzt kann auch aus Speyer gewesen sein, denn nach 14 Tagen scheint sich der Arm zum zweiten Mal ausgerenkt zu haben, und das war wohl die Ursache, warum er sich an einen andern Arzt gewandt hatte. 3) Br. vom 26. Nov. 1572 (Nr. 83): *Deus Imperatorem Maximilianum conservet nobis diu incolumem, etenim si nobis in hoc afflictissimo et exulceratissimo rerum statu adimeretur, deteriores Germaniae statum quam vel Galliae vel Poloniae videremus.*

V.

Wilhelm Schwarz.

Ein Beitrag zur Geschichte des Vorpietismus in Schlesien.

Von

Theodor Wotschke.

Joachim Betke, der Pfarrer von Linum bei Fehrbellin, der märkische Wortführer eines „wahren“, „essentiellen“ Christentums, schreibt am 9. Mai 1661 seinem Freunde, dem Holsteiner Friedrich Bredling¹⁾, der in Holland ein Asyl und neues Pfarramt gefunden hatte: „H. Schwarz läßt den H. Fr. grüßen und ist sehr erfreut über seinen Eifer, lobet auch sehr sabbatimum.“ Und ein halbes Jahr später meldet er unter dem 15. November nach Holland: „H. Schwarz zu Breslau, ein gottliebender Mann, ist nun auch gestorben, kann nun nicht mehr nach Eperies, Thorn usw. schreiben.“ Wer ist dieser Breslauer Schwarz, der mit den Vorpietisten Betke und Bredling in Verbindung stand, anscheinend mit den Gleichgesinnten im Osten bis nach Ungarn hinein und hinauf nach Preußen einen regen Briefwechsel unterhielt? Die Forschung schweigt, nirgends finden wir einen Hinweis auf ihn. G. Ellinger in seinem *Angelus Silesius* gedenkt allerdings zweimal (S. 40 u. 42) eines Schwarz als Glied des Czepkoschen Freundeskreises, aber er bringt nichts weiteres über ihn, kennt nicht einmal seinen Vornamen. Nur vermuten können wir, daß er mit dem Gesinnungsgenossen Betkes und Bredlings identisch sein mag. Archivalien müssen wir einsehen, wenn wir näheres über Wilhelm Schwarz erfahren wollen, und hier hat uns ein glücklicher Umstand Briefe seiner eigenen Hand in der Hauptbibliothek des Waisenhauses in Halle aufbewahrt. Johann Permeier²⁾, der wander-

1) Vgl. Wotschke, Der märkische Freundeskreis Bredlings. Jahrb. f. brandenb. Kirchengeschichte 1928, S. 147 u. 154. 2) Über Permeier vgl. Gottfried Arnold, Kirchen- und Ketzerhistorie IV, S. 774, u. Wotschke, Der polnischen Brüder Briefwechsel mit den märkischen Enthusiasten. Deutsche wissenschaftl. Zeitschr. für Polen. Erscheint demnächst, auch E. Faden, Berlin im 30jährigen Kriege, Berlin 1927, S. 190 f. Vgl. auch die Literatur bei W. Milch, Daniel v. Czepko, Geistliche Schriften, Breslau (Priebatsch) 1930, und den Nachtrag S. 38.

freudige Österreicher und Gesinnungsgenosse des Schwärmers Gifftheil und der märtischen Enthusiasten und Vorpietisten, der Freund Gammendorfs in Berlin, Trappes in Havelberg und Betkes in Linum, der einen Kreis ernster Christen um sich sammelte, eine „christkönigliche Triumphgesellschaft“, eine „sancta societas regalis Jesu Christi“, war von Berlin, wo er sich 1633 bis 1636 aufgehalten hatte, wieder nach Wien gegangen. Hier erhielt er am 29. Oktober 1638 ein Schreiben aus Breslau vom 21. d. M., darin ihm Wilhelm Schwarz von dem Vorgehen gegen Hexen und Zauberer in der Herrschaft Olbersdorf bei Jägerndorf, „jetzt von den Herren patribus S. J. possediert“, meldet und dabei bemerkt: „allwo ich zehn Jahre in Amtdiensten gewesen; nachgehends aber, da mich die Herren Patres mit Gefängnis, Hunger und Durst zur päpstlichen Religion zwingen wollten, habe ich 1628 zu Weihnachten, da ich schon beichten sollte, des Nachts mich rettend davon gemacht.“ Schwarz gehörte also zu den vielen Exulanten, die in Breslau Zuflucht gesucht und gefunden hatten. In den dreißiger Jahren scheint er bei dem Handelsmann Peter Langwiese tätig gewesen zu sein, später war er Steueramtsbuchhalter. Als solcher hat er 1658, 61 Jahre alt, dem Breslauer Obersekretär Christoph Schulz eine Anweisung zur Schönschrift gewidmet: „Deutsche und lateinische Fundamentalschriften in kleinen und großen oder Versalien und gemeinen Buchstaben¹⁾. Breslau. Druckts Gottfried Gründer, Baumannischer Faktor.“

Um seines lutherischen Glaubens willen hatte Schwarz in Jägerndorf Verfolgung und schwere Gefängnisnot auf sich genommen, um seines Bekenntnisses willen war er zum Konfessor geworden. Er ist auch allezeit ein treuer Lutheraner gewesen, doch befriedigten ihn die kirchlichen Verhältnisse nicht. Er vermied werktätiges, praktisches Christentum, Glaubensernst und Innigkeit, sah zu viel äußeres Kirchentum, zu wenig Früchte des Glaubens, zu wenig Leben aus Gott und in Gott. Er war ein innerlicher Mensch, sein Wahlspruch war: „Weil wir nach dem Bilde Gottes geschaffen, also soll Christus auch eine Gestalt in uns gewinnen;“ wenigstens zeigt sein Bild in der Breslauer Stadtbibliothek diese Worte. Natürlich zog es ihn hin zu denen, die ähnlich empfanden wie er, zu den Mystikern, Weigelianern, Böhmiern, Enthusiasten, Schwärmern, zu Daniel Czepko, Abraham von Franckenberg, Joh. Theodor von Tschesch, zum Stadt-

¹⁾ Ein Exemplar in der Stadtbibliothek Breslau.

physikus Johann Dobricius ¹⁾ und zu dem oberschlesischen Magnaten Lazarus Hendel, dem Freunde und Gönner aller religiös Angeregten, in dem das religiöse Interesse wohl noch stärker war als 70 Jahre später in seinen beiden Urenkeln, den Grafen Wenzel Ludwig und Erdmann Heinrich, den treuen Freunden und Verehrern Aug. Herm. Franckes. Natürlich unterhielt Schwarz auch einen regen Briefwechsel mit den Gleichgesinnten außerhalb Schlesiens, mit dem Berliner Kammergerichtsadvokaten Lorenz Grammendorf, dem verschrienen Weigelianer, mit Pantaleon Trappe, dem Havelberger Bürgermeister, mit Joachim Betke, dem Linumer Pfarrer, mit Gottfried Friedeborn in Stettin, Ernst Heshchius in Thorn und Johann Permeier in Wien, die uns sämtlich in Bredlings „Katalog der Wahrheitszeugen nach Luther“ als Träger wahren Lebens aus Gott begegnen. Auch mit Melchior Beringer von Königshofen, dem ehemaligen Hofkriegszahlmeister in Preßburg, mit Joh. Heinrich Alsted, dem Klausenburger Professor, und Johann Wisterfeld, dem Hofprediger des siebenbürgischen Fürsten, korrespondierte er wohl, besonders aber mit Freunden in Danzig. Hier in der alten Hansestadt war das religiöse Leben besonders rege; hier wohnten neben den Lutheranern, Reformierten, Katholiken noch Mennoniten, Schwendfelder, an die der Elßässer Daniel Friedrich 1606 ff. so manches Sendschreiben gerichtet hat, täuferische Unitarier, Enthusiasten ²⁾, dazu Freunde und Anhänger Paul Felgenhauers, des Separatisten ³⁾. Fast alle schlesischen Mystiker

1) Joh. Dobricius (1575 bis 29. Aug. 1653). Die Stadtbibliothek Breslau besitzt einige Gelegenheitschriften von ihm. Seinen „Zeiterinner“ schickte Permeier am 17. Febr. 1638 mit anderen Traktaten zum Druck an den Nürnberger Buchdrucker Michael Endtner, dann an Merian nach Frankfurt. 2) Danzig, den 18. März 1638, Daniel Rudolf: „Es sind allhier Internisten (sonsten Enthusiasten geheißten oder doch insimuliert), so nur geistlich sein wollen. Diese sind so weit kommen, daß sie der heiligen Schrift nicht mehr achten wollen, sondern teils auf Bierium, einen Holländer, David Georg Weigelium, Theophrastum, Taulerum, mehr teils auf Jakob Böhme weisen und das Ihrige aus deren Büchern probieren und beweisen wollen. Nennen die heilige Schrift Letter und tot, zungelingisch, diese aber Geistschrift und altertumbiisch. Gegen die auch Felgenhauer in hoc puncto sich sehr setzet und lehrt, nicht auf einen oder anderen, sondern auf Christum allein zu sehen. Christus ist und sei das A und das O, principium et finis. Aus diesem Christo folgen alle principiata, subordinata und concordantia, und müsse auch Christus nicht in der Schrift, sondern in uns, in seinem Reich, als ein Schatz im Acker gesucht werden.“ 3) Danzig, den 3. Sept. 1638, Florian Krause: „Diesen Sommer ist Felgenhauer mit seiner Frau und Kindern hier gewesen, hat etliche Traktätchen geschrieben und etliche Leute auf seine Seite bekommen.“ Daniel Rudolf schon unter dem 26. Febr. 1638: „Von Jakob Teutonicus Schriften habe ich weiter nichts erfahren, ob der Druck jenes

befäßen nahe Freunde in Danzig. Hier hatte Lazarus von Hendel seinen Klientelen Florian Krause (Crusius), den Keplerschüler und Sozinianer ¹⁾, hier Joh. Dobricius seine Bekannten ²⁾, von hier bezog Abraham von Franckenberg mystische Traktate ³⁾, wie sollte nicht auch Schwarz mit den dortigen Erweckten in enger Verbindung stehen? „Ich korrespondiere wöchentlich nach Danzig mit guten Freunden“, schreibt er 1638.

Da ist es erklärlich, daß der junge Mediziner Daniel Rudolf, ein Freund des Wiener Sekretärs Mich. Otto Buschof ⁴⁾, der am 18. März 1638 Permeier unter anderem von Felgenhauers Wirken in Danzig geschrieben, seinen Brief nach Wien zur Weiterbeförderung unserem Schwarz zugehen ließ. Dieser sandte ihn wieder an Lazarus von Hendel zur Bestellung ⁵⁾, dem er erst vor wenigen Tagen mit Abraham von Franckenberg geschrieben, auch einige fromme Traktate gesandt hatte. Da er sich erbot, auch die Antwort nach Danzig zu befördern, sandte ihm Permeier diese am 26. Mai:

„Ihre Gn., Herr Hendel, haben mir vor wenigen Wochen ein Briefel von Danzig, so ihm von dem Herrn, an mich eingeschlossen, zugestellt, darauf ich selbeshmal geantwortet. Weil es aber aus Versehen und wegen meiner Unpäßlichkeit

gemeldten Ortes fortgehet oder nicht. H. Felgenhauer ist etwa 12 Meilen von hier, hat viel Schriften verfertigt, neulichst wider die Photinianer und deren Katechismum von 38 Bogen. Auch ich habe eine Kontroverse neben anderen mit und wider ihn, welche auch bis in Schlesien erschollen, welches ich mit nächsten circumstantiis will berichten. Sollte der Herr gen Breslau kommen, da wolle er bei Liebhabern nach H. Adam von Franckenstein (!) fragen, ein rarum subiectum und catholicae pietatis exemplar.“ Dann unter dem 18. März: „Felgenhauer hält sich noch hier in der Nähe in Preußen auf, hat überall Widerpart auch in Schriften mit H. Abraham v. Franckenberg an einander geraten.“

1) Danzig, den 25. Sept. 1636, Florian Krause an Permeier: „Bitte, der Herr wolle unseren alten Herren und Patron, den H. Lazarum Hendel, von meinerwegen freundlich grüßen, und wie es ihm und den Seinigen noch geht, mich wissen lassen.“

2) Danzig, den 26. Juni 1637, klagt Krause, daß er, obwohl er an Dobricius geschrieben, das Schreiben Permeiers, das dieser für ihn an den Breslauer Physikus geschickt habe, noch nicht erhalten habe.“

3) Danzig, den 19. Febr. 1638, Krause an Permeier: „H. Abraham v. Franckenberg, dessen der Herr in seinem Schreiben gedenkt, hat, wie mich H. Daniel Rudolf berichtet, hierher um die Schriften des David Joris, Roberti Robertson und Cornherts geschrieben. Begehrt, daß ihm solche zugesandt würden. Er soll ein Traktätlein von der Buße, von David Joris geschrieben, aus dem Niederländischen schon ins Hochdeutsche übersetzt haben.“

4) Michael Otto Buschof, Sekretär und Vizkanzler Erzherzogs Leopold Wilhelm, Permeiers Freund und Nachbar in Wien, wollte dessen Buch „Begierer oder Seelenschatz“ ein Traktätlein „Geschlechtsregister Christi und der neue wiedergeborene Mensch“ beidrucken lassen, doch der Tod nahm ihm Sommer 1638 die Feder aus der Hand.

5) Vgl. Beilage 2.

damals liegen geblieben, schick ichs aniko und bitte den Herrn dienstlich dafür zu sorgen, daß die Antwort auch richtig überkomme. Den Inhalt aber, weil nicht geheimes noch verdächtiges darinnen, kann der Herr auch, weil das Briefel zu dem Ende offen gelassen, nach Belieben ersehen und hernach unbefchwert gar verpesshieren, damit er den Autorem desto besser kennen lerne. Sonst hätte ich meinem Verlangen nach sehr viel zu schreiben, aber igo nicht Zeit, zu dem nicht sowohl mit Tinte oder Feder, sondern wie der liebe Johannis mit seinen Lieben mehreres coram oder gemüthlich, dazu sich etwa mediante deo zu seiner Zeit sügen wird. Ihre Gn., Herr Henckel, wollen die geistreichen Schriften und Sendbriefe gern wieder restituieren und bitten derwegen, rechte Mittel der sicheren Überbringung an die Hand zu geben.“

Auch in seinem Schreiben an Rudolf, das Schwarz lesen konnte, hatte Permeier geäußert, daß er gern auf zehn bis zwölf Wochen nach Breslau gehen würde, „schon um die sehr geistreichen Schriften und gleichsam ganze Bibliothek Herrn von Franckenbergs und Herrn von Tschesch' und der übrigen Herren durchzusehen“, sonst sein Weg ihn nach Hamburg führen würde, er deshalb zu seinem Bedauern auf Danzig verzichten müßte. „Doch ich mich sonst in die gute Gesellschaft daselbst nicht wenig wünschte, wie ich auch inzwischen allen Gunstbekannten, insonderheit Herrn Crusio und Herrn Ruar ¹⁾ nebst diesem kleinen Briefel mich mit freundlichem Gruß empfehle. Möcht gern wissen, ob Herr Felgenhauer mit diesen Männern rechte Bekanntschaft hat und was er in specie von ihnen judiziere. Seinen Eifer um Verteidigung der Wahrheit Christi laß ich gern passieren, aber die vermeinten Feinde müssen auch nach ihren Individuis sehr wohl und richtig unterschieden werden. Ich hasse freilich auch, die den Herrn hassen, und verdrießt mich auch, daß sie sich wider ihn setzen, aber solcher Haß darf nicht aus den Affekten des alten Menschen fließen, sondern muß mit dem neumenschlichen Liebbebot wahrhaftig temperiert und moderiert werden.“ Im weiteren vertritt Permeier ein stilles, zurückgezogenes, der Welt abgewandtes Leben.

Schwarz freute sich des Vertrauens, dessen er gewürdigt war, daß der Brief unversiegelt ihm zugeschiedt war, daß er ihn lesen durfte, freute sich, daß Permeier eine Reise nach Breslau in Aussicht genommen hatte, wünschte, sich ihm zu verpflichten, ihm zu dienen. Am 10. Juni schrieb er ihm nach Wien zurück:

„Des Herrn Geliebtes ist mir mit dem Einschluß behändigt worden, für den aus Liebe mir gegönnten Inhalt tue ich mich bedanken. Ich hab es Herrn Franckenberg, der gleich dieser Tage allhier gewesen, vorgelegt, dem es gleichfalls gar lieb gewesen, auch hab ichs abkopieren lassen, um Herrn Tschesch nach

1) Martin Ruar (1589—1657), der bekannte unitarische Gelehrte, zuletzt Arzt in und bei Danzig.

Brief zu senden. Solche Gunst gebühret auf die Art diesen meinen beiden werthen Freunden, denn sie mir auch die würdigen Episteln, welche sie durch mich befördern, also zukommen lassen. Es hat sich Herr Frandenberg schon darauf resolvirt, bei meines Herrn Hiersein ihm zuzusprechen, dergleichen auch Herr Tschesch nicht unterlassen wird, weil täglich von und zu ihnen Gelegenheit. Das Brieflein nach Danzig befördere ich auf künftigen Sonnabend mit der Post. Es hätte mit nächst vergangener beschehen können, wenn ich nicht daran verhindert worden. Der Herr wolle an gewisser Einkommung dessen keinen Zweifel tragen. Wie ich sonst mit dem Herrn du Pré korrespondiere, also soll ihm dieses auch mit beigebracht werden. Dieser Tage habe ich eins von Danzig an Herrn Frandenberg erhalten, so ich ihm gleich gestern zugeschildt. Achte, es wird von Herrn Daniel Rudolf sein, denn auf dem Siegel ein D. und R. und sonst meines Erkennens ein Löw. Meines Wissens wird es die erste Kundschaft an H. Frandenberg sein, die unzweifelich Herr du Pré veranlaßt haben wird. Die Beförderung meiner Schriften werden Ihre Gn., der Herr Hentzel, hoffentlich beim Herr Rehdingen haben. Ob ich meinem geliebten Herrn etwa mit Erkundigung eines Losaments Dienstleistung tun sollte, wolte ich mir angelegen halten, wenn ich nur wüßte, welcher Gestalt und wann.“

Permeiers Reiseplan zerschlug sich, er kam nicht nach Breslau. Aber dafür schrieb er an Schwarz und Frandenberg, sandte ihnen auch eine Anzahl Traktate und Flugschriften, gewiß seinen Error triunus, den er zuerst 1630 auf seiner Reise von Dresden nach Holland in Bitterfeld hatte drucken, jetzt von dem bekannten Merian in Frankfurt neu auslegen lassen. Die anderen Büchlein vermag ich so sicher nicht zu ermitteln. Aber in jenen Wochen schickte er an seine Freunde folgende Schriften, vielleicht hat er sie auch nach Breslau oder an Hentzel nach Oderberg gehen lassen.

De mille annis apocalypticis Joh. Heinr. Alstedii.

Mensio christianismi vel ministerii Germaniae.

Speculum fidei¹⁾.

Zweifelhaftige Gewissensfrage eines ev. Predigers.

Ministerium vom Amte des Geistes.

Aufforderung an alle Priester.

Prüfung aller Menschen.

Zergehung der vierten Monarchie. Von der ev. Fürsten und Stände vergeblicher Waffenführung und Verteidigung ihrer Religion samt einem Anhang Pax Rapax²⁾.

1) Permeier an den Grafen von Santhelmer Roderich, Geh. Rat des Erzherzoges Leopold Wilhelm: „Mein viel geliebter Nachbar H. Buschhof hat mir vor seinem Ende angedeutet, daß er mein ihm geliehenes kleines Büchlein Speculum fidei, so in rot Papier eingebunden und mir von fernen Orten zugesandt, Ew. Gn. kommuniziert habe.“ Er bittet um Rückgabe. 2) Die Pax rapax hatte Permeier nebst anderen Manuskripten am 17. Febr. 1638 dem Buchdrucker Michael Endner in Nürnberg umsonst zur Veröffentlichung übersandt, dann hat sie wohl Merian drucken lassen.

Aufforderung an die Soldaten und Generäle zu Roß und Fuß.

Aufforderung an die Universitäten oder hohen Schulen im römischen Reiche 1).
 Posaun zu dem Reiche Gottes von Gifftheil.

Gott im Himmel und die Not auf Erden von Gifftheil.

Schreiben an die schwedischen Generäle von Gifftheil.

Schreiben an den schwedischen König 1631.

An die Regimentsverwalter der genannten Christenheit von L. Grammendorf.

Zehn Fragen von der Juden Befehrung.

Titel zweier Kataloge, so die Schriften und Bücher insonderheit dieser Zeit
 Veränderung betreffen.

Titel und annotationes vom clave apocalyptica und anderen Traktaten.

De examine comitorum Ratisbonensium. De pace Pragensi et aliorum.

Leo septentrionalis 2).

Judicium super clavem apocalypticam.

Responsio ad quaestiones Christophori Sculteti super notas in Sententiam
 definitivam.

Fünf Schreiben auf den Kollegialtag zu Regensburg 1636.

Christianus simplex.

Kulmers Catalogus.

Predigt vom heidnischen Christentum von Joachim Beffe.

Weg zu Christo, nämlich von der rechten Buße und von der Gelassenheit von
 Jakob Böhme.

Deploratio pacis Germanicae vel Pragensis 3).

Sententia definitiva 4).

1) Grammendorf: „Die Aufforderung an die Universitäten ist Gifftheils, aber Herr Trappe hat solche erweitert.“ 2) Wien, den 8. Sept. 1638, Bermeier an Beringer: „Die überschickte visionische Historia de Leone septentrionali ist an sich selbst gar gewiß und ohnzweifelich, auch gar schriftmäßig und in den Figuren gar sein repräsentiert, aber die Applikation und Auslegung ist gar zu parteiisch, wie die affektierten Menschen gern haben, gleich wie in der Sententia auch geschehen, und ich darum zu meinen Marginalglossen bewogen worden bin.“

3) Preßburg, den 23. Mai 1638, Beringer an Bermeier: „Ich schicke dem Herrn Bruder alles wieder, wie ichs empfangen und bitte, so er was von den verzeichneten Schriften, so er aus Niedersachsen gewärtig ist, bekommen wird, mirs auch zu senden. Sollte auch gleich was auf Unkosten, sonderlich eiliche Sachen davon in Druck zu bringen, müssen spendiert werden, will ich gern eine gute Beisteuer dazutun. Die Deploratio ist trefflich, dürfte wohl das Deplorieren, wenn es anders noch nicht genugsam beschehen, noch weiter angestimmt werden. Die verhofften miracula wollen nicht erfolgen.“ Der Verfasser der Deploratio wie des Examen comitorum Ratisbonensium war der ehemalige pfälzische Rat Camerarius.“

4) Wien, den 7. Sept. 1638, Bermeier an Beringer: „Die glossierte Sententia definitiva hätte drunten noch etwas verbleiben sollen, dieweil ohne Zutunung derselben des Herrn Sculteti Fragen und meine Beantwortung nicht so lauter in ihrer Spezialität zu vernehmen ist. So jemand unter den Herren Theologen den clavem apocalypticam abschreiben zu lassen begehret, kann solches der Herr Bruder gar wohl erlauben, und will ich die Kommentare, so nicht über einen Finger dick in quarto auch dazu kommunizieren. Mensio christianismi und

Mögen auch nur einige dieser Schriften nach Breslau gekommen sein, die Freude war bei Schwarz und Franckenberg doch groß. Am 3. Juli schrieben sie beide in einem Briefe Permeier ihren Dank:

„Demnach wir zuvor beides durch Gruß und Schreiben wie auch jetzt durch überschickte gedruckte Schriften seinen christlichen Liebeswillen gegen unsere Wenigkeit zur Genüge verspürt und billig längst hätten dankbar sein sollen, so haben wir uns doch als die Minderjährigen fast nicht erlauben dürfen, mit schriftlichem oder anderem Worte und Gegendank solches zu erwidern. Damit aber doch S. L. zum wenigsten unser geneigtes Ohr und Aufmerken vernehmen und zu unserer Erbauung weiteren Anlaß haben möchten, haben wir für gut angesehen, dies wenige zu entgegenen. Erstreuen uns demnach des göttlichen Gnadenlichtes zu dieser letzten Abendstunde, noch vor dem gänzlichen Untergange der Sonne ausgegossen über die, so etwa saßen in der Finsternis und furchtsamen Schattentale des Todes, auch wohl gefangen in den Lüsten und Begierden des Fleisches, gebunden mit Ketten des eigenen von Gott zu sich selbst abgezogenen Willens zum Verderb ihrer Seelen in ewiger Verdammnis, aber nun errettet durch die überschwengliche Gnade und herzliche Barmherzigkeit des Herrn, damit sie besucht und angeleuchtet hat der Ausgang aus der Höhe. Gelobt sei sein heiliger und herrlicher Name Jesu-Jehova! Halleluja!“

„Was nun besonders die überschickten dreierlei gedruckten Schriften anbelangt, achten wir es nach unserem wenigen Einraten nicht allein heilsam, sondern auch hochnöthig, durch derogleichen schriftmäßigen Grund und Gegensatz des wahren und falschen Bildes, heiligen und unheiligen Tempels, rechten und unrichten Gerichts den Willen Gottes und jetziger Zeit Beschaffenheit gleichsam sichtbarlich und handgreiflich vor Augen zu stellen und dahinter zu sehen und aufzumerken, ob noch jemand sein möchte, der sich selbst hierdurch erkennen, seinen Wandel prüfen und das Leben bessern wollte. Aber es scheint fast alles vergeblich zu sein, sintemal alles Fleisch unter dem Himmel seinen Weg verderbet, der Mensch sich verbildet, die Natur verkehret, das Gesetz zerbrochen, den Eckstein verworfen, den Höchsten gelästert, den Geist gedämpft, das Tier angebetet, den Tempel verwüstet und Jerusalem zum Steinhaufen gemacht. Wer will nun solchem äußersten Verderben und fast aller Orten überherrschendem Übel genugsam kräftiglich steuern und wehren? Es tönt und erschallt ja noch die Posaune und klingt über hohe Berge und tiefe Täler. Ja, der Herr brüllet, daß es im Walde erschallt, und der Herr schlägt an die Schwellen, daß die Pfosten beben und die Grundfesten des Landes sich bewegen. Noch will niemand aufwachen. Auch so gehet das ängstliche Heulen und Wehklagen der Bedrängten auf den Gassen, und die

speculum fidei verdienten wohl in andere Sprachen zu weiterer Verbreitung übersetzt zu werden, dabei die Hungarn mit ihrer Muttersprache auch nicht träge sein sollten.“ — Den 15. Sept. 1638, Permeier an den brandenburgischen Residenten Joh. v. Hoverbeck in Warschau, damals in Wien: „Schicke meinem Herrn mein Exemplar von der Sententia definitiva, welches er behalten wolle, wie auch von übrigen, was ihm daraus beliebt. Die drei reformierten Autores, nämlich der in berührter Sententia, item Alstedius im Bündel de mille annis apocalypticis, so auch hierbei, und der Engländer in seinem clave apocalypticæ, so ich hievor von des Herrn Dr. Bergii Exemplar abkopiert und hernach an fremde Orte verliehen, stimmen in vielen Stücken zusammen.“

Schwachen und Kleinen schreien über die Gewaltigen und Großen. Noch will niemand hören. Niemand will die Boten des Friedens (aus Gott) mehr annehmen, noch aufs Wort merken, das öffentlich verkündigt wird vor ihren Ohren. Wie will man denn das sanfte und stille Sausen des Herrn, die lieblich holdselige Stimme des Bräutigams in der Kammer und vor den Türen, das gütige sanftmütige Wort des Herrn im inneren Chor der Seele hören, oder das Heil und seligmachende Licht der geheimen Offenbarung in der überschwenglichen Klarheit des Angesichts Jesu Christi anschauen, weil man noch das glänzende Amt Moses, ja nur den gemeinen Tageschein der oberen Wasser nicht wohl mag ertragen? Was nützet uns der Spiegel des Glaubens, so wir daraus zwar sehen, aber nicht ändern oder bessern die alt eingestrichenen Narben, Mängel und Makel unseres verderbten Lebens? Zwar messen wir uns gegen andere mit überflüssigem Maße der Hochfahrt und anderer Übertritte, aber das rechte Maß der Gaben, von Gott gegeben, können wir nicht halten. Wie wollen wir das Tempelmessen des Engels und das Gewicht und Gericht in den Schalen Daniels und Johannis erdulden?“

„Nun, es ist erbaulicher, solches zu verbessern als zu beklagen. Wir wollen auch hoffen, es wird sich der Herr noch seine 7000 überbehalten und diejenigen versiegelt haben, die ihre Knie vor Baal nicht gebeugt, sondern sich mit Seufzen und Tränen dem Herrn aufgeopfert und zu eigen ergeben, die dann auch der Herr zu seiner Zeit schon offenbaren wird und herfürbringen in den Raum, da ihre Füße stehen können auf dem Felsen, in den Thoren, in dir, Jerusalem, du heilige und selige, du himmlische und reine, du fried- und freudenreiche, unserer Mutter, du Liebe in Wollüsten, in dem Hause des Herrn, in der Stadt Gottes, ja selber die Stadt Gottes, und die Braut des Lammes, in dir, Jehova, ibi gloria tibi! Halleluja!

Der Geist und die Braut,
Der Glaube und die Liebe.“

Die Mystiker pflegten gern naturphilosophische Spekulationen, bemühten sich, die geheimen Kräfte der Natur zu ergründen, experimentierten, waren z. T. rechte Alchimisten. Darum verstehen wir es, wenn Schwarz einem seiner Freunde in Breslau, Dr. Pressius, und seinen Arbeiten im Laboratorium zu dienen suchte und sich am 16. September 1638 bei Permeier, der am 18. August für obigen Brief gedankt hatte ¹⁾, um zwei Quart Weinöl bemüht. Er hatte deshalb bereits an den stets hilfsbereiten Hendel geschrieben; da aber

¹⁾ „Das sehr geistreiche und wohl affektierte Schreiben habe ich von Herrn Lazaro Hendel wohl empfangen. Den Herrn Dobricium bitt ich christlich freundlich zu grüßen. Da ihm mit Exemplaren vom Speculo fidei, Mensione christianismi und neu nachgedrucktem Errone triuno gedient, will ichs nachsenden, daß er solche neben anderen zum ferneren Wuchs bringen helfen könne, zumal die Zeit nunmehr kurz ist und die admonitiones sich mehreres mit der Tat selbst als mit Worten präsentieren werden. Beiliegendes Briefel an H. Daniel Rudolf zu Danzig ist mir gleich diese Stund von einem seiner sehr guten Freunde allhier (doch wohl von dem erzhertzoglichen Sekretär Michael Otto Buschhof) eingehändig.“

von diesem die Antwort ausblieb, nahm er den Wiener Bekannten in Anspruch. Da er im Zweifel war, ob das Weinöl in Osterreich bekannt sei, schickt er gleich eine Beschreibung seiner Herstellung:

„Es wird von den Weinkörnlein, die sonst nach der Presse weggeschüttet werden, gemacht. Davon muß man etliche viel Butten voll, so lange sie noch frisch sind, seihen. Denn wenn sie schon ein wenig liegen und nicht bald in die Arbeit genommen werden, werden sie faul und untüchtig. Und ob sie je nicht bald in die Arbeit genommen werden, müssen sie schon frisch kolligiert und in ein Fäßlein getan und dies wohl verwahrt werden, damit der spiritus nicht exhaliere. Die erste Destillation muß in einer kupfernen gemeinen vesica ¹⁾, die wohl verzinnet ist, im Wasser herüber erfolgen, gleich dem Wachholderwasser, danach das überdestillierte wieder auf neue Körnlein gegossen werden, (jedoch das oben schwimmende Öl allezeit zuvor durch einen gläsernen Trichter vom Wasser abgeschieden werden) und also ferner immer mit neuem procediert werden entweder in der vesica oder dann forthin im gläsernen Kolben, bis man des Öls ein paar Quart haben könnte. Herr Franckenberg, so gleich 1730 allhier, grüßt den Herrn christfreundlich und bittet auf sein Nächstes günstige Antwort, sonderlich Nachricht wegen des gemeldeten Buches. Ich habe obgedachtes Brieflein durch H. Schmeißes ²⁾ Beförderung bestellt, und wird hoffentlich wohl einkommen sein. H. Dr. Dobricius salutiert den Herrn hinwieder freundlich und will die benannten Traktätlein zu angenehmer Freundschaft erkennen, wenn der Herr ihm dieselben schickt, sonst aber sind sie allhier schon im Buchladen zu bekommen.“

Doch Permeier konnte der Bitte nicht entsprechen. „Wohlverständige Chymici berichten mir“, schrieb er, „daß sich das oleum vini auf diese Weise nicht erpressen läßt. Ich verstehe es nicht und finde daneben, daß solche Mühe unseren Apothekern bei ihren überhäuftten Geschäften gar zu beschwert ist, ob man schon die Unkosten überflüssig daraufgeben wollte. Die anderen Laboranten suchen meistens Gold, und wenn Herr Pressius den Lapidem oder lappischen³⁾ philosophicum zum Elaborieren ohnfehlbar präscribieren könnte, dürfte man vielleicht gar in den kaiserlichen und erzherzöglichen Laboratorien damit zurecht kommen. Von Jägerudorf sein hierher schreckliche Zauberei und andere Sachen berichtet worden, davon wir gern mehrere Gewißheit hätten, item daß zu Dresden allerlei Blutzzeichen häufig passieren sollen, davon in specie ich mit nächstem meinem Herrn ein mehreres andeuten will.“

Ich weiß nicht, ob er dieser Zusage entsprochen hat, aber Schwarz berichtete ihm am 21. Oktober in dem Briefe, dessen oben gedacht ist, daß auf der Herrschaft Olbersdorf bei Jägerndorf, acht Personen

¹⁾ Destillierblase. ²⁾ Hans Schmeiß, ein Handelsmann in Breslau, durch den Hans Ludwig von Wolzogen, der bekannte Unitarier, der von Osterreich nach Polen gegangen war, mit Permeier korrespondierte. ³⁾ Verpottung des Lapis philosophorum, des Steins der Weisen, der geheimen Kunst, geringes Metall in Gold zu verwandeln.

wegen Zauberei abgetan ſein, darunter eine Drechſlerin, „ſonſt fromm gerühmt, daß ihr Mann für ſie zu ſterben ſich erboten, da ſie doch zeit ihres vierzehnjährigen Eheſtandes ihrem Bekenntnis nach nur zweimal bei ihm geſchlafen, die die Unzucht mit dem Satan für die ſüßeſte und beſte gelobt. Mit den Blutzeichen iſt es allenthalben ſehr gemein und wahr. Den 28. Juli iſt ein Mann bei der Schlotta, einem Dorfe ungefähr vier Meilen von hier gegen Polen zu, in der Luft etwa 20 Ellen hoch von der Erde in der Luft von Mitternacht gegen Breslau zu, in einem Stuhle ſitzend, gefahren gekommen, bekleidet mit einem blauen Rocke, Magentſchen (?) auf dem Haupte und Säbel an der Seite. Als ſolches ſelbigen Orts von 20 Perſonen auf der Straße, wie auch anderwärts von mehr als 50 Perſonen auf dem Felde geſehen, haben ſich die Leute darob entſetzt und ihm zugeſchrien, was er bedeute. Der aber hat nichts geredet, ſondern fortſahrend ſich auf ſolches Anreden nur umgeſehen, welches mir H. Frandenberg damals, ſobald er mit Leuten, die es von den ſelbſt Sehenden vernommen, ſelbſt geredet, berichtet. Es geſchehen hin und wieder viel Wunder. Gott erhalte ſich einen heiligen Samen!“

Leider iſt der Briefwechſel des Jahres 1639 ganz verloren gegangen. Deſhalb hören wir auch nichts über den Aufenthalt des Nürnberger Patriziers Joh. Abraham Poemer, des Philadelphus, des Freundes der Enthufiaſten, in Breslau und von ſeiner Zuſammenkunft mit Schwarz, Frandenberg, v. Hendel, wie wir auch von ſeiner Begegnung mit Comenius in Liſſa nichts näheres wiſſen ¹⁾. Auch aus dem Jahre 1640 liegt mir nur ein Schreiben aus Schwarz' Feder vor. Am 24. Januar ſendet er Permeier nachträglich ſeine Wünſche zum Jahreswechſel und bemerkt dabei:

1) Vgl. Kovacſala, Joh. Amos Comenius, S. 241. Nürnberg, den 21. Juli 1638, Poemer an Permeier: „Wie bald ich meine Reiſe nach Wien und in Polen und Preußen (zu Ruar) werde fortſetzen können, kann ich eigentlich nicht wiſſen. Sollte aber inmittels Herr Wolzogen wieder zu Wien ankommen, würde mir ſeine wie auch des Herrn Begleitung auf dem Rückweg nach Polen ſehr erwünſcht ſein.“ Permeier in Wien, den 31. Okt. 1638, an den Residenten Joh. v. Hoverbeck: „Geſtern ſpät haben H. Wolzogen, H. Joſ. Abrah. Poemer und ich neben dem hamburgiſchen Agenten in vertraulicher und nicht unfruchtbarer Konverſation meines geehrten Herrn in allem Guten gedacht, noch vielmehr aber gewünscht, daß wir ihn perſönlich bei dieſer annehmlichen Liebmahlzeit gegenwärtig ſehen mögen. Herr Poemer wird erſter Tage von hinnen nach Preußen verreiſen, und zweifle nicht, daß ſolcher Weg meine Herren an einem bequemen Orte zu Erſtrichung der wenigen Kundschaft zuſammentragen wird.“ Wien, den 26. März 1642, Sigmund Permeier an ſeinen Bruder: „Von H. Poemers Allherkunft will allhie noch niemand, auch die Reiſer nichts wiſſen.“

„Des Herrn angenehmes Brieflein haben wir empfangen, welches nun H. Franckenberg im übrigen, hierin liegend, beantwortet. Die beigelegten 22 theologischen Fragen haben wir schon bei drei Jahren bei einem Traktällein (des Pantel Trappe, eines Bürgers von Havelberg) gedruckt, von Wort zu Wort. Gleichfalls ist der nachgedruckte Zeiterinner des Dr. Dobricius iho allhier zu öffentlichem Kauf in den Buchläden fürhänden, daß also, denselben allhero zu senden, nicht nötig. Was sonst uns der Herr gutes zu überschicken bereit hat, erwarten wir mit Verlangen. Zehn Exemplare Abrahams Ausgang, so ich dem Herrn zusende, werden verhoffentlich mit ehestem allda anlangen und von unserem Diener Michel eingehändigt werden. Es ist vom 27. Dezember nächsthin von Regensburg allhero berichtet, daß dato ein großes Paket auf der Reichspost von Hamburg aus nach Regensburg eingelassen und dem Herrn Grafen Kurz überliefert ist, so mit einem großen Sekret, darauf ein Löwe mit der Umschrift gewesen: ‚Mein ist allein die Rach‘ und auf der Titelseite eiliche dicta scripturae. Es muß gewiß auch was besonderes und nicht unwichtiges sein. Wäre zu wünschen, daß man es möchte überkommen. Ob es etwa im Vertrauen anzustellen, habe ich wie deswegen also auch sonst dem Herrn nicht wollen ungemeldet lassen. Es sind unzweifelhaft große Werke des Herrn obhanden und vielleicht nicht weit von ihrer Ausgebur. Gott helfe uns allen und würdige die Seinen, mit Friftung des Lebens solche zu schauen, dessen gnädiger Obacht den Herrn ich treulichst empfehle und zu allen Liebesdiensten jederzeit verbleibe.“

Ob Permeier dem Breslauer Freunde die Schriften Gifftheils, die in Regensburg eingelassen waren, hat besorgen können? Die nächsten Briefe sind leider wieder verloren gegangen. Wir bedauern dies um so mehr, als sie uns gewiß auch über Franckenbergs literarische Pläne und Arbeiten bedeutsame Aufschlüsse gegeben, auch von dem Eindruck gemeldet hätten, den Tobias Schneuber, „der Posaunenschall Jesu Christi“, „die Tuba Septangeli“, einer jener Propheten, deren es damals so viele gab, auf Schwarz, Franckenberg, Hendel, auf Breslau und Schlesien überhaupt gemacht hat ¹⁾. Von Danzig, wo er „an die Hirten der drei Herdschaften aus Haran, d. i. an die Vorsteher der drei Gemeinden in dem lutherischen, calvinischen und papistischen Würge- oder Totental“ eine Bezeugung hatte ergehen lassen, war er über Lissa, wo er an die Engel der deutschen Gemeinden in Polen einen Bußruf gerichtet, Ende Juli 1640 nach Breslau gekommen. Auch hier gefiel er sich in der Prophetenrolle.

1) Gedruckt finde ich von Schneuber das Sendschreiben „Den 7000 Versiegelten Israels, d. i. den Auserwählten Gottes, meinen Brüdern, so zerstreut sind hin und her auf der ganzen Erde“, und „Citatio, d. i. Fürforderung oder Berufung aller Kotten und Sekten in den Grenzen des ganzen Israels ins Tal Josaphat vor das göttliche Gericht durch den Menschensohn nach Anleitung der Schrift, die ihm der Geist Jesu Christi gedeutet hat.“ Beide Flugblätter hat Schneuber unterzeichnet: „Tuba Septangeli Jesu Christi.“

Den 29. Juli überreichte er dem Superintendenten Fleischer einen Prophetenspruch:

„Ich bin durch Anregung des Geistes einen Teil der deutschen Gassen in dem großen Sodom und grausamen blutigen Babel durchwandert und habe ein klägliches Heulen und ein jämmerliches Geschrei gehört, ein Geschrei der Jungen, ein Geschrei der Alten, ein Geschrei derer, die grausamlich mit dem Schwerte erwürgt worden, aber niemanden habe ich gefunden unter allen, der es zu Herzen nehmen und bekennen wollte, er wäre unrecht dran, und der sich zu bessern bedacht hätte. Ein jeder trotzet auf seine eigne Weisheit, pochet auf den Grund, darauf seine Väter gebaut haben, und will seiner Sachen gewisser sein als Daniel. Die Hirten verklagen ihre Herden, und die Herden seufzen über ihre Hirten, daß ihre Weide so sehr verwüstet ist, und fließen alle Winkel voll Bluts. Ach, sollt ich nicht mit Hesekiel auf mein Anklitz niederfallen, schreien und sagen: ‚O Herr Herr, willst du denn alle übrigen in Israel verderben, daß du deinen Zorn so ausschüttest über Jerusalem?‘ O Jasanja, du Sohn Assurs, und Platja, du Sohn Benajas ¹⁾, tut Buße und saget nicht, daß die Zeit des Gerichts noch nicht vorhanden sei! Saget nicht unter einander ein jeglicher: ‚Jener ist vom Herrn ferne weggeslohen, ich aber habe das Land inne‘, sondern tut Buße und liebet einander! Jaget dem Frieden nach und bekehret euch zu dem Wort, von welchem ihr gefallen seid! Wo nicht, so wird das Schwert über euch kommen, das ihr fürchtet, und werdet plötzlich in den Grenzen Israels gerichtet werden. Bauet nicht so lose hin auf Sand, sondern achtet des Wortes, des Wortes, das Fleisch geworden ist! Seid nicht wilde Zweige wiederum an einem wilden Stamme, sondern natürliche Zweige an ihrem eigenen Olbaum. Bauet ihr Herren, nicht ein Philisterhaus von Holz, Stroh und Stoppeln, sondern von Gold und Edelsteinen, von Steinen, die gegraben sind mit dem Eckstein aus eines Brunnens Gruft. Werdet ihr aber nicht aufhören, also (auf eure Weise) zu reden und die Gedanken eures Geistes zu erkennen zu geben, da doch das ganze Land voller Toter und Erschlagener lieget, so verkündige ich euch hiermit in dem Namen des Herrn, daß ihr hinaus müßet alle, die ihr euch versammelt an diesem Orte Harnageddon ²⁾. Tut Buße, meine Brüder, und demütiget euch, denn der Herr hat michs geheißt, welcher kommet, sein Reich einzunehmen und seine Braut heimzuholen, zu feiern die Hochzeit des Lammes. Darum kommt, die ihr euch bereitet und dürstet nach dem lebendigen Wasserbrunnen, denn ihr sollt erquicket werden!“

In Lissa hatte Schneuber, der übrigens aus der Markgrafschaft Durlach stammte, auf Simon Daniel und Amos Comenius Eindruck gemacht, in Breslau gewann er Franckenberg und unseren Schwarz, dann auf der Reise nach Wien in Larnowitz Lazarus v. Henckel. Sie haben noch nach Jahren dieses „Sendboten Gottes“ gedacht, dieser hat sie auch nicht vergessen. In Wien bestellt er von ihnen Grüße bei Bermeier, noch von Linz sandte er eine Bezeugung an Franckenberg mit der Bitte, sie auch an Daniel Rudolf nach Danzig zu schicken.

Den 24. Juni 1641 kann Schwarz Bermeier wieder einmal für

1) Vgl. Hesekiel 11, 1. 2) Ort des Gerichts. Vgl. Offenbarung Joh. 16, 16.

einen Brief danken. Den eingeschlossenen Brief werde er nach Berlin an Grammendorf weiter senden:

„Herr Abraham v. Franckenberg, der den 4. dieses von hier zu Ihren Gn., dem Herrn Hentel, auf dero inständiges Begehren abgereist, meldet mir gestern zurück seine gute Dahinkunft, wohlgeneigte Aufnahme von Ihro Gnaden, und wie er an dero selben, weil sie die Liebe selber wären, einen rechten Vater habe etc. Dem will ich des Herrn Erinnern in eigener Hand zusenden. Vermuten sich des Feindes halben, daß der etwa einen unversehenden Streif dahinauf tun möchte (so zwar bei diesem Ansehen gottlob noch nicht zu fürchten), nicht feste zu sitzen, und wenn sie sich fortmachen müßten, würde es unzweifelich irgend anders hin als in Oesterreich beschehen, welches, wenn es über Zuversicht je erfolgen müßte, würde Herrn Franckenberg nicht unlieb sein, um Wien und den Herrn in Person zu sehen und zu sprechen. Ob meine vorhin ausgesandten Manuscripte und gedrucktes Büchlein nicht nötig oder ob es im Druck nicht zu erhoffen, wäre mir lieb, solche gegen des Pfandes Aushändigung wiederum heim zu haben, doch in des Herrn Wohlgefallen gestellt.“

Vierzehn Tage später kann unser Breslauer dem Wiener für die Zusendung des Verantwortungsbüchleins danken, das der Hufumer Schwärmer Nikolaus Teting hatte ausgehen lassen, auch anzeigen, daß ein Mäzen sich gefunden, der verschiedene Traktate, darunter auch Franckenbergs „Wir nach“ drucken lassen wolle. Doch müsse er selbst sich bei dieser Drucklegung etwas zurückhalten, da er bereits im schwarzen Phantasten- und Enthusiastenregister stünde. Da Vermeier sich wieder einmal mit Reiseplänen trug, bat ihn Schwarz um Rücksendung der geliehenen Schriften, sonderlich der Traktate des David Joris, des Delfter Glasmalers und Wiedertäufers, die Franckenberg einst von Danzig erhalten und dem Freunde in Wien geliehen hatte. Auf dessen Schreiben vom 18. August, dem wieder ein Brief an Florian Krause in Danzig beilag, antwortete er dann unter dem 5. September 1641:

„Das Begehren der David Jorischen Schriften ist nur auf des Herrn Abreise gemeint. Weil sich dieselbe aber noch etwas verweilet, hat es mit der Hereinsendung nicht Eile. Ich werde des Daniel Friedrich ¹⁾ entgegen herauszugeben haben. Des von Seer ‚Süße Todesgedanken‘ sind vorhanden, ein Exemplar für einen Viertel Taler, roh. Ob solche allhier gebunden sollen werden und wie, erwarte ich Order. Können alsdann mit ehester Gelegenheit erfolgen. Den Gruß will ich H. von Franckenberg nach Beuthen beibringen, dürste vermutlich mit J. Gn., dem alten Herrn, wegen Befahrung Winterquartiers nach Wien kommen. Inliegendes von H. Rittmeister Maest; wie es ihm ergehen mag, erwarte ich mit ehestem Boten. Hier hat man ein seltsam Ding aus Frankreich: Der Kardinal Richelieu verordne fast, lutherisch zu predigen, die Messe, Fegfeuer, Anrufung der

¹⁾ Ein Schwendkfelder im Elsaß. Vgl. über ihn Wotschke, Joh. Ludwig und Joh. Friedrich Münster. Erscheint demnächst in den Blättern für pflälzische Kirchengeschichte.

Heiligen usw. ſei nichts, der Papſt ſei nicht das allgemeine Haupt der Kirche, und würde er (weſſen Stücklein Autor wohl ein rechter Schalk ſein muß) des Herrn Horn Tochter heiraten. Zur Reiſe ſoll ein Jeſuit Winter auch obgedachter Maßen (lutheriſch) geſtorben und daher auf dem Keherkirchhof begraben ſein, und ſoll er mit ſolchem Bekenntnis und teurer Ermahnung zwei andere Jeſuiten dahin gebracht haben, daß ſie heimlich aus dem Kollegio entwichen, nachgehends auf einem Vorwerke auf vorgezeigten, aber ſelbſt mit des Rektoris Inſigel gemachten Paſſe zwei Koſſe abgefordert und 30 T. mit auf Zehrung genommen haben. Zu Prag ſoll ein Geſpenſt, eines Kalbes Größe und Geſtalt, ſchon in die 300 Hunde und etliche Menſchen erwürgt haben, auch täglich drei weiße Männer mit brennenden Fackeln in den Händen auf dem Weißen Berge ſich ſehen laſſen und einem Mälzer, wie es künftig ergehen ſolle, offenbart haben, der dann von Geiſtlichen und Wellichen ſcharf darob examiniert. Weil es aber nicht für ſie, iſt es zu offenbaren hart verboten worden. Der Herr hat unzweifelich noch ein großes Werk vor, der ſteure dem Übel.“

Melchior Beringer ¹⁾, der kaiſerliche Rat in Preßburg und Freund praktiſchen Chriſtentums, der Liebhaber frommer myſtiſcher Traktate, vieldeutiger Vaticanien und apokalyptiſcher Hoffnungen, hatte 1641 Permeier angeregt, zur Pſlege und Förderung geiſtlichen Lebens des bekannten Celler Generalsuperintendenten Joh. Arndt Schriften neu herauszugeben. Am 24. Mai d. J. hatte er ihm geſchrieben:

„Der Herr Bruder weiß, welch ſchönes Temperament und Mittelweg Arndt in allen ſeinen Poſtillen und Schriften gehalten, den äußeren Wortspredigern das Gebiß etwas geſchärft und ſich auch nicht gar auf der jetzigen Neueren Meinung, die alſobald das Rind mit dem Bade ausgießen und ohne Unterſchied in dieſem Leben gar eine zu große Vollkommenheit haben wollen, gelegt, ſondern ſich beiden durch ſeinen Mittelweg annehmlich und unſträflich gemacht, auch bei dem gemeinen Volk ſehr beliebt wird, ſonderlich in dieſen Landen. Auf Anſprechen guter Freunde habe ich um ſeine Werke, ſonderlich Kirchenpoſtille und Pfalterauslegung, auf unterſchiedliche Orte geſchrieben, aber allezeit die Antwort erhalten, ſie ſeien nicht zu bekommen, man hätte der Exemplare anfänglich zu wenig aufgelegt, welche Verhinderung gewiß nicht von Gott, ſondern von dem Feinde Gottes und ſeines Worts herkommt. Ich ſehe an vielen Büchern, wie verdient und berühmt ſich H. Merian zu Frankfurt, H. Endter zu Nürnberg, die Zehneriſchen Erben zu Straßburg und die Stern zu Lüneburg machen. Mit keinem

¹⁾ Preßburg, den 14. Juni 1642, Beringer an Permeier: „Es freut mich gar ſehr, daß die Reviſion und Supplement des Arndt auf den H. Pfarrer zu Gelnhauſen Joh. Koberſtein kommen, welcher ohne Zweifel mein Better iſt. Der Herr Bruder wolle ihn fragen, ob er nicht den alten Joh. Beringer, welchen man ſonſt den Schreiber Hans geheißen und zu Burgſinn und Zeitlofs (Bayern) gewohnt und des H. M. Alexander Kessel Schwelter zum Weibe gehabt, wie auch ſeinen Sohn Melchior gefannt und mit ihm befreundet ſei.“ Gelnhauſen, den 22. Juni 1642, Joh. Koberſtein: „Was den Beringer betrifft, ſo ſind wir Bettern. Sein Name iſt Melchior Beringer, Schreiber Hans zu Burgſinn iſt ſein Vater. Man hat aber dieſer Orten in vielen Jahren kein Schreiben von ihm gehabt, daß man nicht weiß, wo er ſich iho aufhalten möge.“

von diesen weiß ich in Rundschaft zu kommen. Wenn sich ihrer einer des Werks unterwinden und solche Schriften wieder auflegen wollte, weiß ich, er würde dessen nicht Schaden leiden, sondern sehr guten Nutzen haben. Denn große Nachfrage und Verlangen danach ist und noch je länger und mehr werden wird. Der Druck müßte nach folgender Gestalt beschehen: 1. in Folio auf gutem, schönem Papier. Wollte man vorn eine schöne Zier von Kupferstücken daran machen, wäre es desto scheinbarlicher. 2. Die Hauspostille müßte also abgeteilt werden, daß man sie in zwei fügliche Bände bringen könnte, nämlich der erste vom Advent bis 12. Sonntag nach Trinitatis, der andere vom 13. Trinitatis und dabei die Fest- und Feiertagsauslegung. 3. Die Auslegung des Psalters gleichfalls auf zwei Bände, in den ersten hundert Psalmen, und in den anderen fünfzig Psalmen samt der Katechismusauslegung. Diese Abtheilung dünkt mich gar bequem. Man möchte auch H. Arndts Lebenslauf, wie solcher in dem 'Wahren Christentume' zu Magdeburg gedruckt, beifügen. Wollte doch mein lieber Bruder das seinige dabei tun und nach Vermögen verhelfen, damit es also zu Werke gericht werde. Sobald es angefangen und mir von jedem der erste gedrückte Bogen überschickt wird, will ich zur Beförderung dieses christlichen Werkes 450 Gulden dazu geben, doch daß mir alsdann auch bei 20 oder 30 Exemplare eingehändigt werden. Wollen Sie in der Vorrede auch meines und meines Weibes, so diese Schriften sehr liebet, im Besten gedenken, so stelle ichs Ihnen anheim.“

Bermeier stimmte dem Gedanken Beringers in allem zu, beschloß selbst die Herausgabe der Arndtschen Schriften in die Hand zu nehmen, deshalb zu Verhandlungen mit Merian nach Frankfurt a. M. zu gehen. Frandenberg, den die Kriegsnot bestimmt hatte, Lazarus Hendel um Urlaub zu bitten und Ende Juni 1641 über Krafau, Warschau, Thorn nach Danzig zu gehen, bat er um seine Mitarbeit, ihm den Lebenslauf Arndts und empfehlende Verse für die Neuaufgabe zu senden ¹⁾. Dieser entsprach dem Wunsche, befriedigte damit aber nicht seinen Freund Schwarz, der den Lebenslauf unbedeutend, die Verse schlecht fand, wie er am 22. Mai 1642 an Bermeier schrieb. Der bekannte Dichter Andreas Tscherning sollte ihm bessere Verse liefern, aber dieser ließ sich Zeit, Frandenberg wollte das, was er geliefert hatte, nicht zurückziehen, die Verbindung mit dem entfernten Frankfurt war infolge des Krieges schlecht, zuweilen völlig unterbrochen, so daß Schwarz mit seinen Bemühungen nicht durchdrang, auf die Gestaltung der Ausgabe des frommen Erbauungsschriftstellers keinen Einfluß gewann. Dafür brachte Bermeiers Aufenthalt in Frankfurt und seine Verbindung mit Merian bei Schwarz einen eigenen Plan zur Reise. Er schrieb eine schöne Hand und trug sich schon lange mit dem Gedanken, eine Anleitung zur Kalligraphie mit

1) Warschau, den 22. Februar 1642 fragt der Unitarier Hans Ludwig von Wolzogen an, wie und wann die Arndtschen Schriften erscheinen würden.

Vorlagen, mit einer Anzahl Schreibraseln, herauszugeben, wie in Breslau es 1547 der Lehrer an der Elisabethschule Bonaventura Rösler, 1616 Kaspar Rauch und 1636 Johann Kleinwächter getan hatten. Belehrende fromme Verse dazu hatte ihm Franckenberg schon längst geliefert. Jetzt fragt er den 9. Juli und 20. September ¹⁾ 1642 Permeier und durch ihn Merian deshalb an, bittet um Rat und Auskunft. Als dann seine Anweisung zur Schönschrift erschienen war, ersucht er, sie auch in Frankfurt zu vertreiben. Am 2. November muß ihm Permeier melden, daß er mit Merian völlig zerfallen sei, dieser bei dem Druck der Arndtschen Postille seinen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei und übertriebene Forderungen an ihn stelle, dieser Schwencfelder, der so gut auf das „Maulchristentum“ hat schelten können, selbst als „Maulchrist“ sich erwiesen habe. In seiner Antwort vom 21. Januar 1643 nimmt Schwarz dazu Stellung, berichtet aber auch ausführlich von seiner Schreiblehre, seinen Tafeln, in denen ihm selbst die Arbeit des Kupferstechers nicht genüge. Da lesen wir:

„Des Herrn liebes und angenehmes Briefel vom 2. November ist mir den 28. Dezember nächsthin wohl zukommen. Das eingeschlossene an H. v. Franckenberg habe ich alsobald mit der Danziger Post bestellt. Daß mein Herr wegen der gesandten Tafel so viel Mühwaltung übernommen, tue ich mich dienslich bedanken. Es ist von mir nicht gemeint gewesen, es unter vorschriftliche Zierschriften zu rechnen, wiewohl ichs fleißig genug geschrieben, und so es nur so eigentlich nachgeschnitten worden, würde es noch wohl dafür sein anzusehen gewesen. Aber weil mir des Kupferstechers noch (und zumal in Schriften, bevorab wegen so vieler Brüche, Ecken, Schärffen usw. solcher deutschen Fraktur) ungeübte Hand bekannt, habe ichs damit mehr um der guten Materie willen als Zierlichkeit der Schrift wollen hervorgeben. Dazu, daß der Stecher es nicht besser getroffen, dieses kommen, daß ich die Schrift aufs Papier mit gemeiner Tinte geschrieben, welche sich nicht gänzlich aufs Kupfer zum Nachschnitt wollen abdrucken lassen, war auch Ursach, daß sichs mit dem Kupfer, ehe es geschliffen und poliert werden können, etwas verweilte und also die Schrift auf dem Papier alt geworden und daher nicht so wohl abgehen wollen, und beredete der Stecher mich, sich nur bald bei seiner Herkunft Verdienst zu machen, daß sich die Tintenschrift gar wohl abdrucken ließe, welches ich ihm ungesehen zwar glaubte, meinend, er habe etwa einen besonderen Handgriff darauf, ob ich wohl schon etwas Nachricht hatte, daß es mit besonderer Tinte als nur Rienruß, mit Wasser angemacht, beschehen müßte. Da ich nun bei solcher Tafelarbeit anfangs zu ihm kam, sah ich mit Verdruß, daß sichs gar kaum erkennend und etwa die Hälfte abgedruckt, das andere Teil ganz wenig oder nichts, also daß ichs anders schreiben mußte. Und ob ich wohl bald gar zweifelhaftig darob wurde, über nötigte er mich doch mit eintredendem Fleiß, er wolle es wohl machen, wie es nun getroffen, daß es so undistincte, unrein und dermaßen unannehmlich, daß auch außer der gröberen Zeile nicht ein einziger Buchstabe tauglich geschnitten.

1) Beilage 9 u. 10.

Zwar nachdem es hin und wieder, wiewohl nicht an der Schrift Eigenschaft und Zierde, corrigiert und jenes dem Herrn gesandte Exemplar vom allerersten rohen Abdruck war, siehet es jezo in etwas besser. Er hat zwar nicht mehr als 8 T. gefordert, ich bin aber in Ansehung der vielen Arbeit so gutwillig und, seinen Fleiß desto mehr zu gewinnen, verheiße ihm zwölf, die ich ihm auch bezahlt. Wollte ihm aber lieber 20 gegeben haben, wenn es recht wäre ausgerichtet worden. Habe also Lehrgeld geben müssen. Ich hab von mir aus dieser Sachen keine Erfahrung, auch ist der Künstler, den die Natur darauf nicht sonderlich exzelliert, nicht weit her. Ich habe jezt bei ihm unter Händen die Monat- und Tagtäfelchen, wie sie bei den Kaufleuten in Schreibstuben gemeinlich gebraucht werden. Wie sie sonst in Buchläden vorhanden, ist's welsche Kohlschudelei der Schrift halber. Und weil ichs mit Rienruß geschrieben, auch an sich selbst grob kommt, so wird er darinnen wohl nicht so viel verfehlt haben. Kann alsdann dem Herrn ein Exemplar zu sehen senden. Was ein Exemplar auf Regalpapier sauberer obgemeldter Tafeln in Frankfurt gelten und ob bei einem Kunstführer was zu vertreiben sein sollte, möchte ich wohl wissen.“

„Daß der Herr seinem Versprechen nach mir mit einem Exemplar der Arndtschen Postille von Preßburg ab willfahren will, tue ich mich treulichst bedanken. Wünschete Gelegenheit, solch wertenes und großes Präsent hinwieder um den Herrn bester Möglichkeit zu verdienen. Möchte gern Nachricht haben, wie hoch ein Exemplar komme (weiß schon gute Freunde, bei denen etliche anzubringen), wie viel Exemplare gedruckt und wie hoch der ganze Verlag anlaufen tut. Wird gewiß ein Ansehnliches kosten. Ob auch die anderen Bücher dieses Autors wieder durch des Herrn Beförderung werden etwa mit der Zeit aufgelegt werden? Ich habe um gemeldtes Exemplar Michel Hölzel geschrieben, zugleich auch an H. Beringer.“

„Daß der Merian ein solch unbilliger und schlimmer Mann sein sollte, hätte ich nicht, sondern vielmehr gemeint, daß er bei so stattlicher Arbeitsausfertigung eine werthe Seele sein müsse. Doch wenn man es besieht, so ist es gewinnlicher Weltendienst, und der Wille, reich zu werden, hat viel versenkende Stricke. Es hat leider alles Fleiß seinen Weg verderbet. Darum richtet es auch des Herrn Auge so scharf. Wären wir nicht in einen verkehrten Sinn dahin gegeben, so würden wir es ja sehen, erkennen und glauben, daß der Herr so sehr, ja so sehr zürne. Aber da sind wir blind, und wie wir in dem geistlichen Leibe Christi gar fremde unartige Glieder und von dem Leben, das aus Gott ist, ganz entfremdet sein, also ist's in der römischen Reichseinverleibung so weit gebracht, daß keine Liebe und nur menschliche Einigkeit. Darum ein Hause den anderen haßet und würet und durch Untergang des anderen sich auf sein Aufnehmen spizet, erfreut und Wohlgefallen hat, mit den laufenden Aweisen sich ergözet. Da denn die Geistlichen mit ihren weltlichen Oberen in einer Blindheit und Torheit stecken, über solchen Jammer und Herzeleid, Würgen und Schlachten kein menschliches Mitleiden haben, wenn es nur das Gegenteil betrifft. Bedenken also gar nicht, daß es der große Zorn-, Schlacht- und Würgetag des Herrn sei und wie er an einen nach dem anderen komme und immer siebenmal ärger, bis du vertilget werdest von der Erde.“

„H. Vor. Grammendorf schreibt an mich vom 8. Nov. (von dem ich länger als ein Jahr und zwar aus dieser Ursach, daß zwei Boten unterwegs von den Soldaten also zugerichtet, daß sie sterben müssen, kein Briefel erhalten), ob die Leute hiesiger Orte nicht allgemach eröffnete Augen bekämen, an den Früchten

ihr falsches Christentum zu erkennen. Meldet dabei, daß er neulich an den Herrn geschrieben. Wird ohne Zweifel erwähnt haben, wie H. Joachim Bette eine Schrift gefertigt de excidio Germaniae sehr ausführlich, was die Ursache solchen Verderbens und wer daran schuld. Gott gebe, daß es wird publiziert werden. H. Franckenberg klaget in Danzig ¹⁾ über die sauernegende (?) Grobstolzheit, wie er sich müsse schmiegen beim du Pré. Hätte außer der Abc (mit dreien seiner Töchterchen) Schulmeisterei, worin er in seinen meditationibus sehr turbirt werde, sonst keine warme Stube. Irrete sonst bald zu Bett, und könnte ein eigen Zimmer unter 10 T. nicht geheizt werden, eine gewaltige Summe für einen Kaufmann gegen einen so werthen und hochbegehrten Freund! Meldet, man kenne und liebe mehr allda mit unerfättlicher Trachtung auf Reichthum Gold und Silber als Christum und seine Glieder. Da hat man ein Wohlgefallen an den vom Christentum wohl und zierlich gesetzten Worten, aber in der That zu beweisen, sich selbst anzugreifen, täglich zu töten, und gar zu ersäufen, da will man nirgends ran. Sind also nur Christen mit dem Maul, aber wenig mit Herz und Händen, ob man sich wohl einbildet und dünken lästet, weil man so besondere Christen liebet, man sei gegen den gemeinen groben und bei weitem nicht so hoch erleuchteten Haufen ein besonderer trefflicher Brack. H. Beyerland, der des Joh. Böhme Teutonici Christen so begierig verlegt, daher man gemeinet, er sei nicht ein wenig himmlischer Mann, hat an den dem H. Tschesch in Wechsel von H. Pallandt ²⁾ ihm zur Zehrung geordneten 150 T. stracks die Lagio gezwackt und einbehalten. Es meint der H. Franckenberg, der Verlag mit gedachten Christen komme mehr aus begieriger Gewinnjucht als besserer Ursache her. H. Franckenberg berichtet seltsame Zeitung von den wiederkommenden Juden, wie ich sie nächsthin des Herrn Bruder nach Wien geschrieben, so der Herr hoffentlich wird empfangen haben. Im Fall es nicht geschehen, hab ichs hier beilegen wollen. Das andere, daß der Kriegsknecht, so Christum an den Backen schlug, zu Jerusalem in einem verjunktenen Palast unter der Erde noch leben soll, doch stumm, gehet von einer Wand zur anderen und schläget mit der Faust daran in perpetuo motu, den ein Venetianer, Geschlechts Bianchi, vor wenig Jahren im Geheim aus Vergunst des türkischen Kommandanten (so vorhin ein Gefangener eines Bianchi gewesen und wohl gehalten worden) gesehen. Verheißet hiervon umständlich mehreren Bericht.“

„Wo ich mit einem Kupfermeister oder Schriftstecher durch des Herrn Beförderung könnte in briefliche Bekanntschaft kommen, wäre mir lieb, daß ich zum wenigsten anfangs nur seinen Namen, und wo er zu erfragen, wissen möchte, wenn ich künftig etwas von Christen daselbst möchte wollen schneiden lassen, weil ihrer etliche allda und, wie ich vermerke, nicht teuer sein. Der Herr wolle unbeschwert bei einem vernehmen, wie viel er nehmen wollte für eine Tafel, einen halben Bogen groß, von drei, vier, sechs Zeilen deutscher Fraktur. Müßte aber ganz nett sein und fleißig, da dann unzweifelich die Schrift mit Kienruß getan sein müsse, daß sie nach klarem Abdruck eigentlich und nicht durch andere ungewissere . . . geschnitten würde. Ich habe noch keine rechtschaffene gesehen, weiß nicht, ob es am Schreiber oder Stecher gemangelt. Der Herr wolle

¹⁾ Daß Franckenberg Ende November 1642 für einige Monate nach Holland gegangen sei, halte ich für ausgeschlossen. Doch vgl. Ellinger, Abraham von Franckenberg. Familienzeitschrift derer von Franckenberg III, S. 28. ²⁾ Werner von Pallandt, Franckenbergs Freund in Westpreußen.

mich doch mit ehestem berichten, wie lange er allda sich halten wird, werde die kommende Antwort von H. Franckenberg noch dahin hoffentlich über acht Tage bestellen. Der Herr verzeihe mir die unhöfliche Belästigung mit dem so langen Briefe.“

Permeier, der bis zur Ostermesse noch in Frankfurt blieb, an Fürsten, Grafen und Städte schwülstige, gekünstelte, geistreichende¹⁾ Briefe schrieb und seine Ausgabe der Arndtschen Postille empfahl, ließ sich Schwarz' Bitte recht angelegen sein, fragte herum bei allen Kupferstechern, schickte dann auch dem Freunde in Breslau von ihren Arbeiten und wies ihn besonders auf den Meister Furr hin. Ob aber Schwarz durch diesen wirklich seine Tafeln und Schreibvorlagen hat stechen lassen, vermag ich nicht zu sagen. Ich kenne von ihm aus jener Zeit nur das 1648 erschienene kleine Kinderbüchlein und auch dieses nur dem Namen nach. Briefe und Sendungen Permeiers gingen auch fortan durch seine Hand. So sendet er Franckenberg zwölf Exemplare der von Frankfurt ihm zugegangenen „Horae canonicae“, 1527 von Paul Göbel geschrieben, die Franckenberg 1634 aufgefunden und um deren Veröffentlichung er Permeier gebeten hatte. Dagegen erhielt Schwarz von Franckenberg Kenntnis von dem Angriff des Utrechter David Guilbert auf Jakob Böhme und seinen Übersetzer ins Holländische Abraham Wilhelm von Beyerland, von des Danziger Pastors Corvin Vorstoß gegen Joh. Arndts „Wahres Christentum“. Nach Julius Sperbers, des Dessauer Rates und Rosenkreuzers, des Liebhabers heimlicher verborgener Weisheit, Manuskripten, die Schwarz in Verwahrung hatte, hatte sich Permeier schon 1641 erkundigt und um ihre Zusendung gebeten. Er wollte aus ihnen etwas drucken lassen. Damals hatte ihm Franckenberg, dem sie gehörten,

1) Preßburg, den 12. März 1643, Beringer an Sigmund Permeier, den Hofmeister des Hans Christoph Geyer: „Die gar zu viel und fast in die ganze Welt beschene Intimation weiß ich fast nicht, ob ich loben soll. Wirds von einem wohl angenommen, so wirds gewiß von zehn als ein eigener Ruhm und Ehrgeiz ausgelegt, sonderlich weil der Stil gar zu hoch, schwer und unverständlich ist und sich mit dem einfältigen Arndtschen nicht reimt. Zwar ist nicht ohne, Herr Johannes ist sehr reich von Geist und Materie und wollte es gar männiglich gleichsam in einem Klumpen auf einmal vorlegen. Daher kommts, daß er so lange periodos, parentheses, vielfältige Zusammensetzung ungewöhnlicher Worte und andere harte terminos gebraucht, welche eine große Mühe im Kopf erfordern, den rechten Sinn zu ergreifen, und einem Unlust verursachen, dem Werke mit Andacht und Begierde nachzudenken. Wie ich denn die gedruckten Schreiben seine Leute habe sehen lassen, die sagen wie ich, es sei ihnen zu hoch und zu schwer und könnens nicht verstehen.“

geantwortet, daß sie bei den unsicheren Verhältnissen nicht versandt werden könnten.

Am 5. März (1644) erhielt Schwarz über Preßburg die Arndtsche Postille, die ihm Permeier in Aussicht gestellt hatte. In zwei Fässern ¹⁾ wohl verpackt war eine Anzahl Exemplare von Regensburg die Donau herabgebracht worden ²⁾. Hoch erfreut meldet er es am 9. April dem Freunde, vergißt aber auch nicht mit Rücksicht auf die Arbeit, die er selbst in Frankfurt ausführen lassen wollte, zu erwähnen, was er an der künstlerischen Ausführung des Kupferstichs zu bemängeln habe. Andere haben andere Ausstellungen gegen diese Ausgabe der Arndtschen Postille erhoben, die Permeier viel Verdruß eingebracht hat. Mit Merian völlig zerfallen, verließ er Frankfurt und ging nach Stuttgart, wo wir ihn in Verbindung mit Joh. Valentin Andreaä sehen, dann nach Bremen. Hier ist er vermutlich schon Ende 1644 gestorben. Jedenfalls brechen die Briefe an ihn mit diesem Jahre ab, und die Quelle versiegt, aus der wir alle Nachrichten über Schwarz schöpfen konnten. Noch hat dieser 17 Jahre gelebt, bis zu seinem Tode nach Betke „ein gottliebender Mann“, der mit den Gleichgesinnten fleißig korrespondierte, aber näheres wissen wir davon nicht.

1) Preßburg, den 30. Januar 1643, Beringer an Permeier: „Vor wenigen Tagen ist das eine Faß von Regensburg nach Wien salvo ankommen, darauf mir H. Sigmund alsbald, meiner Begierde zu vergnügen, drei Exemplare zuschickte, so ich alle drei geschwind wollte binden lassen. Habe aber befunden, daß wegen der Eil im Einpacken die Sachen sehr konfus zusammengerichtet worden. Denn ich allein in diesen drei großen Abgang und Überschuß befunden. Hab also darum nicht mehr als zwei binden lassen können. Aus dem dritten den Abgang erstattet. Derwegen mit den übrigen ein größerer Fleiß muß gebraucht werden, ehe man sie zum Binden gibt. Gestern ist mir das eine sauber gebunden gebracht worden, da siehet man allererst dieses Buches äußerliche vortreffliche Schönheit, daß ich wohl sagen darf, daß ich ein schöner geformtes deutsches Buch mein Lebtag nicht gesehen. Ihnuder siehet man den Unterschied zwischen Schreib- und gemeinem Druckpapier. So schwer es mich auch der Zeit ankommt, ich will bei 60 Exemplare der Postille schön und sauber einbinden lassen und allen ev. Herren und Frauen, so ich und H. Sigmund in Osterreich zusammen verzeichnen werden, item etlichen Städten in Oberungarn und Siebenbürgen wie auch etlichen Herren mit beiliegendem Schreiben im Geheim zuschicken. Zweifle nicht, es wird was ergiebiges erfolgen.“ Hierin hat er sich nun getäuscht. 2) 200 Exemplare sollten Beringer und Permeier gehören und nach Osterreich und Ungarn gebracht, 300 Exemplare in Frankfurt verkauft werden.

Beilagen.

Lazarus v. Henckel¹⁾ an Bermeier.

Edler, fester und hochgeliebter, insonders günstiger Herr Bermeier! Seine glückliche Ankunft zu Leiben, und daß er allda auch gute und ihm wohlgesinnte Leute angetroffen, habe ich ganz gern gelesen. Ist kein Wunder. Denn wer seine Lust am Herrn hat, dem gibt er, was sein Herz wünschet. Ach, hätte ichs auch in meiner verfloffenen Zeit getan, ich wäre mit so vieler Ungerechtigkeit und Sünde nicht beladen worden, dürfte auch jezo nicht ohne Aufhören seufzen und sagen: „Ach, wer erledigt mich von dem Leibe dieses Todes!“ Aber doch soll ich allhier noch länger leben, so will ich gar nicht widerstreben. Dem Willen meines Herrn tue ich mich ganz ergeben. Und weil Gott der Herr dem Menschen zuläßt, mit dem Seinen zu tun, was ihm gefällt, viel mehr ist's recht und billig, daß der Allmächtige tue mit seinem Geschöpf, Erlösung und Heiligung, was ihn gelüst, gefällt und behaget. Ihm sei Lob, Ehr, Preis, Gloria, seiner Majestät und Herrlichkeit in alle Ewigkeit! Amen, halleluja!

Denn obs mir wohl sehr übel gehet, so erfreut michs doch herzlich, wenn ich höre, daß es den Gottesfürchtigen wohl gehet, und bin dertwegen desto williger, des Herrn Zorn zu tragen, so lang es ihm gefällt. Ich weiß, daß dieses sein gerechter Wille ist, und ich viel Ärgeres verdient habe. Des H. v. Franckenberg Büchel betreffend, halte ich wohl dafür, daß das eine (denn es sein zwei Büchel beisammen) des H. Böhme sei, das andere aber wird gewiß sein Franckenbergs eigen. Denn es gilt nicht, daß ein Christ sich mit fremden Federn schmücken sollte. Der Herr kanns behalten, so lang er will, und mirs alsdann zu seiner Gelegenheit wieder lassen zukommen. Dem H. Dobricio will ich des Herrn Andeuten nach schreiben und ihm die Briefe einschließen, weil ich ihm ohnedies wegen Medizin schreiben will. Von Zeitung weiß ich gar nichts, außer was mich der Sigmund lesen läßt und er dem Herrn selbst senden tut. Befehle mich hiermit in des Herrn Gebet, ihn aber mit uns allen der Gnade des Allerhöchsten. Datum Wien, den 10. September 1637. Hierbei was aus Breslau kommen ist. Der ungarische Landtag geht auf Martini fort. Des Herrn williger und geflissener alter Knecht L. Henckel.

2. Wilhelm Schwarz an Lazarus v. Henckel.

Unser Osterkönig stehe in uns auf, damit wir aus den toten Werken in das neue Leben wirken! Daß Ew. Gn. unlängst durch Beförderung H. Centneri von

1) Hamburg, den 9. Juni 1638. Joh. von Kehrberg an Bermeier: „Das Schreiben des Herrn Lazari Henckel schicke dem Herrn hiermit wieder.“ Den 23. Juli antwortete ihm Bermeier unter anderem: „Aus dem Katalog werden E. L. sehen, was für schöne, geistreiche Schriften und Traktate bei etlichen gelehrten und vornehmen Leuten in der Schlesien vorhanden sein, die auch in Abschrift beiliegendes theologisches Missiv an mich geschrieben haben. Ich verlange sie und ihre Bibliothek selber zu sehen und mit dem meinigen vermehren zu helfen, wie es billig ist, daß sich das Licht auch zusammen sammle. Wenn mir der liebe Gott Mittel und Gelegenheit verleiht, will ich auch danach trachten, daß des sel. Herrn Trappe Schriften ordentlich zusammengefaßt und also im Drucke ediert werden. Die überschickte Mitternachtsstimme des Gifftheil habe ich zwar vor diesem empfangen, aber seine Sachen sind nicht für jedermann tauglich, und auch nötig, nach der Lieb des Nächsten zu verschonen.“

mir ein Brieflein fant einem von H. Franckenberg mit zwei Büchlein bereits zukommen sein wird, bin ich außer Zweifel. Und demnach mir inliegendes an H. Permeier mit nächster Danziger Post eingelaufen, so von einem besonderen Liebhaber Gottes und seiner Wahrheit sein soll, mir zwar zur Zeit unbekannt, und solches eigentlich zu bestellen ich fleißig gebeten worden, und aber aus Mangel anderer Gelegenheit an Ew. Gn. ich mich damit unterstehe, als werden unterdienstlich geschöpfter Hoffnung nach Ew. Gn. diese meine Unhöflichkeit nicht etwa ungnädig vermerken, inmaßen ich dienstlich bitte, es H. Permeier ohnbeschwert abgeben zu lassen, und wenn Antwort an mich erfolgt, will ich solche besten Fleißes bestellen. Denn ich wöchentlich nach Danzig mit guten Freunden korrespondiere. Breslau, am h. Ostersdienstage 1638.

3. Wilhelm Schwarz an Lazarus v. Henckel.

Meine Schriften sind mir durch H. Rehdingen wieder wohl eingehändigt. Bedanke mich der so fleißigen Beförderung und verwahrlichen Zuschickung, vornehmlich aber der Bezahlung für den Josephum redivivum ¹⁾, die gar zu reichlich beschehen, also daß dessen wohl drei Exemplare dafür zu überkommen. Was sonst wenig an Botenlohn ausgelegt gewesen, ist damit ganz richtig gemacht. Um das Traktätlein „Mir nach“ von H. Franckenberg hab ich mit H. Rehdingens Diener genugsam Vernehmen gehabt, meint, es müsse in dem eifertigen Einpacken etwa vergessen sein. Er wollte es suchen und mir zustellen, so bald ers finde. Ew. Gn. wollen aber deshalb nit groß Verlangen tragen. Man ist daran, daß es gedruckt werde, da denn Ew. Gn. ein Exemplar mit nächstem davon zukommen soll. Der übersandten Traktätlein bedanken wir uns allerseits freundlich. Mensio ²⁾

¹⁾ Preßburg, den 19. Aug. 1638, Beringer an Permeier: „Hierbei die zwei gebundenen Bücher. Die Schreiben an H. Alstedt seien dem H. Hofmann, der in Siebenbürgen handelt, nach Eperies geschickt. Da der H. Bruder mir etwas weiter von seinen annehmlichen Sachen schicken will, erwart ichs mit Verlangen. Fürnehmlich bitt ich um des Lausitzer Schusters Opera, sonderlich seinen Josephum redivivum.“ Unter dem 2. Sept. 1638 Permeier: „Mit nächster Post will ich um das begehrte Büchel Josephum redivivum, und was sonst vom Schuster zu bekommen, mit Fleiß Bestellung tun. Dazwischen laß er sich sein christpraktikalisches Abbüchel in zwei Theilen, nämlich der erste „Vom Weg zu Christo oder rechten Fuße“ und der andere „Von der Gelassenheit oder Ergebung in den wohlgefälligen Willen Gottes“ (so bei den nächst Überschiedten gelegen) zum besten empfohlen sein. Mit dem neu nachgedruckten ‚*Errori triuno*‘ aber wolle er caute umgehen und die Exemplare, deren 27 und darunter eins gewesen, nach welchem die anderen auch also corrigiert und unterstrichen werden sollen, nur bei sich liegen lassen, bis sich tüchtige oder recht erfahrene mercatores um diese Ware finden, die zwar nicht jedermanns Raus, aber den Verständigen desto werter ist.“ ²⁾ Von Bette, Preßburg, den 7. Jan. 1638 Beringer an Permeier: „Die Mensio findet allenthalben ihren richtigen Laist (?), und ich laß sie gar gern unter unserer Lehrer Händen, da sie noch ist, umschweifen, also auch die Diatribe. Die Aphorismi kommen auf diesmal wieder zurück. Ich halt von diesen tausend Jahren, daß, wers erlebt, alsdann mit Geist und Entfernung seines irdischen Fleisches und Hütten also wird beschaffen sein, daß er ein würdiger coevus desselben saeculi sein kann. Weil ich aber die media dazu itziger Zeit, es sei nun der prodromus

christianismi“ hab ich allbereit in quarto auch gesehen und gelesen. „Error 1) triunus“, dessen ich achte, nur ein paar Exemplare in großem Geheim allhier zu sein. „Speculum 2) fidei“ aber ist uns noch nicht vorkommen. Hiermit ein Brieflein an den H. Permeier mit freundlichem Gruße, weil ichs ihm anderer Gestalt nicht zuzubringen weiß, als bitte ich, Erw. Gn. solches nicht in Ungnaden vermerken wollten. Von H. Permeier ist mir, wie Erw. Gn. melden, kein Brieflein worden, ob es vielleicht vergessen oder etwa in das nach Danzig, welches ich mit nächst abgegangener Post bald fortgelassen, mit eingepackt sein müsse, weiß ich nicht. Von neuem muß ich Erw. Gn. nicht unberichtet lassen, daß sich Sonntags um 11 Uhr vom Schweidnitzer Tore auf einem der Mausesteiche eine rote Materia und zwar täglich früh um 6 Uhr findet und gegen Abend wieder verliert. Siehet auf dem Wasser als das schönste rote Tuch, an sich selber als eine trockene darauf geschüttete Farbe ganz gleich einem geronnenen Blute, welches täglich von viel tausend Menschen aus- und eingehend mit Befremdung und Furcht dessen Bedeutung gesehen wird. Zu Kottbus hat es auch vor wenigen Tagen Blut geregnet, und zu Straupitz in der Mark in einer Bauerstube Blut aus der Erden gequollen und wie Schweißtropfen gestanden elf an der Zahl, in der Mitten einer als eine kleine welsche Nuß. Was es allenthalben deuten wird, hat man aus dergleichen bisher oftmaligen Besehen und unserer beharrlichen Unbußfertigkeit leicht zu erachten. Gott sei uns gnädig und tilge unsere Übertretung nach seinem großen Erbarmen! Breslau, den 8. Juli 1638.

4. Abraham v. Franckenberg an Permeier.

Immanuel! Geliebter in Christo, günstiger Herr und werter Freund! Demselben bin ich zu christlichen Liebesdiensten geneigt. Demnach ich den beihändigeu Einschluß von H. D. Rudolf verwischenen 6. Augusti erst empfangen und mir eher fortzubringen die Gelegenheit ermangelt, als wolle der Herr solchen Verzug nicht übel empfinden. Es ist das Schreiben an mich vom H. Rudolf zwar den 2. Juni schon gegeben, wird sich aber meines Erachtens an den Buchstaben R und L (pro Julio) vergessen haben, wie die Umstände weisen. Ich bin sehr erfreut, daß ich mit den Herren beiderseits in Konversation geraten und, wie ich achte, frei zu ihnen sprechen mag in der Liebe, die Gott, und dem Glauben, der Christus, und in der Hoffnung, so im Geist und also allgemein ist. Mein Freund! Er nehme mich auf im Glauben, als einen Schwachen und der da begehrt, sich stärken zu lassen mit dem Wort der Kraft und lebendig zu werden im Geiste der Wahrheit, die da einfältig und auf den Grund- und Eckstein in Zion gegründet ist, unsere Festung, wider welche nichts sollen die stürmenden Wellen, noch vermögen sie zu überwältigen die Pforten der Hölle, wie viel ihrer sind. Non movebitur in

Johannes oder Christus selbst, anders nicht als blutigierig befinde, sich aber Christus zuvor als ein Schaf und nicht als ein stoßender Boß angegeben, ist mir dieses placitum saeculi spiritus sancti gar verdächtig, oder der h. Geist muß nimmer der sein, der in einem sanften Brausen vom Himmel kommt.“

1) „Error triunus d. i. Dreieiniger schädlicher und gefährlicher Irrtum der bedrängten ev. Stände und Gewaltigen in Deutschland“, zuerst 1630 in Bitterfeld gedruckt, dann auf Permeiers Kosten im Geheimen von Merian in Frankfurt 1638. Über den Traktat vergl. Holl, Gesammelte Aufsätze III. Der Westen S. 306.

2) Von Hartwig Lohmann, 1616 Stadtschreiber in Flensburg, dann in Husum.

aeternum! Sie wird wohl bleiben. Durabit in aevum! Gott ist bei ihr drinnen. Halleluja! So wir nun im Punkte der Einigkeit einig sind, so lassen wir uns nicht irren den Unterschied der Umstände, darin wir wandeln, als geschieden und doch verbunden zu der Vereinigung im Glauben durch das Band des Friedens und der Liebe zu Gott und seinen Kindern, unseren Mitbrüdern und Nebenzweigen an dem Baume des Lebens, gegründet und gewurzelt in dem ewigen Mittel zwischen Gott und Menschen, Himmel und Erden, als im Paradiese des Herrn, welches ist der Ort und Hort oder Ort, dahin wir begehren, theilhaftig zu werden nach göttlichem Willen auch bei Leibesleben. Denn je gewiß in dem sechsten Tage dieselbe selige Stunde noch kommen wird, an welcher Adam (von anderen Tieren der Erde abgetrennt), in dem Bilde Elohim (sieben Punkte) zu seinem Gleichnis erschaffen, endlich herfürkommen, offenbar stehen, weggenommen und in den Garten des wohnlichen Lustes gesetzt werden muß. Und so wir solche Stunde wollen forschen, würde es eben diejenige sein, vor deren Anfang dem Schächer das Paradies versprochen und mit deren Eingang durch den Tod Christi die Thür eröffnet, der völlige Eintritt aber mit derselben und des Schächers Endschaft, auch zerrissenen Felsen und Vorhang geleistet wird. In Erwägung nur jetziger Zeit, darinnen die Christenheit heimgesucht wird, sind wir gemeiner Rechnung nach schon über die Hälfte des sechsten Tagewerks, von Abend gegen Morgen zu messen. Denn so der Schrift nach ein Tag wie 1000 Jahre und 1000 Jahre wie ein Tag, also dann dieses 1638. Jahr nach Christi Geburt das 5608. nach Erschaffung der Welt ist, und analogischer Rechnung nach die 12 Nacht- und 12 Tagesstunden mit solcher Kronenzahl der tausend Jahre auf astronomische Weise eingetheilt werden, wird sich befinden, daß auf eine Stunde 41 Jahre, 8 Monate, auf $\frac{1}{4}$ Stunde 10 J. 5 M., auf 1' aber 6 Mon. 10 Tage richtig eintreffen und wir nunmehr in der 41' der XV. allgemeinen Tages- oder dritten Morgenstunde des VI tausendjährigen Tages in dem Leiden Christi leben, da Christus von einem ungerechten Richter zu einem anderen geschickt, verspottet und verspeiet wird, woraus wir leicht mögen abnehmen, was denn solchen Leiden nach von Stunde zu Stunde über die Gläubigen erfolgen und wohl das Leiden Christi immer heftiger und öffentlicher sich beweisen werde, wie solches die Ordnung der Historien bei den Evangelisten (sonderlich in dem *diario humanitatis Christi Bartholomaei Sculteti* ¹⁾ *gorlicensis Mathematici* Frankfurt a. O. in 4^o) klärllich anzeigt. Wohin denn die horae canonicae der gottseligen lieben Alten (davon ich ein kurzes, doch sehr gründliches und andächtiges Manuskript auf einem Bogen vor vier Jahren gefunden, welches 1527 durch Fr. Paul Göbel geschrieben, nicht weiß ich, ob von ihm selber herkommen) auch zielen und die rechte Applikation auf uns selber (so wir anders in Christo als im wesentlichen und selbständigen Glauben stehen) deutlich machen. Welches mich denn bewogen, dies Manuskript zu übersehen und mit vorgedachter Zeitrechnung zu desto mehrer Aufmunterung zu erläutern, künftig auf Begehren guten unparteiischen Freunden mitzutheilen, weil es heißt: „Prüfet alles, das Gute behaltet“, und wir sein sollen die Bienen, so aus allen Blumen das beste, nämlich den Tau des Himmels und die Fettigkeit der Erden sängen. Aber hiervon genug.

Berseehe mich zum Herrn, er solches alles in christlich-erbaulicher Liebe werde vermerken und aufnehmen, auch selbsteigenen Bedacht und Ausschlag hierüber zu

¹⁾ Bartholomäus Scultetus (1541—1614), Lehrer, Ratsherr, dann Bürgermeister in Görlitz.

erteilen wissen. Beinebens kann ich nicht unvermeldet lassen, wie ich eine besondere Lust empfangen, durch einen kurzen und gründlichen Unterricht der heiligen hebräischen Sprache recht kundig zu werden, nicht so eben alle apices et subtilitates grammaticas (mit denen ich mich wegen Kürze der edlen Zeit nicht aufhalten kann) zu wissen, als nur diejenigen Fundamenta, woran die Geheimnisse der Schrift fürnehmlich gelegen, zu erlernen und in meinen meditationibus, die etlichermaßen auf geometrische und arithmetische demonstrationes wie auch analogische rationes et harmonias gratiae et naturae gerichtet sein, fruchtbarlich zu gebrauchen. Beliebt es nun dem Herrn etwas mir und anderen, sonderlich auch unserem lieben Freund und Bruder H. Joh. Dietrich v. Tschesch hierin zu willfahren und in christlicher Erbauung zu kommunizieren, wollten wir es mit dankbarem Gemüt (weil wir zeitlichen Vermögens nicht viel haben noch achten) brüderlich erkennen und anderwärts wieder zum Bau an dem Hause des Herrn raten und helfen. Hoffen das beste, die Liebe wirds schon fügen. Endlich soll ich auch meinem Herrn noch berichten, daß mich mein lieber Freund H. Jos. Elischmann ¹⁾, Doktor der Medizin zu Leiden, schriftlich gebeten, demnach er ein besonderes Werk (Pythagoram redivivum) unter Händen, darinnen er aus der Ägypter, Indier, Araber, Chaldäer, Perfer, Griechen und Hebräer Antiquitäten und Monumenten die reliquias sapientiae illius veteris (weil er solcher Sprachen proprio Marte in wenig Jahren aller kundig und vieler Manuskripte, sonderlich arabischer empfänglich worden) zu kolligieren und zu publizieren sich fleißig bemühet, ich ihme zu dem Catalogo der Manuskripte, so noch in der bibliotheca imperiali zu Wien (laut Simleri aus Gesnero kontrahierter Bibliothek oder Katalogi) vorhanden, behilflich sein und sonderlich ein geschriebenes Buch in griechischer Sprache (dessen Autor und Titel: Symeonis Sethi ²⁾ τὸ κατὰ στεφανίτην καὶ ἰωνηλάτην sunt autem narrationes Indicae vocatae Ichnilatae ms. in 4. in biblioth. Imp. Viennae item Aug. Vindel.) um gebührlisches Schreibgeld zuwege bringen wolle. Wann denn durch Vermittlung S. Gn., H. Henckels, und des Herrn ich hierzu zu gelangen mir die Hoffnung mache, auch meinem vertrauten Freunde wie nicht weniger zu allgemeiner Erbauung göttlicher und menschlicher Erkenntnis bedienlich zu sein schuldig erkenne, also gelangt mein freundlichstes Bitten, mein lieber Herr, es dahin zu disponieren, womit solch Werk befördert und dem allgemeinen Wohlstande der weisheitsbegierigen Gemüter aufgeholfen werde. . . . Ludwigsdorf, den 17. August 1638 ³⁾.

¹⁾ Joh. Elischmann († 1639), ein Schlesier, Arzt in Leiden, soll 16 Sprachen verstanden haben. Die von ihm edierte arabische Übersetzung der Tabula des Sokrates-Schülers Tebes erschien mit einer Paraphrase der Gedichte des Pythagoras 1640 in Leiden. Claudius Salmasius hat ihr ein Vorwort beigegeben.

²⁾ Simeon Sethus, aus Antiochien, um 1080 Arzt in Konstantinopel. ³⁾ Unter dem 2. Sept. 1638 Permeier an Beringer: „Von dem sirtrefflichen, hochgelahrten und geistreichen Herrn Abr. v. Franckenberg habe ich heute wieder ein schönes Schreiben aus dem Brunnen des bewußten Schusters Weisheit empfangen, darin ungezweifelt das gefante Ministerium zu Preßburg viel nützlichendes zu meditieren haben wird. Daneben hat er mich gebeten, weil H. Elischmann (gleichwie der Schuster den weisagenden Joseph, also dieser) den Pythagoram redivivum ausgehen lassen will, ihm zu dem griechisch geschriebenen Katalog in der kaiserlichen Bibliothek allhier behilflich zu sein. Weil ich dann dabei so viel tun will,

5. Joh. Bermeier an Abrah. v. Franckenberg.

Insonders hochgeehrter und in Christo vielgeliebter Herr! Ich hätte auf dessen mir sehr angenehmes und werthes Schreiben zwar um eine oder zwei Posten eher antworten sollen, weil sich aber die petita an gehörigen Orten eher füglich nicht infaminiereu lassen wollen, hat es notwendig so lang verbleiben müssen. Wegen des geschriebenen griechischen Buches und Catalogi mysteriorum habe ich mich bei dem vornehmsten Medico, Herrn Dr. Mannegetta, der die beste Wissenschaft von den Büchern und Schriften in der kaiserlichen Bibliothek hat, dazu mir und den Meinigen sonst ziemlich zugetan, gewandt und hierauf die Vertröstung bekommen, daß er sich solchen Buchs und Katalogs, daß sie vorhanden, wohl zu erinnern wisse, auch nicht unterlassen wolle, wenn er wieder in die Bibliothek komme, solche herfür zu suchen. Allein weil er, Herr Mannegetta, sehr okkupiert und sich ohne sein Zutun nichts füglichs in dieser Sache verrichten läßt, muß man der Zeit nach seiner Gelegenheit erwarten, und läßt sich mit hiesigen vornehmen und mit vielen Geschäften beladenen Leuten gänzlich nichts präzipitierlich importunieren. Denn wir sitzen hier in der Hauptstadt des Th(iers) Apoc. 19, dessen Gliedmaßen alle ihren gebührenden Vorzugsrespect billig requirieren und sich von anderen nicht forcieren lassen. Dagegen dienen und sich submittieren den Auswärtigen zugehört. Wenn nun das Buch und Catalogus gesucht, wirds noch an dem anstehen, wer solche recht abschreiben kann und wolle, sintemal unter hundert Studenten nicht einer dazu geschickt, auch um doppelten Lohn solche Mühe nicht auf sich nehmen würde. Ja, wenn es Wittenberg oder eine andere halb ruinierte Univerſität wäre, zweifle ich nicht, daß sich zehn für einen armen Schlucker finden würden, ein solches Geld mit Fleiß zu verdienen. Aber die hiesige Stadt läßt solchen Eifer im Werk nicht zu, bis sie zu ihrer Zeit auch in höhere Erfahrung geführt wird. Ich und meinesgleichen, die solches mit eigener Feder gern aus Liebe täten, haben ganz keine Zeit, ja kaum so viel, daß man bisweilen ein kleines übriges Briefel absolvieren möge, wie ich denn viel meiner lieben Korrespondenz an unterschiedliche Orte außer Landes wider meinen Willen muß anstehen lassen, auch den meinem Gemüt anliegenden meditationibus im geringsten nicht abwarten kann, also daß mir diese unruhige Art des Lebens wider meine vorige Gewohnheit nicht wenig Verdruß, auch Beschwerung des Leibes verursacht, davon ich trachte mit göttlichem Zulaß mich so bald als möglich wieder ledig zu machen. Mein Studium in lingua sancta vel Hebraica liegt auch gar danieder, und glaub ich, daß ich in einem halben Jahre nicht hundert Zeilen hebräisch gelesen. Habe sonst vor diesem große Delektion darin gehabt, doch nie feinen Appetit befunden, mit den kabbalistischen Rechnungen oder dergl. vermeinten Myſterien, damit die Juden soviel fabulieren, viel Zeit zu verlieren, weil auf diese Weise, wie es tradiert, wenig Grund und Gewißheit dahinter steckt, auch wenn schon was gewisses wäre, so bleibt es doch nur meistens pro propria speculatione und läßt sich einem anderen Unfähigen nicht wohl demonſtrieren, bis er selbst auch darin erleuchtet wird. Darum ich meines Theils nur dahin ge-

als ich kann, bitt ich den Herrn Bruder, wenn Herr Dr. Meiger ihn ohne das beſucht, ihn zu fragen, ob ihm dergleichen Buch oder Katalogus allhier wissend sei; so wollte ich mit dem kaiserlichen Bibliothekar davon reden, auch Herrn Dr. Mannegetten, und wer sonst dabei was vermag, zu Behelf ansprechen.“ An den Wiener Arzt Wilhelm Mannegetta schreibt er dann auch am 13. September.

sehen, den literalem sensum oder Verstand der Worte für sich selbst durch menschliche Mittel als Grammatik, Lexika usw. zu erlernen, damit man in Kontroversen oder sonst ex ipso fonte erforderliche rationem geben könne. Was aber den geheimen Verstand der Offenbarung Gottes anlangt, der ist in einer wie in der anderen Sprache gleich kräftig, und wer einen prophetischen Geist hat, kann auch so viel die prophetischen Schriften recht judizieren und applizieren, in welchen Ex- und Applicationen ich mich auch allezeit beflissen, daß ich nicht figurate, sondern verbaliter so viel möglich die deductiones und Proben versiegelt und bekräftiget habe, daß andere, auch und eben die Widerwärtigen selbst, es gültig sein lassen müssen und nicht widertreiben können. Im übrigen habe ich gleichwohl in Holland ¹⁾ und in Hamburg ²⁾ noch etliche schöne Bücher liegen, darunter auch in folio die ganze Rabbala, wie sie von Reuchlin in Latein beschrieben und ausgefertigt worden, so wohl zu lesen ist. Hier aber habe ich dergleichen nichts. Wäre mir auch der Zeit wenig nuß, weil ich mit anderen Geschäften zu viel offkupiert bin. Doch will ich mit nächstem meinen methodum instituendi, wie ich ihn vor diesem bei dem kurfürstlichen Hofe zu Berlin zu einem Privatkollegio offeriert, dem Herrn Daniel Rudolf begehrtet Maßen nach Danzig übersenden und an meinen hochgeehrten Herrn einschließen, daß er solchen auch ersehen kann. Dagegen wo er mich mit seinem angedeuteten schönen Traktätlein von Ausrechnung dieser Zeit Trübsal und Kriege zu würdigen gesinnet, erzeiget er mir gewiß eine hohe Gunst und Liebe als einem, der aller guten Dinge im höchsten Grade begierig ist, und was ich selber nicht Zeit zu lesen habe, mit Freuden alsdann bald anderen gebe, die ich immer ausbringen und für tüchtig erkennen kann.

Wien, den 13. Oktober 1638.

6. Lazarus v. Hensdel an Permeier.

Des Herrn mir sehr liebes und angenehmes Briefel vom 17. Dezember ist mir erst gestern zukommen samt etlichen gedruckten Traktaten, welche mir neue Freude und Erquickung machen werden, indem sie zwar nur das Vorige fürbringen, sintemal kein neues Evangelium nicht kann gepredigt werden, aber durch eine neue Bestätigung wiederholte Freude, Kraft und Bekräftigung des vorigen geboren werden. Bedanke mich dervwegen ganz dienstlich, daß der Herr meiner noch immer, obwohl abwesend, eingedenk ist. Wolte wünschen, daß ichs verdienen könnte. Und bitte benebenst ganz freundlich, der Herr wolle verzeihen, daß ich die vierzig Fragen nicht mit meinen Söhnen hinausgesandt. Der Abschied ist gar inkorrekt gewesen, und der Korrigierer ist sehr langsam geweest. Hiermit hats der Herr sauber und rein, wie mirs der Herr geliehen, wieder zu empfangen. Bitte Gott, daß ers dem Herrn ohne Mangel lasse zukommen. Ich will gern des Herrn Zensur über den Zeiterinner des H. Dr. Dobricii ³⁾ vernehmen. Ich verstehe, daß er

1) In Amersfoort, wo Permeier 1631 f. mit Hans von Wolzogen sich aufgehalten. 2) Bei Johann von Rehrberg. 3) Wien, den 4. Aug. 1638. Permeier an den Nürnberger Drucker Michael Endtner: „Des H. Dr. Dobricii Zeiterinner samt übrigen Vaticinalsachen sähe ich sonderlich gern, daß sie mit ehestem sicher nach Frankfurt überbracht werden könnten und, wo sie nicht zum Druck zu bringen, doch zum Teil von einem oder anderem Liebhaber abgeschrieben würden, weil ich von allen nicht Kopieeu oder mehrere Exemplare, sonderlich von dem Zeiterinner, so ein sehr schönes und wichtiges astrologisches Traktätlein ist, bei Händen habe.“

nicht viel hält von des H. Jaf. Böhme Schriften. In Summa viel Köpfe viel Sinne. Der Geist des Herrn ist mannigfaltig und doch einfältig in seinen Gläubigen. Ein jeder aber sei gewiß in seines Glaubens Bekenntnis. Des Hans Warner ¹⁾ neues Vaticinium habe ich nicht gesehen, davon der Herr meldet, daß es im September 1639 ausgegangen. Möchts wohl sehen, so wohl was der Herr hierbei für einen Titel eines alt-neuen Kalendarii oder Prognostikon vom Anfang, Mittel und Ende des Krieges, 1640 wieder ausgegangen, schreiben und melden tut. Dergleichen möchte ich auch Fürwitz wegen gern sehen. Wenn ich nur wüßte die Kosten, will ichs durch meine Söhne zahlen lassen. Und wenn der Herr von dem H. Schneuber oder auch von H. Poemer weiter vernehmen möchte, bitt ich unbeschwert um Nachricht. Tarnowitz, den letzten Tag des 1640. Jahres.

7. Lazarus v. Hendel an Bermeier.

Des Herrn Schreiben wie auch den Einschluß von meinen Söhnen von dem Herrn P. habe ich empfangen und mit sonderbarem Vergnügen gelesen. Bitte dienstlich, dasern was von H. Schneuber oder weiter von Herrn P.²⁾ einkommt, mir Nachricht davon zu geben. Wollt es gern rekompensieren. Aber von hier aus ist nichts dergleichen zu haben als lauter Jammer, Angst und Not. Ich hab vor acht Tagen in Polen zu einem Medico wegen des Lendentwehs verreisen wollen, so hat mich der allhier liegende Obrist, alsbald ers erfahren, mit 20 Dragonern verwahret und eine Schildwache auf die Schloßbrücke stellen und mich also in diesem meinem 65. Jahre, dergleichen mir nie geschehen, aufhalten lassen. Seither und weil ich alle Notdurft in der Stadt Tarnowitz muß holen lassen, haben sie mir auch zwei Rosse und meine sechs Braunen mit meinem Pelz und vielem Gewande, so ich zu waschen hineingesandt, geraubt und weggenommen. Sie berauben viel Edelleute und Höfe, und wer sich nur ein wenig weigert und wehrt, den schießen sie gleich nieder. Haben vorgestern auch zwei Bürger, so dem Obristen Holz zu seiner Küche führen sollten, niedergeschossen und ihre Rosse genommen. Wir müssen von 1000 L. Schätzung monatlich über 100 L. zahlen. Das macht mir von 18 000 L. Schätzung meines Einkommens die Herrensteuer alle Monate über 1800 L. Und weil ichs nicht zu geben habe, also extorquiert mans von den Untertanen. Die laufen von Haus und Hof. Wenns lang währet, so wird niemand in diesen Gütern bleiben. Der Jammer ist nicht zu beschreiben, der sich allhier und zu Oderberg täglich begibt. Der allmächtige Gott erbarme sich unser um Jesu Christi willen! Das Judicium und Warners neu Vaticinium will ich mit Verlangen erwarten, und was draußen wegen des Türken und Schweden vorgehet. Unser Herr Gott behüte vor mehrem Unfall. Der Herr ist diesmal gar kurz gewesen in seinem Briefe. Ich wollte, daß es mit des Herrn contento geschähe, daß seine Briefe ein Buch Papier lang wären. Gottes Gnade der Herr mit uns befohlen! Neudeß, den 8. März 1641.

8. Wilhelm Schwarz an Joh. Bermeier.

H. Rittmeister Maest, welcher Inliegendes von ihm mir iso vor einer Stunde seines Abreisens nach der Armee zugestellt, ist auf des Herrn Veranlassung mit

1) Ein Bauernsohn aus Bockendorf bei Freyberg, der 1635 ff. als Prophet auftrat, den Untergang des Hauses Osterreich, das Ende der vierten Monarchie und das Anbrechen der fünften Monarchie oder des chiliaistischen Reiches verkündigte. 2) Hof. Abraham Poemer?

mir in Kundschaft kommen, mir die bewußten Verantwortungstraktätlein, dem H. Abr. v. Franckenberg zu kommunizieren, wie auch des N. Tetings Verantwortungstraktätlein gezeigt. Da denn das letztere mir sehr lieb, und für mich und andere gute Freunde, die sich gegen die Rainsche Verfolgung zu verteidigen haben, etliche Exemplare eigentümlich wünschen tue. Sind deren zu bekommen, bitte ich um dankbare Bezahlung mich mit so viel möglich unbeschwert ehestens zu befördern. Das Schreiben an H. Grammendorf fortzubringen, habe ich gewünschte Gelegenheit. Denn ein Bote von damen gleich allhier und ein Brieflein an H. v. Franckenberg bracht. Der Herr hat dazu sehr zerbrechliches mürbes Papier gebraucht, indem es am Bruche etwas entzwei gegangen. Ermeldeter H. Rittmeister ist beim H. Dr. Dobricio gewesen, wovon er ungezweifelt dem Herrn melden wird. Sein vermerkend aufrecht Gemüt und gutes Auge wollte und sähe es gern, mit tätiger Hand allenthalben wohl ausgerichtet, aber mich bedünken es mißliche Anschläge sein. Der Kriegsstand ist zu gefährlich und, als eine Rute des Herrn zu verändern, ohne allgemeine rechtsschaffene Buße nicht möglich. Es sind des Herrn Kriege, ja freilich auf höllische Bezahlung geworben. Israël ward auch gedemüthigt und hart gestraft, blieb aber das Kind und Rebukadnezar (mein Knecht!) die Rute. Es ist schade, daß er sich mit so schädlichen Werke beunseligt. Denn wenn es aufs schönste und säuberlichste hergehet, iho nunmehr, so wird nicht der Schweiß, Haut und Haar, weil es ausgezehrt ist, sondern das Blut und Mark vollends hinabgeschluckt. O des Elends! Iho nicht mehr. Breslau, den 4. Juli 1641.

H. N. erbeut mit willigem Gemüte, Geld zu spendieren, etliche gute Traktätlein zum Druck zu befördern, sonderlich des H. v. Franckenberg „Mir nach“ und noch andere zwei der Seinigen wie auch des Teting zum Nachdruck zu verlegen. Es ist wohl und gut, aber ich muß mit meiner dabei anlegenden Hand, so wenig es ist, in genauer Obacht stehen. Denn ich vorhin in dem schwarzen Phantasten- und Enthufiastenregister siehe. H. Grammendorf beklagt sich auch gegen H. von Franckenberg, daß er solches Dings wegen bei seiner Herrschaft in Preußen verklagt worden sei. Es ist ein Jungfrauenkind, darum gehet es mit dessen Geburt schwer zu. Es wird sich aber zu seiner Zeit niemand halten und zurücktreiben lassen, ob man noch so sehr dawider tobete. Denn Gott ist Richter auf Erden, und das werden alle Widrigen offenbar werden.

9. Wilhelm Schwarz an Joh. Permeier.

Seine unterschiedlich aus Nürnberg und Frankfurt a. M. an mich Ergangenen wie auch das über Regensburg durch Michel Hölzel gesandte Konterfei und Lebenslauf des sel. H. Joh. Arndt in zwei Exemplaren sind zu recht eingekommen, der beigelegte Einschluß an H. v. Franckenberg wie auch H. Daniel Rudolf nach Danzig mit eingeschobenem Postscripto bestellt worden. Anlangend erwähnten Lebenslauf ¹⁾ hätte der meines Erachtens wohl aus einem heroischeren

¹⁾ Lübeck, den 21. Juli 1642 Werdenhagen an Merian: „Arndts Schriften betreffend, lobe ich das Vorhaben. Seine Vitam habe ich gelesen, welche gar zu kurz abgefaßt und seine vornehmsten Historien nicht begreift, insonderheit wie es ihm 1590 zu Ballenstedt ergangen, so ich, sonderlich beschrieben, dem Herrn zunächst senden will. Daraus zu sehen, was er für ein trefflicher beständiger Mann gewesen, kann auch billig in ein Kupfer gefaßt werden. Er hat fast von der

oder gravitätischeren Stilo fließen sollen, weil es der teure Mann mit seinen Gaben wohl würdig. Habe es auch an H. v. Franckenberg entworfen. Der hat sich aber zu einem andern Konzept nicht verstehen wollen, auch nicht wohl können. Wäre, wie er meint, meistens aus der Leichenpredigt genommen. H. Werdenhagen soll verlautet haben, daß ihm viel ein mehreres und denkwürdigeres von seinem Lebenslauf bewußt sei. Ihrer Fürstl. Durchl. zu Liegnitz Burggraf zum Hahu H. Stempfflin, ein stattlicher alter Mann, dem H. Arndt seinem Berichte nach gar wohl bekannt gewesen, hat mir erzählt, wie ihm (H. Arndt) die Bosheit des sogenannten Ausspannens an seiner Hochzeit getan, daß er seiner Braut auch nachgehends, so lange er gelebet, ehelich nie mächtig worden und sie so tugendhaft geweest, daß sie in solchem bleibenden Jungfrauenstande gern verblieben, welches wohl ein sonderliches ist. Die Verse unterm Konterfei sind wohl sehr schlecht der Poesie nach und nicht viel besser als die Pritschmeisterreime, welche in Wahrheit des werten Mannes H. Arndts sel. Würdigkeit mehr verkleinern als zieren. Derwegen ich einen guten Freund hier, Andream Tscherning ¹⁾, vermocht, anstatt derselben bessere zu machen, doch daß die contenta behalten werden. Die sein aber noch nicht abgeschmiedet wegen seiner anderwärtigen Anmuße, wiewohl ich schon bei drei und vier Wochen darauf gewartet und mit Abschickung dieses verzogen. Weil es aber nicht erfolgen will (zumal wir iho bei 14 Tagen in hochbekümmerten Zustand gesetzt, indem sich die kaiserliche Armee allhero unter die Stücke begeben, der Feind aber in die 25 000 stark auf sie anmarschiert), habe ich dieses pro interim länger nicht zurückhalten, sondern hiermit fortsenden wollen. Und ist dabei H. Franckenbergs Meinung, darum er auch mir befohlen, es so fleißig zu schreiben, daß diese seine Verse also eigentlich zusamt dem Konterfei gestochen werden sollen, das Konterfei zwar an sich selbst bis auf den Schein und die inneren drei Worte behalten werde, die Überschrift aber mit den ungerheimten Reimen weggetan und diese Inscription statt derselben oben und unten gesetzt. Auf die andere Seite sollen die deutschen Verse kommen, und daß es gestochen werden solle, habe ich die andere Seite mit Nr. 2 auf einen absonderlichen halben Bogen geschrieben, um mit dem Abdruck zum Nachsich aufs Kupfer desto füglicher fortzukommen. Will meines Theils hoffen, es wird so viel Kosten noch eintragen. Würde um so viel annehmlicher mit sein, ob auch gar ein gestochner Kupfertitel entweder mit emblematischen Zierfiguren oder nur der Titel, wie er vorhin stehet, sauber geschrieben nachgestochen würde, will ich alsdann ein Modell schicken. Sonst das Papier an gesandten zwei Exemplaren wäre zwar sehr wehrhaftig, aber auch sehr plump und dick. Würde ungeschickte Bände geben. Jedoch will ich dabei nicht Regulierens machen. Gott gebe nur Verlagsmittel, guten Fortgang und dem

Jugend auf allezeit mit der Bibel sich getragen, daß er sie fast nicht einen Augenblick von sich gelassen. Wo er gegangen oder gestanden, auch auf dem Felde, wann er hat pflügen lassen oder sonst spazieren gehen, hat er immer in der Bibel gelesen, und gute Freundschaft mit dem Weigelio gepflogen. Haben immerfort Schreiben in Erklärungssachen mit einander gewechselt, weil sie kaum fünf Meilen von einander gewohnt. Hat auch ein schönes Büchlein wider die Anrufung der Heiligen geschrieben.“

¹⁾ Andreas Tscherning (1611—1659), bekannter schlesischer Dichter, 1635 in Rostock, 1637 Erzieher in Breslau, dann in Thorn, 1642 wieder in Rostock, wo er 1644 Professor der Dichtkunst wurde.

Herrn beständige Gesundheit. Es fragt sich aber, wie solches Werk vor dem privilegierten Verleger wird können unverhinderlich befördert werden. Ich erwarte hierauf mit ehestem in allem Nachricht. Breslau, den 22. Mai 1642.

10. Wilhelm Schwarz an Joh. Permeier.

Ich habe dem Herrn ungefähr im Monat April nächsthin geschrieben, und es des Herrn Order nach über Wien an M. Hölzel gehen lassen. Dabei eingeschlossen gewesen die lateinischen Verse, so H. Abr. v. Franckenberg aufgesetzt, zugleich ein Entwurf des Bildnisses Joh. Arndts, wie er (H. Franckenberg) mit dem Titel und Unterschrift es am besten zu sein vermeinet. Ich habe es fleißig geschrieben, um ob es wollte also in Kupfer gelegt werden. Nun ist mir ehegestern den 7. dieses des Herrn Angenehmes vom 8. Mai zukommen, aus welchem ich befinde, daß Obgemeldtes damals noch nicht eingelaufen. Will in keinem Zweifel stehen, daß es indessen werde einkommen sein. Für alle Fälle habe ich solche Verse H. Franckenbergs eigener Hand hiermit beilegen wollen. Achte aber dem Werk rühmlicher zu sein, wenn das obgemeldte Geschriebene zum Kupferstich bei Händen, also, wie dasselbst eingetheilt, ausgefertigt würde. Gleichfalls ichs mit beiliegenden deutschen Versen getan gern sehen würde, wenn der Kupferstich nicht zu viel kosten wollte. Diese würden auf die andere Seite hinter das Bildnis kommen müssen. Ich hätte diese gern mit den lateinischen zugleich fortgeschickt, so hat sich H. Tscherning eher dazu nicht abweilen können. Hat zwar in die sechs Wochen darüber zugebracht. Weltlich Ding zauet besser, wie denn diese wohl auch besser sein sollten. Er hat sie mir kurz vor Pfingsten zugestellt, ich habe sie aber nicht eher gesendet, weil der Feind indessen das Land bemeistert. Daher man mit der Wiener Post nicht fortgekonnt. Des Herrn igtiges vom 8. Mai ist schon bei drei Wochen hier gewesen, aber eher nicht abgegeben. Weil es über Wien so weit um, habe ich durch Beförderung der Herrn Bollner dieses lieber über Nürnberg wollen abgehen lassen. Kommt gewisser und schleuniger. H. Bollners Faktorleute in Nürnberg heißen Ewert Kappelen und Joh. Saizmeier. Wenn der Herr fürder an mich schreibt, könnte es nur an sie adressiert werden. Daß H. v. Franckenbergs Beiliegendes so lange zurückgeblieben, ist auch obgemeldte Ursach. Wohin er mit Ihrer Gnaden wird verschlagen sein, habe ich schon, so lange der Feind das Land allenthalben durchstrichen, kein einziges Wort. Es wird mit dem guten Herrn geheißten haben, wie man zu sagen pflegt: „Wenn der Hund den Prügel stehet, so machet er einen kurzen Syllogismus“. H. Franckenbergs Bruder hat vermuthliche Nachricht, als seien sie in Ungarn. Den Gruß an H. v. Franckenberg will ich gern ausrichten so wohl an Ihre Gn., sobald ich erfahre, wo sie sich halten. Das Mysterium magnum ist schon über zwei Jahre heraus. Die Sendschreiben habe ich nie gesehen, weiß aber wohl, daß sie schon bei viel Monaten hervorkommen sein sollen, doch niederdeutsch. Des neuen Traktätleins halben, bei des Herrn Bruder um Kommunikation anzusuchen, ist igtig gar nicht möglich. Des Adolphi Held ¹⁾ sind hier un-

1) Wien, den 27. Aug. 1642. Jakob Cappuhn an Permeier: „H. Adolph Helds aus Stade Sachen habe ich alle insgesamt, so viel anhero überschickt, mit allem Fleiß überlesen. Befinde aber darin nach meiner Einfalt, daß er den rechten Helden Jes. 9 noch in diesen Schriften nie zur Genüge recht erkennt, zu geschweigen, daß er dann andere, ihm als dieses Helden für sich selbst ausgegebenen successori recht und unversührlich zu folgen, anweisen sollte können. Von dem

bekannt, will deswegen nach Danzig schreiben. H. Abr. v. Franckenberg hat dem H. Merian unterschiedlich geschrieben, weil aber niemals eine Antwort erfolgt, weiß man nicht, ob solche Briefe bei ihm einkommen sein. Der Herr wolle doch darum bei ihm vernehmen, auch mir berichten, wie hoch das Theatrum Europaeum allda, item die Konfordanzbibel, wenn man sie etwa alt bekommen könnte. Ich habe lang danach getrachtet, kommt allhier zu hoch. Der Herr wolle auch bei den Kunstführern nachfragen lassen, ob etwa von Vor- oder Zierschriften in Kupfer neulich was herausgegangen und ob auch dergleichen Materie wohl abgehen sollte. Ich habe zwar schon längst willens gehabt nach meiner wenigen Gabe, sintemal ich nicht viel ediert sehe, etwas herauszugeben. Würde nur in Latein und Deutsch bestehen, aber mit ziemlich vieler Variation, besonders der deutschen Fraktur, die mit ihren rechten Brüchen und Eigenschaften mir noch nichts sonderliches vorkommen. H. Franckenberg würde die Materie dazu disponieren, da dann viel seiner eigenen Sache und meditationes mit unterlaufen würden, damit es nicht allein dem Auge dienlich, sondern auch dem Gemüte erbaulich und nicht, wie in gemein beschehen, öfters in solchem Werk geringe Materien gebraucht werden. Es möchte wohl in hundert Tafeln anlaufen. Allein es hat bisher an einem guten Schriftstecher gefehlt. Es ist zwar ein junger Kerl von Danzig allherkommen, hat aber noch eine rohe ungeübte Hand, dem ich ein solches Werk gar nicht anvertrauen kann. Zu Elbing ist ein Goldschmied Johann Baß, der, was ich gesehen in des Rhyferdings Vorschrift, worinnen das Deutsche wohl albern und schlecht, ja die Fraktur ganz kindisch Ding ist, und doch der beste Schreiber in Danzig sein soll, es ziemlich rein geschnitten, hab mit ihm auch schon durch H. Ehrenfried Hagingen vernehmen lassen. Begehrt für eine Tafel, für Kupfer und alle Arbeit 10 T. Nun ist nur die Beisorge an dem, weil er nicht hier, welches wohl am besten wäre, wenn er an der Hand sein könnte, daß er ihm eine Anzahl Exemplare Vordruck machen und den ersten und besten Gewinn damit ablaufen möchte, bitte ich freundlich, der Herr sich hierüber etwa mit H. Merian be-

ich, wills Gott, bei mehrerer Muße meine Gedanken ferner entdecken werde, wie denn auch das Speculum pacificationis oder dessen Eingang ich nicht allein abschreiben lassen, sondern mit mehrerer innerlichen Ergößlichkeit oftmals durchgelesen, als ich mit meiner Feder hier zu bedeuten vermag. Den gefährlichen Diskurs vom Adler hab ich schon vor etlichen Tagen durch meinen Bruder abschreiben lassen, welchen ich Herrn R., um Herrn Boemer zum Mitnehmen zuzustellen, gegeben. Die clavis apocalyptica wird sich auch schon beihändig mit zum Überbringen befinden. Des H. Philipp Ziegler sel. Schriften, so ich unter meiner liebsten Seelen eigenen Hand gehabt, hätte ich dabei gern von mir wieder zurück geliefert, wenn ichs nicht gleich anderen mehreren seiner Handschriften zur Beförderung des Herrn Werks H. Stallmacher und H. Maest (welche anizo beide in Kopenhagen sind) mitgegeben hätte. Sie haben zwar gesagt, daß sie unter sich beiderseits abschreiben und seine Hand aus Polen wieder zurückschicken wollten, so aber nicht gesehen. Wenn ich morgen das unter der Hand Habende ausliefern werde, wird der gedruckte Löwe mit dabei gegeben werden. Ich soll anizo mich zur katholischen Religion kurz und rund erklären oder die Güter verkaufen und außer Land mich begeben.“ Philipp Ziegler, ein Schwärmer aus Würzburg, „der Löw vom Stamme Juda“, war 1620 in Frankfurt aufgetreten, ging später nach Dänemark, Schweden und England.

sprechen wolle, welchergestalt ich mich mit dem Baß am besten deswegen versehen könnte. Ich wollte alsdann in Gottes Namen den Anfang machen und mit 25 Tafeln alsdann vorher sehen, wie sie wollten abgehen. Es hat H. Franckenberg vor diesem etliche Regeln für einen Amtmann oder Hauswirt aufgesetzt, dabei gute Erinnerung, und da es wohl abgehen möchte, wie denn seine Sachen alle wohl würdig, habe ich sie sauber geschrieben und dem obgedachten hiesigen Stecher unter die Hand gegeben. Zweifels, daß er der Schrift ihr Recht tun wird, ist zum versuchen. Wie bald es fertig, will dem Herrn ich ein Exemplar davon senden, und weil die Farbe zum Kupferdruck allhier gar nicht zu haben, bei H. Merian aber am besten, er sie auch ums Geld zu überlassen pflegt, bäte ich nochmalig, der Herr unbeschwert bei ihm drei und vier Pfund behandeln und bezahlen wolle. Will es gern wieder dartin, und daß sie mir mit gelegener Fuhre etwa über Nürnberg oder Leipzig bei dem H. Dollmann, oder sonst mit eingeschlagen, allher zukommen möchte. Der Herr verzeihe mir diese Bemühung, ich will es gewiß aller Möglichkeit nach wieder treuwillig verdienen. Welch Buch des Arndt 1) zum ersten fertig

1) Brestburg, den 12. April 1642, Beringer an Bermeier: „Ich laß es mir trefflich wohl gefallen, daß die Hauspostille mit dem Kupferstücke vorweggehelt, dieweil dasselbe dem gemeinen Mann zum Psalterio und Katechismo den Weg bahnen wird. Gewiß wird H. Merian und alle, so zum Verlag helfen, dessen keinen Schaden leiden. Zwar kommt mir etwas hoch vor, daß wir die Unkosten der Kupferstücke völlig über uns nehmen sollen, da ihm doch dieselben seine Exemplare sowohl wie auch seine neue Bibel fortbringen werden, doch wolle es der Herr Bruder nach seinem Belieben machen. Ich halte den Merian für einen solchen redlichen Mann, daß er hierin wider Billigkeit nichts begehren wird.“ Unter dem folgenden 14. Juni: „Der Herr Bruder dringe nur darauf, daß die Postille ehest fertig verfertigt werde. Den Psalter und Katechismus wollen wir inmittels anstehen lassen, bis wir sehen, wie der Sternsche Druck beschaffen und ob über denselben noch weiter etwas hierin vorzunehmen vonnöten sein wird. Inzwischen können wir auch unsere übrigen Exemplare der Postille versilbern und das Werk aus eigener Kassa und Vermögen vertreiben. Doch könnte es nicht schaden, wenn der H. Bruder mit H. Merian wegen des Katechismi in 4 mit schönen Kupferstücken aufs erst nur auf 200 Exemplare schön Schreibpapier in eventum dingte, doch allererst nach verfertigter Postille, was wir unseres Theils gegen Empfang solcher 200 Exemplare in allem dazu geben müßten, und möchte alsdann ein kleines Kontraktel aufgesetzt werden, doch daß er alle Unkosten der Revision und Korrektur über sich nehmen wolle. Wenn sonst der Psalter und Katechismus zu Lüneburg gedruckt und auf Frankfurt zur Messe geführt wird, vermeint ich, der H. Bruder werde, wenns durch Austausch geschehen könnte, bei 100 oder 80, wo aber mit barem Gelde, etwa 30 oder 40 erhandeln. Denn sie werden sich selbst in der Christenheit wegen des Arndtschen und Sternschen Namens ausbreiten, wenn nur unsere Intention erlangt wird. Wegen der ungarischen und slawonischen Übersetzung habe ich schon ziemlich den Weg gebahnt und verhoffe, wenn das Werk wird fertig sein, noch weiter zu kommen, sintemal die praxis pietatis des Bahli allbereit hier in ungarischer Sprache feil ist. Ich vernehme, man drucke zu Frankfurt die ungarische Bibel. Wenn solches ist und der Typus schön, auch der bare Verlag vorhanden, dürften auch diese transferierten Bücher dahin gelangen, da die Kupfer den Ungarn ein großes Wunder verursachen würden.“

fein, und wie hoch es kommen wird, bitt ich um Nachricht. Möchte mir gern bald ein paar Exemplare verschreiben. Von des Gogliard Büchern, hier in Schlesiens nachgedruckt, habe ich noch nichts gesehen. Will darum nachfragen und entweder ein Exemplar senden oder davon berichten. Breslau, den 9. Juli 1642.

11. Wilhelm Schwarz an Joh. Permeier.

Deffen geliebtes vom 28. Juli ist mir den 31. wohl worden. Bedanke mich für Beförderung der schwarzen Druckfarbe, ob zwar die Herren Kappelen und Saizmeier von dem Empfang bis dato nichts gemeldet, werden sie solche mit gelegener Fuhre anhero zu bestellen nicht unterlassen. Daß es mit Vorschriften allda nicht viel zu sein scheint, bleibt dahingestellt. Es ist vergebliche Frage, und bitte ich dienstlich, der Herr die angenutete Bemühung nicht übel aufnehmen wolle. Es möchten nicht so gar gemeine Schulpossen sein, sondern gute würdige Sprüche in variierender Fraktur und anderen Litteren, wie denn H. Abr. v. Franckenberg selbst gute Materien dazu geben würde, inmaßen inliegend, zwar vor vielen Jahren von ihm aufgesetzt und jetzt nun für meine Person soweit damit an den Tag kommen wollen, der Herr mit mehrerem ersehen kann. Es ist zwar dem Buchstaben nach gegen meine Hand in allem fast verfehlet. Der Kupferstecher ist noch ungeübter Hand und ist auch in Eil gedruckt. Wenn dem Herrn belieben wolle, unbeschwert vernehmen zu lassen, ob ein paar hundert Exemplare oder mehr allda abgehen wollten, könnten mit Gelegenheit solche dahin befördert werden. Es müßte aber dies keinem Buch- oder Kunstführer in Händen gelassen werden. Denn ich besorge, wie man so geldgierig ist, daß nicht einer nur von Druckern Buchstaben nachmachen und drucken möchte. Es kostet mich viel, und müssen die ersten Exemplare die letzten bezahlen. Meinte, weil es neu, ob nicht ein Exemplar 6 und 5 Silbergroschen gelten möchte. Wenn ich für 100 Exemplare (auf ganze Bogen) ein Exemplar des *Theatrum Europaeum* haben könnte, wäre mir lieb. Bitte, was diesfalls auszurichten, mein großgünstiger Herr so viel Müheverwaltung auf sich laden wolle. H. Abr. v. Franckenberg, der nun in Danzig sich aufhält bei H. Martin du Pré, schreibt, daß er auch etliche Kirch-, Schul-, Gerichtstafeln aufzusetzen, daß also allerhand gute Materien, in denen ich mich des Kupferstechers gern gebrauchen wolle, herauskommen und so unangenehm nicht sein möchten. Was das *Theatrum Europaeum* und *Konfordanzbibel* allhier gestehet, avisiere ich mit nächstem. Daß mein Herr mich mit einem Exemplar des neuen Werks Arndts Postille bedenken will, bedanke ich mich höchlich. Ich habe es mit den wenigen Schreiben, die der Herr hoffentlich beide deutsch und lateinisch bekommen haben wird, gar nicht verdient. Des Sperberi Bücher zu empfangen, werde ich täglich vertröstet, und sollen alsdann nach Nürnberg an H. Nikolaus Pfaff ¹⁾ bestellt werden, dabei auch die „Süßen Todesgedanken“ samt Abrahams Ausgang und die 150 Sonette. Breslau, den 20. September 1642.

12. Wilhelm Schwarz an Joh. Permeier.

Die gesandten 22 Exemplare *Horae canonicae* habe ich erst vor 14 Tagen bekommen, davon zehn behalten, zwölf H. Abr. v. Franckenberg nach Danzig gesendet. Inliegendes von ihm hätte zwar eher von hier sollen fortgehen, ist aber

¹⁾ Bekanntes Handelsmann in Nürnberg, ein Schwendfelder, der mit allen Schwärmern in Verbindung stand.

über Zuberficht verhinderlich liegen geblieben. Zwei Exemplare, das von dem Herrn großgünstig mir verehrte, das andere gegen Bezahlung beehrte, der Arndtschen Postille erwarte ich bestellt durch M. Hölzel. Dieselbe Fuhrgelegenheit ist schon im Lande zur Reize, wartet auf stärkere Gesellschaft, weil die Schweden hiesiger Stadt, weil man sich ihnen nicht will mit Paß und Repaß bezeigen, heftig abgesetzt, jüngsthin auch 18 auf Hamburg und Danzig gehende Wagen raub- und mörderisch dermaßen vier Meilen von hier angefallen, daß bald in die 24 Personen auf der Walfstatt blieben, so viel verwundet, den Geist in wenigen Tagen hernach aufgegeben, die dritten spoliert und einen großen Raub davon gebracht. Ihr Evangelium, das sie den Bedrängten hilfreich vermeinen zu bringen, ist sehr unevangelisch und so hart und streng als türkisch und teuflisch mit Schänden, Morden, Rauben, Brandschätzen, daß nicht zu beschreiben, und doch der gemeinen Sage und Klage nach machen es die Kaiserlichen überall gar viel ärger. Es ist der Zorn und das Gericht des Herrn über unsere Sünde. Gott erbarme sich unser mit vorkommender Gnade, sonst ist's gar verloren! H. Franckenberg berichtet von Danzig, daß Davides Guilbertus, ein Klamant und Kalumniant von Utrecht, ein niederländisch Buch wider Jak. Böhmes Schriften und ihren Übersetzer (H. Abraham Wilhelm von Beherland) voll lauter Schmähtarten und lästerlichen Namen, deren auf Blättern der Vorrede nur 64 unterschiedliche zu zählen, geschrieben und wider gedachten H. Beherland sehr gesohten. D. Corvinus, Prediger zu Danzig, welcher seines unerbaulichen Predigens wegen abgesetzt worden, hat, wie H. Franckenberg berichtet, öffentlich ausgeschüttet, der Teufel habe in des sel. Arndt Schriften mehr ein Nest als ein Grab gefunden, worüber er aber verstummet, daß er publice kein Vaterunser mehr beten können, und ehe er auf Danzig kommen, habe das Wetter in den Kirchturm geschlagen, darüber Streit mit dem Räte angegangen; jetzt, da er abzeuget, größer wird, da er sich wider den Magistrat gesetzt. Es ist zu Beisteuer der Geschicht mit dem Betbuch merklich. „Des Abraham Ausgang“, „Süße Todesgedanken“ und der Sonette ist jedes ein Exemplar vor 14 Tagen mit Gelegenheit auf Wien bestellt, bei derselben unverhofften Abfuhr nicht mehr zu haben gewesen. Des Sperberi Bücher sind bei mir, habe Unsicherheit halben jezo keine Gelegenheit, sie auf Nürnberg zu bestellen. Dann moniert auch H. Franckenberg, weil sie nur einfach vorhanden, behutsam damit unzugehen, damit sie nicht verloren und man gar darum kommen möchte, lieber noch damit anzuhalten. H. Grammendorf hat mir erst vorgestern geschrieben, klaget, daß er noch immer im Streit leben müsse. Breslau, den 4. März 1643.

13. Wilhelm Schwarz an Joh. Bermeier.

Mit hinwieder diensttreuem Wunsch alles heilwärtigen Wohlergehens habe ich des Herrn Liebes und Angenehmes jüngsthin samt eingeschlossener alldaiger (Frankfurter) Kupfersticharbeit an Konterfeien und Schriften zurecht empfangen, und habe ich daraus, um so viel mehr der Herr mit wichtigen Geschäften beladen, dennoch aber meiner geringen Dingen halben so viel Mühehaltung mit Nachfragen, Vernehmen und in Antwort Zuschreiben geneigt übernimmt, dessen große Liebe und Freundschaft zu erkennen, mich fleißigst zu bedanken und hinwieder bester Möglichkeit zu verdienen. Gleich als ich nächsthin vom 4. März an den Herrn ein Briefel abgehen lassen, welches durch Bestellung der Herren Bollner hoffentlich einkommen sein wird, habe ich eben selben Tags hernach die verlangte Postille in einem Exemplar von H. Beringer durch Michel Hölzels Beförderung

empfangen, welches mir von Herzen lieb, aber anliegend, daß ich ein solches stattliches Präsent um den Herrn unverdient annehmen soll, bleib es aber zu verschulden lebenslang bekliffen. Da ich auf des Herrn Geheiß an Ihre Gestr., Herrn Beringer, geschrieben und vermutend, als sei er etwa nur ein Kaufmann in Preßburg, bin ich traun nicht wenig bestürzt worden, da ich bei dem Konterfei ¹⁾ an seinem Titel Wohlbedel und Gestrang gesehen. Der Herr wolle solche meine unwissentliche begangene Grobheit bei gelegener Zeit am besten zu entschuldigen gebeten sein. Ich hab es zwar noch selbst mit nehmender Ursach, mich des abgefolgten Exemplars zu bedanken, zu tun in Willen, weiß nur nicht, ob ihm meine Wenigkeit so viel angenehm kommen möchte.

Die gradierte Schrift in H. Abr. Fraudenbergs Versen ist zwar scharf und rein genug und fast dem Stiche gleich, womit ich in fernerer Arbeit wohl zufrieden sein wollte, gegen den hiesigen Sudler, aber das ist und zwar der größte Mangel dran (nicht jetzt der Postillen halben, sondern in künftig gemeint), daß die Buchstaben nicht nach ihrem richtigen Abdruck eigentlich, sondern nur sonst absehend nachgemacht, sintemal fast keiner in seiner Proportion, welches ein groß Mangel daran ist, indem der ganze Buchstabe unförmlich kommt, als wenn die Schärfungen gleich nicht so rein, da ein Auge zwar den ganzen Backen schändet, aber viel ungestalter ist, wenn anstatt eines geraden wohlgefallenen Leibes ein pudziger Zwerg aufzuehet. H. Fraudenberg hatte oben EWAngel. nicht vergebens das EW größer als die anderen Buchstaben gesetzt. Der Gradiierer hat sie seines Gefallens gleiche und das M auf solche ungeschickte Manier M gemacht, wie sie die Zimmerleute über die Gänsefalltüren zuhauen und die Mäde in die Schleier zu nähen pflegen. Es mag aber etlicher Mägen seine Entschuldigung damit haben, weil es von gemeiner Tinte geschrieben, dazu aber nach des Herrn jüngstem Bericht eine besondere gehört. Ob aber der Herr zum Gradiieren noch eine andere Tinte als zum Stechen meint, weiß ich nicht. Wollte wünschen, daß ich vom Gradiieren, um bisweilen selbst ein wenig hier zu künsteln, handgreifliche Nachricht erlangen könnte. Die nächstgesandten Konterfeis, so mit der Schrift sehr nett gemacht und billig lobenswert, sind mir sehr lieb. Vornehmlich aber hat mich des Herrn von Herzen erfreut, indem, wie ich im Tauler oder Andt gelesen von Anschauung des Angesichts Christi, als welcher uns so hoch geliebt, auf ruhmwürdige Leute sich das Herz sehne, ihre Person zu schauen, also mir, da ich mit dem Herrn schon so lang brieflich umgangen, dessen gegen mich Unbekannten geneigte Freundschaft und Leutseligkeit mit beweglichem Gemüte empfunden, also daß ich mir die Anschauung seines Angesichts oftmal gewünscht, nun über Zuversicht erfreulich damit gewähret worden. Es ist mir ja lieb gewesen, habe alle dieselben samt des Herrn dem H. Fraudenberg zu Danzig gesandt, der mir deren Empfang mit iht kommender Post und Eingeschlossenem an den Herrn meldet und über acht Tage wieder zu senden verheißt. Wenn es möglich, daß der Herr mir des Seinigen noch ein Exemplar und zwar auf einem vollen halben Bogen mit ehestem senden wollte, bäte ich dienstlich darum. Wollte es der Postille mit einverleiben und zu rühmlichem Gedächtnis dazu schreiben, daß mir solches der Herr verehrt hätte. Aus den zwei Schriftexemplaren habe mit mehrem des H. Furden Fleiß gesehen, wie nett es geschnitten, wenn nur die Schrift besser Fundament hätte. Hab daher, weil in der

1) Beringer: „Mein Bild hat der taube und stumme Maler zu Wien gemalt, habe ihm über eine Stunde nicht gegessen.“

deutschen Fraktur, so nach den Versalien als gemeinen Buchstaben, nicht viel besonders herauszuheben und insonderheit dergleichen hier begehrt wird, gemeint, auf 24 Tafeln nach dem Alphabeth, wie beiliegend zu sehen, etwas machen zu lassen. Deswegen an den Furken ein Briefel mit abgehen lassen mit dienstlicher Bitt, der Herr mit ihm davon reden wolle, weswegen ich das Briefel offen gelassen, und nach Überlesung zu versiegeln bitte. Weiß nit, wann es allda gefertigt und sauberer Druckfarbe allda bleiben sollte, wie ratsamlich damit zu verfahren. Möchte gern wissen, wer die Schriften unter H. Beringers Konterfei gemacht, da die kleinen Buchstaben ziemlich gut, aber die Versal auch nicht weit her. Weil ich jetzt eingedenk werde, daß der Herr von Frankfurt bereits dem Bernehmen nach weg sein wird, habe ich dieses aus Wien abgehen lassen mit Bitt, ob der Herr nicht unbeschwert solch Briefel an H. Furken mit Gelegenheit wolle befördern, weil es nicht allein gleich so zeitlich einkommt, sondern gewisser ist, denn der jetzige Leipziger vom Kommandanten zu Schweinitz spoliert worden an den Briefen. Wenn ich künftig von hier aus an den Furken schreiben möchte, bitte ich, der Herr wolle mich doch mit wenigem verständigen, ob er sich wieder auf Wien begeben oder in Nürnberg oder wo anders bleiben werde. Daß ich nächsthin gemeldet, der ‚Süßen Todesgedanken‘, ‚Abrahams Ausgang‘ und der Sonette nur jedes ein Exemplar mit den Herren Bollner gesendet, ist ja so gut. Denn indem sie beide besserer Sicherheit halben über Krakau durch Ungarn auf Wien gehen wollen, kommen sie fünf Meilen hinter Krakau in gefährliche Wassersnot. Haben alles ersäuft, und ist Herr Hans Bollner kaum gerettet worden. Wie die Materie nach solchem Bade aussehen wird, habe ich noch keine Nachricht. Wie viel der Herr fürder jedes noch begehren wird, erwarte ich Order, sollen alsdann gern erfolgen. Habe H. Furken umständlich geschrieben, hoffe, er wird es nicht übel vermerken. Der Herr wolle mir doch berichten, ob er alt und sonst ein achtbarer Mann ist, als ers der Kunst halben zwar billig ist, und wie man ihm sonst zu schreiben pflege. Tue den Herrn hiermit göttlicher Allmacht von Herzen empfehlen und bitte schließlich, weil das Paket über Zuversicht sich vergrößert, daß der Herr das an H. Furken, wie es da offen ist, zusamt den 2½ Bogen in seinem Copert versiegle. Er wird es im besten vermerken. Breslau, den 9. April 1643.

Nachtrag. Die Bemerkung oben, S. 89, daß sich nirgends eine Nachricht über W. Schwarz finde, muß ich berichtigen. Nach ihrer Niederschrift hat W. E. Peuckert in den Schlesienschen Lebensbildern III, S. 48, seiner und seiner Freundschaft mit Abr. v. Franckenberg gedacht, vor allen aber erwähnt ihn schon 1730 die Theosophia revelata, d. i. alle göttlichen Schriften Jak. Böhmes, S. 129 f., als einen vorzüglichen Abschreiber Böhmischer Traktate.

Als ich bereits die zweite Korrektur las, wurde ich durch eine Liebenswürdigkeit des Czepkobiographen Herrn Dr. Milch darauf aufmerksam, daß Peuckert auch in seinem Buche „Die Rosenkreuzer“ (Jena 1928) Schwarz nennt, dazu einige seiner Briefe verwertet, auch das oben unter Nr. 4 mitgeteilte Schreiben Franckenbergs schon zum Abdruck gebracht hat. Ich bedauere, daß ich von seinem wertvollen Buche nicht früher gewußt habe. Ich hätte vielfach auf ihn verweisen, auch seinen Anregungen nachgehen können.

VI.

Archivalische Belege für Arbeiten Michael Willmanns und seiner Werkstatt im Auftrag des Klosters Grüssau.

Von

P. Nikolaus von Lutterotti O. S. B.

Seit der Geburt des Altmeisters schlesischer Barockmalerei sind drei Jahrhunderte verflossen. Michael Lukas Leopold Willmann wurde 1630 in Königsberg (Ostpreußen) geboren. Den ausschlaggebenden Teil seines Lebenswerkes schuf er in Schlesien, das ihn mit Recht für sich in Anspruch nimmt. Durch vier Jahrzehnte nannte er das Kloster Leubus seine zweite Heimat. Dort starb er auch am 26. August 1706 ¹⁾).

Stets stand Willmann im Mittelpunkt des Interesses der Schlesier. Viel wurde über ihn von durchwegs begeisterten, doch nicht immer kritischen Verehrern geschrieben. Sie haben sein Lebens- und Schaffensbild eher verdunkelt. Der an sich begreifliche Stolz, Werke des Meisters entdecken oder aufführen zu können, verleitete zu weniger exakter Arbeit. Die Willmannforschung hat gefährliche Klippen. Die archivalischen Quellen fließen verhältnismäßig spärlich. Meist ist man auf die Berichte späterer Biographen angewiesen, die den großzügigen Werkstattbetrieb Willmanns nicht durchschauten. Als kraftvoller Bahnbrecher eines neuen Stiles wurde er bald große Mode. Die Aufträge mehrten sich in einer Weise, daß er allein sie nicht mehr erledigen konnte. In seinem Atelier zu Leubus bildete er Schüler heran. Das gelang ihm so gut, daß oft nur schärfste Untersuchung der Maltechnik oder Komposition entscheiden kann, ob ein Bild vom Meister selbst oder etwa

¹⁾ Zur Literatur vgl. J. G. Büsching, Bruchstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien 1810/12, Bresl. 1813. — Nagler, Füssli, Fiorillo, Allg. Künstlerlexika. — D. Maul, M. Willmann, Straßb. 1914. — E. Kloß, M. Willmann, Schles. Lebensbilder III, 95, Bresl. 1928. — N. von Lutterotti, Vom unbekanntem Grüssau, Bd. I. Grüssau 1929; derselbe, Michael Willmanns Gemälde in der Schloßkapelle zu Lobris, Ar. Jauer (Schles. Geschichtsbl. Jhg. 1930 Nr. 2). — Michael Willmanns Geburtstag fällt nach den in der Sonntagsbeilage der „Schles. Ztg.“ vom 18. Mai 1930 (Nr. 251) von E. Buchwald mitgeteilten Königsberger Taufbucheintragungen in die Zeit kurz vor dem 27. Sept. 1630.

von seinem Stiefsohn Johann Christoph Dschka († 1712), seinem Sohn Michael Willmann d. J. († 1706), vom „Glogauer Maler“ oder vom „polnischen Maler Michael“ herrührt, die alle in Leubus unter Willmann arbeiteten. Zumal wenn die wichtigeren Partien vom Meister selbst gemalt wurden, ist eine reinliche Scheidung oft nahezu unmöglich.

Auch die archivalischen Quellen vermögen nicht restlose Aufklärung zu geben. Wenn auch Willmann einen Kontrakt schloß oder eine Zahlung empfing, so muß er deshalb nicht selbst vor der Staffelei geessen haben. Immerhin ergeben solche Belege nicht zu verachtende Anhaltspunkte für die Lösung schwebender Fragen. Auch die unscheinbarsten Notizen können unter Umständen Licht spenden. Sie verdienen es, den Forschern zur Verfügung gestellt zu werden. Archivar und Formenanalytiker müssen in Gemeinschaftsarbeit an die kritische Darstellung des Lebenswerkes Willmanns herangehen. Keiner kann dabei den anderen entbehren. Gerade bei diesem Künstler wäre das Wort: Auf ein paar Jahre kommt es nicht an! grundverfehlt. In dieser Arbeit werden unveröffentlichte Archivtexte geboten. Auf künstlerische Wertung der erwähnten Bilder oder Stiche muß verzichtet werden. Reichen die Quellenangaben nicht hin, eine erwähnte Arbeit zu identifizieren, dann werden vorsichtige Vermutungen ausgesprochen, doch nur dort, wo ernste Gründe vorzuliegen scheinen. Das Übrige wird der Arbeitsgemeinschaft der vielen Willmannforscher anheimgestellt.

Einer der bedeutendsten Auftraggeber Willmanns war das Zisterzienserkloster Grüssau. Unter dem kunstliebenden Abt Bernhard Rosa (1660/96) erlebte es ein machtvolles Ausblühen. Im Archiv der Abtei findet sich noch heute das Tagebuch und das Rechnungsbuch dieses Prälaten, zwei aufschlußreiche Quellen (zitiert als T und R). Leider beginnt das besonders ergiebige Rechnungsbuch (2 Kleinfoliobände, 524 S.) erst zu Neujahr 1675.

Solange in Leubus Abt Arnold Freiberger (1636/72) regierte, waren die Beziehungen Abt Rosas zu diesem Kloster nicht allzu innig. Die beiden Prälaten harmonierten nicht gut. Freiberger war noch ganz Mann der alten Zeit. Er stemmte sich gegen die Reformbestrebungen Rosas. Das zunehmende Alter lähmte seine Tatkraft, ohne seinen Starrsinn zu mildern. So sah sich Rosa gezwungen, den greisen Freiberger 1668 beim Ordensgeneral wegen Vernachlässigung seiner Amtspflichten zu denunzieren und ihm bei einer Visitation des Klosters Leubus 1670 mit Schärfe entgegenzutreten. Dadurch wurden die Beziehungen der Prälaten sehr kühl. Besuche in Leubus unterblieben völlig. Gerade diese aber brachten, wie wir sehen werden, persönliche

Fühlungnahme mit Willmann, Aufträge und Bilderkäufe. Immerhin hatte Rosa schon damals mit dem „Maler von Leubus“, wie er Willmann meist nennt, geschäftliche Beziehungen begonnen.

Das zeigt eine Begebenheit im Spätherbst 1670. Die katholischen Stände von Schweidnitz-Jauer hatten den Grüssauer Abt nach Wien entsandt, um am kaiserlichen Hofe ihre konfessionellen Interessen zu vertreten. Am 29. November hatte er Audienz beim Kanzler Grafen Sternberg ¹⁾. Eine zweite Audienz fiel aus, da der Graf erkrankte. Nach Grüssau zurückgekehrt, schrieb Rosa an den Grafen am 22. Dezember: „ . . . Si quid ut meminere apud Pictorem Lubensem cogitare fieri, libentissime inserviam, placeat tamen quomodo et qualiter id ipsum affectet insinuare. Est enim praedictus pictor semper valde occupatus, nihilominus disponam illum, ut Vestrae Excellentiae conceptum prae omnibus aliis in actum redigat“ ²⁾.

Zwei Jahre darauf schenkte Abt Bernhard Rosa dem Kaiser Leopold I. ein Bild von Willmann. Die Fürstentumsstände sandten den geschäftsgewandten Prälaten wieder an den Wiener Hof, um den Nachlaß einer drückenden Steuer zu erlangen. Er wandte sich an den kaiserlichen Beichtvater, den Jesuiten Müller, um Vermittlung: (1672, 9. Juni) „ . . . Cum adesset dies natalis Suae Majestatis obtuli illi per Confessarium suum preces meorum Fratrum, addendo pictam imaginem a Pictore Lubensi, J(esus), M(aria), J(oseph) ex Aegypto revertentes, post quos sequebatur asinus. Constitit imago forte 100 Thl. Hanc ut Sua Majestas intueretur et recommendatam haberet Confessarium rogavi, quod et fecit, et lubens Sua Majestas accepit et grates egit per Confessarium“ ³⁾. Die erstaunliche Höhe des Preises, wobei wohl ein kostbarer Rahmen mitgerechnet war, vor allem aber die Person des Kaisers berechtigen zur Vermutung, es habe sich um ein besonders gutes Bild gehandelt. Vielleicht läßt es sich nach diesen Angaben in einem der Schlösser oder Sammlungen des ehemaligen österreichischen Kaiserhauses auffinden.

Abt Johannes IX. Reich (1672/91) verdankte seine Erhebung auf den Stuhl von Leubus dem Einfluß Bernhard Rosas, der ihn als Gehilfen beim Werk der Ordensreform wünschte. Das Einvernehmen der beiden Prälaten war ungemein herzlich. Häufig fand Rosa den Weg aus dem Riesengebirge ins Kloster am Oderstrand. Es ist wohl selbstverständlich, daß er dabei dem Atelier Willmanns stets einen Be-

1) T 179. 2) Briefkonzept. Bresl. Staatsarch. Rep. 40, Kl. Grüssau, II, 5, a.

3) T 188.

sich abstattete. Die Aufträge mehren sich nach Zahl und Bedeutung. Die Kontrolle dafür bildet ab Neujahr 1675 das Rechnungsbuch des Abtes. Freilich enthält es nur jene Zahlungen, die von der Abteikasse geleistet wurden. Sicher fänden sich im verloren gegangenen Expensenbuch des Klosterprovisors, der im Auftrag des Prälaten gleichfalls Rechnungen beglich, weitere Belege. In chronologischer Ordnung werden nun die einzelnen Notizen wiedergegeben und behandelt.

1675, 2. Juni „dem Mahler S(ern) Michael . . . in Lubens p(ro) J(esu), M(aria), Josepho flectente et osculante JESUM 20 Rthl. Item p(ro) aliis 10 Rthl.“¹⁾ Diese Beschreibung deckt sich mit dem Bild der Hl. Familie im gelben Zimmer des Schlosses Lobris bei Zauer. Die begonnene Sichtung der Lobriser Archivalien wird möglicherweise Aufschluß geben. Bei den regen Beziehungen zwischen Grüssau und dem gräflichen Hause Kostitz wäre eine Schenkung nicht ausgeschlossen.

1675, 12. Oktober „dem Mahler von Leubus vor das Kupffer C(risti) Famil(ia) 30 Rthl.“²⁾ Es ist die heute als „Stammbaum Christi“ bezeichnete Radierung. Die Grüssauer Zisterzienser nannten das hier wiedergegebene Altarblatt von Willmann stets „Familia Christi“³⁾.

Am 27. Mai 1677 erlitt das Kloster Grüssau einen schweren Brandschaden, der auch die Kirche in Mitleidenschaft zog. Der Dachstuhl brannte weg. Durch die Gewölbelöcher fielen Kohlen und glühendes Glockenerz ins Innere und zündeten an mehreren Stellen. Der obere Teil des Hochaltars verbrannte bis herab auf die Säulen. Von den Statuen des ersten Geschosses wurde eine zerstört und auch der Tabernakel angefangt⁴⁾. Man darf also annehmen, daß nicht nur das obere Altarblatt, sondern auch das Hauptbild zugrunde ging. Beim rasenden Umsichgreifen der Flammen erscheint eine Rettung des letzteren wenig wahrscheinlich. Auch die eben erst vollendete Loretokapelle brannte aus. Dieses Unglück verschaffte Willmann neue Aufträge:

1677, 20. Juli „Pictori Lubensi ein Schoß Leimbt p(ro) labore 6 Rthl.“⁵⁾ Hier handelt es sich eher um ein in Leinwand ausbezahltes Honorar als um Malerleinwand.

1677, 10. September „Vor die 2 Bilder in muro Laureth(ano) Pictori Mich(aeli) Lubensi hic pingenti 20 Rthl. Pro 2 imag(ini-

1) R 17. Eine aus drei Buchstaben bestehende, völlig unleserliche Abkürzung wurde durch Punkte ersetzt. 2) R 23. 3) Vgl. z. B. Henelius-Fiebiger, Silesiograph. renov. I, 693 oder Grüssauer Klosterannalen 9 (Archiv Grüssau).

4) Schömberger Stadtbuch I, 93 u. 257 (Archiv Grüssau), Schömberger Taufmatrikel, Grüssauer Totenmatrikel. 5) R 63.

bus) Hed(wigis) et Elisab(eth) in Maj(ori) Altari 20 Rthl. 13. September: Pro illa in Bethl(ehem) 5 Rthl. Filio bjb(ale) 1 Rthl. Item wegen abgerisener 5 Bild(er) pictori 5 Rthl.“¹⁾ Die Grüssauer Loretokapelle war, ähnlich der Glogauer, ins Kircheninnere einbezogen, wo sie unter einem Gewölbe frei stand. An der Außenmauer waren die traditionell gewordenen Propheten und Sibyllen dargestellt. Die vier Großen Propheten waren Holzplastiken, die zwölf Kleinen Propheten und die zwölf Sibyllen hingegen waren zwei Gruppenbilder in Öl. Beim Neubau der Klosterkirche (1728/34) wurden diese Gemälde an der Außenwand der gleichfalls neu errichteten Loretokapelle angebracht, wo sie noch heute Willmanns Stammbaum Christi flankieren. Beim angegebenen Preis handelt es sich offenbar um eine Teilzahlung. Beachtenswert ist die Erwähnung der Anwesenheit Willmanns in Grüssau. Unter den Augen des Auftraggebers griff der Meister gewiß selbst zum Pinsel. Zum erstenmal treffen wir Lischka als Begleiter seines Stiefvaters. Über die Bilder der hl. Hedwig und Elisabeth ist nichts bekannt. Waren sie wirklich am früheren Hochaltar angebracht, dann haben wir es wohl mit Umgangstüren zu tun, wie sie Willmann auch in Leubus malte. Das kleine Bildchen für die Bethlehemitkapelle bei Grüssau ist gleichfalls verschollen. Auch die erwähnten Abrisse, gemeint sind Skizzen, lassen sich nicht mehr feststellen.

1677, 10. November „Vors große Kupffer JESUS M(aria) J(oseph), Augustae [in Augsburg] gemacht 40 Rthl. Vor 100 abzudrucken große 1 Rthl. 25 sg.“²⁾ Wahrscheinlich ist dies der große Stich Jesus, Maria und Joseph in einer Landschaft, wobei Jesus mit dem Kreuzesstab die Schlange bekämpft. Barthel Kilian in Augsburg hat ihn nach einer Vorlage Willmanns gestochen.

1678, 17. Juni „Pro libro Passionis 1 Rthl. 18 sg.“³⁾ Die unscheinbare Bemerkung beweist, daß damals die erste Auflage (ohne Jahr und Ort) des von Willmann illustrierten Grüssauer Passionsbuches bereits erschienen war. Da der Bau des Kreuzweges 1672 begann, das Rechnungsbuch aber keinerlei Angaben über den Druck macht, so ist dieser zwischen die Jahre 1672 und Ende 1674 anzusetzen.

1678, 11. Juli „Pictori Lubensi telam p(ro) imag(ine) superiori in alt(ari) maj(ori) 50 Rthl. 12 sg. Item pro 5 imag(inibus) p(ro) via cruenta [= Kreuzweg] 100 Rthl. Pro lamina [= Platte] J(esus) M(aria) J(oseph) 6 Rthl.“⁴⁾ Gleichzeitig läuft eine Reihe von Ausgaben für die Wiederherstellung des Grüssauer

1) R 65.

2) R 69.

3) R 81.

4) R 83.

Hochaltares. Nach einer zeitgenössischen (1703) Beschreibung trug dieser zwei Altarblätter. Der Mittelteil barg den Stammbaum Christi, den Oberteil schmückte eine Krönung Mariens. Beide wurden Willmann zugeschrieben ¹⁾. Der Rechnungsbeleg bezieht sich eher auf die Krönung Mariens. Der Stammbaum Christi verbirgt sich wohl unter einer der nächsten, nicht näher spezifizierten Ausgaben. Während des Neubaus der Abteikirche wurde die Krönung Mariens als Hochaltarblatt in die damals gleichfalls neugebaute Prioratskirche zu Würben bei Schweidnitz geschenkt, die dem Kloster Grüssau unterstand, zugleich mit mehreren Plastiken des früheren Grüssauer Hochaltares ²⁾. Der Stammbaum Christi steht heute auf dem Hauptaltar des linken Querschiffes der neuen Abteikirche. Leider hat Bernhard Krause d. Ä. aus Frankenstein im Jahre 1790 für 50 Tl. so gründlich „frische Farben aufgelegt“, daß große Partien des Bildes vorläufig als verdorben bezeichnet werden müssen ³⁾. Die fünf Passionszonen waren für den großen Kreuzweg bestimmt, dessen 32 Stationen Bernhard Rosa seit 1672 anlegte. Die in der Feldmark des Klosters gelegenen Kapellen malte der Grüssauer Klostermaler Martin Leistriz (1639—1710). Die letzten Stationen, die im Klosterhof und im Innern der Abteikirche angebracht waren, wurden bei Willmann bestellt, in dessen Atelier sie seine Schüler ausführten. Vier dieser Bilder hängen noch jetzt in der Grüssauer Sakristei. Es sind die beiden Begegnungen des Kreuztragenden mit seiner Mutter und mit den weinenden Frauen von Jerusalem, die Kleiderberaubung und die Kreuzannagelung. Dort hängen noch drei weitere Passionsbilder aus Willmanns Kreis, ein Ölberg, eine Geißelung und ein Gekreuzigter. Eines aus ihnen wird das fünfte in dieser Reihe gewesen sein. Die Höhe des Honorars schließt die Möglichkeit aus, es handle sich hier bloß um Stiche fürs Grüssauer Passionsbuch. Für einen Stich im Kleinformat berechnete Willmann, wie die letzte Notiz zeigt, 6 Rtl.

1678 malte Willmann auch das eigenhändig signierte Porträt des Abtes Bernhard Rosa, das sich noch jetzt im Kloster Grüssau befindet. Es gehört zu den sicher echten Werken des Meisters. Der Prälat hält

¹⁾ Henelius-Ziebig, Silesiogr. renov. I, 693. ²⁾ Schriftliche Mitteilung (1921) von Rektor R. Geed, damals in Würben. Er entnahm die Mitteilung einer Handschrift des Würbener Pfarrarchives „Annotationes super desiderata . . . Ecclesiae Wirbonensis“, 1730 vom Würbener Prior P. Augustinus Rose O. Cist. verfaßt. 1925 suchte ich im Würbener Pfarrarchiv vergebens nach dieser Handschrift. Schon bei der Pfarreiübergabe von 1923 wurde sie vermißt. ³⁾ Rechnung im Archiv Grüssau.

in der Hand einen in Kupfer gestochenen Aufnahmeschein der von ihm gestifteten Grüssauer Josephsbruderschaft. Das Bild war Eigentum dieser 1669 entstandenen frommen Vereinigung. Im äbtliehen Rechnungsbuch wird es nicht erwähnt. Vielleicht wurde es aus der Bruderschaftskasse bezahlt, deren Rechnungen verloren sind. Es kann aber auch ein Geschenk Willmanns bei seiner Aufnahme in die „Josephinische Sodalität“ sein. Darauf scheint der undatierte, doch vor 1690 erfolgte, Eintrag ins Mitgliederbuch zu deuten: „H(err) Michael Wiellmann Mahler in Leubus der Bruderschaft Wohlthetter“¹⁾.

1680, 4. Februar „Lubens(i) Pictori 200 Rthl.“²⁾. Die Zahlung geschah anlässlich eines Besuches Kosas in Leubus. Es war wohl die Restzahlung für Willmanns Arbeiten für den Grüssauer Hochaltar.

1680, 27. August „Vor 3 Bild(er) von Leubus J(esus) M(aria) J(oseph) eines zu 20 Rthl.—60 Rthl.“³⁾. Zwei Willmann zugeschriebene Darstellungen des gleichen Gegenstandes in Warmbrunn und auf der Burg Bolkenhain werden unten erwähnt.

1681, 27. Juni „Vor 3 Bilder dem Mahler zu Leubus 60 Rthl.“⁴⁾. Gelegentlich einer Reise nach Leubus kaufte Abt Bernhard Rosa diese Bilder, welche sich nicht mehr identifizieren lassen.

1682, 3. September „Lubens(i) Pictori p(ro) imag(ine) J(esus) M(aria) J(oseph) 50 Rthl.“⁵⁾. Es ist der 1682 signierte „Marienfuß“, der neben der den Jesusknaben küssenden Gottesmutter auch St. Joseph aufweist. 1811 wurde das Bild aus dem säkularisierten Kloster Grüssau nach Breslau überführt und später dem Schlesischen Museum der bildenden Künste überwiesen.

1682, 28. November „Kupffer Blatl in † Weg 10 Rthl.“⁶⁾. Aus den vielen, den Zweitdruck des Grüssauer Passionsbuches betreffenden Ausgaben des Jahres 1682 sei nur diese hervorgehoben. Offenbar handelt es sich um eine Platte für eines der Kreuzwegstationenbilder, etwa als Ersatz für eine abgenutzte Platte. Diese Teilausgabe beleuchtet den Kostenpunkt des bilderreichen Kreuzwegbuches.

1684, 21. April „H(err) Mich(ael) Wilman Mahler 32 Rthl. pro 3 Kupfferstich zu Nürnberg dem Mahler abgefertigt 20 Rthl. Rest wegen der Kupffer von Augsburg dem Wisch(a) 8 Rthl.“⁷⁾. Alle drei Zahlungen erfolgten bei einem Visitationsaufenthalt des Grüssauer Abtes in Leubus. Willmanns Stieffsohn Wischka nahm da-

1) Album almae Sodalitatis Divi Josephi in Ducali Grüssoviensium... Coenobio, Bd. I (1669/90) im Archiv Grüssau. 2) R 123. 3) R 139. 4) R 161.

5) R 192. 6) R 197. 7) R 222.

mals an der Seite des Altmeisters schon selbständige Aufträge entgegen.

1684, 2. Oktober „Dem Mahler v(on) Leubus vor 2 capita Christi 12 Rthl. Vor andere Bilder 12 Rthl.“¹⁾. Das eine der beiden „Häupter Christi“ dürfte mit dem kleinen, auf Holz gemalten Christusantlitz auf dem Josephsaltar der Grüssauer Abteikirche identisch sein. Es erinnert sehr an den „Heiland von Chrudin“. Auf der Rückseite klebt ein Pergamentstreifen mit durch Feuchtigkeit zerstörter Schrift. Die wenigen noch erkennbaren Charaktere zeigen den Zug des ausgehenden 17. Jahrhunderts. Mit Willmann hat das Bild nichts zu tun, es ist lediglich Gesellenarbeit.

1684, 2. Oktober „Vor 2 Bild(er) große verdinget zu 300 Rthl. zu Leubus drauffgeben 100 Rthl.“²⁾. 1686, 9. Oktober „Dem Mahler v(on) Leubus in Abschlag imag(inum) SS(anctorum) Cister(ciensium) 100 Rthl.“³⁾. 1688, 5. März „H(ern) Michael Willmann Mahler p(ro) Ord(inis) imag(inibus) 100 Rthl.“⁴⁾. Die Dreisaltigkeitskapelle der früheren Klosterkirche wurde reich ausgeschmückt, um auf ihrem Hauptaltar das von vielen Wallfahrern aufgesuchte altehrwürdige Grüssauer Marienbild „Gratia Sanctae Mariae“ aufzunehmen. Laut Rechnungsbuch begannen diese Arbeiten 1684 und schlossen erst 1694 mit der Weihe des Hauptaltars. Die Kapelle hatte zwei Nebenaltäre mit Gruppenbildern jener heiligen und seligen Zisterzienser, die in ihrem Leben besondere Gnadenerweise von Maria erhielten⁵⁾. Beim Neubau der Klosterkirche kamen die beiden Altäre nach Neuen, dessen Pfarrkirche dem Stift inkorporiert war. Die Komposition zeigt völlig Willmanns Art, die Ausführung jedoch besorgten Schüler. Das Hochaltarblatt der ehemaligen Grüssauer Propstei Warmbrunn, Maria mit den Heiligen des Zisterzienserordens (1687), geht zeitlich und inhaltlich mit den beiden erwähnten Bildern zusammen, wird aber im Rechnungsbuch nicht erwähnt. Nach Warmbrunn kam es erst nach dem dortigen Kirchenbrand von 1711. Eine Deutung der drei vorerwähnten Notizen auf die Kupferstichfolge der Zisterzienserheiligen, die Sandrart, Kilian und Wolfgang nach Willmanns Entwürfen stachen, erscheint wenig wahrscheinlich. Es sind zweifellos Ratenzahlungen eines und desselben Kontraktes.

1687, 17. November „Pro laminis H(ern) Sandra(r)t

1) R 229. 2) Ebenda. 3) R 273. 4) R 315. 5) Henelius-Fiebiger, Silesiogr. ren. I, 696.

139 Rthl.“¹⁾). Sandrart hat eine Anzahl Bilder Willmanns gestochen. Um solche wird es sich hier handeln. Sehr häufig begegnen uns im Rechnungsbuch Zahlungen an ungenannte Stecher in Augsburg und Nürnberg. Sie alle anführen hieße den Rahmen dieser Arbeit überschreiten.

Das Verhältnis des Prälaten Rosa zu Willmann erhält in dieser Zeit auch eine herzlich persönliche Note. Das zeigen kleine Geschenke. So erhielt Willmann zu Weihnachten 1684 5 Rtl. und zu seinem Namenstag 1690 ein Schock Leinwand im Wert von 10 Rtl. Willmanns malerisch geschulte Tochter Anna Elisabeth, die unter dem Namen Benedikta Dominikanerin bei St. Katharina zu Breslau war, wird seit 1690 verschiedene Male mit Geldsummen für Malgerät, mit Leinwand oder Habittuch bedacht²⁾.

1689, 20. September „Pictori Lub(ensi) 87 fl. p(ro) J(esus) M(aria) J(oseph). 40 Thl. p(ro) parvis imag(inibus) reliquis“³⁾. Wieder war es ein Aufenthalt in Leubus, bei dem Abt Bernhard dem Meister persönlich das Honorar für diese nicht mehr festzustellenden Arbeiten auszahlte.

1690 sandte Abt Rosa den Grüssauer Mönch P. Jakob Arlet⁴⁾ zu Willmann, der ihn in der Kunst des Kupferstechens weiterbilden sollte. Eine Frucht dieses Leubuser Studienaufenthaltes waren die Stiche des P. Jakob zum Grüssauer Bierzehn-Nothelferbuch (Glaß, Pega 1693). An sich sind die Bilder primitiv. Stellenweise aber weisen sie überraschende Feinheiten auf, die auf die nachhelfende Hand Willmanns schließen lassen. Ein unsignierter Stich dieses Buches deckt sich mit Willmanns Fresko in der Grüssauer Josephskirche: St. Josephs Aufnahme in den Himmel.

Damit sind wir bei Willmanns größter Arbeit für Grüssau angelangt, dem monumentalen Freskenzyklus der Grüssauer Josephskirche. Ihr Bau begann Anfang 1690. Am 27. Mai 1692 wurde zum Gedächtnis der 400jährigen Stiftungsfeier des Klosters Grüssau in einen Pfeiler der bis auf die Fassade vollendeten Kirche nachträglich der Grundstein eingefügt und der erste Gottesdienst gehalten. Man

1) R 309. 2) R 358, 382, 423, 460. 3) R 338. 4) P. Jakob Arlet, aus Politz im Braunauer Ländchen, trat 1682 ins Kloster Grüssau. 1688 erlernte er im Benediktinerstift Braunau das Kupferstechen, bildete sich unter Willmann in Leubus 1690 weiter aus und stach ganz hübsche Andachtsbilder und Porträts. Er starb 27. Dezember 1702 durch einen unglücklichen Sturz auf der Treppe, erst 41 Jahre alt. Vgl. R 402. — Breslau, St. u. Univ.-Bibl. IV, Q, 185, Hdschr. Mansiones 19.

konnte zur Ausmalung schreiten. Ende Mai 1692 sandte Abt Bernhard den P. Jakob Arlet zu Willmann¹⁾, wohl um die Idee des Zyklus zu besprechen. Vom 28. August bis 4. September war der Prälat selbst in Leubus²⁾, um den Kontrakt zu schließen. Willmann übersiedelte mit seinem Stieffohn Lischka und seinem Sohn Michael Willmann d. J. nach Grüssau, wo ihnen die Grüssauer Klostermaler Martin und Sigismund Leistritz sowie ein ungenannter Tiroler Maler Gehilfensdienste leisteten. Das Rechnungsbuch enthält folgende Angaben über diese größte Arbeit Willmanns:

1692, 11. Oktober „H(ernn) Michel M(aler) zu Leubus 400 Rthl. P(ro) filio ejus Maj(ori) 2 Rthl. 20 sg. Filio minori 1 Rthl. 10 sg. Adjutori Pictoris D(omini) Willman p(ro) 3 sept(imanis) 6 Rthl.“³⁾.

1693, 1. August „H(ernn) Michel Mahler 100 Rthl.“⁴⁾.

1693, 1. Oktober „H(ernn) Michael Wilman auf Arbeit der Kirchen 500 Rthl. Seinem H(ernn) Sohn dem größeren 2 Rthl. 20 sg. Dem kleinen Sohn 1 Rthl. 10 sg.“⁵⁾.

1694, August „dem H(ernn) Mahler von Lenbuß in Abschlag 20 Rthl.“⁶⁾.

1694, September „H(ernn) Michael Mahler in Abschlag seiner Arbeit 450 Rthl.“⁷⁾.

1695, Mitte Oktober „Dem H(ernn) Willmann wegen der verdingten Joseph-Kirchen in Summa 2000 Rthl., den Rest abgeführt mit 500 Rthl. Seinem kleinen Servitori 1 Rthl.“⁸⁾.

Neben den Arbeiten in der Josephskirche führte Willmann für seinen Mäzen noch folgende Aufträge aus:

1694, September „(Herrn) Michael Maler) . . . wegen der 3 Bilder und Hl. Geist aufs Glas in die Klosterkirch. Item 3 Zeichnungen Sanctorum Ordinis 33 Rthl. Pro ligamine [als Angebinde] 4 Stück Leinwand 9 Rthl. Filio seniori 2 Rthl. Juniori 1 Rthl.“⁹⁾. Das Glasgemälde des Hl. Geistes befand sich über dem Hauptportal der alten Klosterkirche¹⁰⁾.

Mit dem Tode des Abtes Bernhard Rosa († 1. November 1696) versiegen die archivalischen Quellen über Willmanns Aufträge für Grüssau. Für die letzten Lebensjahre des Künstlers sind wir einzig auf die Untersuchung der in Frage kommenden Bilder angewiesen.

1) R 398. 2) R 402. 3) R 405. 4) R 421. 5) R 425. 6) R 440.

7) R 442. 8) R 461. Die letzten beiden Jahre führte der Sekretär des greisen Abtes das Rechnungsbuch, daher die Abweichungen in Stil und Rechtschreibung.

9) R 442. 10) Henelius-Griebiger, Silesiographia renov. I, 689.

Eine solche liegt nicht im Zwecke dieser Arbeit. Doch seien noch einige archivalische Notizen aus späterer Zeit erwähnt. Haben sie auch nicht den Wert erster Quellen, so sind sie doch beachtenswerte Traditionszeugnisse.

1711, 7. September brannte die Kirche der Grüssauer Propstei Warmbrunn völlig nieder. Unter dem vernichteten Inventar wird von zeitgenössischer Hand aufgeführt:

„Auff der rechten Hand des hohen Altars ist der vergolte Credentz, wo die Bildnus I(esus) M(aria) I(oseph) vom Künstl(er) H(ern) Wilman gemahlet zu sehen war“¹⁾.

1764, 10. Juni sandte der Volkenhainer Wirtschaftshauptmann Ignaz Bock an den Grüssauer Abt Malachias Schönwiese eine eingehende Beschreibung des Bauzustandes der Burg Volkenhain mit Inventar. In der Burgkapelle wird erwähnt:

„1 Willmannisches Bild Mater dolorosa. 1 Willmannisches Bild I(esus) M(aria) I(oseph)“²⁾. Später kamen diese Bilder in die Hauskapelle des am Fuße des Burgberges gelegenen Grüssauer Dominiums Kleinwaltersdorf, wo sie am 20. Oktober 1795 bei einem Brande durch Wasserspritzen litten. Büsching sah sie bei seiner Geschäftsreise noch dort und hat sie wahrscheinlich nach Breslau gebracht.

1792, 26. März führt endlich der Administrator der Volkenhainer Burggüter zu Ruhbank, P. Johannes Langer (1797—1800 Abt), beim Inventar des Tafelzimmers im Schlüssel zu Ruhbank auf:

„1 groß Marienbild von Willmann mit schwarzer Rahme und vergoldeten Laisten“³⁾.

Kleine, unscheinbare Notizen wurden hier aneinandergereiht und erläutert. Ihre Gesamtheit aber wirft manches aufhellende Licht über das Lebenswerk des größten schlesischen Malers und die Arbeitsmethode seiner Werkstatt. Sie sind auch für die Kulturgeschichte nicht belanglos. Ein klarer Querschnitt wird durch den überraschend schnellen Aufstieg schlesischen Kunstlebens in den Friedensjahren nach dem Dreißigjährigen Krieg gelegt. Dem Kirchenhistoriker endlich sind sie ein Beweis, daß die schlesischen Klöster der alten Orden in der Zeit des Hochbarock wieder völlig auf der Höhe ihrer religiösen und kulturellen Aufgabe standen.

1) Hdschr. Prioratus P. Anselmi, S. 45. Pfarrarchiv Warmbrunn. 2) Archiv Grüssau. 3) Ebenda.

VII.

Schlesier in der Deutschen Gesellschaft zu Jena.

(Ein Beitrag zur schlesischen Geistesgeschichte.)

Von
Joseph Bedar.

Die Geistes- und Bildungsgeschichte Schlesiens in der Zeit von 1500 bis 1740 birgt eine Reihe von Problemen, deren Lösung größte Schwierigkeiten bietet. Mit dem 15. Jahrhundert darf man die Kolonialepoche als überwunden und das Land als in die deutsche Gesamtkultur vollständig hineingewachsen ansehen. Das 16. und 17. Jahrhundert zeigt Schlesien auf verschiedenen Geistesgebieten schon geradezu auf weit sichtbarer Höhe. Erst in unseren Tagen lernen wir erneut die Tatsache würdigen, daß Schlesien für das deutsche Volk Bewahrer und Überlieferer des alten religiös = mystischen, naturphilosophischen Kulturgutes ist, das in einer Linie von Paracellus über Jakob Böhme, Kaspar Schwendfeld, Abraham von Franckenberg zu Angelus Silesius führt, wobei wir heute an Hermann Stehr und andere denken. Und in der Poesie braucht man nur an die schlesischen Dichterschulen zu erinnern, deren Einfluß und Ruhm von Opitz bis Günther in ihrer Zeit über die Grenzen des Reichs hinaus unbestritten waren. Warum, so fragt man sich angesichts dieser kulturellen Leistungen immer wieder, hat es dieses Land vor 1700 zu keiner eigenen Universität gebracht? Warum haben seine Gelehrten, die in großer Zahl Mitglieder auswärtiger wissenschaftlicher Gesellschaften waren und diese Titel bei jeglicher Gelegenheit zu führen nicht vergaßen ¹⁾, sich nicht eine eigene Akademie gegründet? Warum hat dieses Land, das seit Opitz den stärksten Einfluß in der

1) Der unten zu nennende Karl Benjamin Stieff z. B. führt hinter seinem Namen neben seinem Beruf als Lehrer des Elisabethanischen Gymnasii in Breslau nicht weniger als 10 Mitgliedschaften auswärtiger wissenschaftlicher und künstlerischer Gesellschaften an.

deutschen Sprache und Poesie ausübte, sich nicht auch eine Sprachgesellschaft oder deutschübende Gesellschaft geschaffen? Diese Fragen sind in ihrer Ganzheit, soviel ich sehe, kaum gestellt, und doch sind sie grundlegend für den Entwicklungsgang der schlesischen Geistesgeschichte.

Wenn man von dem von Georg Schönauß Freiherrn zu Carolath zu Beuthen a. D. 1613 gegründeten und 1627 wieder eingegangenen gymnasium illustre absieht, so haben zweimal ernsthafte Versuche einer Universitätsgründung stattgefunden. Am 20. Juli 1505 hatte der Breslauer Rat vom König Wladislaus von Böhmen die Stiftungsurkunde für die Gründung einer Universität erwirkt ¹⁾, aber das Unternehmen scheiterte, weil die päpstliche Bestätigung nicht zu erlangen war. Die jagellonische Universität zu Krakau intrigierte in Rom gegen den Plan, um sich die gefürchtete schlesische Konkurrenz zu ersparen. So berichtet Samuel Benjamin Klose ²⁾, und ihm folgend haben die Späteren ³⁾ diese Erklärung als ausreichend angenommen; aber Klose ⁴⁾, der den Breslauer Rat tadelt, daß er nicht schon im 15. Jahrhundert, zur Zeit des Königs Podiebrad, wo die Stadt in Rom im höchsten Ansehen stand, die Universitätsgründung in Angriff genommen habe, beruhigt sich bei dieser Erklärung selbst nicht, sondern fügt hinzu: „Derjenige, welcher den ganzen Gang der Geschichte kennt, wird den Grund, warum die Breslauer dismal ihren Endzweck nicht erreicht, leicht einsehen. Die allzugroße Sorge für ihre Handlung und die Betriebsamkeit wegen der zu erhaltenden Bestätigung ihrer Niderlage hilt sie zurück, nicht mit dem ganzen Ernst und vollen Eifer die Angelegenheit der Universität durchzutreiben, welches sonst gewiß geschehen wäre.“

Ein zweiter Gründungsversuch erfolgte in Liegnitz durch Herzog Friedrich II. 1526. Obwohl der Kaiser ⁵⁾ den Plan begünstigte, scheiterte er schon 1530. Koffmane ⁶⁾ nennt als Ursachen die religiösen Streitigkeiten mit Schwencfeld, die Pest und die Geldnot des Fürsten. Dagegen meint Eberlein ⁷⁾: „Der Grund des Niedergangs der

¹⁾ Vgl. E. Th. Gaupp, Die Stiftungsurkunde des Königs Wladislaus . . . für die in Breslau zu gründende Universität, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlef. 1 (1855/56), 229 ff., u. Heinr. Wuttke, Die Versuche der Gründung einer Universität in Schlesien. Breslau 1841. ²⁾ Darstellung der inneren Verhältnisse der Stadt Breslau 1458—1526, hrsg. v. Stenzel, Script. rer. Sil. 3, 317. ³⁾ Vgl. Wuttke a. a. D. S. 11; K. Koffmane, Eine schlef. Universität in der Reformationszeit, Rorr.-Bl. d. Ver. f. Gesch. d. ev. Kirche Schlesiens 2 (1883), 34 ff., u. Eberlein, Die erste evang. Universität, Ev. Kirchenblatt f. Schlesien 4 (1901), 281—98; Arnold in Frech-Kampers, Schlef. Landeskunde 2, 122. ⁴⁾ a. a. D. ⁵⁾ Koffmane, a. a. D. S. 34. ⁶⁾ a. a. D. S. 37. ⁷⁾ a. a. D. S. 298.

Schöpfung ist wohl nicht der Mangel an finanziellen Mitteln gewesen, wie man jetzt gewöhnlich annimmt, eben in jenen Jahren hat Friedrich sehr erhebliche Mittel zu schaffen gewußt für die Befestigung von Liegnitz u. a. . . , aber die äußeren Wirren raubten der Schule und dem Lehrkörper die nötige Geschlossenheit . . . und nahmen dem Fürsten die weitere Freude.“

Es ist bemerkenswert, daß nur zwei ernsthafte Gründungsversuche stattfanden; beiden gemeinsam ist offenbar das Fehlen der erforderlichen Ausdauer und Energie. Man könnte geltend machen, daß nicht wie bei den meisten deutschen Universitätsgründungen ein Territorialherr unmittelbar dahinterstand. Der böhmische Oberlehnsherr, der seine Universität in Prag hatte, war vielleicht uninteressiert, aber schon Klose¹⁾ hatte richtig gesehen, daß die Zeit, wo Prag unter hussitischem Einfluß stand, für eine schlesische Universitätsgründung sehr günstig gewesen wäre. Waren etwa die konfessionellen Gegensätze das Hindernis? Seit der Zeit der Gegenreformation, also seit rund 1620, werden sie in der Tat hemmend mitgewirkt haben. Es ist ja bekannt, wie der Breslauer Rat die von dem Jesuitenpater Wolff ins Werk gesetzte Gründung der Breslauer Universität von 1702 zu vereiteln sich bemühte²⁾. Waren es wirtschaftliche Ursachen? Das in dem Stiftungsbriefe des Königs Wladislaus der Stadt Breslau erteilte Lob³⁾, sie habe durch ihre glückliche Lage, durch die Schönheit der Häuser, die Pracht der Gebäude und die Sittsamkeit ihrer Bürger alle deutschen Städte überflügelt, dürfte in der Hauptsache der Rhetorik derartiger Dokumente zuzuschreiben sein. Immerhin ist es wohl zweifelsfrei, daß Schlesien ebensogut wie manches kleinere deutsche Territorium eine Universität wirtschaftlich hätte tragen können.

Noch viel weniger klar sieht man hinsichtlich des Fehlens wissenschaftlicher Gesellschaften⁴⁾ und der die deutsche Sprache und Poesie pflegenden Vereinigungen. Bei ihnen kommen politische Gesichtspunkte kaum in Frage, und ihre Verwirklichung hätte sich unschwer bewirken lassen. Zwar lehnten sich die meisten von ihnen im übrigen Deutschland an Hochschulen an, aber es gab doch auch eine ganze Reihe, die diesen Rückhalt nicht hatten. Selbst über nicht ausgeführte

1) a. a. O. 2) Vgl. J. Schmidt, Versuche des Raths und der Bürgerschaft der Stadt Breslau, die beabsichtigte Gründung einer Universität zu hindern, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. 1 (1855/56), S. 245 ff. 3) Vgl. Gaupp a. a. O. S. 234 f. 4) Vgl. dazu auch Heinr. Weubt, Die wissenschaftlichen Vereine Breslaus, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schles. 38 (1904), S. 71 ff.

Gründungsabsichten in Schlesiens habe ich nichts ermitteln können. Einen kleinen Anlauf dazu könnte man vielleicht in Hirschberg feststellen, wo man noch einen Schatten von der literarischen Berühmtheit der schlesischen Dichterschule aufrecht erhalten wollte. Dort bildeten Daniel Stoppe, Kaspar Gottlieb Lindner, der Kommerzienrat Christian Gottlieb Glaser und der Prediger J. L. Volkmar einen kleinen Poetenkreis, ohne eine formelle auf Dauer berechnete Vereinigung zu schaffen, während sie die Mitgliedschaft auswärtiger Gesellschaften besaßen ¹⁾.

Die tieferen Zusammenhänge dieser geistesgeschichtlichen Entwicklung wird vermutlich nur die schlesische Volkskunde erkennen können. Ich möchte hier nur noch hinweisen auf manche anregenden Bemerkungen in der Literaturgeschichte der Deutschen Stämme von Josef Nadler ²⁾ und auf ein Urteil, das sich bei Eberlein ³⁾ ohne weitere Ausführungen so nebenbei findet und in die angedeutete Richtung weist: „Die Schlesier sind wohl zu keiner Zeit führende Geister gewesen, ihre Stärke liegt nun einmal ihrem Volkscharakter und ihrer geschichtlichen Entwicklung nach nicht im Handeln, sondern im Dulden. Auch die schlesische Kirche hat seit Alters niemals besondere Initiative entwickelt.“

So steht denn die schlesische Geistesgeschichte bis ins 18. Jahrhundert hinein vor der Grundtatsache, daß das Land über eigene gelehrte Bildungsinstitutionen nicht verfügt. Darum ist die Frage so bedeutungsvoll, an welchen Stätten im Reich die Schlesier an den Akademien und gelehrten Gesellschaften ihre Studien gemacht und selbst lehrend gewirkt haben. Es bedarf hier noch einer Fülle von Einzeluntersuchungen; es sind deren bis jetzt nur wenige, die Löwe ⁴⁾ in seiner Bibliographie der schlesischen Geschichte für das 16. Jahrhundert anführen kann. Über das Wirken von Schlesiern in einer der deutschen Sprachgesellschaften gibt es bis jetzt nur eine einzige Untersuchung, die wir dem jüngst verstorbenen Ferdinand Friedensburg ⁵⁾ verdanken. Sehr wertvoll wäre die monographische Behandlung des Anteils, den die Schlesier an dem Urtyp der späteren Deutschen Gesellschaften, der von Gottsched neu begründeten Leipziger Deutschen

¹⁾ Vgl. Aug. Rahlert, Schlesiens Antheil an deutscher Poesie (Breslau 1835), S. 63; Joh. Jak. Bähler, Dan. Stoppe, Archiv f. Litteraturgesch. 9 (1880), S. 298 ff.; Herb. Gruhn, R. G. Lindner, Schlef. Lebensbilder 2 (1926), 99 ff.
²⁾ Bd. 2 (2. Aufl.), S. 109 ff. ³⁾ a. a. O. S. 281. ⁴⁾ S. 332. ⁵⁾ Die Beziehungen Schlesiens zur Fruchtbringenden Gesellschaft, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlef. 27 (1893), S. 117 ff.

Gesellschaft genommen haben¹⁾. Auf die Beteiligung der Schlesier an der Deutschen Gesellschaft in Jena hat mich der Umstand geführt, daß ich mich mit ihrem langjährigen Vorsitzenden, dem aus Liegnitz stammenden Jenaer Professor Gottlieb Stolle, beschäftigte. Die Direktion der Universitätsbibliothek Jena hatte die große Freundlichkeit, mir die Akten der Gesellschaft zur Benutzung nach Breslau zu übersenden.

Im Anschluß an die Leipziger Deutsche Gesellschaft entstanden im Laufe des 18. Jahrhunderts unter dem Einfluß Gottscheds eine große Reihe ähnlicher Vereinigungen²⁾. Ihr Hauptziel³⁾ war es, die deutsche Schrift, Sprache und Poesie und Beredsamkeit von fremden Einflüssen zu reinigen und eine deutsche Grammatik und Poetik zu schaffen. Ihre Arbeit steht im Schatten der nächsten großen Blüte unserer Literatur, aber sie haben zweifellos auf sprachlichem und literarischem Gebiete erhebliche Verdienste und haben zur Hebung von Bildung und Geschmack im deutschen Sinne erfolgreich gewirkt. Später nahmen sie die Ideen der Aufklärung in sich auf. Sie lebten in der Regel nur wenige Jahrzehnte und gingen meist in aller Stille ein. Im Jahre 1728 vereinigten sich mehrere Studierende in Jena⁴⁾ zu wöchentlichen Zusammenkünften, in denen sie zur eigenen Übung verfertigte Reden und Gedichte sich vorlasen und beurteilten. Unter diesen jungen Leuten tat sich Johann Gottlieb Klose aus Schweidnitz besonders hervor. Am 28. Januar 1730 betrug die Zahl der ordentlichen Mitglieder zwölf, darunter Klose aus Schweidnitz, Krause aus Breslau, von Radekſn aus Schlesien und Löwel aus Bojanowo. Nach zwei Jahren ließen sie sich ihre Gesetze vom akademischen Senat bestätigen. Die Gesetze wurden gedruckt⁵⁾ und der Universität überreicht mit einem von dem Schlesier v. Radekſn verfaßten Vorbericht. Darin⁶⁾ heißt es u. a.: „Die Gesellschaft hat noch nicht Gelegenheit gefunden, einige Grundregeln von der Rechtschreibung festzusetzen, es

1) Vgl. Eugen Reichel, Gottsched 2 (Berlin 1912), S. 163 ff. über den Kampf zwischen Gottsched und dem Breslauer Arzt und Philologen Christoph Ernst Steinbach vgl. ebenda S. 117 ff. 2) W. Suchier, Die Mitglieder der Deutschen Ges. zu Göttingen, Zeitschr. d. Hist. Ver. f. Niedersachsen 81 (1916), S. 45 ff., nennt ihrer 33. 3) Vgl. Reallexikon d. dtſch. Literaturgeschichte 1 (Berlin 1925/26), S. 183 f. 4) Eine neuere monographische Behandlung der Deutschen Ges. zu Jena gibt es noch nicht. Vgl. Karl Gotthelf Müller, Nachricht von der teutschen Gesellschaft zu Jena. Jena 1753; ferner Wolſg. Stammeler, Matthias Claudius (Halle 1915), S. 15 ff. Außer Claudius zählten u. a. Bodmer, Breitingen, Klopſtock, Lessing zu ihren Mitgliedern. 5) Gesetze der Teutschen Gesellschaft in Jena 1730. 6) a. a. O S. 20.

ist dies eine Arbeit, die viel Zeit und Sorgfalt erfordert. Einige haben sich dem Gebrauch blindlings überlassen und sich mehr, als es recht ist, der Freiheit, ihrem eigenen Urtheil zu folgen, begeben. Andere sind im Gegentheil darin zu weit gegangen, indem sie mit ihrem Urtheil dasjenige zu ändern sich unterstanden, welches doch den Beifall fast aller Mundarten vor sich hatte.“ Der Artikel 1 der Gesetze ¹⁾, die von neun Mitgliedern, darunter den drei Schlesiern Klose, v. Radecky und Löwel, unterschrieben sind, lautet:

„Die Absicht der Gesellschaft ist, durch eine gründliche Untersuchung der Teutschen Sprache und aller darin möglichen Schreibarten die Vollkommenheit einer vernünftigen Beredsamkeit und Tichtkunst in derselben zu befördern. Sie wird zu dem Ende, so bald es thunlich, eine Sprachkunst, ein Wörterbuch und andere Schriften, worunter auch Übersetzungen zu verstehen, als Proben ihres Fleißes mit vereinigten Kräften ans Licht stellen und die Geschichte ihrer Handlungen sammeln. Alles dieses desto bequemer auszuführen, wird ein jedes ordentliches Mitglied verbunden, ein jedes vornehmes und außerordentliches er sucht, seine besondere Anmerkungen und Gedanken über allerhand einzelne Materien, die auf einigerley Weise hiezu dienen können, der Gesellschaft fleißig zuzustellen.“ In Artikel 8 heißt es ²⁾:

„Damit übrigens die Schriften der Gesellschaft vor dem Fehler dieser oder jener besonderen Mundart desto gewisser mögen gesichert und in der reinen Hoch=Teutschen Sprache verfaßt werden, ist unter andern vor gut befunden worden, nach den vier vornehmen Teutschen Mundarten, als der Ober=Sächsischen, Nieder=Sächsischen, Schlesiischen und Fräncischen eine vierfache Abtheilung der Mitglieder zu machen, deren jede aus ihrem Mittel einen Abgeordneten erwöhlet, welcher sein Amt führet, wie es in dem fünften Auszug enthalten.“ In einem in den Akten ³⁾ befindlichen Entwurf über die Klasseneinteilung wird gesagt, daß zur schlesiischen Klasse gehören: Schlesien, Böhmen, Lausnitz, Mähren, Pohlen, Moscau, Ungarn. Die schlesiische Klasse wählte Klose zu ihrem Abgeordneten und gab darüber folgende Erklärung ⁴⁾ ab:

„Wenn denn nun wir zur Schlesiischen Classe gehörigen Mitglieder unser gleichfals Geehrtes Mitglied Herr Johann Gottlieb Klose von Schweidnitz auß Schlesien bey heutiger Zusammenkunft durch gesetzmäßige Wahl zu unserem Abgeordneten bis Ostern gegenwärtigen Jahres ernennet haben: als geben wir Ihm hirmit in Krafft vorher-

¹⁾ a. a. D. S. 26. ²⁾ a. a. D. S. 29. ³⁾ Cod. 132, fasc. 1. ⁴⁾ Cod. 132, fasc. 1.

stehender Articul volle Macht und Gewalt, alles darinnen vorkommende mit bestem Fleiße in unserem Rahmen zu verrichten, jedoch mit diesem außdrücklichen Vorbehalt, ohne unseren besonderen Auftrag nicht das Mindeste einzuwilligen, was einem oder dem andern Mitgliede unserer Classe Nachtheil zuziehen könne, wie auch auf keinerley Weise zuzulassen, daß von einem auß der Gesellschaft auff andere, sie mögen nun gleichfalls in oder auß der selben seyn, etwas anzügliches vorgebracht werden dürffe. Ein Abgeordneter soll auch verbunden seyn, die besondere Geschichte unser Classe zu samlen und solche seinem Nachfolger gleichfals zu übergeben. Hirnechst wollen wir auch dießer Vollmacht bey ereignenden Umständen etwas mehrers beyfügen zu können ungebunden seyn.

Jena den Eilften Februar des 1730ten Jahres.“

Die jungen Schlesier nahmen die Sache offenbar sehr ernst. Während sich von den andern Klassen in den Akten nur eine Notiz findet ¹⁾, wonach sich die Obersächsische und Niedersächsische Klasse über eine Rede des Magisters Joh. Andr. Fabricius im Februar 1730 beschwerte, läßt sich die Schlesische Klasse wiederholt nachdrücklich verlauten. In der wichtigen Frage der Rechtschreibung haben ihre Mitglieder die folgende, spätestens ins Jahr 1730 zu setzende Kundgebung ²⁾ an die Gesellschaft gerichtet:

„Stimmen der Schlesischen Classe.

Auf was Weise künftighin in der Deutschen Gesellschaft die herauskommenden Sachen gedruckt werden sollen, bis man sich wegen der Schreib Art in denselben gemeinschaftlich wird verglichen haben.

Weilen mir keine teutsche Grammatic bekant ist, welche man hierin füglich gebrauchen könne, so hielte dafür, man nehme ein gutes teutsches Buch als e. g. Herrn Proreectoris Stollen Historie der Gelehrtheit ³⁾, des Herrn D. Walchens philosophisches Lexicon ⁴⁾ oder die Wolffischen Schriften ⁵⁾ und druckte so lange darnach, bis man sich ein andres vergleichen könne.

J. G. Klose.

Nebst diesen angeführten Büchern wolte zugleich recommendiret haben des Herrn von Lohensteins seinen Arminium, weil man darinnen ein guttes orthographisches Teutsch antrifft.

G. F. Krause.

1) Cod. 132, fasc. 10. 2) Cod. 132, fasc. 1. 3) Halle 1718. 4) Leipzig 1726. 5) des bekannten Philosophen Christian Wolff.

Ich stimme mit dem obigen Vorschlage vollkommen überein, nur wird es nöthig seyn, daß man unter den vorgeschlagenen Büchern sorgfältig ein solches ausuche, von welchem man zum Voraus einige Vermuthung haben könne, daß es von demjenigen Vergleiche nicht allzu sehr unterschieden sey, welchen die Gesellschaft in Ansehung der Rechtschreibung treffen dürfte, indem widrigen Falls eine allzu merkliche Veränderung künftig allzu sehr in die Augen fallen würde.

J. E. G. v. R a d e k f n.

Es haben mir die gethanen Vorschläge allermäßen wohl gefallen. Weil aber der künftige Vergleich alle andere Meinungen von denen dialectis aufheben soll, so zweifle ich nicht, die rechte Wahl getroffen zu haben, wenn ich Thro Magnificenz Herrn Prorektor Stollens Schriefften zu unserm Leitstern erkiesete. Maaßen dadurch unser Verlangen nicht nur dürfte zulänglich befriediget werden können, sondern auch unser künftiger Vergleich auf desselben Gutachten und weißlichen Außspruch beruhen dürfte. So würde auch zugleich aller besorgenden Ungleichheit dadurch abgeholfen werden. S. L ö w e l.

Das vorstehende Dokument hat seine Stelle in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Rechtschreibung. Es verdient aber in der vorliegenden Untersuchung besondere Beachtung. Diese jungen Schlesier arbeiten für die gesamte deutsche Ausgabe; aber sie sind dabei ihrem schlesischen Vaterlande verhaftet ¹⁾. Außer Walch sind es alles schlesische Schriftsteller, die ihnen maßgebend sind. Darunter befindet sich der von ihnen besonders verehrte und geschätzte Lehrer Gottlieb Stolle ²⁾, der als Leander aus Schlesien auch dichterische Erfolge ³⁾ aufzuweisen hatte. Er war 1673 in Liegnitz geboren, besuchte von 1691 an das Elisabethgymnasium in Breslau unter Martin Hande und dann das Magdalenengymnasium unter Christian Gryphius. Bei der Rührigkeit der Schlesier darf man annehmen, daß nicht nur das große Ansehen, dessen er sich in Jena erfreute, sondern auch die Werbung seiner Landsleute bewirkte, daß er der erste Aufseher der Gesellschaft wurde und dieses Amt bis zu seinem am 4. März 1744 erfolgten Tode innehatte. Als Stolle 1730 das Rektorat bekleidete, feierten ihn die in Jena studierenden Schlesier in Gratulationschriften ⁴⁾. In seinem Hörsaal fanden die Sitzungen der Gesellschaft statt. 1732 gab

¹⁾ Über den Glauben der Schlesier an die Überlegenheit ihrer Poesie auch in der Zeit des Verfalls vgl. Hans Hefel, Gesch. d. d. Lit. in Schlesien 1 (Breslau 1929), 366. ²⁾ Vgl. Allgem. Dtsche. Biogr. 36, 408 f. ³⁾ Hans Hefel a. a. O. S. 358 f. ⁴⁾ Genealog. Sammlung der Stadtbibliothek Breslau.

er die „Sammlung der Schriften der Deutschen Gesellschaft in Jena in gebundener und ungebundener Schreibart“ heraus. Zum letzten Male meldet von ihm die Gesellschaftschronik, daß er am 24. Dezember 1743 eine Rede von der „Nothwendigen Verbindung der Weltweisheit mit der Beredsamkeit und Dichtkunst“ gehalten hat. Stollens Freundschaft¹⁾ mit Gottsched trug der jungen Gesellschaft auch ein huldvolles Schreiben des Leipziger Meisters ein. Der noch nicht veröffentlichte Brief²⁾, der für die Gesellschaft und die Schlesier in ihr von besonderer Bedeutung ist, lautet:

„Magnifice
Hoch Edler Best- und Hochgelehrter
insonders hochgeschätzter Gönner.

Auf die Ehre von Eurer Magnif. letztern Zuschrift hätte längst gerne geantwortet, wenn nicht die unruhige Messe und die letztere Solennität, so unsere Deutsche Gesellschaft Sr. Majestät zu Ehren angestellt, mich davon abgehalten hätten. Ich enthalte mich, von beyden weitläufftigen Bericht abzustatten, weil Herr M. Lihel³⁾, von dessen Gegenwart wir etlich Wochen profitiret haben, weit besser mündlich davon Nachricht geben wird. Ich nehme mir indessen die Ehre, ein Exemplar von der gehaltenen Rede und Cantate beizulegen. Unter den gelehrten Neuigkeiten ist mir die Messe nichts angenehmers vorgefallen als die Gesetze der unter Eurer Magnif. Aufsicht stehenden Deutschen Gesellschaft. Ich freue mich, daß die Liebe zu unsrer Mutter Sprach auch in Jena sich öffentlich hervor zu thun angefangen, und ich prophezehe unserm Vater Lande viel Gutes davon. Sonderlich ist mir lieb, daß die Schlesiſche Nation in Eurer Magnif. und anderer Mitglieder Person daran den größten Theil hat, als welche am geschicktesten ist, die teutsche Schreib Art auf einen guten Fuß zu setzen. Wie nun die Absichten beyder Gesellschaften so wol der dafigen als hiesigen einerley und die Mittel, dahin zu gelangen, sehr gleichförmig sind: als versprechen wir uns aus der beyderseitigen Einhelligkeit desto mehr Fortgang in unsern Bemühungen, zumahl wenn man in gewissen Städten zu einer von beyden Theilen beliebten Einigkeit gelangen könnte. Es hat nehmlich Herr Rath Jablonskie⁴⁾, der Preuß.

1) Vgl. Gustav Waniek, Gottsched (Lpz. 1897), S. 21. 2) Cod. Jen. 132, fasc. 9. 3) Vgl. Waniek a. a. O. S. 275. Georg Lihel aus Ulm, später Konrektor des Gymnasiums zu Speyer, ist der erste in der Matrikel der „vornehmen Mitglieder“ der Jenaer Gesellschaft. 4) Über Paul Ernst Jablonski vgl. ADB 13, 526 f., zu dem vorliegenden Plan vgl. Waniek a. a. O. S. 276.

Soc. der Wissenschaften Secretär, an mich geschrieben und im Rahmen der Societät unsre Beyhülfe zu einer grundrichtigen und sichern teutschen Rechtschreibung verlanget. Zu dem Ende hat er mir einen kleinen Entwurf davon, den er schon im Jahr 1719 herausgegeben, bengelegt und sich unsere Anmerkungen und Erinnerungen dazu ausgebeten. Er machet sich die Hoffnung, daß, wenn unsre Gesellschaft in diesem Stücke mit der Berlinischen einig werden könnte, solches ein großes Gewichte haben und viele andre ihrem Entschluß zu folgen bewegen würde. Wie sich nun unsre Gesellschaft solchem wolgemeintem Ansinnen nicht entziehen wird, als bin ich auf die Gedanken gerathen, daß es dem Herrn Rath Jablonskie nicht unangenehm fallen würde, wenn ich auch durch Eurer Magnif. Vermittelung der neuen Jenaischen Gesellschaft, davon er vielleicht noch nichts gewußt, Nachricht davon geben und auch dieselbe zu einem Beytritt bewegen würde. Ich thue aber solches hiermit um desto lieber, nachdem ich aus dero Gesetzen ersehe, daß dieselbe sich wegen der Rechtschreibung auch noch nicht so ganz fest gesetzt, daß sie sichs nicht vorbehalten hätte, eines und das andere mit der Zeit zu ändern. Ich erwarte hierüber Eurer Magnif. Gutachten und will, im Fall mein Vorschlag nicht verworffen würde, nicht nur eine Abschrift von des Herrn Raths Briefe an mich, sondern auch von den Anmerkungen, so von uns zu dem Berlinischen Entwurff gemacht werden sollen, zu übersenden mir die Ehre nehmen, um auch dero schriftliches Bedenken darüber zu vernehmen.

Ich verharre mit ganz besonderer Hochachtung Eurer
hochedlen Magnificenz meines hochgeschätzten Gönners

treuegehorfamster

Leipzig, 14. März 1730.

Diener Gottsched.

Es ist bemerkenswert, daß dieses Schreiben Gottscheds das Problem der deutschen Rechtschreibung zum Gegenstand hat, das die Deutsche Gesellschaft, wie wir soeben sahen, sich als wichtigste Aufgabe gesetzt hatte. Die besondere Wendung des Verfassers an die schlesische Nation ist mehr als eine bloße Höflichkeit. Am 27. Mai traf der Brief, der ein Ereignis für die junge Gesellschaft bedeutete, in Jena ein. Der Aufseher Stolle beauftragte sofort den Abgeordneten der schlesischen Klasse, Alose, eine außerordentliche Versammlung einzuberufen und ihr das Schreiben bekanntzugeben. Am 31. d. M. tagte diese Versammlung. Stollens Meinung, den Leipziger Vorschlag

anzunehmen, wurde gebilligt, und der Abgeordnete der niedersächsischen Klasse, Hermann Adolf Lefèvre aus Lübeck, wurde beauftragt, nach Leipzig zu antworten ¹⁾. Wie bekannt, kam die Frage der deutschen Rechtschreibung und eines deutschen Wörterbuches damals überhaupt nicht weiter, und so blieb auch dieser Brief, wie es scheint, der einzige und der letzte, der von der Leipziger Deutschen Gesellschaft nach Jena gerichtet wurde.

Aus dem gleichen Interessentkreise heraus entwickelten sich die Beziehungen der Gesellschaft zu dem Breslauer Arzt Christoph Ernst Steinbach ²⁾. Er war 1698 in Semmelwitz in Niederschlesien geboren, hatte in Jena und Rostock Medizin studiert und sich 1724 in Breslau als Arzt niedergelassen, woselbst er 1741 am Fleckfieber starb. Er nahm an den Bestrebungen zur Förderung der deutschen Sprache lebhaften Anteil, und die deutsche Lexicographie verdankt ihm eine Reihe wertvoller Arbeiten. Er hat 1738 unter dem Pseudonym Siebrand die erste Biographie Johann Christian Günthers erscheinen lassen. Die Gesellschaftsakten enthalten den Entwurf eines Schreibens, das der Sekretär Johann Michael Keck im Jahre 1733 an ihn richtete ³⁾: „Es ist ein besonderes Glück für unsere Teutsche Gesellschaft, daß sie in dem gelehrten Schlesien einen vorzüglichen Beifall findet und ihre Einrichtung besonders bei Ew. Hochedlen ein hochschätzbares Lob gefunden. Wir werden durch solche Gewogenheit denenselben ungemein verpflichtet, nachdem wir dero unermüdeten Eifer für die Aufnahme unserer Sprache bisher mit vieler Hochachtung angesehen . . . , dero gütigem Erbieten, uns dero Gramatic zu überlassen und sogar unsere Urtheile darüber anzunehmen. . . . Wenn wir alsdann zustande sind, so kann sie nach Art der Anmerkungen der Französischen Academie über des Herrn Baugelas Sprachreglen herausgegeben und gleichsam wieder andere Gelehrten darüber zu Rath gezogen werden. . . . Ew. Hochedlen aber werden am besten wissen, ob sie uns dieser gütigen Mittheilung theilhaftig machen können, da Sie, wo wir nicht irren, ein Mitglied der Leipziger Gesellschaft sind. Wir erwarten ihre Entschlüsse, bleiben aber allezeit in den Gedanken der Hochachtung, welche dero fleißige Gelehrsamkeit erfordert.“ Über diesen ersten Gedankenaustausch scheint man nicht hinausgekommen zu sein. Über sonstige Beziehungen der Gesellschaft zu Schlesien, abgesehen von den Mitgliedern, habe ich in den Akten eine Notiz gefunden, wonach

1) Chronik der Gesellschaft, Cod. prov. q. 78, Bl. 9 v u. 10 r.
ADB 35, 684 ff.

3) Cod. 132, fasc. 10.

2) Vgl.

Magister Johann Opitz aus Breslau bezw. Hirschberg sich im August 1735 die Beurteilung seiner beigelegten Inschriften erbat. Schließlich ist noch ein Schreiben ¹⁾ des Professors am Elisabethgymnasium in Breslau Karl Benj. Stieff ²⁾ zu erwähnen. Er schreibt am 28. September 1756, er warte seit Ostern auf das für den Herrn Oberkonsistorialrat von Burg zugesagte Mitgliedsdiplom ³⁾. Er übersendet der Gesellschaft die von ihm verfaßte Biographie Andreas Dudiths (Breslau 1756) und erbietet sich, der Gesellschaft für die Drucklegung ihrer Publikationen einen Breslauer Buchführer zu gewinnen. Ein Weiteres scheint darauf nicht erfolgt zu sein. Es ist die Zeit, in der die Gesellschaft im Niedergang begriffen ist. Am 27. Oktober 1759 klagt der Senior, Professor Karl Gotthelf Müller, über mangelhaftes Interesse an den Versammlungen. Noch konnte damals der Schlesier Blasche bemerken: „Unsere Gesellschaft hat von ihrer Stiftung an die besten Genies auf hiesigen Hochschulen gesammelt und gebildet. Sie ist dadurch sowohl als durch ihre großen Vorsteher das Augenmerk der gelehrten Welt geworden. Wollen wir denn die Schuld tragen, daß eine so verdiente, so angesehene Gesellschaft durch uns in Abnahme komme?“ Der allmähliche Verfall ließ sich nicht mehr aufhalten. Was die Schlesier in ihr betrifft, so hatte sich seit Stolles Tod ihre Zahl stark vermindert. Die letzte Lebensäußerung eines Schlesiens, die ich habe feststellen können, stammt von eben demselben Blasche, der am 27. Februar 1763 die Aufnahme eines neuen Mitgliedes beantragte ⁴⁾.

Ich gebe nun im folgenden die Liste der Schlesier (einschl. der schlesischen Lausitz), wie sie sich aus der Matrikel der Gesellschaft ergibt. Ich habe sie fast alle in ihren späteren Berufen feststellen können. Auch Samuel Löwel aus Bojanowo in Großpolen wird hinzugerechnet, einmal wegen der engen Beziehungen zum benachbarten Schlesien, insbesondere nach Glogau hin, wo er auch später sein geistliches Amt ausgeübt hat; außerdem hat er in der schlesischen Klasse der Mitglieder rege mitgewirkt. Die Angaben über die Beteiligung an der Arbeit der Gesellschaft sind den Akten entnommen, wo sie unter dem betreffenden Datum zu finden sind. Die handschriftliche Matrikel ⁵⁾ geht bis zur

1) Cod. 78. — Opitz wurde im gleichen Jahr Diakon zu Goldberg. Vgl. S. J. Ehrhardt, Presbyterologie d. evang. Kirche Schlesiens 4, 436. 2) Vgl. Karl Roux, Streit, Alphas. Verzeichnis aller 1774 in Schlesien lebenden Schriftsteller S. 125 f. 3) In der Gesellschaftsmatrikel steht er nicht. Auch sein neuester Biograph Georg Blümel, Der Kircheninspektor Joh. Friedr. Burg (Breslau 1928), berichtet nichts davon. 4) Cod. 132, fasc. 10. 5) Die Matrikel (Cod. 130) ist bis zur Nummer 160 gedruckt bei R. G. Müller a. a. O. S. 97 ff.

Nummer 178. Die 26 Schlesier zählen also ein Siebentel, was einen recht beträchtlichen Anteil bedeutet. — Die biographischen Daten nebst den dazu gehörenden Literaturangaben erstreben keine Vollständigkeit, sie sollen nur der Identifikation der einzelnen Persönlichkeiten dienen.

1. **And er**, Christian Wilhelm, geb. 1713 in Brieg. Im April 1746 widmet er dem abreisenden Mitglied Möllrath aus Lübeck ein Abschiedspoem, und im Mai hält er eine Rede. 1749 wird er Pastor zu Obernigt, 1764 Diakon und 1772 Archidiakon an St. Nikolai zu Brieg ¹⁾, wo er 1788 gestorben ist ²⁾.

2. **Blasche**, Joh. Christian, geb. 1718 zu Gießmannsdorf im Fürstentum Jauer, Magister, Adjunkt der philosophischen Fakultät in Jena und Rektor der Stadtschule, dann a. o. und zuletzt ord. Prof. d. Theol., gest. 1792 zu Jena. Sein Name begegnet in den Akten von 1752 bis 1763 außerordentlich häufig. Er gehört zu den eifrigsten und ernsthaftesten Mitgliedern der Gesellschaft, deren Wohl und Ehre ihm sehr am Herzen liegen. Bei Aufnahmegesuchen legt er einen schärferen Maßstab an, und seine Kritik der vorgelegten Proben ist begründet, streng und freimütig ³⁾.

3. **Bodshammer** ⁴⁾, Joh. Christian, geb. 1733 zu Teschen, studiert 1752—55 in Jena, 1757 Hofprediger in Goschütz, 1764 Pastor und Senior zu Festenberg, gest. daselbst 1804 ⁵⁾.

4. **Eberhardt**, Magnus Adolph von, geb. zu Langenöls. Am 18. April 1744 hält er seine Antrittsrede. Bis zu seiner am 25. Nov. 1746 wegen „lasterhaften und ungesellschastlichen Benehmens“ erfolgten Ausstoßung las er sehr häufig Proben von Reden und Gedichten. Anlässlich der Explosion des Breslauer Pulverturms 1749 erscheint von ihm als „dermalen bestallten Lieutenant und Fechtmeister auf der berühmten hochfürstlichen Brandenburg-Culmbachischen Friedrichsuniversität zu Erlangen“ die Schrift: „Trostreicher Zuruf an alle Diejenigen, welche . . . durch das durch einen nächtlichen Wetterstrahl verursachte ungemein große Unglücke . . . in Bekümmernisse sind gesetzt worden“ (Erlangen 1750) ⁶⁾. Fechtmeister zu Erlangen war er von 1748—1774 ⁷⁾.

1) Vgl. Ehrhardt, Presbyterologie 2, 513 f., u. Hamberger-Meusel, Das gelehrte Teutschland 1, 25. 2) Nach freundlicher Feststellung von Herrn Prof. Dr. Schaube in Brieg. 3) Vgl. Meusel, Lexikon der von 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller 1, 420. 4) In der handschriftlichen Matrikel unter Nummer 165. 5) Vgl. Streit a. a. O. S. 22 f. u. Schles. Prov.-Bl. 1805 T. 2, Anhang S. 532 ff. 6) Vgl. F. Friedensburg, Das Ausfliegen des Pulverturmes zu Breslau 1749, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 23 (1878), 53. 7) Vgl. Joh. Gg. B. Engelhardt, Die Universität Erlangen von 1743—1843. (Erlangen 1843) S. 50, 85.

5. Förster, Joh. Gottlieb, geb. 1715 in Brieg, studiert 1736 bis 1739 in Jena. Am 27. Juni 1739 verliest er ein Gedicht, worin er die Unschätzbarkeit der Freiheit behandelt, und am 7. Oktober desselben Jahres hält er seine Abschiedsrede. 1743—53 ist er Pastor in Bogarell, Kr. Brieg, wird 1753 Diacon an St. Nikolai in Brieg, wo er 1756 starb ¹⁾).

6. Gerhard, Wolf Abraham, aus Liegnitz, 1736—39 Pastor in Lerchenborn, Kr. Lüben, dann in Rostersdorf, Kr. Steinau ²⁾).

7. Glafey, Christian Gottlieb, geb. 1687 und gest. 1753 in Hirschberg als Kaiserl. u. Kgl. Preussischer Kommerzienrat, Oberältester der Kaufmannschaft und Kirchenvorsteher ³⁾).

8. Gregorius, Immanuel Friedrich, geb. 1730 zu Kamenz in der Oberlausitz, 1751 Konrektor in Lauban, 1753 Mitglied der Gesellschaft, 1793 Pastor primarius zu Lauban, gest. 1800 ⁴⁾).

9. Hedluf, Joh. Ehregott, geb. 1720 in Görlik, promoviert 1745 zu Jena, wird Stadtphysikus in Görlik, wo er 1750 starb ⁵⁾).

10. John, Joh. Sigismund, 1697 in Jauer geb., studierte 1717 bis 1719 in Wittenberg, 1719 Magister, seit 1739 Lehrer am Elisabeth- u. Magdalenengymnasium, 1748 an letzterem Prorektor, gest. 1749 ⁶⁾).

11. Klose, Johann Gottlieb, aus Schweidnitz. Am 6. Nov. 1728 hält er in der Gesellschaft eine Rede „von der Beurtheilung eines teutschen Redners“. Seine Tätigkeit als Abgeordneter der Schlesiſchen Klasse wurde oben behandelt. Am 30. Sept. 1730 hält er seine Abschiedsrede. Am 6. März 1734 schreibt er aus Fürstenstein als Gräfl. Hochberg-Fürstensteinischer Gerichts-Canzley-Secretarius: „Kurz vor meiner Abreise aus Jena habe ich eine Abhandlung von der Schreibe Art der Canzleyen gelesen. Da ich nun in meinen Amts-Berichtungen Gelegenheit habe, ein und andre gar beträchtliche Zusätze anzufügen, so will ich mir mein in Jena gelassenes Original anhero zu senden er-suchen“. Er war gleichzeitig Bibliothekar der Majoratsbibliothek ⁷⁾, bis er in die Dienste der preussischen Regierung trat. In der Schlesiſchen Instantien-Notiz von 1745 ⁸⁾ erscheint er als „Landesadvokat des Breslauer Departements, der mit spec. Kgl. Concession in Schweidnitz wohnen mag und daselbst logiert in seinem Hause.“

1) Vgl. Ehrhardt, Presbyt. 2, 103, 154 f. 2) Auch Herr Pastor Wagner in Rostersdorf hat weitere Lebensdaten nicht ermitteln können. Vgl. Ehrhardt 4, 381. 3) Vgl. Cunrad-Leuschner, Siles. tog. spicil. 25 und Verbandsblatt der Familie Glafey usw., hrsg. v. B. E. Hugo Gerstmann 2 (Leipzig 1920), 161 f.

4) Vgl. Otto, Lexikon der Oberlaus. Schriftsteller 1, 507 ff. 5) Vgl. Otto a. a. O. 1, 53. 6) Vgl. Jöcher, Gelehrtenlex. 2, 1949. 7) Über seine erfolgreiche Arbeit am Ausbau der Bibliothek seit 1731 vgl. R. J. Endemann, Die Reichsgräfl. v. Hochbergische Majoratsbibliothek (Breslau 1910), Darst. u. Quell.

3. Schles. Gesch. 11 S. 8 ff. 8) S. 49.

12. Krause, Georg Friedrich, geb. 23. Mai 1708 zu Breslau, wo sein Vater Thomas Bürger und Fleischnhauer, bei der Bänkeznunft Oberältester und Kämmerer bei der Armenverpflegung war. Nach dem Besuch des Elisabethgymnasiums bezieht er 1728 die Universität Jena. Er gehört zu den Gründungsmitgliedern der Deutschen Gesellschaft. Am 1. April 1730 hält er eine Rede über den Mißbrauch der Eigenliebe. Von 1732—40 lebt er in seiner Vaterstadt und bereitet sich mit Predigen und Katechisieren auf das geistliche Amt vor. 1740 erhält er die Berufung als Diakon an die evangelische Kirche zu Herrnsstadt, wo er am 11. Mai 1763 gestorben ist ¹⁾.

13. Kupperwolff, Balthasar Sigismund von, aus Schlesien. Er ist einer der letzten Sprossen des im Fürstentum Glogau auf Kleinwürbitz, Bäsau usw. ansässig gewesenenen niederschlesischen Geschlechts Kupperwolff ²⁾. In die Jenaer Universitätsmatrikel ist er unter dem 4. Mai 1725 als B. S. von Kupperwolff Eques Siles. eingetragen ³⁾. Am 31. Okt. 1733 wird sein Probestück, eine Übersetzung aus der Dichtkunst des Boileau, verlesen und er wegen baldiger Abreise zum außerordentlichen Mitglied ernannt. Am 7. Nov. hält er seine Antrittsrede. Sonst habe ich über ihn nichts ermittelt.

14. Langenau, Wilhelm Ludewig von. Am 15. Sept. 1736 wird er „zur Erkänlichkeit für die Zuschrift seines Gedichtes auf die Schlesische Wasserfluth“ als freies Mitglied aufgenommen. In der Instantien-Notiz ⁴⁾ 1744 und 1751 findet er sich als Rgl. Preuß. Oberregierungs- u. Consistorialrath in Breslau. Er resignierte später und lebte auf seinem Gut im Neumärkischen ⁵⁾.

15. Löwel, Samuel, geb. 1706 in Bojanowo, gehört zu den frühesten Mitgliedern. In den Jahren 1730—31 hat er wiederholt Reden und Gedichte vorgelesen. Er war auch Abgeordneter der schlesischen Klasse. Am 10. Jan. 1732 verspricht er von der Heimat aus, „einige verfertigte Stücke künftige Ostermesse zu überschicken“. 1742 wird er Pastor zu Buchwald u. Wiesau im Kreise Glogau, wo er 1757 starb ⁶⁾.

16. Machniky, Karl Sigismund, aus Breslau, hält am 30. Juni 1731 seine Antrittsrede und am 17. April 1734 seine Abschiedsrede. In der Zwischenzeit verliest er wiederholt Reden, Übersetzungen und Gedichte. Am 18. Juli 1733 ist er zum Sekretär der Gesellschaft gewählt worden. Am 25. Okt. 1737 teilt er der Gesellschaft

¹⁾ Diesen Lebenslauf hat mir freundlichster Weise Herr Superintendent Schott in Herrnsstadt aus der Pfarrchronik mitgeteilt. ²⁾ Vgl. Blazek, Der abgestorbene Adel der Preuß. Provinz Schlesien. I. Teil (Mürnberg 1887), S. 58. ³⁾ Laut liebenswürdiger Mitteilung der Universitätsbibliothek Jena. ⁴⁾ S. 40 bzw. 67. ⁵⁾ Vgl. Streit a. a. D. S. 79 f. ⁶⁾ Vgl. Ehrhardt a. a. D. 3, 1, 175.

von Dresden aus mit, daß er zum Rektor der evangelischen St. Petri-Schule in St. Petersburg berufen worden sei. Von 1742 bis zu seinem Tod im Jahre 1759 ist er Pastor in Waldau im Fürstentum Liegnitz ¹⁾.

17. Menzel, Ant. Ferd., geb. 1720 in Breslau, studiert 1740 bis 1743 in Jena, 1745 Katechet an St. Barbara, 1755 Lehrer am Magdalengymnasium, starb 1759 ²⁾.

18. Paczensky, Kasp. Friedr. von B. u. Tenczin, geb. 20. April 1713 als Sohn des Karl Friedr. v. B. u. T., herzogl. Würtemb. Delsnischen Regierungsrates, gest. 17. Juni 1737 als Erbherr auf Pristelwitz im Fürstentum Dels ³⁾. Am 2. Juni 1731 hält er seine Antrittsrede, am 1. Dez. desselben Jahres liest er eine Ode vor. — Mit seinem jüngeren Stiefbruder Karl Jaroslav war Garve befreundet, der sein Leben beschrieben hat ⁴⁾.

19. Radecky, Joh. Ernst Gottlieb, geb. 1706 in Brieg. Am 15. April 1730 trägt er zum ersten Male in der Gesellschaft vor. Am 14. Okt. 1730 wird ihm die Abschiedsrede erlassen, da er schnellstens eine Hofmeisterstelle annehmen mußte. 1751 wird er Hofprediger in Dels, wo er 1784 starb ⁵⁾.

20. Rieder, Erdmann Karl Graf von, Freiherr von Krappitz, Herr von Berg. Am 3. Okt. 1733 wird er zum Obervorsteher (Ehrenpräsidenten) gewählt. Am 21. April 1735 hielt er seine Abschiedsrede „von dem Nutzen der Gesellschaften zu Ausübung der Sprachen“. Er ist der in der Schlesiſchen Instantien=Notiz ⁶⁾ von 1752 genannte Kreis-Deputierte des Löwenberger Distrikts und Besitzer der Herrschaft Holstein, Kr. Löwenberg. Nach der Vasallentabelle vom Jahre 1752, die auch Angaben über seine Nachkommen enthält, wurde er im Jahre 1714 geboren ⁷⁾.

21. Rüdiger, Ernst Heinrich, geb. 1723 zu Breslau. Am 5. Nov. 1743 wird er in den Akten der Gesellschaft zuerst genannt. Am 25. April 1744 hält er seine Abschiedsrede. Von 1746 ab bekleidet er an Breslauer Kirchen verschiedene Stellen, bis er 1769 Propst bei Bernhardin wird. Er starb 1771 ⁸⁾.

22. Ruffer, Joh. Heinrich, geb. am 22. Dez. 1715 in Breslau als Sohn des Schneideroberältesten Heinrich Ruffer. Am 7. Sept.

¹⁾ Vgl. Ehrhardt a. a. D. 4, 322. ²⁾ Vgl. Cunrad-Deuschner, Siles. tog. spicil. 35. ³⁾ Aus der genealogischen Materialsammlung Friedr. von Schirndings in der Handschrift Nr. 2984 der Breslauer Stadtbibliothek unter Nr. 3619 ^d und 3623 ^c. ⁴⁾ Einige Züge aus dem Leben des C. J. Paczensky von Tenczin (Breslau 1793). ⁵⁾ Vgl. Leehr, Beiträge zur Biographie des J. E. G. von R., Schles. Provinzialblätter 2 (1785), 196 ff. ⁶⁾ S. 34. ⁷⁾ Bresl. Staatsarchiv Rep. 47. Vgl. auch Sinapius, Schles. Curiositäten 2, 190. ⁸⁾ Vgl. Ehrhardt a. a. D. 1, 392 f.

1734 verläßt er das Magdalenengymnasium ¹⁾. 1736 läßt er in Jena eine Trauerode auf den Tod seiner Schwester Johanna Elisabeth drucken ²⁾. In den Gesellschaftsaktcn treffen wir seinen Namen 1737. Im nächsten Jahr wird er Magister. Er wird 1740 Pastor zu Klein-Ellguth und 1742 erster Prediger der wieder errichteten ev. Kirchengemeinde Michelsdorf (Kr. Landeshut), wo er am 11. Febr. 1781 starb ³⁾.

23. Schröter, Joh. Balthasar, geb. 1717 zu Landeshut, studiert 1739—42 zu Jena. Außer in der Matrikel wird sein Name sonst nicht genannt. In der Instantien-Notiz von 1755—66 steht er als Kollege an der ev. Schule seiner Vaterstadt ⁴⁾.

24. Seidel, Samuel, Mag. d. Philos., geb. 1698 zu Schmöln im Altenburgischen, 1732 Konrektor, 1740 Rektor zu Lauban, wo er 1755 starb ⁵⁾.

25. Semper, Ernst Lebrecht, geb. 1722 zu Hendewilken im Fürstentum Dels. Nach Besuch des Breslauer Magdalenengymnasiums bezieht er 1741 die Universität Jena. Am 24. Dez. 1743 reicht er ein Schäfergedicht als Probestück ein und hält am 16. Jan. 1744 seine Antrittsrede. Am 6. März 1745 nimmt er Abschied von der Gesellschaft in einem Gedicht, „darinnen er die Wissenschaften als einen Trost in Widerwärtigkeiten schildert“. 1747 wird er Pastor zu Obernigk ⁶⁾, 1749 Diakon und 1757 Archidiacon zu Landeshut. 1756 wählt ihn die Deutsche Gesellschaft zu Königsberg zum Mitglied. Er starb 1758 ⁷⁾.

26. Stolle, Gottlieb, aus Liegnitz. Von ihm ist schon oben gehandelt.

¹⁾ Zwei Abschiedsgedichte seiner Freunde in der Geneal. Samml. der Stadtbibliothek Breslau. ²⁾ Ebendort. ³⁾ Vgl. Klapper, Chronik von Michelsdorf i. R. 1 (Michelsd. 1922), 46 f. Geburts- u. Todesdatum verdanke ich der gütigen Auskunft von Herrn Pastor Hans Hupperth in Michelsdorf. ⁴⁾ S. 311 bezw. 301. Sein Leben bis 1752 ist beschrieben bei E. D. Adami, Das gelehrte Landeshut (Bresl. u. Lpz. 1753), 107 ff. Das Pfarramt der Evang. Gnadenkirche in Landeshut hat außer der Tatsache, daß 4 Kinder von ihm im jugendlichen Alter gestorben sind, sonstige biographische Daten nicht ermitteln können. ⁵⁾ Vgl. Otto a. a. O. 3, 275 ff. ⁶⁾ Die Matrikel bezeichnet ihn ungenau als Prediger in Dels. ⁷⁾ Sein Lebenslauf steht vor der Ausgabe seiner Gedichte, hrg. von Joh. Gottlieb Zachmann, Bresl. u. Leipz. 1761.

VIII.

Baudirektor Valentin Christian Schulze.¹⁾

Von
Kurt Bimler.

Aus der Reihe der beamteten preußischen Architekten des Bau-
departements der Glogauer Kriegs- und Domänenkammer ragt
Valentin Christian Schulze mit weitem Abstand hervor.
Alle Bauten, die er in Glogau, Sagan, Schmiedeberg und anderswo
hinstellte, erregen Entzücken. Klare Raumdisposition, kubische For-
mung und Plastizität im Verein mit sparsamem, aber unvermeidlichem
skulptiertem Dekor zeichnet sie alle aus. Daher die Zuweisung von
Bauwerken, die nicht immer archivalisch dokumentiert sind, aus stili-
stischen Gründen möglich ist.

Schulzens Vorgänger waren die Baudirektoren von Machui
(1775—1782) und Hedemann (1742—1775), von denen ersterer über-
haupt nichts architektonisch Wertvolles geschaffen hat, während die
schlesische Amtsperiode Hedemanns, des von Frankfurt her rühmlich
Bekanntem, in die baumüde Kriegs- und Nachkriegszeit fällt.

Wenn ich Schulze dem in Mittelschlesien rund zwanzig Jahre
früher in Erscheinung tretenden, stilistisch etwa gleichgerichteten
K. G. Langhans gegenüberstelle, so hat der Vergleich seine Gründe.
Soweit eine Differenz dieser beiden gestaltenden Gegenpole in Nieder-
und Mittelschlesien konstaterbar ist, beruht sie auf Quantität, nicht auf
Qualität. Langhans hatte in Breslau das Glück, lukrativeren und
rühmlicheren Bauaufgaben gegenüberzustehen. Heißt man den Ver-
gleich mit Langhans nicht gut, dann würde unter den neuklassischen

¹⁾ Diese Monographie ist ein Auszug aus meiner mit zahlreichen photo-
graphischen Aufnahmen und Grundrißzeichnungen versehenen Arbeit von 1924, die
ich als Manuskript der Breslauer Staatsbibliothek übergeben habe. Berichtigungen
und Ergänzungen sind in diesen Auszug eingefügt.

Baumeistern Breslaus nur Karl Gottfried Heißler, der Schöpfer vieler Schlösser, Badeanlagen und der besten Privatgebäude Breslaus aus der Zeit um 1800, in eine Linie passen.

Wesentlich in der Wandlung der Baugesinnung nach der Trennung Schlesiens vom österreichischen Staatenverbande ist, daß die klassizistische Richtung Berlins und ihres anfänglichen Hauptträgers, von Knobelsdorff, durch die in die Provinzen gesandten Baubeamten getragen wurde.

So kam der am 7. September geborene und am 16. September 1748 in der Potsdamer Nikolaikirche getaufte¹⁾, bei dem kgl. Hofbauamt in Potsdam vorgebildete Bauinspektor Valentin Christian Schulze 1784 als neu ernannter Baudirektor und Chef des Baudepartements an die Kriegs- und Domänenkammer Glogau. Was die seiner harrende amtliche Tätigkeit in dem provinziellen Bezirk mit vorzugsweise kleinstädtischem Charakter in Aussicht stellte, war zunächst Schul- und Kasernengestaltung. Schulze löste jedoch diese geringen Aufgaben mit vorherrschendem Zweckcharakter in so feinsinniger Form, daß Privataufträge nicht ausblieben.

Diese außeramtlich aufgeführten Bauten verteilen sich auf die Städte Glogau, Schmiedeberg, Sagan, Guhrau und Tschirnau mit Umgebung. Ich habe sie als stilistisch zusammengehörige Werke allmählich aufgefunden. Zum Teil sind sie archivalisch als Schulzens Arbeiten belegt.

Vorweg will ich nehmen, daß B. Chr. Schulze 1804 nach Breslau als Nachfolger Pohlmanns an die Spitze des dortigen Baudepartements versetzt wurde. Mit ihm ist der Baudirektor Christoph Friedrich Schulze nicht zu verwechseln, der 1759 bis 1765 Breslauer Stadtbauinspektor und 1765 bis 1783 kgl. Baudirektor war und die Pläne zu Kirche und Rathaus in Freiburg geliefert hat. Andererseits macht auch der Sohn unseres Valentin Christian, Julius Schulze, der Erbauer des Palais Hendel von Donnersmarkt (jetzt Generallandschaft) in Breslau eine Verwechslung möglich, zumal neben dem Vater auch der Sohn von 1821 an den Amtscharakter des Baurates bei derselben Breslauer Regierung führte.

1) Taufbuch der Nikolaikirche und Nekrolog der Schles. Provinzialblätter vom Juni 1831, S. 545. Kurzen Bericht über die Vorbereitungszeit bei A. L. Krüger und Manger bringt L. Manger, Baugeschichte von Potsdam (1789), S. 634.

Die Glogauer Bautengruppen.

Eine der ersten Aufgaben größeren Umfanges war in Glogau die Erbauung einer Garnisonkirche in der Jesuitenstraße. Über die Verhandlungen zwischen dem König, dem Minister Hoym und der Kriegs- und Domänenkammer gibt ein kurzes Aktenstück¹⁾ von 1787 Nachricht. Die Bauzeit fällt in die Jahre 1788 bis 1790. Die Verhandlungen betrafen die Wahl des Bauplatzes. Schulze drückte in diesen Verhandlungen seinen Vorschlag durch, daß ein Teil des wüst liegenden Geländes des Jesuitenkollegs, und zwar die „Ruinen“ der ehemaligen Jesuitenapotheke und der Bibliothek, als Bauplatz benutzt werden durfte.

Das Bauergebnis ist eine mit der Mittelachse parallel zu der durch einen Hof getrennt liegenden Jesuitenkirche, mit der West- und Schauseite wie jene nach der Jesuitenstraße gerichtete, turmlose Saalkirche rechteckigen Grundrisses von zehn Achsen Tiefe und drei Achsen Breite. Die West- und ein Teil der Nordfassade kommen allein zur Geltung, da von den Langseiten die letztere im Hof etwas versteckt liegt, und die andere sich an das Nachbargebäude lehnt. Jedenfalls steht die Straßenwand mit ihrer scharfkantig und rechtwinklig profilierten Rahmengliederung und dem unbetont eingeschnittenen Portal in starkem Gegensatz zu den weich schwingenden Formen der benachbarten, von J. Simonetti ein Jahrhundert früher erbauten Jesuitenkirche und deren säulenflankiertem balkonbekrönten Hauptportal B. Weintners. Nicht mit Unrecht hebt Lutsch²⁾ an der Fassade „das verständige, willenskräftige Gepräge der militärischen Bauten der friederizianischen Zeit“ hervor. Indessen ist an der Fassade die Starrheit der rechtwinklig zu einander stehenden Flächen gemildert, einerseits durch die Kreisfenster über den hohen Rechteckauschnitten, andernteils durch belebenden, auslockernden Trophäen- und figürlichen Reliefschmuck (Allegorie der Hoffnung) zwischen den Großpilastern des Risalits und im Giebeldreieck. An dem Hauptgesims der Rücklagen ist schon Schulzens typische Konsolbildung zu beobachten: würfelförmiger Auflageteil mit plattenartigem, dreigeschligem Fuß. Die Träger des Gebälks sind dorische glatte Pilaster, an der Langseite lisenenartig abgeschwächt. Das ganze Stützwerk, gekreuzt von flachem, horizontalem Bände, steht klar auf dem durch Ruffstafugen

1) Bresl. Staatsarchiv, Rep. 199 M. R. XIII. 61, vol. 8. 2) Lutsch, Verz. der Kunstdenkmäler Schlesiens III. S. 94.

und Abschlußgurtgesims in horizontaler Richtung gezeichneten Sockel. Der emporstrebende Charakter des Oberbaues ist über der hohen Attika vor abgewalmtem Satteldach durch vier aufgestellte Vasen wieder aufgenommen. Der Schmuck an den Langseiten besteht nur aus Tuchgehängen über den flachgerahmten Ochsenaugen.

Nach einer Zeitspanne von fünf Jahren erwächst der zweite der Glogauer Bauten monumentalen Charakters, die evangelische Schule, zugleich Pastorenwohnhaus, errichtet 1795, ein siebenachsiges dreistöckiges Gebäude, dem Nordeingang der evangelischen Kirche „Zum Schiffelein Christi“ gegenüberliegend und durch seine reich ausgestattete Fassade von der etwas nüchternen Schöpfung des älteren Langhans günstig abstechend. Das Erdgeschoß ist durch gebänderte Postamente zu den acht, die beiden oberen Geschosse zusammenfassenden pilasterartigen Wandstreifen gegliedert. Die flachgerahmten Fenster des ersten Stockwerkes sind von Lünetten gekrönt, die drei mittleren noch dazu durch stufierte Kindergruppen in den Bogenfeldern und durch plastisch gebildete Gewände (Pfeiler mit gefehlten Schrägen und Archivolten über reich profilierten Kämpfergliedern) besonders betont. Im ganzen ein Bau mit der Fassade eines römischen Palazzo des 17. Jahrhunderts, anscheinend nicht unbeeinflusst von dem Prediger- und Schulhaus von 1752 in Potsdam am Alten Markt. Lutsch bezeichnet die Glogauer Schule jedenfalls als Bürgerhaus „besonders stattlicher Haltung, auch in seinen Einzelheiten zum Besten zählend, was am Ende des Jahrhunderts auf dem Gebiete bürgerlicher Kunst in Preußen geschaffen“ worden ist ¹⁾ —, ohne ihren Baumeister zu kennen und zu nennen.

Daß das Innere dieses Schulhauses seinem Nützlichkeitscharakter gemäß nichts Erwähnenswertes bietet, liegt auf der Hand. Der Flur öffnet sich unter einem Gurt in Korbbogenform. Die Treppenanlage ist im 19. Jahrhundert erneuert worden. Die Bausumme belief sich auf etwa 13 000 Taler. Der Bau ist halbamtlicher Natur, indem er zunächst den Zwecken der Garnison galt und andererseits durch Privatzuschüsse zu einer Schule für die protestantische Bürgerschaft Glogaus wurde.

In den Verhandlungsakten fehlen eigentliche Bauberichte, so daß der Bildhauer der reizenden Kindergruppen in den Fensterlünetten ungenannt bleibt, wenn auch der Berliner Stukkateur R. Sartorius stilistischen Gründen als ihr Schöpfer angenommen werden darf.

¹⁾ Lutsch, Textband zum Bilderwerk Schles. Kunstdenkmäler, Sp. 278.

In Hinsicht auf den plastischen Dekor mit einer ähnlichen Kindergruppe in Stucko über seiner Eingangstür mag hier das Haus Jesuitenstraße 14 genannt werden, das etwa zu gleicher Zeit auf dem von der evangelischen Gemeinde angekauften Gelände (Brandstelle) erbaut wurde und wahrscheinlich Schulzwecken gedient hat, da berichtet wird, daß in einem Gebäude der Jesuitenstraße die Garnisonsschule provisorisch untergebracht war¹⁾. Auf diese Schulzwecke könnte das Puttenmotiv in der eingetieften Lünette über der Haustür deuten. Es ist ein dreistöckiges Haus mit dreiachsiger, fahler Front, in der die glatten Rahmen der auffallend größeren Fenster leicht betont sind. Ein kräftigeres Hauptgesims mit niedrigen Hängeplatten und ein trapezförmiger Giebel mit eingeschwungenen Seitenlinien und blindem Halbkreisfenster schließen die Front ab.

Durch seine gerundeten Seitenlinien steht dieser Giebel im Gegensatz zu der starren hohen Rechteckform des Nachbargiebels. Auch dieses dreigeschossige dreiachsige Haus Jesuitenstraße 15 gehört offenbar demselben Baumeister an. Die Mittelachse ist hier leicht durch ein zartes Risalit betont, das im Giebel mit Zahnschnittsims seine vertikale Fortsetzung findet. Die Fassade, sonst glatt wie am Nebenhaus, ist nur durch vertiefte Rechteckfelder in den Brüstungen der obersten Fenster mit Girlanden und Rosetten geziert. Das rundbogige Blendmotiv des Giebels erinnert an Schulzens beliebte Nischenbildungen.

Schon ein Jahr nach der Erbauung des Schulgebäudes winkte ein noch reizvolleres Bauprojekt, dessen Ausführung in den Jahren 1796 und 1797 ihn als Vollender eines unfertig gebliebenen Werkes von Langhans zu einem wohlbegründeten geschichtlichen Rufe hätte bringen können, wenn Schulze als Schöpfer dieses eigenartigen Bauteiles, der obeliskengekrönten Turmspitzen der evangelischen Kirche „zum Schiffelein Christi“ bekannt geworden wäre.

Die Baugeschichte der von K. G. Langhans 1764 entworfenen Kirche schließt manchen Unglücksfall in sich. 1773 konnte die Einweihung des jetzt flach gedeckten Kirchenschiffes erfolgen. Über den Bau der Türme lauteten die Überlieferungen verschieden. Hinrichs sagt in seiner Langhans-Monographie¹⁾, daß man 1796 den oberen Teil der Türme abtrug und ihnen ihre heutige Gestalt gab. Das ist nicht richtig, und ebensowenig die Ansicht des Verfassers der Glogauer

1) Morgenbesser, Geschichte der ev.-luth. Schulen zu Großglogau 1809 und Breslauer Tagebuch 1809, S. 149. 2) W. Hinrichs, Karl Gotthard Langhans, Strahburg 1909, S. 10.

Kirchengeschichte von 1902¹⁾, daß zwei Türme mit Kuppeln vorhanden waren, die wegen Unsicherheit oder mangelnder Harmonie (!) abgetragen wurden. Als ob man Geld im Überfluß gehabt hätte. Vielmehr ist erwiesen, daß die von Langhans mit barocken Hauben projektierten Türme wegen Geldmangels nicht zur Ausführung kamen, worauf eine bisher noch nicht angezogene Stelle eines Immediatgesuches²⁾ der Kirchenvorsteher zu Glogau deutet, in welchem 1787 um Unterstützung für den Bau der Schule und „der beiden noch immer unvollendeten Türme“ gebeten wird.

Die „wunderbaren Aufbauten“ in Obeliskensform gab ihnen 1796/7 unser Schulze. Ob Solaris Vorbild der obeliskentartigen Turmspitzen auf der Kathedrale in Posen beeinflussend gewirkt hat, bleibt dahingestellt. Es ist garnicht erwiesen, daß Solaris Neubau nach dem 1789 erfolgten Einsturz des einen Turmes zu dieser Zeit schon fertiggestellt oder Schulze bekannt war. Näher liegende Anregungen hatte unser Architekt in seiner Potsdamer und Berliner Ausbildungszeit tagtäglich vor Augen gehabt. Nur für den Turmausklang war die Obeliskensform noch nicht benutzt worden. Dessen straffen, stereometrisch klaren Körper als Abschluß größeren Maßstabes auf hochragenden Türmen in die schlesische Architektur eingeführt zu haben, ist das Verdienst unseres Baumeisters.

Wenn Solaris obeliskentartige Turmhelme in Posen als Parallele zu Schulzes Glogauer Turmspitzen gelten sollen, so ist zum rühmenswerten Vorteil der Glogauer Aufbauten zu sagen, daß sie die Obeliskensform in viel reinerer und größerer Linie zum Ausdruck bringen. Solaris kurze, breite Obeliskenspitzen kommen über stark ausladend profilierten Simsen, welche die konkaven Umrißlinien der beiden Stufen des Obeliskensockels trennen, nicht zur klaren Wirkung. Gegenüber den von Langhans projektierten Turmhauben, wie sie das Titelblatt des Glogauer Gesangbuches von 1777 in ihrer beabsichtigten Form überliefert hat, ist hier der Vorzug der Besonderheit hervorzuheben. Die Silhouette des Stadtbildes erhält den unterscheidenden Charakter, wie er kaum in einer anderen Stadtansicht zu finden ist.

Ein weiteres Ruhmesblatt hat sich B. Ch. Schulze mit seinem Glogauer Theaterumbau erworben, der bis zu meiner hierauf bezüglichen Publikation im Grünberg-Frenstädter Heimatkalender von 1925 ein problematischer Punkt in der heimischen Baugeschichte ge-

¹⁾ Geschichte der ev. Luth. Kirchengemeinde „Zum Schiffslein Christi“, Glogau 1902, S. 42. ²⁾ Bresl. Staatsarch., Rep. 199 M. R. XIII. 61, vol. 8.

blieben war. Lutsch hatte schon den Widerspruch zwischen der von Minsberg ¹⁾ überlieferten Bauzeit von 1774 und dem offenbar einer späteren Zeit angehörenden Gewände des Gebäudes gemerkt. Richtig ist, daß das im Erdgeschoß für Fleischerläden und im Obergeschoß für Redoutenzwecke bestimmte Gebäude 1774 errichtet worden ist. Es folgt aber der von Morgenbesser ²⁾ und von den Schles. Provinzialblättern (1800, Juli) erwähnte Umbau, dessen Architekt durch ein Aktenstück vom 5. März 1799 ausgewiesen wird ³⁾.

Aus dem neuen klassizistischen Gewände der Fassade schaut noch der alte unansehnliche Kern des an Rathaus und Privatgebäude angelebten Redoutengebäudes von 1774 hervor, das durch die Aufstockung von 1799 über dem Redoutensaal einen durch ein Bohlendach abgeschlossenen Theaterraum erhielt.

Wir haben hier Gelegenheit, die wichtige Plastizität eines von Schulze der alten Fassade vorgelegten dreiachsigen Risalits mit seinen gedungenen unfannelierten dorisierenden Säulen und kassettierter Halbkuppel darüber zwischen zwei kräftigen Pfeilern unter schattenwerfendem Hauptgesims mit Zahnschnitt und eingereichten Konsolen zu bewundern. Das Nischenmotiv wiederholt sich in den Flanken der Schaufseite in abgeflachter Form. Der Beachtung würdige und stilistisch wichtige Einzelheiten, auf die schon Lutsch hinweist, betreffen die Gestalt und die Kuppelung der langfüßigen Konsolen und die Bildung der vorkragenden Hängeplatten ohne Unterglieder. Ferner die ägyptisierenden Reliefs in den Lunetten der seitlichen Flachschen, je zwei Sphingen, gelagert zu beiden Seiten eines Opferaltars. Die dreiachsigen Seitenfassaden sind nebensächlich behandelt.

Als schmückender Bestandteil der Rundbogenanlage des Risalits ist der einen halben Meter breite Relieffries an der hinter den Säulen stehenden Wand hinzugekommen, von dessen 36 antikisierenden Figuren sich einige am Kavalierrhause von Sagan wiederfinden und

¹⁾ Minsberg, Geschichte von Groß-Glogau, 1833, S. 335. Lutsch, Textband zum Bilderwerk der Schles. Kunstdenkmäler, S. 278. ²⁾ Morgenbesser, Taschenbuch oder Wegweise von Groß-Glogau (1810), S. 20. ³⁾ Bresl. Staatsarch., Rep. 199 M. R. XII, Nr. 29. — Ein Umbau von 1840 stellte aus beiden Sälen durch Entfernung der Zwischendecke einen größeren Raum her und verlegte den Ausgang nach außen durch Anbringung einer zweiarmligen, unorganisch wirkenden Freitreppe, welche das gesamte Mittelrisalit samt seinen beiden Säulen in der Höhe um etwa ein Drittel reduzierte. Mein Hinweis im Grünberg-Freystädter Kalender auf den haltlosen Zustand der durch die angelebte Treppe verschandelten Fassade trug zur vorzüglichen Wiederherstellung ihres ursprünglichen Zustandes bei Gelegenheit des Umbaus von 1928 durch Stadtbaurat Griefsinger bei.

danach auf denselben Bildhauer Konstantin Sartori in Berlin weisen. Tanz und Spiel von Grazien und Musen, Opferhandlungen und Festvorbereitungen sind der Inhalt dieser ab und zu durch Schräg- und Hintereinanderstellung räumlich vertieften, in Gruppen zusammengefaßten Figurenreihung.

Die Umgestaltung eines Privathauses zur *vgl. Hebammenanstalt* ist für 1792 durch Bericht der Schles. Provinzialblätter (Bd. 15, S. 44) bezeugt, ein entsprechendes Gebäude ist in Glogau nicht auffindbar. Die Ausstattung des Hörsaales mit „Büsten Aeskulaps und einer Charitas sowie des regierenden Königs“ beweist wieder die Vorliebe des Architekten für den bildnerischen Schmuck, der sich in demselben Jahr auch in dem *Entwurf eines Rahmens* für ein durch *Pausenwein* als ministerielle Jubiläumsgabe gemaltes Porträt des Pastor prim. Dr. Ludovici und 1802 in der Bestellung eines Marmorreliefbildnisses des Oberamtspräsidenten von Cocceji bei Gottfried *Schadow*¹⁾ äußerte.

Zu Schulzens Bautengruppe im Weichbild der Stadt Glogau gehören noch einige Gebäude, die allein durch ihren Stilcharakter und ihre Entstehung während seiner dortigen Amtstätigkeit als seine Werke befundet sind.

Die Umgestaltung der *Breslauer Torwache*, als *Hornburg* durch Reuters unfreiwilligen Aufenthalt bekannt, ist zeitlich durch einen Aktenbeleg²⁾ und eine kurze Notiz der Schles. Provinzialblätter vom Juli 1800 gesichert, in der sie neben „dem Komödienthaus, der Garnisonkirche, den beiden neuen Türmen der evangelischen Kirche, der Synagoge und mehreren Privathäusern“ als „Gebäude, durch die Glogau seit einiger Zeit verschönert“ ist, genannt wird.

Die 1800 durch Schulze vollzogene Fassadengestaltung sollte dem älteren neunachsigen zweigeschossigen Häuschen eine anscheinlichere Aufmachung geben. Der Umbau umfaßte eine Verlängerung des Satteldaches über der Traufkante bis zum Gebälk der Säulenvorlagen, die aus sechs aufgemauerten, glatten dorisierenden Stilen und Schaffung eines von vier enger gestellten Säulen gebildeten Mittelteils bestand. Im Jahre 1881 wurde die Torwache abgerissen. Später wurde zum Andenken an Reuters Festungszeit in der Nähe der Reuterbrunnen aufgestellt.

1) Meine Auffindung des Schadowschen Marmorreliefs habe ich in d. Niederschles. Anzeiger vom 24. April 1917 berichtet. 2) Bresl. Staatsarch. Rep. 199 M. R. XII, Nr. 29.

Das Kuppelnischenmotiv des Theaters mit Kassettierung der Viertelfugel findet sich in abgeflachter Form an Schulzens Glogauer Wohnhaus, dem späteren Kasino des Artillerieregiments, Haus Kasernenstr. 15, unter gleichzeitiger Anwendung von einigen Teilstücken des Figurenfrieses vom Theater wieder. Zeitlich müßte die Fassadengestaltung — um eine solche handelt es sich offenbar nur — in der Nähe des Theaterumbaues zu suchen sein, etwa um 1800, denn es ist anzunehmen, daß die Teilreliefs als zweite Stuckabformungen erst nach der Fertigstellung des Theaters verwendet worden sind.

Die Fassade des 5:3-achsigen Hauses hat die für Schulze in dieser Zeit typische Kahlheit, in welche die Fenster ohne Rahmen eingeschnitten sind. Die flache Vorlage des dreiachsigen Risalits weist die genannte Nische als Rahmen des mittleren Obergeschosfensters auf. In der Wandfläche sind an beiden Flankenteilen des Risalits für Rosetten und die erwähnten Reliefstücke und über der Tür für ein geometrisierendes Ornament rechteckige Felder ausgespart, denen unter den Fenstern des ersten Stockwerkes an den Rücklagen und in den Seitenfassaden aufgelegte Platten entsprechen. Die Vorlage ist im Hauptgesims noch durch Zahnschnitt markiert. Als einziges vor-₃ tragendes Glied der Fassadenfläche zieht sich in Höhe des flachen Gurtbandes über der Nischenkuppel ein kurzes, kräftiges Gebälkstück auf zwei Konsolen mit drei dazwischen liegenden Hängeplatten hin ¹⁾.

Die nächste Beziehung zum Schulbau 1795 verrät das Haus Taubenstraße 11, infolge des an ihm ohne Veränderung übernommenen Lünettenschmuckes (Kartusche mit Girlande) und Verwendung einer demselben Stuckateur Sarnori angehörigen, in rechteckige Vertiefung eingesetzten Kindergruppe. Das Haus ist damals anscheinend für den Freiherrn von Stosch auf Gleinitz, der nach Ausweis der städtischen Grundakten Besitzer des Grundstückes war, als städtischer Wohnsitz nach 1795 gebaut worden. Den Charakter eines gehobenen Bürgerhauses besitzt dieses je fünfachsige vierstöckige Eckhaus infolge seines Mezzaningeschoßes, über dem das Hauptgeschosß durch kräftige Stockwerksimse über Konsolen besonders betont ist. Das vierte, wiederum niedriger gehaltene Geschoß sitzt mit flachem Anschlußsims unter dem Satteldach.

¹⁾ Daß Schulze seit 1796 in der Kasernenstraße in seinem eigenen Hause gewohnt hat, belegen die Schles. Instanzennotizen von 1797. In den städt. Grundakten wird Baudirektor Schulze als damaliger Besitzer des Hauses Kasernenstr. 15 genannt.

Eine eigentlich künstlerische Grundrißlösung ist bei diesem Eckhaus nicht zu suchen. Erhalten hat sich in einem hölzernen Treppengeländer ein Gittermuster, das ähnlich dem geometrisierenden Ornament über der Eingangstür des Casinos aus ineinander gestellten Segmentbogenleisten besteht.

Lutsch hat das von Stosch'sche Haus nicht genannt. Dagegen weist er auf das Haus Franziskanerplatz 9 als jener Zeit angehörig hin. In der Einbeziehung dieses Gebäudes in unsere Bautengruppe kann ich Lutsch aus stilistischen Gründen trotz der eingehesteten, in Gips wiederholten Teilreliefs vom Theater nicht folgen, zudem hat sich aus den städtischen Akten des Hauses erwiesen, daß es erst 1825 erbaut worden ist, also als Schulze schon zwei Jahrzehnte von Glogau weg war.

Wohl aber gehört das Haus *Breslauer Straße 2* hierher, ein damals Frau von Schmidt gehörendes und 1842 zum Zeughaus umgewandeltes, im ganzen nüchternes sechsachsiges Reihnhaus auf Rechteckgrundriß, mit flachester Vorlagenbildung des zweiachsigigen Mittelteils, der als bezeichnenden Dekor über den Fenstern des ersten Stockwerkes Teile des Theaterfrieses und dessen Flankenmotiv, eine eingetiefte Lunette mit zwei zu beiden Seiten einer Base (nicht Altar wie am Theater) liegenden Sphingen trägt.

Zuletzt noch in Glogau ein zierliches Gebäude von nur 10 Meter Länge und 5 Meter Tiefe, das bereits auf Schulzens Bautätigkeit im Saganer Schloßgarten hinweist. Ein kleines *Teehaus* im Garten des Glogauer Schlosses, am Ende des Mittelganges in der Achse des Schloßportales errichtet und in einem Gartenfestbericht der Schles. Provinzialblätter von 1802, S. 363, erwähnt, auch von Morgenbesser a. a. D. 1810 in seine Hervorhebung der Sehenswürdigkeiten Glogaus eingeschlossen: „Der Schloßgarten enthält ein gutes Gewächshaus und ist im Sommer für Personen von Stande geöffnet. Am Ende des mittleren Hauptganges befindet sich ein Salon, der nach „*Art einer Grotte* gemalt ist, und an den beiden Ecken des Gartens zwei Nischen, ferner im Garten ein ganz rundes und zwei halbrunde Bassins, von denen ersteres mit einem Delphin, an dem eine Fontäne angebracht ist“, verziert ist.

Die beiden genannten Nischen und das Gewächshaus sind verschwunden, dafür hat in der einen Ecke bis vor kurzem eine in Rustika gepuzte Volière gestanden, die erst um 1830 entstanden ist. Das Teehaus (Morgenbessers Salon) steht noch laubumrannt da, zwei große Rundbogenfenster und ein ebensolches Portal nehmen seine gesamte

Front ein. Eine Attika schließt über dem einfach profilierten Zahnschnittsims ab. Drei Rechteckplatten liegen über den Rundbogenöffnungen auf der gefugten Fläche auf, mit breiten niedrigen Stuckmuscheln und Girlanden gerahmt. Die Tür ist, wie die Nischen an Schulzens Wohnhaus und am Theater, durch ein kurzes Simsstück über der Auflegeplatte betont, in welche das flache Stuckrelief einer Puttengruppe eingetieft ist. Die von Morgenbesser erwähnte, heut nicht mehr zu sehende Ausmalung des einfachen Quaderraumes „nach Art einer Grotte“ erinnert an Knobelsdorffs Neptungrotte bei Sanssouci von 1753 mit ihrem grottenartigen Muschelbelag, der hier bei der bescheidenen Nachahmung nur gemalt war.

Überblickt man Schulzens architektonisches Schaffen, das sich über das enge Stadtbild der Festung Glogau zerstreut, so kommt man zu dem Eindruck einer rührigen Schöpferkraft, die dem Bilde der Altstadt den neuklassischen Abschluß des Jahrhunderts verleiht. In jedem Stadtteil ist der Ausfluß seines auf Verschönerung gerichteten Sinnes zu spüren. Was er in die Hand nimmt, wird etwas Ganzes. Im Schloßgarten ersteht nicht nur das Teehaus in seiner Mittelachse, der gesamte Garten erhält durch rhythmische Verteilung von Brunnen- schalen in ihr seine Beziehung zum gastlichen Schloßportal. Unscheinbaren Bauten wird ein gefälliges Gewand übergeworfen — es streift das mitunter allerdings schon an das Wesen der Scheinarchitektur. Auch noch anderes, was unser Baumeister bei mancher festlichen Gelegenheit, für kurzlebigen Schein berechnet, aufgebaut hat, z. B. 1798 in dem Redoutensaal einen jonischen Tempel mit der Figur des Aeskulap — ein Fest, bei dem der phantasiereiche Regierungsreferendar E. Th. Amadeus Hoffmann als Regisseur und Frau Baudirektor Schulze als griechische Priesterin mitwirkten — oder 1802 bei der Jubelfeier des Oberamtspräsidenten v. Cocceji, für die er im Schloßgarten in Tempelform einen in 18 Arkaden geöffneten Tanzsaal schuf. Immer wieder und überall leuchtet die Schöpferfreude des rührigen Meisters hervor, der als Dekorationsarchitekt auch auswärts herangezogen wurde, z. B. bei den Königsbesuchen von 1789 in Dohna und Steinau ¹⁾ und 1794 in Königsbruch ²⁾. Seine originell entworfenen Ehrenpforten erregten stets verständnisvolle Aufmerksamkeit.

¹⁾ Schles. Provinzialblätter 27 (1798), S. 117 u. 36 (1802), S. 303. ²⁾ Schles. Provinzialblätter 10 (1789), S. 175 u. 26 u. 39 (1794), S. 585.

Die Saganer Bautengruppe.

In sein zweites Glogauer Amtsjahrzehnt fällt die ebenfalls fruchtbare Tätigkeit für den Herzog von Sagan. Sein begründeter Ruf trug ihm hier nacheinander eine Reihe von Aufträgen privater Natur ein, deren Ausführung in den Jahren 1792 bis 1802 auch dieser entfernteren Stadt Sagan das Zeichen einer neuklassischen Bauweise anheftete. Fördernd war hier die 1786 erfolgte Übereignung des Herzogtums von den Lobkowitz an Peter von Kurland, einen kunstliebenden Fürsten und Gatten einer ästhetisch und literarisch gestimmten Frau, einer geborenen Gräfin von Medem. Als er Sagan und die Herrschaft Wartenberg gekauft hatte, und insbesondere nachdem er 1795 aus seinem Herzogtum Kurland vertrieben worden war, griff er großzügig und mit fester Hand in das Dornröschenleben der verträumten Stadt Sagan ein. Energisch ging der kurländische Kunstfreund an die würdige Ausgestaltung seiner neuen Residenz. Der nach ihm benannte Kurlandslügel des alten Schlosses wurde modernisiert. Langhans bekam für ihn zunächst zu tun, er mußte den Entwurf für einen Schloßbau in Wartenberg aufstellen und errichtete 1785 die dortige Kirche. Er hatte den Herzog nur zum Teil zufrieden gestellt, den beabsichtigten Schloßbau in Wartenberg hatte dieser nach Abänderung des Planes durch den italienischen Architekten G. Antolini aus Unzufriedenheit ganz aufgegeben ¹⁾. Der Glogauer Baudirektor erhielt von 1792 an nacheinander die dankbaren Aufträge zu einem „Landhause“, dem Marstall mit Reitbahn, der Drangerie, dem Kavalierrhaus, einer kleinen Gutskirche und der massiven Schloßbrücke. Diese sechs Bauten sind in geringen Aktenbeständen des herzoglichen Archivs zu Sagan für Schulze beglaubigt. Ich nahm diese Bauten für ihn, bevor ich die Aktenbeweise gefunden hatte, in Anspruch, weil sie in ihrer klaren, ihm angehörigen Formensprache eigentlich eines schriftlichen Beweises gar nicht bedürfen.

Das sogenannte „Landhaus“ oder Witwenhaus, ein dreigeschossiges Eckhaus am Ludwigsplatz von je sieben Achsen, von denen zwei Achsen an der Seitenfront auf den angesehten Flügel entfallen, als frühester Bau der Saganer Gruppe den noch zu besprechenden Rathhäusern in Schmiedeberg und Tschirnau in ihrer körperdurchdringenden Komposition am nächsten stehend, mit starker Betonung

¹⁾ Akten des herzogl. Archivs zu Sagan IV b, vol. 9, einen Brief von Langhans an das herzogl. Finanzamt enthaltend.

der Vertikalen in dem über die Trauffante emporgehobenen, mit Dreieckgiebel gekrönten, vorkragenden Mitteltrakt der Platzfront. Vier unkannelierte Großpilaster mit Kompositakapitellen fassen an ihm zwei Geschosse zusammen, in den Flanken verbirgt sich das obere Stockwerk im Mansardendach. Sonst sind im Obergeschoß nur einfache Wandstreifen verwendet. Die vorherrschende klassizistische Gesinnung wird durch im Sturz gesprengten Dreieckgiebel des ersten Geschosses des Risalits beeinträchtigt, die wie die kleinlich und schwächlich wirkenden, zu beiden Seiten des Rundbogenportals vorgelegten jonischen Pilasterstützen des Balkons als Zutaten und Eingriffe eines anderen Architekten erscheinen.

Wir haben schon bei Gelegenheit des Wartenberger Schloßprojektes gesehen, daß Langhans sich die Verbesserung eines Antolini hatte gefallen lassen müssen. Bezeugt ist es bei dem *Marstallbau* des Jahres 1795, an dem ein gewisser *Remondini*, ein Maler und Gast des Herzogs, mitwirkt¹⁾. In einem Schreiben des herzoglichen Bauamts an Baudirektor Schulze ist von dem Beifall des Herzogs über Zeichnung und Grundriß zur Manege die Rede, mit der Einschränkung, daß „von dem Maler Remondini die Architektur nochmals gezeichnet worden und die drei Risse zur Übersetzung“ abgesandt seien. So erklären sich die Unstimmigkeiten, die beim Überblicken der siebenundzwanzigachsigcn Fassade auffallen. Deutlich ist an ihr nur im mittleren fahlen, von flachen Blendarkaden gegliederten Teil Schulzens eigentümliche Gestaltungsweise wahrnehmbar, der linke Flankenabschnitt mit der Reitbahn, sowie der am spätesten hinzukommende, angegliche rechte Teil mit Wohnungen verraten fremde Hand, nämlich die Remondinis.

Die Ausschreibung des an einen „Entrepreneur zu vergebenden Baues des einstöckigen, 167 Ellen langen“ Marstallgebäudes erfolgte im Mai 1795. Die „Direktion“ des Baues wird nach einem Schreiben desselben Aktenstückes vom 7. Mai 1795 an Schulze übertragen. Die abschnittweise Durchführung des Baues ist aus dem im Giebel der Seitenfassade angebrachten Entstehungsdatum 1798 zu schließen.

Das Marstallgebäude zieht sich am Rande des Schloßgartens in nächster Nähe des Schlosses in  Form hin. Die Flügelbauten enthalten auf der dem Schloß zugewandten Seite die Reitbahn und am entgegengesetzten Ende die Kutscherwohnungen, in der Mitte ist im rechten Winkel rückwärts ein dritter kurzer Flügel angeschlossen,

1) Saganer herzogl. Archiv VII, vol. 9.

der den Reithof vom Gefindehof trennt. Dieser mittlere Teil ist Wagenremise.

Die Fassade entwickelt sich, vom Schloß aus gesehen, in einer absteigenden Abstufung, von der am sorgfältigsten ausgestatteten Reitbahn bis zum Wohnflügel nach der Stadt zu. Das die Langseite zweimal gliedernde Risalit wiederholt sich auch in der Schmalseite nach dem Schloß. Das Giebeldreieck mit dem herzoglichen Wappen in Relief ragt in das an den Flügeln abgewalmte Satteldach hinein.

Die dem Schloß zugewandte Schauseite hat über den Fenstern des Mittelteiles Dreieckverdachungen. Sonst ist der horizontale Abschluß überall durchgeführt, der aus konsolentragendem Simsstück besteht. Die abweichende Gestaltung der zwischen die Reitbahn und den alten Wohnbau eingefügten Wagenremise besteht aus je vier in die gefugte Wand eingetieften Blendarkaden zu beiden Seiten des gleichhohen Rundbogenportales. In die Arkadensfelder sind die Rechteckfenster ungerahmt eingeschnitten.

In jeder Beziehung angenehmer, weil frei von Bevormundung, und ledig aller Rücksicht auf bestehende Bauteile, mußte die Aufgabe der Gestaltung einer *Orangerie* sein. Hier war von vornherein ein bevorzugter Raumkörper in dem Festsaal gegeben, der eine plastische Formung eines in der Breitenausdehnung umfangreichen Zweiflügelgebäudes möglich machte. Im herzoglichen Ludwigsgarten präsentiert es sich vor einem Wasserspiegel in der stattlichen Länge von 75 Metern, ein Prachtstück Schulzescher Kunst. Die Orangerie im Potsdamer Marmorpalais mit Festsaal und zwei Seitenflügeln für Gewächshauszwecke, 1792 von Langhans fertiggestellt, hat offenbar in der Idee als Vorbild gedient. Die Beziehung zu diesem königlichen, kostspieligeren Bau war für Schulze sogar persönlicher Art, indem sein Schwiegervater, der bekannte Hofbildhauer Melchior *Kambln*, mit seinen geschnitzten Palmenbäumen zur Ausstattung jenes Garten- und Musiksaales beigetragen hatte. Etwas Ähnliches wollte auch der Herzog in seinem schönen Park sehen. Der Baudirektor ging mit aller Lust und Liebe an das Werk, das so individuell und prachtvoll geworden ist, daß aus ihm allein schon die gesamte, in gutem Sinne einseitige Baugesinnung des Künstlers entgegenleuchtet und man wie an keinem zweiten seine Handschrift daran studieren kann.

Der Entwurf datiert nach dem Saganer Aktenausweise von 1794. Die klare und einfache Grundrißbildung zeigt die Durchdringung von Kubus und langem, mit Satteldach gedecktem Quader. Letzterer erweitert sich an beiden Enden wieder zum zweigeschossigen Würfel.

Der Quaderkörper beherbergt das Gewächshaus. Außerlich erscheinen die drei Kuben als Risalitbildungen, die mittlere natürliche am weitesten ausladend. Dadurch ist die Hervorhebung des Mitteltraktes gegeben, die durch vier hohe kräftige glatte Säulen und Attika mit Balusterrelief gesteigert ist. Seine und des ganzen Gebäudes Mittelachse wird durch eine zweite Vorlage mit Giebdreieck und tiefer Portalnische gekennzeichnet. Das Nischenmotiv mit der kassettierten Viertelfugel wiederholt sich in abgeschwächter Plastik an den Eckrisaliten, deren vorgeschobene Mauerteile mit Attikaaufbauten gekrönt sind. Die zwischen den Kuben liegenden Gewächshausflügel sind in ihrer nach Süden gerichteten Wand in Bogenfensterarkaden aufgelöst. Den Pfeilern sind Pilaster vorgelegt, die gleich den Säulen das die Risalite umkröpfende Gebälk tragen, das an den Vorlagen mit Zahnschnitt versehen ist. Sämtliche Kapitelle sind korinthisierende Bildungen ohne Voluten, denen am Turm der Winde ähnlich. Die fünf Portale haben Rechteckform, in den Eckkuben sind sie jetzt durch Fenster ersetzt, die den in neuerer Zeit eingebauten Beamtenwohnungen zugehören.

Die Seitensassaden haben gleichfalls schwache Mauervorlagen. Der Vorderfassade entspricht, der räumlichen Plastizität gemäß, auch die Gestaltung der Hinterfassade in einfacherer Form mit zwei großen Toren in den Flügelwänden zu beiden Seiten des Mittelrisalits.

Die Vorliebe für die plastische Dekorierung erstreckt sich hier auf alle Teile und Flächen des Fußbaues; Balusterblenden, Palmenzweige, Initialen und schließlich drei vielfigurige antikisierende Stuckreliefs mit feiernden Menschen. Dem äußeren Dekor entspricht das vornehme einfach gehaltene Innere des Festsaals. Acht glatte dorisierende Säulen, im Kreis an die Wände zwischen vier Ecknischen verteilt, tragen über kräftig ausladendem Gebälk eine flache Kuppel in Holzausführung.

Nicht weit von der Drangerie steht, noch innerhalb des Parkes, nach dem Schloß zu ein *Kavalierhaus* Schulzeshcher Prägung, ein 5:3-achsiges Häuschen über Rechteckgrundriß mit Attikageschoß über zwei Stockwerken und flachem abgewalmtem Satteldach, wieder ausgezeichnet durch ein plastisch vertieftes Rundbogenmotiv im einachsigen Risalit, mit glatten schweren Säulen, die den Portalsturzbalcken mit Lünettenfenster tragen. Die Säulen liefern den kräftigen Rahmen für das eingelassene Reliefbild über der Tür, das Tanz- und Opferdarstellungen zum Inhalt hat und einige Figuren des Frieses vom Glogauer Theater wiederholt. Das Giebdreieck hat Zahnschnittgeison vor der Attika. Die entgegengesetzte Seite ist ebenfalls mit

flachem Nisalit ausgestattet und besitzt zudem einen Altan auf Pfeilern, zwischen denen zwei schlankere Säulen stehen. Das Gurtband unter dem Giebeldreieck ist auf dieser Seite mit Triglyphenreihung besetzt.

Mit dem Kavalierrhaus ist die Bautätigkeit für den Herzog noch nicht abgeschlossen. In den Akten ist der Bau einer kleinen Kirche von „45 Ellen Länge, jedoch ohne Turm“ auf dem herzoglichen Gut zu Niederhartmannsdorf in der oben erwähnten Ausschreibung von 1795 erwähnt. Näheres über diese Kirche kann nicht gesagt werden, sie ist 1914 vollständig umgebaut worden, und eine alte Abbildung war nicht aufzutreiben. Außerhalb der herzoglichen Residenz erscheint mir im Saganer Stadtbezirk das Haus Stadtwiese Nr. 7 als Werk Schulzens. Einstmals frei in großem Garten stehend, besitzt es die typische kubische Form mit Erd- und Halbgeshoß und abgewalmtem niedrigem Dach. Im Grundriß bescheidenste Nachahmung französischer Schloßanlagen mit Binnenhof — das nahe-liegende Vorbild in Antonio della Portas Saganer Dreiflügelbau des Schlosses — nur daß anstatt der in Frankreich üblichen Pavillons hier vor die Stirn der Ställe und Wirtschaftsräume enthaltenden Seitenflügel Rechteckwände gelegt sind. An dem Nisalit des Herrenhauses wieder die typische Nische mit kassierter Halbkugelwölbung und die eingetieften, den vorigen verwandten figürlichen Stuckreliefs.

Einzelbauten im Glogauer Amtsbezirk.

Über den Schulbau der Stadt G u h r a u gibt ein Aktenstück des Bresl. Staatsarchivs Auskunft ¹⁾, wonach Schulzes Vorgänger, Baudirektor von Machui, bereits Zeichnungen angefertigt hatte, die aber nicht zur Ausführung kamen. Als dann das Bedürfnis gebieterisch zum Neubau drängte, arbeitete Schulze im Jahre 1786 ein neues Projekt aus, das „in allen Betrachtungen, vorzüglich aber wegen der guten Einrichtung, Menage und äußeren Zierde den Vorzug verdiente“. Mit einem Aufwand von 9600 Talern wurde erst 12 Jahre später auf dem Platz der 1795 abgebrannten evangelischen Kirche das Schulhaus errichtet und im September 1798 eingeweiht. Mit 7:4 Achsen auf Rechteckgrundriß betont es in der Vorderfront durch schmalen flachen Nisalit mit zwei Seitenpilastern die Mittelachse, die indessen im Grundriß wegen der in verschiedener Größe angelegten Schulzimmer weder im vorderen Flur noch im Treppenhaus durchgeführt ist. Die Pilaster erstrecken sich durch beide Geschosse. Die Fenster des unteren und oberen Stockwerkes der Vorderseite sind durch auf-

¹⁾ Bresl. Staatsarch. Rep. 199 M. R. XIII. 61, vol. 8.

gelegte Platten geschieden. Die Wände der Schmalseiten sind un-
gegliedert und haben die Walmsfläche des Mansardendaches als Drei-
eckabschluß.

Die gleiche „Simplizität“ finden wir an dem Rathaus des nahe
gelegenen Städtchens Tschirna u. Ich weise es ohne aktenmäßige
Gewähr dem Werk unseres Baumeisters zu. Ein Kubus von je fünf
Achsen, in der Straßenfront durch einen Mittelvorbau mit zwei seit-
lichen dorischen Großsäulen ausgezeichnet, die über verkröpftem Gebälk
einen offenbar später aufgesetzten Giebelraum mit steilem Dreieck-
abschluß vor dem Mansardendach tragen. Die gequadrerten Eckstreifen
an Kirsalit und Flanken steigern die vertikale Tendenz. Ungewohnt ist
hier die Verwendung der unter den gerahmten Fenstern des ersten
Stockwerkes angebrachten, von Platten getragenen Fensterbänke,
denen horizontale konsolgetragene Fensterverdachungen darunter ent-
sprechen. Die Inschrifttafel über der Tür mit dem Spruch „Zu Ge-
rechtigkeit und guter Ordnung erbaut i. J. 1800 von C. R. v. Vestwiz“
gibt das Baudatum.

Noch ein Rathausbau, diesmal durch erhaltene Bauakten mit
Originalzeichnungen ¹⁾ des Architekten bezeugt — das bisher einzige
bekannte Werk Schulzens — stammt aus seiner ersten Amtszeit in
Glogau, den Jahren 1787 bis 1789. Die Glogauer Garnisonkirche,
durch zweigeschossige vierachsige seitliche Flügelanbauten vergrößert,
ergibt das Rathaus in Schmiedeberg, so daß über seinen
Mitteltrakt wenig zu sagen bleibt. Nur daß der Trophäenschmuck an
der Fassade weggefallen ist und im Giebelfeld eine Uhr sitzt, und daß
zur Vergrößerung der von der Bürgerschaft gewünschten Sichtbarkeit
ihres Repräsentationsgebäudes das Ganze um ein eingefügtes Keller-
geschosß gehoben erscheint. Eine achsstufige Freitreppe ist davon die
Folge. Ein Unterschied zum reinen Putzbau der Garnisonkirche besteht
hier auch darin, daß alle skulptierten Teile (korinthisierende Kapitelle,
Konsolen, Girlanden, Baluster, Fensterumrahmungen und Ver-
dachungen) von Steinmetzmeister Pausenberger aus Hirschberg in
Sandstein „nach gelieferter Schablone“ gemeißelt sind. Die besagten
Schablonen, d. h. Modelle zu den plastischen Teilen, fertigte der sonst
unbekannte Bildhauer Mayer aus Grüssau. Gegenüber der ver-
hältnismäßig reichen Ausstattung des Mittelkörpers treten die zwei-
geschossigen, nur durch profilierte Stockwerkfimse und Fensterrahmen
gegliederten, 4:5 = achsigen Flügelnbauten stark zurück.

¹⁾ Akten des Magistrats Schmiedeberg. Sie sind aber in letzter Zeit vernichtet
worden (!).

Der im Äußeren betonte Mittelabschnitt enthält das Vestibül und im ersten Stockwerk außer dem Treppenslur über dem Vestibül das „Partieenzimmer“. In den Flügeln waren unten ein kreuzgewölbtes Kzise- und ein Arrestlokal, oben Amtszimmer untergebracht.

Aus der Baugeschichte des Rathauses, die sich schon von 1783 an hinzog, interessiert, daß zunächst Bauinspektor Ismer aus Greifenberg den Bauplan entwerfen sollte, und daß dann der nach Glogau eben versetzte Schulze dafür gewonnen wurde. Die Bauausführung des Rathauses übernahm 1786 Maurermeister Hennig aus Goldberg. Eine kurze Hemmung erwuchs aus dem nach Vollendung des Erdgeschosses laut werdenden Wunsche der Bürgerschaft nach einem Turm an ihrem Rathause. Das Begehren mußte mit dem Hinweise auf die fortgeschrittene Arbeit und auf die durch die Umgestaltung wachsenden Mehrkosten zurückgedämmt werden, und dann konnte der Bau zur Einweihung im November 1789 für rund 12 600 Taler fertiggestellt werden.

Von den gleichzeitig etwa vorgenommenen Bauten in der Stadt Schmiedeberg scheint mir das Haus Hirschberger Str. 3 mit seinem halbkreisförmigen Bogensfeld über einem Fenster des ersten Obergeschosses und eingefügtem Puttenrelief Schadowscher Richtung ein Werk Schulzes zu sein.

Als erster ausgeführter Bau Schulzens stellt sich die evangelische Kirche in der bei Herrenstadt um 1780 gegründeten Kolonie (Holländerei) Königsbruch¹⁾ dar. Drei Anschläge dafür hatte bereits Bauinspektor Haebler geliefert, ohne Anklang zu finden. Der Riß unseres Schulze von 1786 sah einen elliptischen Kirchensaal vor und gefiel Minister Horn, seine Ausführung sollte aber 8133 Taler kosten²⁾. Der Grundsteinlegung vom 22. August 1787 folgte die Einweihung am 19. Oktober 1788.

Soweit die Akten! Der tatsächlich ausgeführte (zweite) Entwurf Schulzens beschränkte sich auf einen quaderförmigen Raumkörper von rund 15:24 Meter Grundfläche mit Rechteck- und darübergesetzten Rundbogensfenstern und Satteldach. In der Mittelachse vorgelegt ist ein dreigeschossiger Turm auf quadratischem Grundriß. Starke Holzpfosten stützen die Längsunterzüge der Balkendecke und tragen Seitenemporen. Die Altarwand ist durch flachen Gurt in Emporenhöhe wie durch korinthisierende Pilaster gegliedert. Von der einfachen Saalfassade hebt

¹⁾ Ausführliche Schilderung der Koloniegründung von Karl Raebiger in der Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens 44, S. 67. ²⁾ Bresl. Staatsarch. Rep. 199 M. R. XI 23 c.

sich der im Untergeschoß genutete, in den Obergeschossen durch kräftige Gebälkstücke, flache Konsolen, ein ausladendes Hauptgesims und mit einer eigenartigen gestelzten Halbfugelkuppel auf kegelförmigem Anlauf gekrönte Turm ab.

Mit einem Kirchturm in Bonadell schließt sich der Kreis seiner bisher aufgefundenen Werke aus der Glogauer Amtszeit. In dem im Kreise Grünberg gelegenen Dorfe war der hölzerne Turm der Fachwerkkirche baufällig geworden und erhielt 1793 Ersatz, wieder in Holz, einen schmucklosen Quader auf quadratischem Grundriß, mit Haube in Halbfugelform und Obeliskenspitze, hier nicht auf Stufen wie in Glogau, sondern auf 4 Kugeln gestellt.

Breslauer Amtspériode 1804—1820 (1831). Die plötzliche Versetzung in die seit Pohlmanns Tode vakante Aufsichtsstellung im Breslauer Baudepartement bedeutete für Schulze mehr als bloßes Herausgerissenwerden aus seinem Glogauer Heim in eigenem Hause und aus einer weitentfalteten, vom Zutrauen der verschiedenen Bauherren getragenen Tätigkeit. Doch sollte der Breslauer Wirkungskreis viel magerer werden, als er es sich hatte träumen lassen können. Die schreckliche Dülberzeit Preußens brach über Nacht herein, und damit ein jahrzehntelanger Stillstand jeder amtlichen Bautätigkeit größeren Umfangs. Kein Wunder, daß der Faden des Schöpferdaseins wie abgerissen erscheint, daß in dem folgenden Jahrzehnt und darüber hinaus bis zur Pensionierung (1820) kein einziger fiskalischer Neubau seines Geistes zu finden und verzeichnet ist. In Glogau wäre es ihm in diesen jammervollen Zeitverhältnissen auch nicht viel besser gegangen. Beweis, daß er auch in Glogau nichts mehr hatte schaffen dürfen, da auch das Glogauer Baudepartement, das zunächst keinen Direktor erhielt, „seiner Leitung und seinem Räte bei wichtigen Bauten“ nach der Weisung der Regierung unterstellt blieb. Der Minister verfügte, er solle sofort „nach Breslau verziehen oder sich hinbegeben, um den Bau und die Einrichtung des ehemaligen Hatzfeldtschen Palais“ vollständig zu regulieren ¹⁾.

Mit diesem in vielsagende Worte gekleideten amtlichen Auftrag hat es nicht viel auf sich: Einrichtung von Büroräumen in dem vom Staate für Regierungszwecke 1802 angekauften schönen Langhansbau. Als einziger erhöhender Faktor bei der geforderten Einrichtungstätigkeit wäre höchstens hervorzuheben, daß die Umwandlung mancher prachtvoll dekorierten, mit reichlichem Rokokostuck versehenen Schloß-

¹⁾ Bresl. Staatsarchiv Rep. 199 M. R. I. 7, vol. 1.

räume in Bürozwede Takt und Verständnis für die schonende Behandlung der künstlerisch wertvollen Räume erforderte. Die delikate Rücksicht darauf kann ihm gewiß zugesprochen werden, soweit er darin nicht an unausweichbare Weisungen gebunden war.

Bei anderen Gelegenheiten ist sein bestimmtes Eintreten für die Erhaltung der beim Nikolaitor eingemauerten trefflichen spätgotischen Steinreliefs mit Wappen und Heiligenfiguren bekannt, als das Tor aus Verkehrsrücksichten 1817 abgebrochen werden mußte. Die Ver-
setzung der Figuren an eine Schaufseite der Elftausendjungfrauenkirche war spätere Maßnahme ¹⁾.

Soweit private Bautätigkeit Schulzens in Breslau stilistisch bestimmbar ist, werde ich sie in dem in Bearbeitung befindlichen Teil „Bürgerbauten“ des Kunstdenkmälerverzeichnis der Stadt Breslau behandeln.

Erwähnt muß auch werden, daß Schulze vom Juli 1804 bis 1830 an der Leitung der Breslauer Kunstschule beteiligt ist. Minister v. Hoym meldet ihn in einem Schreiben vom 23. Juli 1804 als Mit-
dirigenten ²⁾ an: „Da der Herr Kriegs- und Baurat Schulze sein Domicilum fixum allhier nunmehr etabliert und jetzt in das Direktorium der hiesigen Kunst-, Bau- und Handwerkschule als 2. Mitglied eintritt, usw.“ Bis 1807 teilte er die Leitung mit Friedrich Konstantin Freiherrn von Stein ³⁾, nach dem Ausscheiden von Steins aus der Breslauer Regierung führte Schulze die alleinige Aufsicht, später tritt Professor Carl Bach, der bekannte Zeichner und Maler, an seine Seite, von 1819 bis 1830 ist Schulze wieder allein als Direktor in den Instanzennotizen angeführt.

Sein Sohn Julius, der als Baukondukteur und Bauinspektor an der Breslauer Kunstschule Unterricht in der Baukunst erteilte, löste in der privaten Bautätigkeit seinen Vater ab.

Die Jugend hat das Vorrecht. Der stilistische Wandel in der Baugestaltung ging auch damals seinen schnellen Weg. Julius Schultze und der jüngere Langhans sind in der nach den Befreiungskriegen erneut einsetzenden Bautätigkeit die Architekten der bedeutenderen Aufgaben.

¹⁾ Markgraf, Zeitschr. d. Ver. f. Gesch. u. Altertum Schlesiens 21 (1887), S. 54. ²⁾ Bei Kühn a. a. D. Die Veröffentlichung der Mitdirektion auch im Schles. Provinzialblatt 1804, S. 100, u. in den Schles. Instanzen-Notizen. ³⁾ Vgl. Schles. Lebensbilder Bd. 2 (1926), S. 162.

IX.

Gneisenaus Feldbefestigungsplan von 1813 in Schlesien.

Von

Franz Wiedemann.

Zur Vorgeschichte. — Die Provinz Schlesien bildete den Nährboden, aus dem 1813 zu Schutz und Trutz der Kampfeswille gegen Napoleons Gewaltherrschaft emporwuchs. Das erklärt sich aus der besonderen Gesamtlage dieses äußersten Winkels der Monarchie wie aus den Eigenschaften der Männer, die hier damals zur Führung berufen waren, allen voran Blücher und Gneisenau.

Die anfänglichen Mißerfolge von Gr.-Görschen und Bauzen im Mai rückten den Schutz der Provinz in die erste Reihe der militärischen Forderungen. Bemerkenswert, wie sich in Gneisenaus Kopf trotz dem hemmenden Vielerlei des Rückzuges nach Schlesien doch schon die Verteidigungsmöglichkeiten daselbst abzeichneten, wenn auch nicht ganz deutlich und bestimmt, so doch örtlich festgelegt in den Gebirgspartien nördlich von Glatz, die in Verbindung mit den drei Festungen Silberberg, Glatz und Neisse zur letzten Verteidigung gegen die nachdrängenden Franzosen zu benutzen seien. Dabei sollten auch die besetzten Lager bei den letzten beiden Festungen als Schutzmittel eine bedeutende Rolle spielen. Von einer Befestigungsanlage bei Frankenstein und Wartha ist im Frühjahr noch keine Rede. Sie gewinnt erst Grundlage und Gestalt vor Gneisenaus geistigem Auge, als er während der Waffenruhe (4. Juni bis 17. August) vom 8. Juni an acht Wochen lang als Militärgouverneur der Provinz deren Verteidigung zu begründen und zu organisieren hatte. Eine wahre Herkulesarbeit, die aber auch den Vorteil in sich trug, daß er dabei Land und Leuten wie einst als langjähriger Hauptmann in Jauer aufs neue näher treten konnte, um dabei zu erkennen, daß die Bodenform der Gegend seinen militärischen Berechnungen auf halbem Wege entgegenkam. Wie oft führten ihn seine vielen Dienstreisen an dem Berg- und Hügellande

zwischen Frankenstein und Wartha vorbei! Hier bot die Natur selbst eine „verführerische“ Grundlage, die er mit dem schnellen und sicheren Blick eines „geborenen Generalstabsoffiziers“ erfaßte, um darauf, zunächst in Gedanken, eine Naturfestung großen Stils erstehen zu lassen, die, besser wie die vorhandenen festen Plätze, als Schutzraum dem Bedürfnis von Armeen genügen konnte ¹⁾.

Den Krieg mit Feldbefestigungen zu stützen und zu sichern, war ein Lieblingsgedanke Gneisenaus, den er aus bewegten Jugendtagen in Amerika übernommen, durch eifriges Studium genährt, vertieft und im kräftigen Mannesalter durch die Tat bei Kolberg erhärtet hatte. Ein Sachkenner wie Clausewitz stand dabei ganz auf seiner Seite. Andere Militärs mögen eine Übertreibung des Gedankens zum Nachteil des frischen, fröhlichen Bewegungskrieges gefürchtet haben ²⁾. Bei Gneisenau waren solche Bedenken unbegründet. In Schlesiens damaliger Lage wünschte er für die Heeresleitung ein entsprechendes Verhalten in dem Gedanken, daß „es defensiv gehen muß oder offensiv gehen kann“ ³⁾. Auch von dem Frankensteiner Lager verlangte er neben dem Schutz zugleich die Sicherstellung eines entschlossenen Angriffs ⁴⁾. Von einer Ermattungsstrategie, über die wohl für damals oder später öfter gesprochen wird, ist bei ihm nichts zu spüren.

Geographische Grundlage. — Der zwischen Wartha und Frankenstein isoliert liegende Höhenkranz ist als geographisches Gebilde auch zu Gneisenaus Zeit öfter beschrieben worden, nicht von ihm selbst, wohl aber von seinem Mitarbeiter, dem Ingenieurkapitän v. Liebenroth, sowie von dem ihm nahestehenden Oberstleutnant Grafen v. d. Gröben, der längere Zeit als Generalstabschef des VI. Armeekorps in Breslau stand. Jener sah das ganze, in die Ebene hinausragende Gebiet als einen Talraum, der, im Westen vom Eulenkamm, im Norden und Nordosten vom Hartheberge sowie von den Groch-, Wacht- und Buchbergen in

¹⁾ Vgl. Schles. Geschichtsblätter 1930, Nr. 3, S. 58—63: „Die Frankensteiner Schanzen in geschichtlicher Beleuchtung“, von Franz Wiedemann. Hier wird der befestigte Lagerbau aus Gneisenaus persönlicher Eigenart und den geschichtlichen Zusammenhängen erklärt. Dasselbst auch die einschlägige Literatur. ²⁾ Heinrich Ulmann, Geschichte der Befreiungskriege 1813 u. 1814, 2. Bd. 1915, S. 109 u. Anm. 1, über die Stimmung im großen Hauptquartier. Brief Gneisenaus an Knefsebeck. — W. v. Unger, Gneisenau, 1914, S. 409. ³⁾ G. H. Perz, Das Leben d. Feldmarschalls Grafen N. v. Gneisenau, 3. Bd. 1869, S. 83. ⁴⁾ Schles. Geschichtsbl. a. a. D. S. 63.

Z-Form (Z) begrenzt, sich langsam von Norden nach Süden zum Flußtal der Neisse senkt und von dem sogar Mühlen treibenden Kragbach, heute Staudebach genannt, dahin entwässert wird. Im Innern des Raumes sind, teilweise zwischen Teichen und sumpfigen Strecken, in nord-südlicher Richtung die Dörfer Grochau, Briesnitz, Riegersdorf und Frankenberg verteilt ¹⁾. Gröben erkannte die Höhenreihe als Wasserscheide zwischen der Bauze, heute Pausebach, im Norden und dem Kragbach auf der Südseite und stellte vor allem Berechnungen darüber an, welche Raumgrößen vorlägen, und welche Truppenmassen darin zu erfolgreicher Verteidigung untergebracht werden könnten und müßten ²⁾. Dieser Gedanke ist in neuerer Zeit auf die allgemeinere Fassung gebracht worden, daß die Bodenform einer Gegend zu allen Zeiten auf militärische Entschlüsse einen maßgebenden und bestimmenden Einfluß ausgeübt hat ³⁾. Das mag selbst dem flüchtigen Wandersmann, der heute diesen Raum durchzieht, zum Bewußtsein kommen, wenn er neben dem ästhetischen Genuß des Landschaftsbildes auch Bellonas grollende Mächte hier in der Tiefe zu spüren vermeint ⁴⁾.

Der Gegensatz zwischen Gneisenau und Gaudi. — Der Schanzenbau auf dem geschilderten Gelände zwischen Frankenstein und Wartha ist 1813, wie schon oben angedeutet, erst verhältnismäßig spät erwogen und in Angriff genommen worden. Am 3. August wurde er zum erstenmal von Gneisenau dem Könige als wünschenswert nahegelegt und am 31. August von Blücher mit den Worten seines ersten Beraters anbefohlen ⁵⁾. Also nach der Kragbachschlacht, so zu sagen im Schoße des Sieges, diese schwierige, umfassende und für das Land so drückende Maßregel, wie sie nur einem restlos Besiegten allein hätte wohl anstehen mögen! So schien es wenigstens. Gneisenau aber dachte anders darüber. Wie er gerade

¹⁾ H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 16. Diese Akten stammen aus dem Geheimen Staatsarchiv zu Berlin-Dahlem. Bei allen folgenden Belegen ist der Herkunftsort derselbe, wenn nicht ausdrücklich etwas anderes angegeben ist.

²⁾ Staatsarch. Breslau Rep. 235 a, Acc. 20/25, Nr. 28, vom 29. November 1822. (Künftig Bestand des Geh. Staatsarch. Berlin.) — Schlef. Geschichtsbl. a. a. D. S. 63. ³⁾ Jos. Partsch, Schlesiens, 1896, S. 394 ff. — Schlef. Geschichtsbl. a. a. D. S. 59. — Vgl. dazu die Generalstabkarte 1:100 000 und das Rektifizierblatt „Frankenstein“ 1:25 000. Hier ist die Schreibart Grochau und Grochberge angewandt; in den Akten liest man durchweg Grachau und Grachberge. Vgl. unten S. 188.

⁴⁾ G. Lustig, Die Erdschanzen bei Frankenstein u. Wartha, in Schlef. Jtg. Nr. 804 u. 810 vom 15. u. 17. Nov. 1906. ⁵⁾ Perz a. a. D. 3, 81 ff. u. 266 ff. — H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 12 ff. — Ob Blücher oder Gneisenau die betreffenden Befehle zeichnet, ist ohne Belang; es unterliegt keinem Zweifel, daß nur diesem die Urheberchaft und Verantwortung für die getroffenen Maßnahmen zufallen.

aus den geschichtlichen Vorgängen jener Tage, aus Sieg wie aus Niederlage, die Notwendigkeit seines Planes herleitete, ist von mir an anderer Stelle nachgewiesen worden ¹⁾. Hier mögen seine Anschauungen in folgender kurzen Formel zusammengefaßt werden: die unberechenbaren Wechselfälle des Krieges zwingen zur Vorsicht; Übermut im Glück und Verzagttheit im Unglück sind gleich gefährlich; beide werden durch kluge Behutsamkeit in Gestalt eines festen Lagers unschädlich gemacht. — Vestigia terrent! Uns will scheinen, daß der Frühjahrsfeldzug von 1813 im Schutzbereiche einer solchen Stellung weniger verhängnisvoll verlaufen wäre.

Mag diese Erwägung angebracht sein oder nicht, Gneisenaus Befehl vom 31. August mit Blüchers Unterschrift beweist es, daß er eine derartige Hilflosigkeit in der Verteidigung nicht wiedererleben mochte. So ordnete er ein System von Schanzen an, die sich in weitem Bogen von Niklasdorf am Hauptkamm aus, am Hartheberg vorbei über die Groch-, Wacht- und Buchberge, als der Hauptstellung, und neben Frankenberg bis nach dem Warthapafß hinzogen. Ein etwa notwendiger Rückzug durch dieses gefährliche Defilee sollte hier durch Redouten an den Terrassen des rechten Reisseufers wie nördlich von Wartha gedeckt werden; die ungeschützte rechte Flanke über Frankenberg hinaus mußte durch vorgeschobene Werke gesichert werden. Selbst im Innern dieses etwa eine Quadratmeile umfassenden Raumes waren schützende Anlagen und vor allem besetzte Zu- und Ausgangswege vorgesehen. Die Gräben aller Schanzen sollten mindestens 15 Fuß Tiefe und jede Raum für ein Bataillon Infanterie, Pulvermagazine und Geschütze schwersten Kalibers aufweisen. Dies waren 24-Pfünder, die den nächsten Festungen entnommen werden sollten. Zur Vollendung der gesamten Anlage wurden acht Tage, selbst unter Anwendung von Nachtarbeit, vorgesehen ²⁾.

Die Lösung dieser schwierigen Aufgabe fiel dem General v. Gaudi in Breslau zu. Da Gneisenau als General-Quartiermeister und erster Berater an Blüchers Seite gestellt wurde, war jener am 4. August als sein Nachfolger zum Militär-Gouverneur der Provinz ernannt worden ³⁾. Als solcher unterstand er Blüchers Kommando, in dessen Namen ihm Gneisenau Befehle erteilen durfte. Leider löste die vor-

1) Schles. Geschichtsbl. a. a. D. S. 61 f. 2) Perß a. a. D. 3, 267—270. Die hier auf S. 267 angegebenen 36-Pfünder kommen in den Akten nicht vor. Schon die erforderlichen 24-Pfünder, die Gaudi am liebsten durch 12-Pfünder ersetzt hätte, machten viele Schwierigkeiten. — He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 12. — 3) Perß a. a. D. 3, 76.

liegende Aufgabe scharfe Gegensätze zwischen ihnen aus. Ihr umfangreicher, fesselnder Schriftwechsel vom 1. September bis über die Mitte des Monats hinaus läßt das schlagartig in Rede und Widerrede deutlich hervortreten. Warum sie sich so wenig verstanden? Die Stellung beider macht es begreiflich. Für Gneisenau durften nur militärische Gesichtspunkte den Ausschlag geben, während Gaudi, in engster Berührung mit den wirtschaftlichen Nöten der Provinz, sich dadurch in seiner Haltung gegenüber den aufgestellten Forderungen stark beeinflussen ließ. Die ihn im einzelnen beherrschenden Gründe können nur zusammengefaßt wiedergegeben werden.

Sie waren militärischer, technischer und wirtschaftlicher Art. So konnte Gaudi bei der allgemein günstigen Kriegslage, wie sie durch die Siege an der Ragbach, bei Kulm und Dennewitz bedingt war, durchaus nicht begreifen, was die befohlene Lagerstellung dem gesicherten Vormarsch der Armee noch nützen sollte. Daher drängte er fortgesetzt auf Einstellung oder mindestens erhebliche Einschränkung der Arbeiten. Denn ihnen erwüchsen ungeahnte Schwierigkeiten aus der Beschaffenheit des felsigen Bodens und der bedrängten Lage der Bewohner; die Errichtung von Landwehr und Landsturm verschlinge die besten Kräfte; an Arbeitern fehlte es daher, ebenso an Zugtieren und Fuhrwerken, die auch durch militärische Strenge nicht beigetrieben werden könnten; der Landmann sei verzweifelt, da ihm bei andauerndem Regen die Ernte auf dem Halme verkaule. Wie sollte man da die schweren 24-Pfünder bewegen? Man möge sie in den Festungen belassen, wohin sie allein gehörten. Aus allem aber folge weiter, daß die ihm bewilligte Zeit bei weitem nicht ausreiche, zumal ihm nicht einmal die nötigen Karten und Zeichnungen für das Befestigungswerk geliefert seien ¹⁾.

Die letzte Bemerkung Gaudis war mindestens sehr unvorsichtig. Denn Gneisenau durfte ihm darauf scharf erwidern: „Ew. Hochwohlgeboren sind General, und zwar ein unterrichteter General!“ Dessen „militärisches Auge“ müsse daher auch ohne papierene Unterlagen sofort erkennen, wohin die Redouten zu legen seien, und wenn jener die 24-Pfünder nur in Festungen verwendet wissen wolle, nun, so halte er die befohlene Stellung für eine „g r o ß e F e s t u n g“, die das Schicksal des Krieges in dieser Gegend entscheiden könne. Sie sei jedenfalls viel besser als die anderen schlesischen Lager, die wegen

¹⁾ H e A Rep. 15 A, Rap. 52, Nr. 2221, fol. 1 f. — H e A Rep. 15 A, Rap. 52, Nr. 621, fol. 12, 24, 28 f.; 29—31. Gaudi an Gneisenau am 1., 2., 3. u. 4. Sept.

ihrer Umgehungsmöglichkeit alle nichts taugten. — Die schwierige Lage des Landvolkes kenne auch er sehr wohl, aber eine vorübergehende Überleistung sei leichter zu tragen als sicherer Untergang. Eine Entlastung in dieser Richtung werde übrigens durch Einstellung der Schanzarbeiten bei Neisse eintreten¹⁾, die durch das Warthlager überflüssig würden. Hier werde sich auch bei weiterem Waffenglück im Felde die Arbeitszeit verlängern lassen. So machte Gneisenau in Einzelheiten doch kleine Zugeständnisse; aber es befremdet nicht, daß er sich im übrigen durch nichts beirren ließ und vor allem Gaudi's Schlußfolgerungen aus der allgemeinen Kriegslage ablehnte²⁾.

Hiernach hätte dem gedeihlichen Fortschritt des Schanzenwerkes nichts mehr im Wege stehen dürfen. Denn Gaudi hatte trotz inneren Grolles seit dem 1. September alle erforderlichen Maßnahmen mit Umsicht getroffen, hatte persönlich Geländebesichtigungen vorgenommen, den Ingenieur-Major Keibel in Glaz mit der technischen Leitung betraut und ihm die nötige Anzahl von Pionieroffizieren unterstellt. Der oben erwähnte Kapitän v. Liebenroth, von dem wir noch Näheres hören werden, bemerkte in einem Schreiben aus Wartha an Gneisenau in liebenswürdiger Übertreibung: „Bei meiner Ankunft wurde ich nichts als Himmel und Ingenieurs gewahrt!“ In Wirklichkeit zählte man 10 Offiziere und 2 Pionierkompagnien, die zu den rein fachtechnischen Arbeiten beordert waren³⁾.

So war der Lagerbau zwar zweckmäßig von Gaudi eingeleitet, aber sein Widerspruch gegen Gneisenau keineswegs beschwichtigt. Ja er trieb ihn auf eine fast verletzende Höhe, indem er dessen Anordnungen vom militärischen Standpunkte aus in Grund und Boden verurteilte. Die beabsichtigte Stellung in ihrer Gesamtheit sei unzumutbar; sie lähme jede Offensive und gefährde die Defensive wegen des rückwärtigen Warthadefilees, des „gefährlichsten, das ihm je vorgekommen“; die Hauptposition auf dem Groch- und Wachtberge besitze nicht die Möglichkeit einer Kreuzfeuerwirkung gegen den Angreifer, könne vom Hartheberge her umgangen werden und ermögliche damit einen frontalen Einbruch des Gegners, der diesen früher als den

1) Die Arbeiten bei Neisse wurden am 9. September eingestellt, ungefähr in derselben Zeit, als sie bei Frankenstein begannen. 2) Perz a. a. D. 3, 271—278, besonders 275 u. 277. Dasselbst Gneisenaus Verfügungen an Gaudi. — Schles. Geschichtsbl. a. a. D. S. 61 f. 3) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 5, wo Liebenroths Brief v. 10. September, und die Akten auf S. 179, Anm. 1. Auch v. Bonin, Gesch. d. Ingenieurcorps u. der Pioniere, 1878, 2, 39, gibt diese Zahlen an; bei Perz a. a. D. 3, 276 sind sie für die Offiziere falsch.

Bertheidiger an den Warthapaf bringen werde. Dann sei alles verloren! Oder ein anderer Fall: der Angreifer beschäftige die Front und vollziehe währenddessen mit dem Haupttrupp eine Umgehung, die ihn über Reichenstein und das Gebirge in den Rücken der Schanzverteidiger führe und ihnen den Rückzug in die Grafschaft vollständig abschneide. Um beide Möglichkeiten schlimmsten Ausmaßes zu vermeiden, schlage er eine andere Stellung am Hauptgebirgskamm entlang von Silberberg bis gegen Wartha vor; sie werde viel weniger Kosten und Mühe verursachen und doch ihren Zweck sicherer erfüllen. Die befohlene eigne sich vielmehr umgekehrt zu einer Offensive gegen die Grafschaft! Das klingt fast wie Hohn und wird nur durch die Erklärung Gaudis abgeschwächt, daß er seine Auffassung allein aus Pflichtgefühl vorgetragen habe, ohne auf sie „irgend einen Wert zu legen“¹⁾.

Also nur ein leeres militärisches Gedankenspiel! So kann es ausgefaßt werden, und auch Gneisenau mag das getan haben, da er ja durch Liebenroth genau davon unterrichtet war, daß bei Frankenstein in seinem Sinne gearbeitet werde. So hatte denn auch seine Abwehr gegen Gaudi fast den Tonfall freundlicher, nachsichtiger Belehrung und nichts mehr an sich von jener „energischen Eigentümlichkeit“, die nach Gröbens Ausdruck seinen ersten Erlassen eigen war. In ihnen stand dem Sinne nach ja auch schon alles, was Gaudis Einwürfe widerlegte und für Gneisenaus Auffassung sprach. Daß er diese von einsichtsvollen Freunden unparteiisch hatte prüfen lassen, wie er ausdrücklich betont, zeugt für die tiefe Bescheidenheit des Mannes wie für den Wert seines Lagerwerkes, das geeignet war, „drei Festungen zugleich zu decken und darin eine Schlacht mit einem überlegenen Feinde anzunehmen“. Dann fügt er voller Entgegenkommen noch hinzu, daß die Kriegslage hoffentlich in wenigen Tagen entscheiden werde, ob nicht die Anstrengungen bei den Schanzarbeiten erheblich herabgesetzt werden könnten, wie er selbst es wünsche²⁾.

Diese Aussicht konnte er tatsächlich schon vier Tage später

1) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 38 f. Gaudi an Gneisenau, Breslau, den 8. September 1813. 2) Perz a. a. O. 3, 280—282. Gneisenaus Schreiben an Gaudi, d. d. S.-O. Bauzen, 17. September 1813. — Rep. 92, Nachlaß Gneisenaus A 17, fol. 62. Hier finden sich Zettel von seiner Hand, die den Entwurf seiner Einwendungen gegen Gaudi enthalten und der endgültigen Fassung bei Perz im ganzen entsprechen. Doch ergibt eine genaue Vergleichung, daß er einige schwierige Pionierarbeiten, die seinem Gegner in Breslau gewiß neue Zeugzer entlockt hätten, in der Reinschrift unterdrückt hat.

erfüllen und bei Blücher einen Befehl erwirken, wonach alle Schanzarbeiten in der Provinz einzustellen und allein die auf den Grochbergen fortzuführen seien, und zwar mit der ausdrücklichen Einschränkung, daß nur diese als die Hauptwerke vollendet würden, während alle übrigen zu unterbleiben hätten. Diese, die sonst geplanten Schanzen, sollten im Ernstfalle von den fechtenden Truppen selbst hergestellt werden, „um dieser Art das Land so viel als möglich zu schonen“, wie nicht ohne Absicht betont wird. Auch das vielgefürchtete Einbauen der 24-Pfünder, dem ja Gaudi so abhold war, durfte vorläufig unterbleiben, aber nur unter der Bedingung, daß sie im Bedarfsfalle innerhalb 48 Stunden in Stellung gebracht werden konnten ¹⁾.

So war doch auch in Gaudis Sinne Wesentliches erreicht: nur die Schanzen auf den Buch-, Wacht- und Grochbergen bis zum Westende des Hartheberges bei Niklasdorf waren nach dem 21. September weiter zu bauen und zu vollenden. Das war eine gewaltige Berringerung der Arbeit, durch die auch das Land erheblich entlastet wurde. Daß Gaudi damit vollkommen zufrieden gestellt worden sei, läßt sich freilich nicht behaupten. Ihm war und blieb die Einstellung aller Arbeiten das gewünschte Ziel. Daß er ihm trotz der großen kriegerischen Erfolge im Felde nicht näher kam, war ihm schmerzlich, aber geradezu unverständlich, daß Gneisenau selbst nach der siegreichen Leipziger Schlacht, durch die Schlesien doch „wohl für immer gesichert sei“, sich nicht bewogen fühlte, die Frankensteiner Schanzarbeit endlich ganz einstellen zu lassen. In diesem Sinne schrieb er ihm am 23. Oktober und betonte mit Nachdruck, daß die Werke trotz aller Einschränkungen doch vielleicht erst in Monaten beendet sein könnten und daher für die ausgesogene Provinz, je länger je mehr, eine unerträgliche Last bedeuten würden ²⁾. Auch wir begreifen Gneisenaus schweigende Zurückhaltung für die fragliche Zeit nicht ganz und werden weiter unten versuchen, einer Erklärung dafür nahe zu kommen.

Soweit der Hauptverlauf des Meinungsstreites. Mit ihm ist aber noch eine Nebenhandlung von so beträchtlicher Eigenart verknüpft, daß sie eine kurze Erörterung verdient. Auch hier spielt Gaudi eine führende Rolle, bei dem Versuche nämlich, seiner Auffassung in der Schanzenfrage auf Sonderwegen Beachtung zu verschaffen. Als einer Mittelperson bediente er sich dabei des ihm befreundeten

¹⁾ H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 77 ff. Blücher (Gneisenau) an Gaudi, d. d. S. Du. Baugen, 21. Sept. 13. Dieses wichtige Schreiben hat Perz überhaupt nicht. ²⁾ Rep. 92, Nachlaß Gneisenau A 17, fol. 191.

Generals v. Rauch, der bis Anfang Oktober im Blücherschen Hauptquartier tätig war und namentlich mit Gneisenau in naher dienstlicher Beziehung stand ¹⁾). Von diesem Freunde also erbat Gaudi eine Unterstützung seiner Absicht, Blücher selbst für die von ihm vertretene Auffassung zu gewinnen; ein versiegeltes Schreiben sollte er diesem persönlich einhändigen und dessen Inhalt, der Rauch bekannt war, durch mündliche Erläuterungen bekräftigen. Es erscheint ziemlich eindeutig, daß auf diese Weise Gneisenaus Einfluß womöglich matt gesetzt werden sollte. Ob Rauch diesen heiklen Auftrag in vollem Umfange ausgeführt hat, steht dahin. Als Leiter des Ingenieurwesens hatte sein Urteil in technischen Dingen gewiß ein besonderes Gewicht, aber daß er den Gneisenauschen Verschanzungsgedanken mit Überzeugung und dazu in der verlangten Form hätte bekämpfen können oder wollen, erscheint doch sehr zweifelhaft, um so mehr, als gerade ihm ein ähnlicher Plan Gneisenauscher Herkunft, die Anlage des Wartenburglagers an der Elbe, zu Anfang Oktober übertragen wurde ²⁾).

Nach den uns zur Verfügung stehenden Quellen zu urteilen, muß Gaudi doch wohl an die Möglichkeit geglaubt haben, die enge und unerschütterliche Verbundenheit Blüchers mit seinem Generalstabschef auf dem angedeuteten Wege lockern zu können. Jedenfalls gibt er sich die erdenklichste Mühe, mit beweglichen Worten dem Freunde Rauch alles das vorzutragen, was wir schon kennen, die Not der Landbevölkerung, die Schwierigkeit der Arbeit und die Unzulänglichkeit der Lagerstellung. Neu ist nur die Ausstellung daran, daß sie für die vorhandenen militärischen Kräfte viel zu weitläufig sei. Und damit mochte er nicht so ganz unrecht haben; denn auch Gröbens Berechnung über das Fassungsvermögen der Schanzen bewegte sich um die 200 000 Mann ³⁾), während die Schlesiische Armee damals höchstens eine Kopfzahl von 70 000 aufwies. Auch sein Mitarbeiter Major Keibel stand ganz auf Gaudis Standpunkt, wie dieser ausdrücklich betont, jedoch mit der Bitte an Rauch, die Tatsache geheim zu halten, da er „den guten Keibel nicht gern kompromittieren“ wolle für den Fall, daß er seinen Willen nicht durchsetzen könne.

Daß Gaudi seinem persönlichen Unmut über den Ton in Gneisenaus Befehlen, den wir kennen ⁴⁾), seinem Freunde Rauch

1) W. v. Unger a. a. D. S. 208. 2) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 10 ff. — v. Unger a. a. D. S. 231. 3) Bresl. Staatsarch. Rep. 235 a, Acc. 20/25, Nr. 28. Dazu Schles. Geschichtsbl. a. a. D. S. 61. 4) Vgl. oben S. 178 f. u. 181. Uns will der Ton in Gneisenaus Schreiben v. 3. Sept. 13 (Berz 3, 275) viel schärfer erscheinen als in dem v. 31. August (Berz 3, 267 ff.).

gegenüber ungeschont Luft machen durfte, hat seinen besonderen Reiz. „Ich übergehe übrigens“, heißt es da, „den Stil und die Wendungen, die in dem Briefe vom 31. v. M. stattfinden; es ist nicht jetzt Zeit, über Ausdrücke zu hadern. Aber Sie werden gewiß mit mir einverstanden sein, daß die unterstrichenen Stellen jenes Briefes nicht für meine Verhältnisse passen . . .“ Dafür aber rächt er sich hier und sonst bei gegebener Gelegenheit mit sanfter Ironie an Gneisenau, spricht wegwerfend von einer „nötig befundenen Sicherheitsmaßregel“¹⁾, von der Stellung in den so „hochgefeierten Buch- und Grachbergen“, in die sich außer ihrem Urheber schwerlich ein anderer hineinbegeben werde, und klagt über die „bekannte Feder“, die ihm auch sonst viel Verdruß bereite. — Gaudi berichtet dann gelegentlich von vier Briefen, die ihm Rauch in der fraglichen Zeit gesandt hat, sagt aber kein Wort davon, wie dieser seine Absichten und Wünsche aufgenommen habe. Das hätte er sicherlich nicht unterlassen, wenn ihm Unterstützung zugesagt worden wäre²⁾. So mußte er weiter gehorchen und warten, bis die Zeit selbst für ihn arbeitete.

Gegensatz zwischen Reibel und Liebenroth. — Die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Generalen kann erst ganz verstanden werden, wenn man die Quelle kennt, aus der sie dauernde Bestärkung erfuhr. Sie war im Schanzenlager selbst zu suchen, wo die zwei Ingenieuroffiziere, der Major Reibel und Hauptmann v. Liebenroth, in erster Reihe berufen waren, ihre an Ort und Stelle gewonnene Sachkenntnis nach oben weiterzugeben. Auch hier derselbe Gegensatz wie zwischen Gneisenau und Gaudi. Nicht in rein technischen Fragen, die sie in vollem Einvernehmen behandelten, wohl aber in der taktischen Bewertung des Lagerbaus, der ihren Händen anvertraut war.

Schon in einem Bericht Reibels vom 3. September ist vieles enthalten, was Gaudi später in seiner Polemik gegen Gneisenau geltend gemacht hat: die Weiträumigkeit der Stellung, die nur durch 100- bis 150 000 Mann, die ja auch Gröben für nötig hielt³⁾ verteidigt werden könne, dafür die Empfehlung einer kleineren Position am Eulenkamm, die Bemängelung der zu kurzen Arbeitszeit, die nicht 8 Tage, sondern

1) J. v. Pflug-Hartung, Das Verteidigungsjahr 1813, Berlin 1913, S. 346 (Nr. 259). Gaudi und Merckel an den König, d. d. Breslau, 26. Sept. 13. 2) He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 10, 13 ff., 18, 19 ff., 21 ff. Hier finden sich alle die im Text wiedergegebenen Beziehungen zwischen Gaudi und Rauch. Der Schriftwechsel fällt in die Zeit v. 4. Sept. bis 3. 4. Okt., als Rauch aus Blüchers Hauptquartier ausschied. 3) Vgl oben S. 183.

3 Monate, wenn nicht mehr, betragen werde¹⁾). Gaudi durfte also mit vollem Rechte behaupten, daß sein Mitarbeiter einer Auffassung mit ihm sei, und da beide in dauerndem mündlichen und schriftlichen Verkehr miteinander standen, so mag die Frage auf sich beruhen, wer in der Urteilsbildung der Gebende, wer mehr der Nehmende gewesen ist.

Anders stand es mit Liebenroth. Der war aus Blüchers Hauptquartier nach Wartha entsandt, um Gneisenaus Anschauung und seinem Willen überall Geltung zu verschaffen. Zur Unterstützung Gaudis, hieß es wohl in höflicher Form; aber da er von Gneisenau besondere Instruktionen mitbrachte, so wußte jener genau, was er davon zu halten hatte, und zögerte deshalb nicht, dem sanften dienstlichen Druck Rechnung zu tragen²⁾). Das hat auch Liebenroth oft genug unumwunden anerkannt, indem er dem Eifer des Generals bei Ausführung der Arbeiten vollen Beifall zollte. Das konnte er um so mehr, als sie in der technischen Beurteilung der Ausgabe völlig einig waren.

Trotzdem bedurfte es Liebenroths ganzer Geschicklichkeit, um Konflikten mit dem General auszuweichen; denn die militärische Bewertung der Lagerstellung war bei ihnen eine grundverschiedene. Gaudis Auffassung kennen wir. Liebenroth legte die seine in Berichten an diesen wie an Gneisenau nieder, und hatte er beiden dasselbe zu sagen, so fügte er dem Schreiben an seinen Auftraggeber doch einen Zusatz bei, von dem Gaudi nichts erfuhr³⁾). So konnte es wohl kommen, daß dieser zur Stützung seiner Ansicht sich seelentruhg auf Keibel wie Liebenroth berufen durfte⁴⁾). Daß dieser auch dienstliche Sonderberichte an Gneisenau zu liefern hatte, versteht sich von selbst. Die temperamentvolle Art aber, wie er hier seiner Sondermeinung Ausdruck gibt, reizt dazu, sie in aller Kürze kennen zu lernen.

Der damals vierzigjährige Generalstabsoffizier, der dem Verdacht, zu eifrig auf die Worte des Meisters zu schwören, nicht völlig entgehen mag, wird im ganzen doch die Objektivität des Fachmannes für sich in Anspruch nehmen dürfen. So war er von der Sicherheit einer Verteidigung in der gegebenen Stellung durchaus überzeugt, fand einen etwa nötig werdenden Rückzug durch das gefürchtete Warthadefilee, das von 7 Schanzen rechts und links des Reiffe-

¹⁾ He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 1 ff. ²⁾ Ebenda fol. 10.
 — He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 29—31. ³⁾ Ebd. Nr. 2220, fol. 7, 16. ⁴⁾ An vielen Stellen der Akten und besonders He A . . . Nr. 621, fol. 29 ff.

durchbruchs und von den Innenwerken gedeckt werden sollte, völlig gefahrlos und lobte Gneisenaus Scharfblick in der „schönen Wahl der Position“, aus der man, wie ja auch Gröben urteilte, zur „glänzenden Offensive“ nach der rechten Flanke hin übergehen könne. Er bekannte aber auch ehrlich, daß es mit einer Arbeitszeit von 8 Tagen für das Lager nichts sei, die er v o r seiner Sendung, damals allerdings ohne Ortskenntnis, mit jedem Worte auf 5 Tage bemessen hatte ¹⁾. Er wird sich gefreut haben, daß Gneisenau nach seinem Rate die Zeitfrage fortab sehr weitherzig behandelte.

Ihm galt auch sonst Liebenroths ganze Hochachtung und Verehrung. Entzückend der Brief, den er am 10. September aus Wartha an seinen Gönner richtet. Es treten darin rein menschlich so liebenswürdige Seiten hervor, daß ihm als einer — militärischen Liebeserklärung, möchte man sagen, der Abdruck zu gönnen wäre. Hier gebietet die Raumrücksicht, mit einer Stichprobe vorlieb zu nehmen. „Seit der Mitternacht vom 3ten zum 4ten d. M.“, heißt es da, „iße ich hier in dem romantischen Warthatal eingepfercht, entfernt von Ew. Hochwohlgebornen mir gleich verehrungs- als liebenswürdiger Person und entfernt von einer siegreichen Armee, deren zur Ehre führende Bewegungen ich größtenteils nur durch Ihre gütige Instructions kennen und dadurch mit jedem Tage mehr, mir auch mehr zu meiner jetzigen Stelle in der Armee brauchbare Kenntnisse erwerben konnte“. . . . Das „fern von Madrid“ ist für Liebenroth keine Strafe, sondern eher eine Belohnung. Damit tröstet er sich, vergräbt sich ganz in seine Aufgabe und preist aufs neue die „höchst glücklich“ gewählte Position, die ihm das fröhliche Bekenntnis entlockt: „Ich habe mich ordentlich in selbige verliebt. . .“ ²⁾.

Gneisenau, dessen geistreiche, bildbelebte Schreibweise ebenfalls nicht selten aus dem engen Rahmen der Berufssprache herausfiel, mag sich schmunzelnd seines phantasiebegabten Generalstäblers gefreut haben. Die rein sachlichen Ausführungen in dessen Schreiben, die in dem Lager nicht nur den Schutz, sondern auch den Angriffsgeist verkörpert fanden, entsprachen jedenfalls seiner eigenen Auffassung und bestärkten ihn in dem Vorsatz, daran festzuhalten, und wenn das in

1) Berz a. a. O. 3, 275. — H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 16. — Rep. 92, Nachlaß Gneisenau A 17, fol. 141. — Bresl. Staatsarch. Rep. 235 a, Acc. 20/25, Nr. 28. 2) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 5. Der Brief trägt so viele persönliche Züge an sich, daß Liebenroth an seine Aufnahme in den Aktenlauf wohl nicht gedacht hat. Wenn Gneisenau das doch verfügte, so läßt sich daraus seine besondere Wertschätzung des Schriftstücks entnehmen.

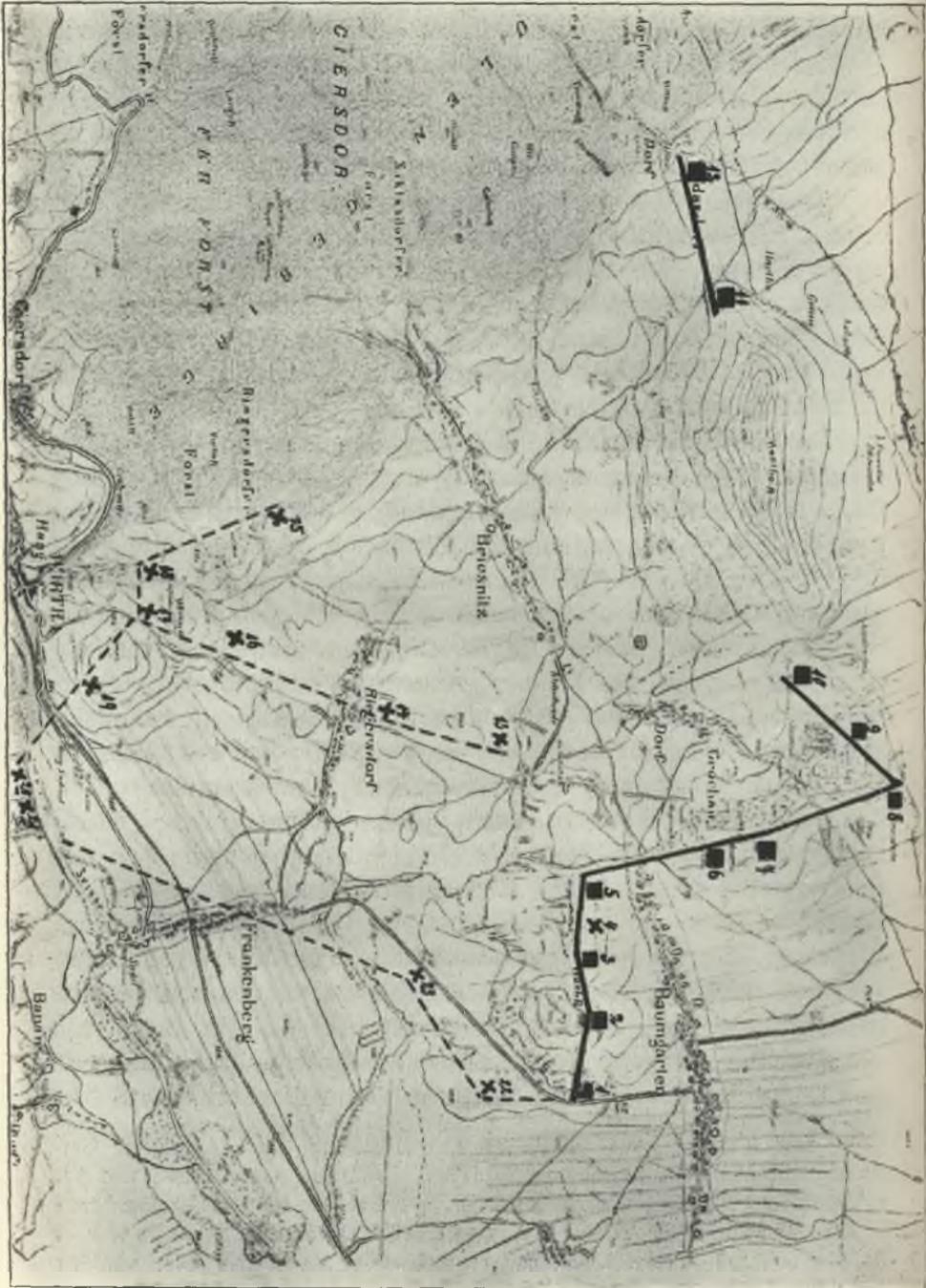
der Hauptsache möglich wurde, so hatte Liebenroths Anwesenheit bei der Arbeit zweifellos einen entscheidenden Anteil daran¹⁾. Er konnte daher, als Blüchers Rechtsabmarsch an die Elbe ihn Ende September zu anderer Verwendung ins Hauptquartier zurückrief, mit dem Bewußtsein aus Wartha scheiden, daß er seine Aufgabe gelöst habe. Auch von Gaudi trennte er sich in gutem Einvernehmen²⁾.

Allerdings, die ungeheuren technischen Schwierigkeiten hatte auch er nicht aus der Welt schaffen können; „denn hart im Raume stoßen sich die Sachen“. Dem hatte ja auch Gneisenau schon in seinem letzten Erlaß vom 21. September³⁾ durch ein wesentlich eingeschränktes Arbeitsprogramm Rechnung getragen. Daß auch dessen Ausführung noch erheblich hinter dem gesteckten Ziel zurückblieb, wird ein Blick auf den Schanzenbau selbst lehren.

Der Schanzenbau selbst. — Es ist bedauerlich, daß die mir zugänglichen Akten einen topographisch-geometrisch zuverlässigen Plan nicht enthalten. Keibel ließ erst am Schlusse der Arbeiten einen solchen vom Kapitän Moritz anfertigen, über dessen Verbleib mir nichts bekannt ist⁴⁾. Bei den Arbeiten selbst begnügte man sich mit Kroftzeichnungen, die nach dem Augenmaß hergestellt sind und auch für einen allgemeinen Überblick zureichen⁵⁾. Um aber einem richtigen Gesamtbilde näher zu kommen, schien es angezeigt, die Aktenzeichnungen auf das heutige Meßtischblatt zu übertragen; denn hier sind die wichtigsten Anlagen schon als ein Bestandteil des Geländes eingezeichnet, denen bloß die entsprechenden Schanzennummern beizufügen waren. Nur die geplanten, aber nicht ausgeführten Werke mußten ohne den Anspruch einer absoluten Richtigkeit ihrer beabsichtigten Lage aus dem Kroft übernommen werden. Dieses Kartenbild ist hier in den Text auf Seite 188 eingefügt. Die ausgeführten Schanzen sind durch ausgefüllte Vierecke, die geplanten mit einem Kreuz bezeichnet, jene dazu mit einer zusammenhängenden, diese durch eine punktierte Linie verbunden.

Ein Blick auf dieses Kartenbild zeigt, daß die Hauptstellung des ganzen Lagerwerkes auf der Bergreihe von Niklasdorf bis zu den

1) Vgl. v. Bonin a. a. O. 2, 39. Die hier in gleichem Sinne aufgestellte Vermutung hat also volle Bestätigung gefunden. 2) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 8. — Ebd. Nr. 2221, fol. 30. 3) Ebd. Nr. 621, fol. 77. Vgl. oben S. 182 u. Anm. 1. 4) H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2221, fol. 51. — Nach H e A Rep. 4 A 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 160, gab es auch einen brauchbaren Plan von der Hand des Leutnants Schubert, dessen Lageort mir nicht bekannt ist. 5) H e A Rep. 4 A 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 8, u. H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 26, 27, 28. Hier befinden sich im ganzen 4 Skizzen.



Gneifenaus Feldbefestigung zwischen Frankenstein und Wartha.

■ = ausgeführte Schanzen.

× = geplante Schanzen.

Buchbergen zu suchen ist. Sie deckte nach Nordosten gegen Frankenstein und nach Norden in der Richtung auf Silberberg. Die wichtigen Schanzen 1—12 lagen daher auf dieser Linie. Auf sie beschränkte sich deshalb von Anfang an die Lagerarbeit, wozu auch der Mangel an Arbeitskräften nötigte. Auch Gneisenau war schließlich unter veränderten Verhältnissen damit zufrieden, wie oben angegeben. Der Hartheberg, steil und dicht bewaldet, durfte von Schanzen freibleiben; Verhaue an seinem Fuße und eine Besetzung durch $1\frac{1}{2}$ Bataillone Infanterie mochten zu seiner Deckung vollkommen ausreichen ¹⁾. Von Schanze 1 bis südlich zur Reisse liegt ein weiter freier Raum, in den sich nur das Dorf Frankenberg etwas hineinschiebt. Das war für den Schutz der rechten Flanke nicht genug. Hier sollten daher auf Liebenroths Betreiben die Schanzen 22 und 23 die Lücke ausfüllen, während 13 und 14 die Sicherung des inneren Raumes, der Zu- und Abfuhrwege zu übernehmen und die Verbindung zwischen den beiden Flanken herzustellen hatten. Der gefährlichste Punkt im Falle eines Rückzuges war, wie schon mehrfach betont, der Warthapaß. Seine Sicherung hatte Gneisenau daher besonders eindringlich empfohlen. Deshalb waren 7 Schanzen, 15—19 nördlich von Wartha, 20 und 21 auf der rechten Reisseite bei Johnsbach, für diesen Zweck bestimmt. Die Schanze 4 auf dem Buchberge konnte schließlich als unnötig ganz in Wegfall kommen ²⁾. Hiernach zeigt unser Kartenbild nicht bloß, was wirklich geschaffen ist, sondern auch alles, was beabsichtigt war. Dies mit darzustellen, schien geboten, weil sich darin erst die Großartigkeit des Gneisenauschen Planes ganz offenbart.

Aber das Geschaffene selbst war bei Einstellung der Arbeiten von der Vollendung doch recht weit entfernt. Nach Reibels Schlußbericht an Rauch vom 8. November³⁾ sind 11 Redouten und 1 Flesche, nämlich 4 auf dem Buchberge, 2 auf dem Wachtberge, 2 auf den Grochbergen, 1 zwischen diesen und dem Hartheberge, die schöne Grochschanze, bei der auch die Flesche lag, und 2 in der Enge zwischen Niklasdorf und dem Hartheberge in Arbeit genommen oder doch dazu bestimmt

¹⁾ Die Schanzen 11 und 12 sind nur deshalb mit Biereden bezeichnet worden, weil beide ausdrücklich zum Bau bestimmt waren, dessen Ausführung bei 11 nur sehr teilweise, bei 12 wegen Einstellung der Arbeit überhaupt nicht mehr begonnen werden konnte. H e A Rep. 4 A 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 7. — H e A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 1 ff., fol. 16. — Ebd. Nr. 2221, fol. 28 ff., 50. — Ebd. Nr. 621, fol. 77 ff. — Rep. 92, Nachlaß Gneisenau A 17, fol. 135. ²⁾ H e A . . . Nr. 2221, fol. 18, 20. — Rep. 92. Nachl. Gneif. A 17, fol. 135, 158, — H e A . . . Nr. 2220, fol. 16. ³⁾ H e A . . . Nr. 2220, fol. 25.

worden. Aber nur 9 Schanzen außer der Flesche konnten einigermaßen als verteidigungsfähig gelten, während bloß ihrer 5 nach Reibels ausdrücklicher Angabe als ganz fertig zu bezeichnen waren und so als geeignet gelten konnten, ihren Zweck zu erfüllen ¹⁾. Daß manche von ihnen auch heute noch gut erhalten sind, erklärt sich daraus, daß sie in anstehendem Gestein angelegt sind. Die übrigen 11, eine davon kaum angefangen, die übrigen im besten Falle trassiert, vielfach im weichen Ackerboden gelegen, haben nicht eine Spur hinterlassen ²⁾.

Für den Schanzenbau galt als Vorlage eine Musterzeichnung, die Gneisenau dem General v. Gaudi übersandt hatte ³⁾. Danach waren die Gräben der Redouten, wie oben gesagt, mindestens 15 Fuß tief anzulegen. Da man aber bei den genannten Bergen fast überall auf Felsboden stieß, selbst wenn tiefer gelegene Stellen an den Abhängen gewählt wurden, so war die Arbeit äußerst zeitraubend und mühsam. Nur Sprengungen, einige Lot Pulver pro Schuß, brachten einigermaßen vorwärts; sie lockerten das Gestein soweit, daß mit Brechstangen, Keilen und Fäusteln das Übrige besorgt werden konnte. Trotzdem wurde nur bei wenigen Schanzen die vorgeschriebene Tiefe erzielt. Ihre Besatzung, je ein Bataillon Infanterie, also rund 500 Mann, ist schon erwähnt, ebenso die Geschütze schwersten Kalibers, deren Zahl Liebenroth auf 6 annahm. Da auch Pulvermagazine, in jeder Redoute mehrere, Wachthäuser und Unterstandsräume anzulegen waren, so entwickelte sich ein weitschichtiger Arbeitsbetrieb, der ein eigenes Baubüro in Wartha erforderte ⁴⁾.

1) Gröben in Staatsarch. Breslau Rep. 235 a, Acc. 20/25, Nr. 28, nennt nur 4 ganz fertige Schanzen, wie er aus dem Augenschein vier Jahre später entnahm. Die Angabe Reibels, des Bauleiters, kann dadurch nicht erschüttert werden. Perz a. a. O. 3, 276, gibt 11 Schanzen und 2 Fleschen an, wobei die erste Zahl nur bedingt richtig, die zweite falsch ist. 2) He A Rep. 4 A 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 27 u. He A . . . Nr. 2220, fol. 8 u. 25. G. Lustig a. a. O. vermutet, wohl von Perz beeinflusst, auch 2 Fleschen, was also nicht zutrifft, und findet am Rande des Eulenkammes entlang, von Niklasdorf bis in die Gegend von Briesnitz, noch etwa 6 Schanzen. Falls es sich wirklich um solche handelt, so haben sie jedenfalls mit dem Jahre 1813 nichts zu schaffen. Dasselbe gilt von den Spuren, die er auf dem Fuchsberge und dem Herrenberge bei Wartha findet, wo damals, wie wir wissen, überhaupt nicht geschanzt worden ist. Ob die tatsächlich erfolgte, aber ganz geringfügige Arbeit an Schanze 21 auf der „Reißeterrasse“ heute noch erkannt werden kann, vermag ich nicht zu entscheiden. 3) Wiedergabe bei Perz a. a. O. 3, 268. 4) He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 8. — Ebd. Nr. 2221, fol. 25, 34. — Ebd. Nr. 621, fol. 29—31. — Rep. 92, Nachl. Gneisenau A 17, fol. 135, 158, 165.

Wenn das Ergebnis dieser Tätigkeit den Absichten nicht voll entsprach, so darf die Schuld daran weder dem General v. Gaudi noch seinen Mitarbeitern beigemessen werden. Trotz seiner grundsätzlichen Ablehnung der Lagerbefestigung war er doch zu sehr an den selbstverständlichen Gehorsam des Soldaten gewöhnt, als daß er das Geringste unterlassen hätte, was die Durchführung des Befehls sichern konnte. Oft war er selbst im Gelände anwesend, wie schon erwähnt, besichtigte, beriet, empfing und gab Anregungen, wo und wie sich Gelegenheit dazu bot. War er in Breslau, so hielt er sich durch Berichte dauernd auf dem Laufenden und ging in seinem Eifer so weit, daß er von sich aus sogar noch eine Schanze 24 bei Briesnitz vorschlug, die indessen von den Ingenieuren als unnötig abgelehnt wurde. Nur die von Gneisenau empfohlene Nacharbeit ließ sich bei dem Mangel an Kräften nicht durchführen. Daher kam es auch, daß über die benötigte Länge der Arbeitszeit, die am 8. September begann, eigentlich alle im Irrtum befangen waren, auch die Ingenieure. Erst im Verlauf des Schanzens selbst erkannten sie, daß nicht Tage oder Wochen, sondern für die Hauptstellung allein schon 4 Monate erforderlich sein würden¹⁾. Es darf daher auch nicht überraschen, daß, als nach acht Wochen die Einstellung der Arbeiten befohlen wurde, selbst diese Teilaufgabe nur unzulänglich gelöst war. Welche Zeit würden da alle 23 Schanzen beansprucht haben! Ein Mißerfolg war demnach nicht abzuleugnen. Die hauptsächlichste Erklärung dafür lag, wie schon angedeutet, in der Arbeiterfrage nebst den traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen; sie machen daher eine kurze Betrachtung erforderlich.

Die Arbeiterfrage. — Zur Beschaffung der Arbeitskräfte wurden natürlich alle Zivilbehörden, vom Leiter der Provinz bis herab zum letzten Landrat, in Bewegung gesetzt. Die Anforderungen richteten sich naturgemäß fast ausschließlich an die Landbevölkerung. Deren wirtschaftliche Nöte in damaliger Zeit hatte ja Gaudi, wie wir wissen, im Streite mit Gneisenau oft und nachdrücklich geltend gemacht, um zu beweisen, daß sie das Geforderte nicht leisten könne. Die mannigfachen Militärlasten, die schon bestanden, machten sich nun doppelt fühlbar. Alle amtlichen Stellen, denen auch Liebenroth beistimmen mußte, waren sich einig darin, daß an Menschenkraft nicht mehr viel aus den Kreisen herauszuholen sein werde. Begreiflich genug! Die kräftigsten Männer waren zur Landwehr eingezogen und

¹⁾ He A Rep. 4. A 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 7. — He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 1 ff. Ebd. Nr. 2221, fol. 7, 12 ff., 14 f., 16, 18, 20, 33. — Rep. 92, Nachl. Gneisenau A 17, fol. 141.

standen im Felde oder in den Festungen; Militärtransporte aller Art führten die Besitzer und deren Knechte nebst den Zugtieren häufig in weite Ferne, womit Verlust an Zeit und Minderung des Besitzes verknüpft waren; ein befreundetes Russenheer unter Bennigsen stand im Lande und mochte das Gefühl der Sicherheit erhöhen, wurde aber doch durch Forderungen aller Art äußerst beschwerlich. — Der Landsturm, den Gneisenau vorbereitet hatte, ging sehr allmählich an sich zu organisieren, trug harte militärische Botmäßigkeit in das fernste Dorf und störte so die tägliche friedliche Arbeit. Mars und Ceres bilden eben immer eine schlechte Ehe. So entstand Mißvergnügen, und Gaudi bemerkte wohl mit Recht, der schlesische Bauer habe für den Landsturm überhaupt nicht viel Sinn. Ja in Striegau und Umgegend steigerte sich die Unzufriedenheit zu allerhand Exzessen, die nur durch militärische Exekution beigelegt werden konnten ¹⁾. Daß unter solchen oder ähnlichen Umständen und Stimmungen durch die Forderungen für den Frankensteinlagerbau unerfreuliche Bilder ausgelöst werden mußten, läßt sich wohl verstehen, auch ohne Prüfung, ob im Einzelfalle böser Wille oder Unvermögen vorlag.

Die erforderliche Zahl der Schanzarbeiter wurde anfangs auf 5000 angenommen, aber eine Steigerung auf 6—7000, ja womöglich 8000 täglich vorbehalten. Wie weit blieb doch die Wirklichkeit dahinter zurück! In den ersten Tagen waren einige Hundert zur Stelle, einmal 1100. Allmählich ergab sich eine tägliche Durchschnittszahl von 2500, die nur einmal mit 2646 und wiederum mit 3090, der Höchstzahl überhaupt, am 5. November, als die Arbeit sich schon dem Ende zuneigte, überschritten wurde. Das vorhandene Bedürfnis ist also an keinem Tage auch nur annähernd gedeckt worden! — Es lag daher der Gedanke nahe, die Lücken durch das Militär selbst ausfüllen zu lassen. Liebenroth setzte sich lebhaft dafür ein und forderte 3 Bataillone Landwehr, womit er etwa 2400 sichere Leute zu gewinnen hoffte. Selbst Kriegsgefangene wurden als Aushilfe ins Auge gefaßt, auf die schon Gneisenau verwiesen hatte ²⁾. Doch blieb es bei dem Gedanken, und die Landwehr wurde von Gaudi rundweg abgelehnt, weil sie im Felde wie in den Festungen gebraucht werde. — So blieb man nach

¹⁾ He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 621, fol. 16, 28. — Ebd. Nr. 2220, fol. 10, 13 ff., 21 ff., 23 ff. — Ebd. Nr. 2221, fol. 3 f. — Rep. 92, Nachl. Gneisenau A 17, fol. 141. Vgl. Gotthard Münch, Der Landsturm der Kr. Schweidnitz, Striegau u. Neumarkt i. J. 1813, in Zeitschr. f. Gesch. Schles. 1929, S. 331 ff. ²⁾ Perß a. a. O. 3, 280.

wie vor auf die Landbevölkerung angewiesen. Die Arbeiter aus ihrer Mitte wurden hauptsächlich den Kreisen Frankenstein, Reichenbach, Münsterberg, Neumarkt, Striegau, Breslau, Kreuzburg, Namslau, Dels, Trebnitz, Wartenberg, Militisch und Wohlau entnommen. Je nach der Entfernung brauchten sie 2 bis 5 Tage, um an den Bestimmungsort zu gelangen, und manche hatten einen Marsch von 14 Meilen und darüber zurückzulegen. Als Führer dieser Kolonnen waren Marschkommissare und Dorfschulzen bestimmt; ihre Aufgabe lösten sie schlecht. Major Keibel wenigstens beschwerte sich bitter, daß die Kommissare oft allein kämen, sich meldeten und wieder verschwänden, ohne Mannschaften übergeben zu haben, daß die Schulzen häufig ganz fehlten und im übrigen Leute seien, die weder lesen noch schreiben, also auch ihre Schutzbefohlenen nicht in Ordnung halten könnten. So habe er kein Verzeichnis und müsse die Arbeiter selbst aus den Häusern holen lassen. Gaudi suchte zu beruhigen; das Oderhochwasser habe den Anmarsch gestört und der Durchzug von Benigns Russen die Schulzen ans Dorf gefesselt ¹⁾. Erklärt war damit vieles, geholfen nichts.

Die Arbeiterfrage blieb um so schwieriger, als auch die Brauchbarkeit der Leute den Anforderungen keineswegs entsprach. Am besten stand es noch mit den Handwerkern, von denen 60 Zimmerleute und 40 Bergknappen mit dem nötigen Sprengmaterial vom Oberbergamt angefordert waren. Bis zu ihrer Vollzähligkeit verging allerdings auch hier geraume Zeit. Zu Gerätereparaturen konnten die Schmiede aus den nächsten Dörfern herangezogen werden. — Aber geradezu trostlos war es mit der körperlichen Eignung aller Landarbeiter bestellt. Die erwähnte äußerste militärische Ausnutzung der leistungsfähigen Bevölkerung ließ hier die traurigsten Folgen sichtbar werden. Wie Liebenroth schon am 8. September vorausgesehen hatte, so kam es auch: es erschienen fast nur Greise, Weiber und schwächliche Kinder, Knaben, die vielfach 12, höchstens 15 Jahre alt waren. Durch dieses Elend wurde Keibel so ergriffen, daß er eines Tages 59 der schwächsten unter 14 Jahren aus den Kreisen Frankenstein und Münsterberg kurzweg nach Hause schickte. — Ganz betrüblich stand es auch um die Schanzgeräte. In dem Felsboden wurden Kreuzhacke, Hacke, Art und eiserner Spaten benötigt. Die wenigsten Arbeiter entsprachen

¹⁾ He A Rep. 15 A, Rap. 52, Nr. 2220, fol. 1 ff., 10, 16, 23 ff. — Ebd. Nr. 2221, fol. 3, 5, 9, 16, 17, 20, 22, 43, 50. — Rep. 92 Nachl. Gneisenau A 17, fol. 141.

dieser Notwendigkeit. Wer überhaupt befehlsgemäß Handwerkszeug mitbrachte, beschränkte sich auf Hacke oder Spaten. Ja manche begnügten sich mit hölzernen Wurffschaufeln, die in diesem Falle natürlich völlig unbrauchbar waren. In solcher Not versuchte Keibel, auf Gemeinkosten der Kreise 3000 Kreuzhacken herstellen zu lassen, ohne sein Ziel zu erreichen ¹⁾).

Zur Erklärung derartiger Unzulänglichkeiten mochte die geschilderte wirtschaftliche Notlage im allgemeinen ausreichen. Indessen fand man doch auch persönliche Gründe, die das ganze Unheil noch verschlimmerten. Da die Arbeiterfrage mit all ihrem Beiwerk in den Aufgabenbereich der Kreise fiel, so durften ihre Vertreter, die Landräte, mit der Verantwortung belastet werden. Die Bauleitung richtete harte Vorwürfe gegen sie; da ist von „Saumseligkeit“, „zu geringem Ernst“, ja sogar von „Renitenz“ selbst in amtlichen Schriftstücken die Rede. Die Beschuldigten setzten sich natürlich zur Wehr, drehten den Spieß um und sagten, das unzuverlässige Verhalten der Arbeiter komme allein von deren schlechter Behandlung durch die Bauleitung. Da neigte diese zum äußersten Mittel, das ihr zu Gebot stand, zur Gewalt. Es waren ein Bataillon Landwehrinfanterie und eine Schwadron Dragoner im Lager, die dem Major Keibel „zur Assistenz“, zum Schutz, zur Aufsicht und Bewachung der Arbeiter beigegeben waren ²⁾. So entwickelte sich der Plan, von diesen militärischen Kräften Gebrauch zu machen und den säumigsten Landräten „10 Dragoner auf Exekution mit täglichen Diäten von 1 Taler pro Dragoner auf eigene Rechnung der Landräte zu senden“. Zu diesen Dragonaden heimischer Herkunft ist es zwar nicht gekommen, weil die nötigen Pferde fehlten, aber der Exekutionsgedanke, mit dem auch sonst vielfach geliebäugelt wurde, beweist doch, bis zu welcher Höhe die Gegensätze gediehen waren. Diese wurden auch nicht vermindert durch die merkwürdige Feststellung, daß die Ausschreibung der Arbeiter in einigen Kreisen an Lieferanten verdungen worden sei, die zum Schaden der Sache vor allem zu verdienen suchten. „Eine große Menge Juden“, heißt es, „lassen sich vom Lande teuer bezahlen, um für die Kreise Arbeiter mit Schanzzeug zu stellen, stecken aber das Geld ein und stellen keinen

¹⁾ He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 16. — Ebd. Nr. 2221, fol. 3 f., 8 f., 9, 26, 31, 37, 43. — Rep. 92, Nachl. Gneisenau A 17, fol. 141, 158. ²⁾ Die von G. Lustig a. a. O. erwähnte mündliche, also an sich unsichere Überlieferung, wonach Landleute „unter Leitung zweier blauer Dragoneroffiziere“ gearbeitet hätten, findet somit in diesem Falle ihre volle Bestätigung.

Mann.“ Das alles wurde den Behörden auf dem Beschwerdewege zugeleitet mit dem Verlangen, Abhilfe zu schaffen. „Aber es bleibt alles beim alten¹⁾!“ Das war der vielen Klagen niederdrückendes Ergebnis.

Der von den Landräten gegen die Bauleitung erhobene Vorwurf einer schlechten Behandlung der Arbeiter bedarf einer kurzen Nachprüfung. Für deren Verpflegung auf dem Marsche und für einen Tag nach Ankunft hatten die Kreise zu sorgen. Dann trat der amtlich bestellte Zivilkommissarius Kammerherr v. Johnston in Tätigkeit, der ihre Unterbringung, Verpflegung und den gesamten Wirtschaftsbetrieb an Ort und Stelle in der Hand hatte. Dazu diente ihm sein Büro in Wartha; hier legte er auch ein großes Verpflegungsmagazin an, von wo die Lebensmittel den einzelnen Schanzen zugeleitet wurden. Der Bauleitung hatte er zur Behebung von Schwierigkeiten helfend zur Seite zu treten. Auch Klagen etwa unzufriedener Schanzarbeiter waren ihm vorzutragen. Aber es beklagte sich niemand, weil keiner zu hart behandelt wurde, wie Reibel feststellt. Und als Johnston auf gewisse Gerüchte hin mit Hilfe der Schulzen eine eingehende Untersuchung vornahm, da wurde auch nicht eine Beschwerde laut. Aber darin waren alle Zeugen einig, daß viele Leute der Arbeit fernblieben, weil sie zuhause für sich bezahlt hätten, und wegliefen, weil sie nicht rechtzeitig abgelöst würden. Damit wurde die Geschäftsführung der Landräte aufs neue belastet. — Nur von einem bedenklichen Falle, wonach ein übereifriger Pionierkapitän sich grobe Mißhandlungen habe zuschulden kommen lassen, wissen die Akten zu berichten. Die Untersuchung wurde streng durchgeführt und gelangte bis zum Kriegsministerium, das sich noch 1816 damit beschäftigte. Das Ergebnis ist nicht bekannt. — Der stichhaltigste Grund zur Klage, den freilich niemand aus der Welt schaffen konnte, ergab sich aus den Unbilden der Bitterung, die den Leuten hart zusetzten. In Schanzen mit Lehm und leutigem Boden „ist vor Kot fast nicht zu arbeiten, zumal da die Menschen keinen trockenen Faden auf dem Leibe haben und vor Kälte die Finger nicht bewegen können“. So schreibt der mitfühlende Reibel, dem die Bergleute besonders leid taten, weil ihre Arbeitsart sie in Schmutz, Nässe und Kälte sogar zum Sitzen zwang. Zur Erwärmung ließ er große Feuer anzünden, die doch nur vorübergehend Erleichterung brachten. — Faßt man alle diese Umstände ins

1) He A Rep. 15, Kap. 52, Nr. 2221, fol. 7, 12, 31, 34, 39, 40, 41, 46. — Rep. 92, Nachl. Gneisenau A 17, fol. 165.

Auge, so kann es nicht wundernehmen, daß die Beteiligten sich diesen qualenden Umständen zu entziehen trachteten, wo und wie sie konnten. Kaum 14 Tage nach Beginn des Schanzens mußte der Bauleiter schon berichten: „Es reißt die Desertion unter den Arbeitern ins unglaubliche ein; es gehen zu Hunderten des Nachts davon . . .“ Und wenige Tage nachher konnte er Zahlen beibringen, wonach Angehörige des Trebnitzer Kreises in drei aufeinander folgenden Nächten je 129, 65 und 82, zusammen 276, entwichen waren ¹⁾. Und das trotz aller Aufsicht und Fürsorge! — Man darf daher wohl annehmen, daß es für alle Beteiligten, wenn auch aus verschiedenen Gründen, eine Stunde wahrer Erlösung war, als die Einstellung der ganzen Schanzarbeit befohlen wurde. Wann und wie es geschah, ist mit einigen Worten zu erläutern.

Die Einstellung der Arbeiten. — Gneisenau hatte, wie wir wissen, am 21. September eine wesentliche Beschränkung, aber keine Einstellung der Schanzarbeit angeordnet und Gaudi ihm am 23. Oktober, also vier Tage nach der Leipziger Schlacht, ihren Weiterbetrieb als überflüssig nahegelegt ²⁾. Eine Antwort hat er darauf unseres Wissens nicht erhalten. Auch sonst findet sich in den Akten keine Spur, wonach Gneisenau in der Angelegenheit etwas veranlaßt hätte. Plötzlich aber tauchte bei den zuständigen Behörden die Meldung auf, der König selbst habe in Breslau, wo er vom 1. bis 4. November weilte, die völlige Einstellung der Arbeiten befohlen ³⁾. Da eine schriftliche Anordnung sich in den Akten nicht findet, so ist sie vielleicht mündlich getroffen worden. Jedenfalls kann es nicht vor dem 1. und nicht nach dem 4. November geschehen sein. — Die tatsächliche Einstellung jeder Tätigkeit aber wurde vom 6. November an durchgeführt, und die Arbeiter konnten sämtlich innerhalb drei Tagen entlassen werden ⁴⁾. Man fühlt in den Akten förmlich den Eifer, mit dem dieses Schlußgeschäft betrieben wird. Auch Gaudi mag keine geringe

1) He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2221, fol. 8, 14, 25, 31, 39, 41, 44. — He A Rep. 4 A 6 V. 2. 1. W. 1, fol. 128. — He A Rep. 4 A 6, Nr. 39, fol. 11, 129. 2) Vgl. oben S. 182. 3) He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 23 ff. — Ebd. Nr. 2221, fol. 45 f., 49. 4) Ebd. Nr. 2221, fol. 51. — Die Ausführungen bei Perß a. a. O. 3, 283, enthalten, teilweise infolge der gedrängten Zusammenfassung, durchweg Irrtümer und Ungenauigkeiten, die sich an der Hand unseres Textes hier und an anderen Stellen leicht berichtigen lassen. — Auch Caemmerer, Gesch. d. Frühlingfeldzuges 1813 (1909), 2, 113 oben bringt ungenaue oder mißverständliche Angaben. — H. Delbrück, Das Leben des Feldmarschalls Grafen Neidhardt v. Gneisenau, 3. Aufl. 1908, 1, 354, irrt vollkommen, wenn er die Arbeitseinstellung schon in den Oktober verlegt.

Genugtuung empfunden haben, als die nach seiner Meinung vollkommen überflüssige Mühe nun endlich ein Ende hatte ¹⁾). Wenn wir dann sehen, daß er diese Tatsache unterm 10. November an Blücher und damit an Gneisenau weiter meldet ²⁾), so könnte darin eine rein dienstliche Form, aber ebenso gut der Beweis gesehen werden, daß beide von der Anordnung nichts gewußt hätten und der König somit aus eigenem Antriebe gehandelt habe. Oder hatte er sich vorher der Zustimmung Gneisenaus versichert? Trifft das zu, so möchte man annehmen, daß auch von dem Urheber des gewaltigen Befestigungsplanes nach der Leipziger Schlacht Bedenken gegen dessen Abschluß nicht mehr erhoben worden seien. Aber warum ließ er dann Gaudi auf dessen Vorstellung vom 23. Oktober ohne jeden Bescheid ³⁾)? Wenn die Berechtigung einer Hypothese nicht ganz abgelehnt wird, so ließe sich auch dafür leicht eine zureichende Erklärung beibringen. Man vergegenwärtige sich die Lage: Ungeheures war unter maßgebender Beteiligung Gneisenaus geschehen, Großes stand bevor, das alle seine Kräfte auch künftig in Anspruch nahm. Ende Oktober befand er sich mit dem Hauptquartier in Eisenach und Anfang November in Frankfurt a. M. ⁴⁾). Man rüstete sich, den deutschen Strom zu überschreiten und dem Friedensförderer den Fuß auf den Nacken zu setzen. Inmitten dieser Flut von Absichten, Erwägungen und Entschliefungen hatte sich auch Gneisenau mühsam einen Weg zu suchen. Unter solchen das ganze Denken beherrschenden Umständen ließe es sich vollkommen verstehen, wenn die schlesische Lagerfestung dahinten für ihn „in wesenlosem Scheine“ verblaßte. Einen Posten in seiner militärischen Rechnung bildete sie jedenfalls nicht mehr. Über ihr Schicksal hatten andere zu befinden. Dessen Gestaltung nach dem Kriege hat denn auch die Federn der Behörden bis zu den obersten Stellen in jahrelange, rastlose Tätigkeit versetzt, wie in möglichster Kürze zu zeigen ist.

Die Schanzen nach dem Kriege. — In erster Linie handelte es sich um die Frage, ob diese Rotschöpfung nach Ablauf der großen Zeitereignisse erhalten bleiben oder zerstört werden sollte. Schon während des letzten Abschnitts der Kriegshandlungen, die sich 1814 auf französischem Boden abspielten, waren durch eine Kabinettsorder ⁵⁾) alle Verschanzungsarbeiten in der Heimat stillgelegt und ihre Erhaltung für die Dauer des Krieges angeordnet worden. Ein zweiter

¹⁾ He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2220, fol. 23 ff. ²⁾ Ebd. Nr. 621, fol. 117.

³⁾ Vgl. oben S. 182 u. 196. ⁴⁾ Delbrück a. a. O. 1, 409 u. 2, 1. ⁵⁾ He A Rep. 4. A 6. V. 1. 1. 2, fol. 1, d. d. Chaumont, 10. März 1814.

Befehl¹⁾ des Königs nicht lange vor Abschluß des ersten Pariser Friedens brachte dazu richtunggebende Änderungen und Ergänzungen, die als Grundlage für alle folgenden Anordnungen der Behörden zu betrachten sind. Es wird da festgesetzt, daß alle reinen Erdwerke aus Rücksicht auf den Nutzen des Landes wieder in den alten Zustand zu versetzen, die geschlossenen, festungsartigen Anlagen dagegen beizubehalten und zum Schutze gegen Beschädigungen ordnungsmäßig zu bewachen seien. Das allgemeine Kriegsdepartement in Berlin gab diese Order an die Breslauer Militärverwaltung weiter mit dem Ersuchen um Äußerung, was danach mit den Frankenstein Schanzen geschehen solle. Gaudi erklärte sich für ihre Erhaltung, weil es sich um ausgebaute Werke sogar mit Pulvermagazinen handele, die, als zumeist auf wüstem Boden gelegen, auch bei weiterem Bestehen der allgemeinen Landeskultur keinen nennenswerten Schaden verursachen würden. Das Kriegsdepartement aber erklärte sich in seinem Votum, das auch Liebenroths Unterschrift trägt, gegen diese Auffassung und trat für die Zerstörung der Werke ein, weil sie „ohne wesentlichen Nutzen seien“, einige auch auf gutem Ackerboden lägen²⁾ und wegen der nötigen Bewachung eine unbequeme, dauernde Last darstellen würden. Die Entscheidung lag beim Kriegsminister v. Boyen, und dieser sprach sich in Gaudis Sinne für die Erhaltung aus³⁾. Er war also dem Gutachten des eigenen Ministeriums nicht beigetreten, obwohl ihm Liebenroth angehörte, der seine gründlichen Orts- und Sachkenntnisse gewiß nicht verleugnet haben wird⁴⁾. Jedenfalls war die Erhaltung der Schanzen somit gesichert und damit eine Quelle von mühseligen Verhandlungen erschlossen, die erst nach jahrelangem Bemühen beendet werden konnten.

Da handelte es sich zunächst um den Schutz der verlassenen Werke, der ausdrücklich vorgesehen war. Das Militär hatte sich längst entfernt, Zivilwächter mußten angestellt werden. Das kostete natürlich Geld, worüber die Breslauer Regierung nicht entzückt war. Nach

1) He A Rep. 4 A V. 1. 1. 2, fol. 4, d. d. Paris, 8. Mai 1814. 2) Das traf höchstens für Schanze 11 u. 12 zu, von denen diese überhaupt nicht gebaut worden war. 3) He A Rep. 4. A. 6. V. 2. 1. W 1, fol. 14, 16, 17 ff., 20. — He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2221, fol. 66. — März bis Juli 1814. 4) Allerdings weiß man nicht, ob Liebenroth auch für seine Person der Zerstörung das Wort geredet hat. Wäre dem so, dann gewänne es einen fast scherzhaften Beigeschmack, sich vorstellen zu dürfen, daß er, einst glühender Verteidiger des Gneisenauschen Werkes, für seine Beseitigung und Gaudi, dessen geschworener Gegner, für die Erhaltung gestimmt hätte!

längerem Hin und Her schob man endlich Last und Kosten den nächstgelegenen Dorfgemeinden zu. Sie hatten abwechselnd die Wachen zu stellen und für jede nicht verhinderte mutwillige Beschädigung aufzukommen. So blieb es auch, mindestens so lange, bis das wertvolle eingebaute Holz, das sonst sicher verfault oder gestohlen wäre, entfernt worden war. Das alles setzte den guten Willen der Landbevölkerung voraus, deren sinngemäße Beeinflussung dem zunächst wohnenden Landrat in Frankenstein zur besonderen Pflicht gemacht wurde. — Welchen Wert man übrigens in Berlin der Bergung des Schanzensholzes beimaß, ergibt sich daraus, daß vom Kriegsministerium 3500 Taler allein für Abfuhr bewilligt wurden, während die Aufbewahrung in Silberberg noch 727 Taler erforderte. Dabei rechnete man sehr scharf, ja selbst die schriftlich festgelegten Verträge mit den Fuhrunternehmern wurden im Ministerium einer sorgfältigen Nachprüfung unterzogen ¹⁾.

Die Erhaltung der Schanzen und die damit verbundene Entseignung von Privatbesitz drängte dazu, die schwierige Entschädigung der Grundeigentümer, auf deren gesetzliche Notwendigkeit der Innenminister v. Schuckmann hinwies, alsbald durchzuführen. An der Lösung dieser Frage waren außer dem Staatskanzler Hardenberg nicht weniger als drei Minister, der des Krieges, des Innern und der Finanzen, beteiligt, deren Verhandlungen untereinander und mit den Provinzialbehörden erst nach Jahren zum Ziele führten.

Nach einem Antrage des Kriegsministers v. Boyen (5. Juni 1815) beauftragte Hardenberg am 22. Juni den Minister v. Schuckmann damit, den Betrag der „gesetzmäßigen Schadloshaltung“ für diejenigen Privatgrundstücke ermitteln zu lassen, die in den Jahren 1811—13 für Feldbefestigungen eingezogen seien. Dem wurde durch entsprechende Verfügungen an die Breslauer Regierung mit bezug auf die Frankensteiner Schanzen sofort entsprochen, während Boyen die Kommandostellen in Schlesien anwies, sich den Zivilbehörden bei deren Ermittlungsverfahren mit sachkundigem Rat zur Verfügung zu stellen. Darauf erhielt der Ingenieur vom Plaz in Olaz, Kapitän v. Fehrentheil, den Befehl, als Mittelsperson in diesem Sinne fortbätig zu sein. Nach seiner Angabe waren die in Frage kommenden Eigentümer außer einigen Dominien meist Bauern der Umgegend,

¹⁾ He A Rep. 15 A, Rap. 52, Nr. 2221, fol. 57, 63, 70 f. — He A Rep. 4. A. 6. V. 2. 1. W 1, fol. 24 ff., 43, 58, 63, 87, 119, 132. — November 1813 bis Juli 1815.

deren Besitz an den betreffenden Stellen im ganzen 26 Magdeburger Morgen und $94\frac{1}{2}$ Quadratruten, vorwiegend wertloses Busch- und Heideland, ausmachte ¹⁾).

Hiernach ließ Schuckmann in seinem Ministerium eine Entschädigungsberechnung aufstellen, deren Höhe im Kriegsministerium einige Bedenken erregt zu haben scheint. Denn hier wurde wiederholt der Gedanke erörtert und auch in die Provinz weitergegeben, zum Besten der Staatskasse, also doch wohl zur Minderung der Entschädigungskosten, eine Verpachtung des Graswuchses im Schanzengebiet vorzunehmen, wobei allerdings die Schonung der Werke gesichert werden müsse und etwa eintretende militärische Maßnahmen nicht behindert werden dürften. — Da trat im Kriegsministerium plötzlich ein völliger Umschwung der Auffassung ein: Boyen teilte dem Innenminister am 18. Mai 1817 mit, daß er dessen Entschädigungsberechnung, die er zurückreiche, viel zu hoch finde. Er habe sich daher entschlossen, das Gelände der Schanzen 1—5 sowie alle Kolonnen- und Verbindungswege, die angelegt seien, an die vormaligen Eigentümer zurückzugewähren und nur die Schanzen 6—11 für militärische Zwecke weiter bestehen zu lassen. Für sie sei die Entschädigung natürlich zu zahlen. Damit war der Beschluß, die bestehenden Schanzen zu erhalten, nur zur Hälfte erfüllt, aber auch die Entschädigungsorge etwa in demselben Umfange vermindert. Trotzdem, so scheint es, hoffte man auch dieser stark verkleinerten Summe noch entgegen zu können.

Darauf deuten wenigstens die langen Verhandlungen hin, die mit den Grundstücksbesitzern der Schanzen 6—11 zu pflegen, der Reichenbacher Regierung aufgetragen wurde. Das Ergebnis zögerte sich Monate hinaus und wurde von dieser Behörde erst unterm 10. November 1817 in einem umfangreichen Bericht zusammengefaßt und in Berlin vorgelegt. Auf diesen gründet sich nun die letzte und endgültige Entschließung Boyens, die er unterm 31. Dezember 1817 an Schuckmann und das Generalkommando in Breslau gelangen ließ.

Danach blieb es für die Schanzen 1—5 und die Kolonnenwege bei der oben erwähnten Zurückgabe. Neu war nur der ausdrückliche Zusatz beigefügt, daß den Eigentümern das volle Verfügungsrecht über das Schanzengebiet und damit der Genuß aller Bodenenerträge wieder zugesprochen werde, unter der Voraussetzung, daß sie auf jede

¹⁾ He A Rep. 4. A. 6. V. 1. 1. 10, fol. 18 ff., 20, 41 f. — He A Rep. 4. A. 6. V. 1. 1. 2, fol. 22, 31. — He A Rep. 15 A, Kap. 52, Nr. 2221, fol. 73 f. — Juni 1815 bis Februar 1816.

Entschädigung, die sich etwa aus der Vergangenheit herleite, Verzicht leisteten. Ein Widerspruch wurde dagegen nicht erhoben. — Für die Schanzen 6—10 — 11 spielte wegen des geringen Ausbaus keine Rolle — hätte nun die Entschädigung endgültig festgelegt werden müssen. Das geschah aber nicht. Dafür fand sich in Bonens Erlaß die ausdrückliche, für uns überraschende Feststellung, daß die Eigentümer selbst darauf verzichtet, sich dafür nur die freie Grasbenutzung in dem Schanzengebiet ausbedungen und dagegen Schonung und Schutz der Wälle und Gräben übernommen hätten. Nur für den äußersten und auch schwer denkbaren Fall, daß die Anlagen militärisch benutzt werden sollten, womit dann allerdings ein Verlust der Grasnutzung verbunden gewesen wäre, hätten sie sich den Anspruch auf Entschädigung ausdrücklich vorbehalten. — Da sich alle beteiligten Instanzen mit dieser Regelung einverstanden erklärten, erhielt die Reichenbacher Regierung den Auftrag, die örtliche Ausführung in diesem Sinne in die Hand zu nehmen und zu überwachen ¹⁾.

Es will uns zweifellos erscheinen, daß dieses günstige Ergebnis den vorhin erwähnten Verhandlungen dieser Regierungsstelle zu verdanken war. Die Entschädigungsfrage hatte ohne jedes Opfer für den Staat ihre Lösung gefunden. Im Gegenteil, es war ihm sogar ein Vorteil erwachsen, indem er ein Gelände insofern erwarb, als die früheren Eigentümer nur noch als Rußnießer Anteil daran hatten. Ist seitdem an diesen Verhältnissen nichts geändert, so muß der Militärökonom an dieser Stelle praktisch auch heute noch als Eigentümer angesehen werden. — Hier hatten also die Verwaltungsorgane des Landes den Nutzen der Gesamtheit mit Geschick und großer Fähigkeit wahrgenommen. Die finanzielle Not nach den Freiheitskriegen zwang dazu und nötigte die Regierung, den Rechenstift rücksichtslos walten zu lassen. — Ein kurzes, fast erheiternd wirkendes Schlußkapitel mag dafür einen letzten Beweis erbringen, der um so eindringlicher wirkt, je magerer das Ergebnis amtlicher Bemühungen dabei ausfiel.

Ein Nachspiel. — Es handelte sich um den Verbleib von 400 Talern! Diese Summe war seinerzeit von Gaudi als Vorschuß für die Schanzarbeiten angefordert und von der Regierungshauptkasse in Breslau an Keibel gegen dessen Quittung vom 5. September

¹⁾ He A Rep. 4. A. 6. V. 1. 1. 10, fol. 47. — He A Rep. 4. A. 6. V. 1. 1. 2, fol. 48. — He A Rep. 4. A. 6. V. 2. 1. W. 1, fol. 139, 141—144, 150 f., 156, 158. — He A . . . Nr. 2221, fol. 75, 77, 78. — Juni 1816 bis Dezember 1817. — Die Lösung der ganzen Entschädigungsfrage hatte fast drei Jahre in Anspruch genommen.

1813 gezahlt worden. Dieser gab das Geld gegen Zwischenquittung an den Zivilkommissarius v. Johnston weiter, der es für die ihm obliegenden Ausgaben verwandte. Als nun seit 1818, also 5 Jahre später, im Kriegsministerium die Nachprüfung aller Ausgaben und Belege vorgenommen wurde, da konnte weder eine Rechnungslegung noch ein Revisionsvermerk über jene Summe aufgefunden werden. Nur Reibels Quittung lag vor. An ihn, der damals als Oberst in Koblenz stand, wandte sich daher das Ministerium um Aufklärung. In dem eifrigen Schriftwechsel hin und her konnte der Oberst den vorliegenden Tatbestand unumwunden anerkennen, aber weiter nur erklären, daß er von der Rechnungslegung nichts wisse, da diese dem Zivilkommissarius, der das Geld ausgegeben, obgelegen habe. In dessen möge auch der Bürgermeister von Wartha, des Namens Klesse, der Johnstons Kassenarbeiten besorgte, Auskunft geben können. Dieser, der inzwischen als Pensionär nach Frankenstein gezogen war, schrieb dem Minister auf dessen Ansuchen, daß er allerdings bei der „vielen Schreiberei“ geholfen und auch eine förmliche Rechnungslegung nebst Belegen für Johnston angefertigt habe. Aber nach Erledigung der Geschäfte hätte dieser bei seiner schleunigen Abreise nach Fraustadt sämtliche Papiere mit sich genommen. Er sei ein kränklicher und sehr vergeßlicher Mann gewesen, und wenn ihn in Fraustadt niemand erinnert hätte, werde er sicher unterlassen haben, die nötigen Schriftstücke den Behörden einzureichen. Das leuchtete in Berlin ein. Aber nun wollte man dort von Klesse wissen, ob die Rechnung mit einem Bestande abgeschlossen habe, und wie hoch er etwa gewesen sei. Darauf antwortete dieser mürrisch, ein Restbestand von den 400 Talern dürfe auf keinen Fall angenommen werden, da er genau wisse, daß Johnston nicht damit ausgekommen sei und aus eigener Tasche mehr als 20 Taler hinzugezahlt habe. Im übrigen gab der Altbürgermeister dem hohen Kriegsministerium unverblümt sein Mißfallen über solche Belästigungen zu erkennen. Er sei „als alter zehnjährig gedienter Soldat“ ohne Versorgung, habe als Bürgermeister von Wartha 50 Taler Gehalt jährlich bezogen und bei den kriegerischen Unruhen nichts sparen können. Daher werde er durch jeden Pfennig, den er, wie hier für Briefporto, über seinen Haushalt ausgeben müsse, „äußerst derangiert“. Er bitte daher, „ihn mit dergleichen Nebenausgaben . . . zu verschonen oder in eine bessere Lage zu versetzen geruhen“. Das war deutlich!

Dieser Sturm im Glase Wasser wurde im Kriegsministerium natürlich schon längst äußerst peinlich empfunden. Hier waren das

erste und fünfte Departement durch die Rechnungsfrage so zu sagen auf amtlichen Kriegsfuß geraten. Denn das fünfte verlangte Nachweise, und das erste hatte sie pflichtgemäß zu beschaffen, ohne es zu können. Dieses schickte jenem nunmehr die durchaus glaubhaft erscheinende Aussage des Bürgermeisters, wonach Johnstons Vergeßlichkeit an allem schuld sei. Da dieser inzwischen verstorben, sei es selbst eigentlich mit seinem Latein zu Ende, wolle aber noch einen letzten Versuch der Klärung unternehmen. So erhielt die Breslauer Regierung den Auftrag, mit Hilfe der Witwe die nachgelassenen Papiere des Verbliebenen durchsuchen zu lassen. So geschah es. Aber alles vergeblich, und auch das Pupillen-Kollegium in Ratibor konnte als Nachlaßverwalter Johnstons nur dasselbe negative Ergebnis feststellen. — Jetzt mußte auch das fünfte Departement die Segel streichen und sich zu der Erklärung bequemen, daß nichts anderes übrig bleibe, als die 400 Taler „ohne Berechnung“ und unter Angabe der Gründe „in Ausgabe stellen zu lassen“. Dies jedoch nur dann, wenn Keibel durch Attest bezeuge, daß die Summe für den bekannten Zweck „zum vollen Betrage verwendet, die Berechnung darüber aber aus den zu bemerkenden Gründen nicht mehr zu beschaffen sei“. Das wird dem braven Oberst nicht leicht gefallen sein. Aber er tat es „den in dieser Angelegenheit obwaltenden Gründen gemäß“. Diese Erklärung schickte unterm 16. Mai 1820 das erste an das fünfte Departement „zu dem erforderlichen Gebrauch, wodurch nunmehr diese seit dem 19. Oktober 1818 zur Sprache gekommene Angelegenheit ihre Endschafft erreichen dürfte“ ¹⁾).

Gneisenau hat von dem bürokratischen Rankenwerk, das seinen Plänen ohne eigenes Zutun anhaftete, wohl kaum etwas und von den volkswirtschaftlichen Sorgen und Bedrängnissen, die sie auslösten, schwerlich alles erfahren. Er hätte sich sonst trösten dürfen. „Wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun“, und wenn alles auf dem Spiele steht, muß der Einzelne das Recht auf Selbstbestimmung preisgeben. Nur unter dem Zwange dieser harten Notwendigkeit hat Gneisenau seinen Feldbefestigungsplan zwischen Frankenstein und Wartha in Angriff genommen und letzte, höchste Ziele damit verfolgt. Die entscheidende Tat ist ihm hier versagt geblieben. Aber wenn es nach dem Worte des Properz „schon genügt, in großen Dingen gewollt zu haben“, dann wird die Nachwelt auch seinen Willen, der die Tat in sich barg, richtig einzuschätzen wissen.

¹⁾ He A Rep. 4. A. 6, Nr. 39, fol. 7, 11, 15 f., 23, 27, 44, 48, 49, 51, 55, 78, 83 ff., 86 ff.

X.

Geschichte einer Regierungszeitung in Oberschlesien.

Ein Beitrag zur Pressepolitik der preußischen Regierung 1849—50¹⁾.

Von

Willy Alawitter.

„Von der Überzeugung durchdrungen, daß es nur auf dem Wege populärer Belehrung möglich ist, den von den politischen Ereignissen überraschten und häufig in Verwirrung gesetzten Landmann, besonders in Oberschlesien, über seine wahren sowohl politischen als gewerblichen Interessen aufzuklären und so ihn einer höheren politischen und sozialen Bildungsstufe entgegenzuführen, haben sich einige Männer, welche an dem Wohle des Vaterlandes warmen Anteil nehmen, zur Herausgabe einer Wochenchrift unter dem Titel: *Oberschlesische Dorfzeitung* verbunden.“

1) Staatsarch. Breslau, Rep. 201 c, Acc. 16/23, 135. Geh. Staatsarch. Berlin, Rep. 77, 54. Zeitungsachen Oppeln, 2. — Literatur über Bogedain: M. Laubert, Die preußische Polenpolitik von 1772—1914, Berlin 1920, S. 164 ff. Karl Raftner, Vom Geiste Bernhard Bogedains. Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart, Heft 2, hrsg. v. Erich Randt, Gleiwitz 1922, S. 21 ff. A. M. Kosler, Die Preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742—1848, hrsg. von der Hist. Kommission, Breslau 1929, S. 337 ff. Alfred Lattermann, Oberschlesien und die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert, Breslauer Masch.-Diss. 1924, S. 41. August Meer, Charakterbilder aus dem Alerus Oberschlesiens 1832—1881 (1884), S. 328 ff. Tad. von Bernatt, Polnische Zeitungen in Oberschlesien, Leipziger Masch.-Diss. 1924, S. 28 f. Ferner meine „Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870“, hrsg. v. Verein f. Gesch. Schlesiens als Bd. 32 der Darst. u. Quellen zur schles. Geschichte, Breslau 1930. — Man wußte bisher nicht, daß Bogedain seine „Gazeta wiejska“ in amtlichem Auftrage herausgab. Der Inhalt der Zeitung war unbekannt, daher die sehr kurzen und auch schiefen Darstellungen der Fachliteratur. So stützt Bernatt, dem daran hätte besonders viel liegen müssen, seine kurze Darstellung auf den Kalendarz Katolicki von 1901, der aber Bogedains Zeitung selbst auch nicht kannte. Sie befindet sich, beigeheftet der „Oberschlesischen Dorfzeitung“, in der hiesigen Universitätsbibliothek, und zwar der vollständige Jahrgang 1849 von beiden Ausgaben. Der Jahrgang 1850 beider Blätter fehlt auch hier.

Als diese gedruckte Ankündigung um die Wende des Jahres 1848 in Oppeln erschien, da ahnte bis auf wenige Eingeweihte niemand, daß dahinter Geld und Einfluß der eben wieder erstarkenden Preussischen Regierung standen.

Fast die gesamte schlesische Presse war, als die Revolution ausbrach, oppositionell geworden; noch 1850 konnte der Liegnitzer Regierungspräsident das ev.-lutherische Gemeindeblatt und den Boten aus dem Riesengebirge als die einzigen konservativen Blätter seines Bezirkes bezeichnen! Das war die Folge der bisherigen Zensurmethoden.

Dieser geschlossenen Abwehrfront der Presse stand die Regierung zunächst hilflos gegenüber. Als sie aber seit dem Ende des Jahres 1848 wieder an Sicherheit zu gewinnen begann, da mußte es eine ihrer Haupt Sorgen sein, wie sie die starke Beeinflussung der Bevölkerung durch die ihr feindliche Presse zunichte machte. Erst 1850 freilich führte sie ihren Hauptschlag gegen die Presse: Am 4. Februar wurden die Behörden angewiesen, für Bekanntmachungen die feindlichen Blätter nicht zu benutzen; am 1. Juni wurde die Kautionspflicht der Zeitungen eingeführt, und am 6. Juni die Entziehung des Postdebits für alle oppositionellen Blätter angeordnet. Damit erreichte sie ihr Ziel: ein großes Zeitungssterben und die Einschüchterung der Übrigbleibenden.

Weniger Erfolg hatte die Regierung mit ihren schon vorher unternommenen Versuchen, die Presse positiv zu beeinflussen. Schon am Ende des Jahres 1848 ersuchte der Minister des Innern die Regierungspräsidenten, dafür zu sorgen, daß in den Kreis- und Lokalblättern Aufsätze erschienen, „welche die Eingeseffenen im Interesse der gesetzlichen Freiheit und Ordnung aufklären und dem wühlerischen Treiben zur Willkür und Anarchie entgegenarbeiten“ sollten. Die Antwort des Oppelner Regierungspräsidenten, Grafen Pückler, auf diese Verfügung ging dahin, daß er zwar Versuche im Sinne des Ministers gemacht habe, aber zu gar keinem Ergebnis gekommen sei.

Dagegen war bei dieser Gelegenheit in Pückler der Gedanke erwacht — und er machte dem Minister den entsprechenden Vorschlag —, ein eigenes Regierungsorgan zu gründen, das vor allem an die kleinen Leute herankommen sollte. Eben bemüht, einen Mann zu finden, der die Leitung einer solchen Zeitung in die Hand nehmen könnte, erreichte ihn der Vorschlag des Geh. Regierungsrates Heinrich, ersten Direktors der 1847 gegründeten Landwirtschaftlichen Akademie in Proskau. Heinrich hatte, unabhängig von Pückler, den gleichen Ge-

danken wie er und war bereit, die Leitung einer solchen Zeitung zu übernehmen.

„Das dunkle Bewußtsein“, so schrieb er am 4. 1. 1849, „eines unbehaglich drückenden Zustandes — unsere sozialen Verhältnisse sind der Alp, der auf unserem Landvolke lastet. Natürlich sieht es die Ursachen — wie jeder Ungebildete — lieber in äußeren Verhältnissen als in der eigenen Untüchtigkeit und glaubt daher gern an einen unerträglichen Steuerdruck, an eine Feindseligkeit der vornehmen Klassen, sowie an die Möglichkeit, sich durch Ausflehnung gegen die Gesetze in einen behaglichen Zustand versetzen zu können.“

Rasch wurden Büdler und Heinrich über die Ausführung des Planes einig. Das Ministerium war ganz dafür und stellte für den ersten Jahrgang 200 Taler zur Verfügung, die nachher auch für das zweite Jahr aus der polizeilichen Dispositionskasse bewilligt wurden ¹⁾. Aber es galt noch, einen polnisch schreibenden Mitarbeiter zu finden. Hatte doch schon früher eine staatliche Werbeschrift für das Landvolk, die freilich ganz andere Ziele verfolgte, die „Schlesische Volkszeitung zum Nutzen und Vergnügen“ (1789—1806) es nicht verschmäht, etwa $\frac{1}{4}$ ihrer Gesamtauflage als polnische Ausgabe zu bringen! Jetzt aber schien eine polnische Ausgabe um so nötiger, als es bereits rein polnische Zeitschriften gab. In dem eben verflossenen Jahre 1848 waren nicht weniger als 5 polnische Blätter in Oberschlesien erschienen, welche die Belehrung, meist die religiöse Belehrung des polnischen Landvolkes, zum Ziele hatten. Sie fanden zwar noch keinen Anklang und blieben daher ohne Bedeutung. Aber die Tatsache ihres Erscheinens verstärkte zweifellos die Absicht, eine polnische Ausgabe der geplanten Zeitung zu veranstalten.

Der Herausgeber für die polnische Sonderausgabe fand sich bald in der Person des Regierungs- und Schulrates an der Regierung in Oppeln, Bernhard Bogedain.

Bogedain war erst ein halbes Jahr zuvor auf seinen Wunsch aus Posen nach Oppeln versetzt worden, um hier die Leitung des katholischen Volksschulwesens zu übernehmen. In den fast 10 Jahren seiner Wirksamkeit in dieser Stellung hat er dann die oberschlesische Volksschule auf das stärkste beeinflusst. Er vertrat aus innerster Überzeugung die Meinung, die seit dem Ende des 18. Jahrhunderts mehrfach in Schlesien geäußert worden war, daß einem Volke, hauptsächlich aus religiösen Gründen, seine Muttersprache erhalten werden müsse. Die ungeheure kulturelle Rückständigkeit der polnischen Teile

¹⁾ Die übrigen Kosten trug die Regierungskasse in Oppeln.

von Oberschlesien schien ihm außerdem von Seiten der Schule nur bekämpft werden zu können, wenn diese nicht zuviel Zeit und Kraft auf die Erlernung der deutschen Sprache verwendete. Er hielt sich selbst für einen guten Deutschen und glaubte, daß die Germanisierung dank der Überlegenheit der deutschen Kultur um so mehr Fortschritte machen würde, je besser die polnische Volksschule ihre erzieherischen Grundsätze zur Geltung bringe.

Bei dieser ausgesprochen pädagogisch = kulturellen Einstellung konnte ihm das Angebot, die polnische Ausgabe der geplanten Zeitung zu übernehmen, nicht unwillkommen sein. Er stellte jedoch einige Bedingungen. Die polnische Ausgabe sollte nicht eine bloße Übersetzung der deutschen sein: Polnisch schreiben und etwas ins Polnische übersetzen sei zweierlei; um ersteres mit Erfolg tun zu können, müsse man polnisch denken. Außerdem verlangte er eine Erweiterung des Programms. Einzelnes ist darüber nicht bekannt, doch machten seine Forderungen bei Büdler keine Schwierigkeiten.

Jedenfalls gab es nun zwei textlich verschiedene Ausgaben, von denen die polnische „sich nur im allgemeinen an die deutsche“ anlehnen sollte.

Am 19. 1. 1849 erschien die erste Nummer der „Oberschlesischen Dorfzeitung“ und der „Gazeta wiejska dla Gornego Śląska“ im Verlage von Weilshäuser in Oppeln. Die Herausgeber nannten sich nicht. Sie stellten sich als Landwirte vor und suchten verhüllt den Eindruck zu erwecken, als ob sie selbst Bauern seien: „Da möchten wir gern mit Euch sprechen, wie es doch kommen mag, daß der Bauer oft gar so wenig vor sich bringt; und was wir dann wohl etwa selber tun können, um unsern Zustand zu verbessern und behaglicher zu machen.“ Als Mitarbeiter aber unterschrieb sich unter einer Reihe von politischen Artikeln der deutschen Ausgabe „Der Bauer Klaus“; man wird annehmen dürfen, daß es der Herausgeber selber sei.

Entsprechend dem Interessentkreise der Leser, für die sie bestimmt war, enthielt die Zeitung zum guten Teile Aufsätze aus dem Gebiete der Bauernwirtschaft — einmal unterschreibt sich Settegast als Verfasser —, und Belehrungen über Runkelrübenanbau, über Düngemittel, über Kartoffelkrankheiten, Fruchtwechselwirtschaft u. a. m. konnten dem ober-schlesischen Bauern, an den landwirtschaftliche Fachzeitschriften nicht herankamen, nur von Nutzen sein. Zur sachlichen Belehrung kam Unterhaltung: Geschichten moralischen Inhalts, Anekdoten u. ä. Aber die Hauptsache war natürlich der politische Teil, um dessentwillen die Zeitung überhaupt gegründet worden war.

Hier kann man nun folgende, dem oberschlesischen Landvolke vermittelte politische Kernauffassung aus den verschiedenen Artikeln herauschälen: Der König ist, von seinen Ministern beraten, stets und immer damit beschäftigt, zu überlegen, wie er das Wohl seiner Untertanen, insbesondere seiner Bauern, am besten fördern könne. Darum hat er, als die Zeit reif war, die Bauernbefreiung angeordnet (der Freiherr vom Stein wird nicht genannt); er hat in neuester Zeit die Pressfreiheit und andere Freiheiten bewilligt (obwohl auch die Zensur ihre Vorzüge hatte); er hat zuletzt, als die Abgeordneten sich bei den Verfassungsberatungen gar nicht einigen konnten, von sich aus eine ausgezeichnete Verfassung gegeben und das Volk nicht entgelten lassen, was seine Abgeordneten nicht zustande brachten.

Es ließe sich die Zahl der Beispiele leicht vermehren, die da zeigen, wie alles Gute, was im Staate geschah, ganz im Sinne des Absolutismus auf den König übertragen wird. Dabei konnte Heinrich durchaus auf Verständnis bei den Bauern rechnen; seit den Tagen Friedrichs des Großen tauchte bei den Streitigkeiten mit ihren Gutsherren immer wieder in der schlesischen Bauernschaft der Gedanke auf, der König meine es gut mit ihnen, nur die bösen Gutsherren hintertrieben seine wohltätigen Absichten.

Auf der andern Seite aber stehen die bösen Schreier, die Menschen mit den eigennützigen Absichten, auf die der anständige Bauer nicht hören dürfe. Die „Freiheit“ wird mit Zügellosigkeit gleichgestellt (die vernünftige Freiheit hatte man schon früher), Pressfreiheit mit Pressfrechheit, das „Volk“, das die Fortentwicklung der Verfassung fordert, als eine kleine, verbrecherische und selbstüchtige Schar von Schreibern angesehen.

In den Vorverhandlungen mit dem Regierungspräsidenten hatte Heinrich erklärt, man dürfe nicht zu entschieden politisch sein, um die Leser nicht kopfscheu zu machen. Dementsprechend läßt er hier und da einen milden Tadel einfließen, namentlich in den Verhältnissen der Bauern zu den Gutsbesitzern, wie sie früher bestanden, und er rühmt die Aufhebung mancher Vorrechte der Gutsbesitzer, wie der Patrimonialgerichtsbarkeit und der Ungleichheit vor dem Gesetz. Aus demselben Grunde tadelt er die Verleihung der Verfassung nicht; er erklärt im Gegenteil die Vorzüge verschiedener Paragraphen ausführlich, ein gnädig verliehenes Geschenk des Königs, das man nicht durch die Sucht nach mehr entwerten dürfe.

In dieser Weise malt Heinrich das politische und soziale Geschehen der Zeit für den kindlich-naiven Gesichtskreis des oberschlesischen

Bauern. Die gegnerische Presse konnte es nicht schwer haben, sich damit auseinanderzusetzen.

Die polnische Ausgabe ¹⁾ ist, entsprechend dem Bildungsstandpunkte der als Leser in Frage kommenden Bevölkerungsschicht, noch naiver gehalten als die deutsche. Die Übersetzungen aus dem Deutschen, die übrigens ganz frei sind, nehmen nur einen Teil des Ganzen ein und erscheinen dann vielfach auch in ganz andern Nummern; selbst die rein landwirtschaftlichen Artikel decken sich nur teilweise. Im politischen Teile ist die Tendenz stärker, über Verfassungsfragen zu berichten. Die politische Grundauffassung ist natürlich dieselbe: Treue zum Könige, Verteidigung der Politik der Regierung. Der religiöse Einschlag ist unbedeutend und eigentlich auch mehr moralisch lehrhaft. Der von Heinrich von vornherein aufgestellte Grundsatz der strengsten religiösen Neutralität mochte wohl schuld sein, daß sich Bogedain auf diesem Gebiet, das ihm besonders am Herzen lag, so zurückhielt. Etwaige polonisierende Tendenzen fehlen gänzlich. Auch in den Akten fehlt jeder Hinweis darauf, daß Büdler auch nur die geringsten Bedenken in diesem oder sonst in einem Punkte gegen Bogedain gehabt hätte. Seine Tätigkeit an der Zeitung bestätigt nur das oben von ihm entworfene Bild und verdeutlicht seine politische Gesinnung als eines Mannes, der ohne Bedenken bereit war, die preußische konservative Regierung literarisch zu verteidigen.

Von den beiden wöchentlich einmal erscheinenden Blättern wurden je 2000 Stück gedruckt und eine Zeitlang gratis verteilt. Die Landräte erhielten den Auftrag, für die bestmögliche Verbreitung zu sorgen. Bei dieser ihm nicht recht liegenden Aufgabe versagte der preußische Verwaltungsapparat in erstaunlicher Weise. Zwar wiesen einzelne Landräte in den Kreisblättern auf die neue Zeitung hin und ordneten an, daß sie in den Schankstätten ausgelegt würde. Aber es konnte geschehen, daß der Magistrat Lublinitz zweimal die gesamte Zeitungsendung zurückschickte, weil er sie nicht bestellt habe, und daß ebenso der Magistrat Nikolai nicht wußte, was damit anfangen. Der Verleger Weilhäuser beschwerte sich am 16. 4. 1849, daß noch niemand von den vielen Leuten in der Provinz, die er gesprochen habe, etwas von der Zeitung gesehen haben wollte. Im Kreise Rosenberg hatten sich vier Gemeinden die Zusendung verboten.

¹⁾ Da ich selbst nicht genug Polnisch kann, hat Herr Bibliotheksrat Dr. Schwarzer freundlichst die Zeitung durchgesehen. Ich gebe im Folgenden seine Eindrücke wieder.

Unter diesen Umständen gingen die Bestellungen sehr spärlich ein. Als die Gratisverteilung aufhörte, wurde die Auflage am 1. 10. 1849 auf 500 (200 deutsch, 300 polnisch) herabgemindert. Aber auch diese wurde zum großen Teile Makulatur. Die größte Anzahl von Exemplaren, die jemals abgesetzt wurden, betrug, soweit man erkennen kann, 72 deutsche und 188 polnische Nummern im dritten Vierteljahr 1849.

Sehr richtig wurde von dem Landrat des besonders armen Kreises Rosenberg eingewendet, daß der oberschlesische Landmann keine Mittel habe, auch nur den Betrag von vierteljährlich 2 Sg. 6 Pf. für eine Zeitung auszugeben. Aber er hob auch hervor, daß die Lektüre dem Landmanne nicht zugesagt habe. Das Blatt habe wohl hübsche Belehrungen, gebe aber keine Übersicht über die politischen Verhältnisse und „entspreche einer Zeitung nicht“.

In einem Schreiben an den Regierungspräsidenten hatte Heinrich einst gesagt: „Der gemeine Mann liest nicht viel, darum muß er alles, was er liest, ohne es zu ahnen, aus unserer Hand empfangen.“ Jetzt zeigte es sich, wie sehr er die Psyche des oberschlesischen Landmannes verkannt hatte. Der Rosenberger Landrat hatte ganz recht. Nicht Belehrungen über politische Geschehnisse oder Begriffe brauchte der kleine Bauer: ihn interessierten die Agrarfragen, soweit sie sich auf ihn selbst bezogen,* und die Verhandlungsberichte darüber im preußischen Landtage. Tatsachen des Tages aber wurden in der „Dorfzeitung“ kaum berichtet, und es konnte aus politischen Gründen auch garnicht in der Absicht der Redaktion liegen, gerade das zu bringen, was die Leser am meisten interessiert hätte.

Im Jahre 1850 gestaltete Heinrich seine Zeitung immer mehr zu einer landwirtschaftlichen Zeitschrift um. Das läßt sich daraus erkennen (der Jahrgang selbst ist verloren), daß der Magistrat Oppeln, als die Verordnung vom 5. Juni 1850 die Kautionspflicht der politischen Zeitungen vorschrieb, die „Dorfzeitung“ wegen ihrer „technischen Richtung“ für kautionsfrei erklärte. Heinrich, damals fast sein einziger Mitarbeiter, war schwer verärgert, daß ihm sein gutgemeinter Versuch statt Anerkennung nur Mißerfolge gebracht hatte. Bogedain aber verneinte den Wert einer rein ökonomischen Zeitung für die polnisch sprechende Landbevölkerung und zog sich mehr auf populäre Erzählungen und die Besprechung sozialer und religiöser Zustände zurück. Damit aber mußte das Blatt notwendigerweise kautionspflichtig im Sinne der Verordnung vom 5. Juni 1850 werden.

Schließlich mußte man einsehen, daß der ursprüngliche Sinn der Zeitung hinfällig geworden war, und beide Herausgeber machten beim Regierungspräsidenten den Vorschlag, das Blatt eingehen zu lassen. Das geschah Ende September 1850.

So war die Absicht, mit Hilfe eines Regierungsblattes einen bestimmten Teil der Bevölkerung politisch zu beeinflussen, durchaus gescheitert. Ähnliche Versuche mißlangen in den folgenden Jahren in gleicher Weise ¹⁾.

¹⁾ Siehe Klawitter, Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870, bzw. bis zur Gegenwart (Breslau 1930), besonders unter „Bunzlauer (Schlesisches) Sonntagsblatt“ (Nr. 587) und Liegnitzer Zeitung (Nr. 787).

XI.

Oberschlesien und die polnischen Aufstände im 19. Jahrhundert.¹⁾

Von
Alfred Lattermann.

Nachdem Oberschlesien den Weltkrieg unverfehrt überstanden hatte, wurde es ein heiß umstrittener Zankapfel zweier Reiche: Deutschland versuchte, besonders unter Hinweis darauf, daß es kultureller deutscher Besitz nach den gewaltigen dort hauptsächlich in der preußischen Zeit vollbrachten Leistungen und dem Willen des überwiegenden Teils der Bevölkerung sei, es zu behalten, während Polen sich auf die größerenenteils slawische Abstammung und Umgangssprache der Einwohner und die Unentbehrlichkeit des Gebietes für den jungen Staat berief. Die ungeheure Wichtigkeit Oberschlesiens wegen seiner gewaltigen Bodenschätze und hervorragenden Industrie machte es zu einem Brennpunkt des völkischen Kampfes, in dem die Hitze sich zu drei blutigen polnischen Aufständen steigerte, allerdings nicht ohne Anfachung und Unterstützung von auswärts²⁾, bis die Zerreißung des Landes durch die künstliche Grenze trotz des Abstimmungsresultates eine beide Teile wenig befriedigende Lösung brachte³⁾.

1) Die Arbeit ist 1923 in der Zeit der Geldentwertung entstanden und deshalb knapp gehalten; etliche Ergänzungen besonders in den Anmerkungen sind später beigelegt worden. Einen kurzen Auszug hat Prof. Dr. Manfred Laubert in der Zeitschrift „Der Oberschlesier“ (April 1926, S. 313—317) veröffentlicht; Einzelergebnisse sind an verschiedenen Stellen gleichfalls schon aus der bisher nur in Schreibmaschinenschrift vorliegenden Dissert. verwertet worden. — Einteilung, Quellen- und Kürzungsverzeichnis folgen am Schluß der Arbeit. 2) Nowina-Doliwa (Deckname für den „ehemaligen Oberbefehlshaber des obererschlesischen Aufstandes“) spricht aus durchsichtigen Gründen in dem Sammelwerk *Księga Pamiątkowa Powstania Wielkopolskiego* (Bromberg 1925), S. 72 nur von einer „kümmerlichen Handvoll aus andern Teilen Polens dazugekommener Patrioten“. 3) Bezüglich des Schrifttums zur Gesch. Oberschlesiens vgl. nunmehr die umfangreichen Bücherkunden von Voewe und Raifig-Bellée; darin auch die

Gegenüber dieser Verstümmelung Oberschlesiens erscheint es als eine reizvolle Aufgabe, einmal vorurteilslos an der Hand polnischer und deutscher Quellen zu untersuchen, in welchen Beziehungen Oberschlesien, das damals seit rund 5 Jahrhunderten keine staatliche Verbindung mehr mit Polen hatte ¹⁾, von dessen Bevölkerung jedoch noch weit über die Hälfte slawische Mundarten ²⁾ sprach, im vorigen Jahrhundert zu den polnischen Aufständen gestanden hat.

I. Abschnitt.

Oberschlesien und der südpreußische Aufstand 1806/1807 ³⁾.

Im Gegensatz zu allen folgenden polnischen Aufständen des 19. Jahrhunderts führte die in den neuen östlichen Provinzen Preußens ausbrechende Erhebung der Jahre 1806/07 kriegerische Ereignisse unmittelbar auf ober-schlesischem Boden herbei. Nach den Herbstschlachten rückten die Franzosen mit ihren deutschen Bundesgenossen in Schlesien ein und begannen die Belagerung der Festungen, und in den angrenzenden ehemals polnischen Provinzen des preußischen Staates flammte die Empörung unter dem Legionenführer Dąbrowski, dem Sohn einer deutschen Mutter (v. Lettow-Borbeck), auf, griff aber nicht über das alte Großpolen hinaus ⁴⁾. Das Verhalten der obersten Provinzialgewalten bewirkte in der ersten Zeit, daß der vaterländische Sinn der Schlesier auf jede Weise unterdrückt wurde, das rechte Oderufer ganz von Truppen entblößt und dadurch dieser Teil Schlesiens den Erpressungen und Mißhandlungen unbedeutender

Werke aus der Kampfzeit nach dem Kriege, deutscherseits besonders Wilh. Bolz, Die völk. Struktur Oberschlesiens (Breslau 1921); Osteuropa-Institut in Breslau, Oberschlesien und der Genfer Schiedsspruch (Berlin u. Breslau 1925), daselbst S. 230—258 Schrifttum.

¹⁾ Eigene schlesische Fürsten seit 1163; im Vertrage von Trentschin — vgl. darüber H. Wendt, Der poln. Verzicht auf Schlesien (Aus Oberschlesiens Vergangenheit 1921) — 1335 verzichtet Kasimir d. Gr. von Polen auf die schles. Fürstentümer. Entsprechend sagte noch am 29. 3. 1906 der Abg. Abramski im Preuß. Abgeordnetenhaus: „M. H., wir haben — ich bin selbst Oberschlesier — gar keine poln. Tradition, wir haben gar keine poln. Geschichte. Denn der Zeitpunkt, wo Oberschlesien einmal zu Polen gehört hat, liegt so viele Hunderte von Jahren zurück, daß wir gar keine poln. Tradition bewahrt haben.“ ²⁾ Vor allem die sogenannten „wasserpolnischen“, so stark mit deutschen Wörtern durchsetzten, daß Dr. S. B. im Kurj. Pozn. v. 24. 10. 1925 schrieb: „Diese Durchsetzung mit fremden Bestandteilen ging so weit, daß ein Pole, der die deutsche Sprache nicht kennt, den Oberschlesier fast nicht versteht.“ Ferner die mährischen Mundarten. ³⁾ Über den größeren Zusammenhang dieser Dinge und Einzelheiten vgl. neuerdings Knötel, S. 145 ff. ⁴⁾ Vgl. bes. Schottmüller; Szmańda, S. 15 f.

bayrischer und Insurgententrupps preisgegeben wurde, wie der tapfere Verteidiger Cosels, Oberst o. Neumann, schon am 1. 12. 1806 in einem Briefe an Graf Goetzen klagte¹⁾.

Seit Jahrhunderten waren Grenzüberschreitungen zwischen Schlesien und Polen oft vorgekommen, teilweise war die genaue Grenze noch gar nicht ganz eindeutig festgelegt²⁾, und damals fühlten sich die Polen als eine mit Preußen Krieg führende Macht und dachten um so weniger an eine Schonung des Landes, als für sie in ihrem Streben nach den Grenzen von 1772³⁾ der Gedanke, auch Oberschlesien ihr eigen zu nennen, meist noch völlig fern lag. So wurden die nun erfolgenden Streifzüge heutelustiger, undisziplinierter Scharen, um sich Lebensmittel, Pferde, Heu, Waffen und Wertgegenstände zu verschaffen, schlimmer denn je⁴⁾.

Heutzutage denken wir bei dem Worte Oberschlesien hauptsächlich an ein gewaltig entwickeltes Industriegebiet, demgegenüber die landwirtschaftlichen Teile des Landes an Wichtigkeit zurücktreten. Damals steckten der Bergbau und die Industrie noch in den Kinderschuhen, und Oberschlesien war ganz überwiegend ein Ackerbauland. Da ist es wie ein Verhängnis, daß auch später noch mehrfach Aufstandserschütterungen in den Schlesien benachbarten Gebieten mit Missernten in Oberschlesien zusammentrafen. Und damals hatte Oberschlesien nicht eine, sondern drei furchtbare Fehlernten hinter sich, und 1803 war eine große Überschwemmung gewesen. So herrschte eine bittere Not im Lande, zumal für das Heer und die Festungen große Mengen Lebensmittel benötigt wurden und die Franzosen und Süddeutschen nicht sehr bescheiden waren. Dazu kamen jetzt noch die Plünderungseinfälle von Osten her, um das Maß des Elends vollzumachen⁵⁾.

Um das Land von dieser Plage zu befreien, wurden Anfang

1) Wiese, S. 43. 2) Über frühere Streitigkeiten vgl. Dr. Daniel, Prov.-Bl. 1833, Bd. 98, 244 ff., Pollok in: Heimatkal. d. Kr. Kreuzburg 1928, S. 47 ff. Erst 1835 wurde die an 50 Stellen strittige Grenze endgültig festgelegt. Prus, S. 30.

3) Bol. Wyslouch schreibt Przegład Spoleczny 1886, S. 2: „Die Wiedererrichtung des geschichtlichen Polens von Meer zu Meer in den Grenzen, in denen es die erste Teilung des Landes traf . . .“, das war das Ziel aller unserer bewaffneten Aufstände von 1794—1863.“ 4) Vgl. Hans Schmitz, Schlesisch-poln. Grenzfehden, Progr. Rawitsch 1909, S. 12, 15; Wuttke, S. 31; Beiträge zur Gesch. der Sendlitz-Kurzbach, VII. Teil, 1917, S. 31; Chronik des Dorfes Reinersdorf, S. 43; A 16 a Landrat Kreuzburg, Dez. 1830.

5) Nach dem Frieden stieg der Ztr. Roggen auf 8 Rth., Gramer, S. 202.

Dezember 1806 in Cosel drei kleine Reiterabteilungen gebildet und sogleich über die Oder nach der Gegend von Pleß, Gleiwitz und Lublinitz abgeordnet. Bald liefen Meldungen über glückliche Erfolge gegen die „über alle Beschreibung verheerenden und grausamen Streifzüge“ der polnischen Insurgenten ein und war Oberschlesien befreit. Lt. Andreas v. Witowski von den Schimmelpfennighusaren, der spätere Kommandeur der 6. Husaren, damals einer der Abteilungsführer, ein Mann polnischer Abstammung (aus Galizien), jedoch ein eifriger Preuße, verfolgte sogar über seinen Auftrag hinaus einzelne Haufen bis nach Neuschlesien und zerstreute sie mehrfach ¹⁾.

Aber lange sollte das Land rechts der Oder nicht Ruhe haben. Schon Anfang Januar 1807 brach wieder ein Trupp Ausständischer von über 500 Mann unter einem gewissen Lt. v. Trembecki, der — natürlich kein Schlesier — sein Standquartier in Siewierz hatte und Mitte Dezember 1806 schon einmal bis vor Cosel einen Streifzug unternommen hatte, ein und drang in südwestlicher Richtung vor. Diese Übermacht überfiel Witowski am 7. 1. zwischen Gleiwitz und Tarnowitz mit nur ungefähr 80 Reitern, warf sie auf Tarnowitz, wo ein Unterstützungstrupp stand, schlug den Gegner aus dem Felde und erbeutete 2 Kanonen, über 70 Pferde, eine beträchtliche Anzahl Waffen, Bagage, machte 70 Gefangene und verfolgte den Feind bis über die oberschlesische Grenze ²⁾.

Der gleiche Witowski besetzte auch im Januar Myslowitz, das seit Anfang des Jahres von einem Gutsbesitzer Nowosjelski aus Bogonia (jenseits der schlesischen Grenze) mit einem großen Trupp Polen besetzt war, von diesen ungerufenen Gästen. Aus Rache wurde die Stadt später noch einmal von einer großen Schar überfallen und geplündert, und dieser Plünderung, bei der es besonders auf die Habe der Deutschen und Juden abgesehen war, verdankten mehrere Familien in Czelandz, Bendzin usw. ihre Wohlhabenheit ³⁾. Der Generalgouverneur Fürst Pleß erhielt gleichzeitig mit der Nachricht von der

1) Höpfner S. 40, 120; Wiese S. 52; Zeitschr. Bd. 45, S. 326. Über Witowskis Persönlichkeit — er konnte nicht polnisch schreiben — Knötel S. 149, 153, 158 f. u. Quellenverzeichnis, S. 161, ferner 3 Einzelaussf. Raifig I, S. 78.

2) Rietsche S. 274; Höpfner S. 120; Wiese S. 83; genauere Darstellung Knötel S. 151 ff.; Gaz. Pozn. 21. 1. 1807. A. Wojtkowski, der letzteren Bericht über Trembeckis Züge entdeckt hat, gibt Straz. Zach. Mai 1922, S. 41, an, daß er sicher Anton hieß u. 1809 Schwadronschef bei den herzogl. Warschauer 10. Husaren war.

3) Lustig S. 38.

ersten Befreiung von Myslowitz die Kunde, daß der Insurgenten-„General“ v. Ostrowski ¹⁾ im Anmarsch sei, und schickte ihm den Major Wostrowsky entgegen. Dann ging der Fürst mit den Polen eine Art Konvention ein, von beiden Seiten die schlesisch-südpreußische Grenze nicht zu überschreiten. So vorteilhaft dieses Abkommen auch für die Bewohner des Landes sein mochte, erhob doch Graf Goetzen Einspruch dagegen, da es ihm unzulässig erschien, mit Aufständischen zu paktieren. Da die Polen das Abkommen nicht hielten, zerfiel es auch bald ²⁾).

Die slawische Mundarten sprechenden Bewohner des Landes waren damals noch gänzlich unberührt von national-polnischen Gedanken. Bei ihrer kümmerlichen wirtschaftlichen Lage, die durch Hungers- und Kriegsnot verschärft war, hatten sie noch kein Interesse für nationale oder politische Fragen, sondern standen dem Kampf um das Land meist gleichgültig gegenüber. Die unterernährten Leute leisteten so nichts Glänzendes für die Verteidigung, schlossen sich aber auch andererseits nicht den Aufständischen von jenseits der Grenze an, sondern flohen möglichst und versteckten sich vor ihnen in den Wäldern. Wenn ein Zeitungsbericht des polnischen Streifzugführers Trembecki schreibt, daß „die Einwohner eine redliche Zuneigung für Polen zu beweisen schienen und sogar die Entsendung von Kommissaren forderten, denen sie den Eid der Treue und des Gehorsams leisten könnten“, so steht dem außer der verdächtigen und vorsichtigen Formulierung mit „scheinen“ entgegen, daß er sich darüber beklagt, daß alle seine Bewegungen den Preußen verraten würden, daß er den Bewohnern für den Fall der Auslieferung mit völliger Vernichtung ihrer Städte und Dörfer drohen mußte und daß alle übrigen Berichte anders lauten ³⁾. Die Regierung hatte damals wohl große Sorge vor Agrarunruhen im Osten, wie sie schon öfters dort vorgekommen waren und auch später noch sich ereigneten, von einer inneren völkisch-

1) Knötel, der S. 154 Genaueres über einen Rachezug dieses Mannes gegen Larnowitz berichtet, nennt ihn Oberst, erwähnt daneben aber als Oberbefehlshaber einen „General von Mienczinski“. Der Generalrang scheint in den poln. Aufständen in ähnlicher Weise bisweilen auf Selbstbenennung zurückzugehen wie die Bezeichnung Baron oder Graf vielfach bei gewöhnlichen Adligen, besonders im Ausland. Auch der einfache Leutnant Witowski, der bald ein Schreckgespenst für die Polen bildete, wurde von ihnen „General“ genannt. Knötel S. 152 ff. Über Fälle von unverhältnismäßig vielen und hohen Führtiteln vgl. Dtsch. Wiss. Zeitschr. 5. 14, S. 181, 5. 18, S. 190. 2) Höpfner S. 120; Wiese 83 f. 3) Nietzsche; Lustig S. 38; Straz. Zach. Mai 1922, S. 41.

polnischen Gefahr für Schlesien war jedoch noch keine Rede ¹⁾. Ein einziger preußisch-schlesischer Untertan, der Fürst Joh. Sulkowski, schloß sich nachgewiesenermaßen dem Aufstande an. Dieser, ein Sabist und wüster Abenteurer ²⁾, den man kaum als ganz im Besitz seiner Geisteskräfte befindlich ansehen kann und der auch von seinen Standesgenossen Widerstand fand, hatte seine Besitzung Slupna unmittelbar an der Grenze in der später sogenannten Dreikaiserecke, und sammelte eine Schar Abenteurer um sich ³⁾, mit denen er ähnlich wie sein Verwandter in Reisen bei Lissa i. P. im Siebenjährigen Kriege ⁴⁾ gegen Preußen die Feindseligkeiten eröffnete. Diese Bande beunruhigte und belästigte die ganze Gegend, erpreßte Pferde, Tuch, Leder, Weine ⁵⁾, prügelte manche Bürger mit Rantschuhieben halb tot und verschleppte den Landrat von Beuthen, den Grafen Hendel, nach Tschenschow ⁶⁾. Auch hier zeigte sich Witowski, der eine Zeitlang in der Grafschaft Glatz verwendet worden war, nach seiner Rückkehr nach Oberschlesien als der Retter in der Not. Er eilte mit 75 Reitern herbei und überfiel den Haufen am 7. 4. bei Nikolai, nahm ihm 65 Pferde ab, jagte ihn bis Myslowitz, zersprengte ihn dort vollständig und trieb ihn über die Grenze, wobei noch Unteroffizier Eißermann ⁷⁾ an der Przemsa-Brücke manchen Gegner erledigte ⁸⁾.

¹⁾ Genaueres darüber bei Ziefursch. P. Pampuch, der Straz. Zach. Jg. VII, Nr. 2, S. 267—280 einen (mit Enteignungsforderungen gegenüber den deutschen Großgrundbesitzern endenden) Abriss der Gesch. der oberöschl. Bauern gebracht hat, spricht in seinem deutsch geschriebenen, aber in polnischem Sinne wirkenden Kampfbuch „150 Jahre preuß. Knechtschaft“ (Nikolai o. J.) S. 15 völlig unberechtigt von einem „poln. Aufstand“, was den Anschein erweckt, als ob er einen völkischen Hintergrund gehabt habe, während sich aus dem Zusammenhange das soziale Gepräge klar ergibt. Übrigens waren die Gutsbesitzer damals keineswegs alles Deutsche. Die späteren Unruhen betrafen sowohl die deutsche wie slawische Mundarten sprechenden Bewohner Schlesiens. ²⁾ Sein größtes Vergnügen bestand darin, seine Bauern bis zur völligen Erschlaffung zu prügeln. Seine und seiner Söhne Schicksale sind so wild (mehrfache Morde, Teilnahme an Barrikadenkämpfen 1848 in Wien uff.), daß mehrere Schriftsteller, wie der Oberöschlesier Max Ring, darüber schrieben. Klaußmann S. 226; Ring S. 177. ³⁾ Vielleicht nach den gleichen Methoden, wie Schottmüller S. 78 für das Posenische angegeben: „Selten war der Dienst Eintritt des gemeinen Soldaten ganz freiwillig, sondern fast durchweg waren diese als Bauern oder Diener von ihren Gutsherren“ dazu gezwungen worden, bisweilen unter Todesdrohungen. Für solche Gewaltanwendung namens der Freiheit noch häufiger Beispiele, wie Grünhagen, Zerboni S. 268, sogar gegenüber deutschen Gutsbesitzern; ebenso in späteren Aufständen. ⁴⁾ Vgl. Zeitschr. Posen 1890, S. 10 f. ⁵⁾ Zahlenbeispiel betr. Tarnowitz für 7. 1. 1807: Knötel S. 154 f.; 4. 4. 1807 nochmals: S. 156. ⁶⁾ Gramer S. 201. ⁷⁾ Über ihn schon Knötel S. 153. ⁸⁾ Höpfner S. 285; Gramer S. 201; Glatzel in: Mitt. d. Beuth.

Durch die Streifzüge der Aufständischen, von denen einzelne Nichtschlesier scheinbar schon an eine Eroberung des Gebiets für den neu zu gründenden polnischen Staat dachten — z. B. Lt. v. Trembecki wollte die preußischen Behörden in Tarnowitz unter Todesdrohungen zwingen, nicht mehr für den preußischen Staat tätig zu sein — sind damals die Städte Beuthen, Tarnowitz ¹⁾, Gleiwitz, Nikolai, Lublitz ²⁾ und Myslowitz sicher beraubt ³⁾ und durch kleinere Übergriffe die ganze Grenzgegend heimgesucht worden. So hieben z. B. die Polen die Grenzadler im Kreise Kreuzburg ab und setzten sie so, daß die Prosnawiesen auf ihrem Gebiet lagen. Die Grenzwiesen waren schon seit alten Zeiten ein Zankapfel besonders zwischen den meist polnisch sprechenden, aber stramm preußisch gesinnten Bürgern des Städtchens Pitschen und ihren polnischen Nachbarn. In der Zeit der Besetzung damals nahmen sogar die Franzosen, mit denen einigemal die Polen zusammenzuarbeiten suchten, mehrfach Partei für die Bewohner. So schickte damals der französische Platzkommandant in Pitschen 10 Mann gegen die räuberischen Nachbarn aus ⁴⁾.

Nach einem Bericht des Grafen Reden hatten die Insurgenten — ein schwerer Schlag für die junge obereschlesische Industrie — den Bleigalmeibau bei Tarnowitz, den Steinkohlenbergbau, die zahlreichen Eisenwerke mit ihren Feuermaschinen, Kanälen, Schleusen usw. nicht nur bedroht, sondern beraubt, geplündert, sowie die Arbeiter und Offizianten (Beamten) verjagt. Auch hier mußte der französische Prinz Jérôme eingreifen ⁵⁾. Als sein Erlaß vom 28. Februar nichts fruchtete, erfolgte am 15. April eine kaiserliche Verordnung, die alle weiteren Raubzüge der Polen aufs strengste untersagte und Entschädigungen versprach ⁶⁾.

So hatte Oberschlesien durch den südpreußischen Aufstand lange Monate schwer zu leiden, und es war nur ein geringer Trost, daß zu Ehren seines Namens in jener Zeit des allgemeinen Niederbruches einzelne glänzende Beispiele soldatischen Sinnes sich hier zeigten, zeit-

Gesch. u. Mus.-Ver. 1913, S. 66 ff. Knötel, dem zwei mir nicht zugängliche handschriftliche Quellen zur Verfügung standen, bringt S. 157 ff. Genaueres mit teilweise andern Zahlenangaben.

1) Knötel in: Schles. Heimat 1921, S. 550; Straz. Zach. Mai 1922, S. 42, nach „Gaz. Pozn.“ v. 7. 1. 1807 Näheres. 2) Wo 6 Mann, ohne Widerstand zu finden, die Kassen beraubten. Schles. Ztg. 1846, S. 468. 3) Lustig, S. 38. Gesamtschrifttumsverz. f. Landschafts- u. Ortsgesch. Rastig I, S. 137 ff., 142 ff. u. Loewe S. 375 ff. 4) Koelling, Gesch. d. Stadt Pitschen (1892), S. 34; Freitag S. 47; Prov.-Bl. 1864, S. 135. 5) Knötel S. 155 f. 6) Ebenda S. 160.

weise hier allein ¹⁾). Besonders der Name Witowskis ²⁾ bleibt neben der heldenhaften Verteidigung von Cosel trotz der teilweise unzuverlässigen, kriegsunlustigen Besatzung ein Ruhmesblatt der ober-schlesischen Heeresgeschichte.

II. Abschnitt.

Oberschlesien und der Aufstand im Königreich Polen 1830/31.

1. Kap. Die Stimmung der Bevölkerung.

Auf Tilfit folgte Wien. Europa wurde neu verteilt, und die Heilige Allianz schien eine Dauer der bestehenden Zustände zu gewährleisten. Da zeigten im Sommer 1830 die Pariser und Brüsseler Ereignisse, daß das nicht der Fall war. Die deutsche Bevölkerung Schlesiens wurde durch diese Geschehnisse stark in Aufregung versetzt. Die wirtschaftlich ungünstige Lage vieler Gebiete wirkte mächtig auf die Stimmung ein, und an manchen Orten, nicht nur in den armen Weberbezirken, zeigten wilde Hezettel, ungebärdige Beschwerden, in Reichenbach sogar wüste Zusammenrottungen ³⁾, den wild aufgeregten Sinn des Volkes, so daß das Ministerium des Innern am 4. 10. 1830 verfügte, daß in den Städten, wo keine Garnison war und begründete Besorgnisse für die öffentliche Ruhe einträten, Sicherheitsvereine gegründet würden. Demgegenüber blieb der slawische Mundarten redende Teil der Bevölkerung so gut wie unberührt. Gerade dieser aber befand sich nun in ähnlich schlechter wirtschaftlicher Lage wie die Weberbezirke, so daß man doch hätte annehmen können, gerade hier hätten sich ähnliche Erscheinungen zeigen müssen.

Nun brach am 29. 11. 1830 in Warschau der polnische Aufstand los ⁴⁾, es schien zum wirtschaftlichen der völkische Gesichtspunkt hinzuzukommen, und es lag die Befürchtung nahe, daß er eine ähnliche Wirkung in Oberschlesien ausüben könnte wie im Posenschen, wo über 2000 Jünglinge und Männer ⁵⁾ ohne alle Rücksicht auf ihre An-

1) Wiese S. 83. 2) Genaueres Myslow. Stadtbl. 1862, Nr. 27 u. 30, vorhanden in d. Bücherei des Staatsarch. Breslau. 3) A 11 d, 11 g. über entsprechende Erscheinungen im Posenschen, dort aber in deutschfeindlichem Sinne, Laubert in Dt. Wiss. Zeitschr. 5. 19, S. 11 f., 16. Ebenda auch verschiedentliche Nachrichten über Schlef. 4) Vgl. über diesen Kunz 1831 u. Smitt, dessen 3. Bd. S. 607 eine Aufzählung u. Würdigung anderer Werke bringt, Stern Bd. IV, S. 145, sowie Woidschützke S. 10 ff. 5) Wie die an andern Stellen bezeugten häufigen Fälle der Teilnahme von Angehörigen fremder Völker u. Länder zeigen, ist diese Deutung wahrscheinlicher als die A. Wojtkowskis für entspr. Erscheinungen aus Posen (Kron. M. Pozn. I, S. 23 f.), daß solche Teilnehmer unzweifelhaft deutscher Abstammung verpöht gewesen seien.

gehörigen begeistert über die Grenze eilten und sich dem Aufstand anschlossen, oder aber die Zurückbleibenden gewaltige wirtschaftliche Opfer brachten, um so wenigstens zu helfen. Oberschlesien zählte ungefähr die gleiche Anzahl Bewohner polnischen Stammes wie Posen, wo allerdings die polnische Bevölkerung wirtschaftlich viel stärker war, aber wir wissen von keinem Taler, der über die Grenze geflossen wäre, und gegenüber den über 2000 Übergängern aus dem Großherzogtum und der noch größeren Zahl aus Galizien zählt die Liste des Oberpräsidenten v. Merckel, die er nach Beendigung des Aufstandes einreichte, nur 23 Personen aus Oberschlesien auf. Darunter war der Kreis Ratibor durch einen in Polen auf Wanderschaft befindlichen Schlosser, der mit Gewalt in ein Krakusen-Regiment gesteckt worden war, vertreten, Gr.-Strehlitz durch je einen mißvergnügten Schäfer und Knecht, Beuthen durch einen ausgerissenen Landwehrkanonier, einen ganz unbeteiligt gebliebenen Handelsmann und den tiefsinnigen Sohn des Gutsbesizers v. Brochem, Kreuzburg durch einen erst nach Beendigung der Kämpfe weggelaufenen Schneider; aus dem Kreise Pleß waren es 4, aus Rosenberg 6 und aus Lublinitz 5 Personen. Von diesen verschwand der Knecht Friedrich Rieger nach 4 Wochen unter Mitnahme seiner Ausrüstung wieder, der Wirtschaftsschreiber Rich. Schlenz soll beim dritten Fluchtversuch erschossen worden sein, der Lt. d. L. Wilhelm Müller wurde nach 14 Tagen auf Anfordern ausgeliefert, und bei dem Wirtschaftsschreiber Karl Weiß und einem Schuhmacher fehlten alle Anzeichen der Teilnahme am Kampf. Die häufigen deutschen Namen und Vornamen (auch Gottlieb Lorenz, Anton Wimmer, Friedrich Stahlberg und Schwabe) zeigen, daß bei den meisten nicht völkisches Zusammengehörigkeitsgefühl, sondern Abenteuerlust und unklare Freiheitsschwärmerei die Triebfedern waren ¹⁾. Ließ doch sogar aus andern Gebieten ein Graf Schulenburg, der aus dem preußischen Militärdienst entlassen worden war, den Aufständischen zu ²⁾, und daß die Begünstigung des Aufstandes durchaus kein Nationalpolentum bewies, zeigt auch die Tatsache, daß „zahlreiche Deutsche und Franzosen“ mitkämpften, sogar Söhne deutscher Beamten aus Galizien ³⁾, und in Krakau ein Deutscher, der Kaufmann Walter,

¹⁾ Loubert in Ostdt. Morgenpost 1922, Nr. 323, nach Berliner Akten, u. A 16 a an verschiedenen Stellen. Über Teilnahme franz. Ärzte und Offiz. Loubert in: Dt. Wiss. Zeitschr. 5. 19, S. 37. ²⁾ A 16 i, 14. 12. 1830. ³⁾ Aug. Sokolowski in Sprawozdania P. Akad. U. März 1920, S. 17. Einige Jahre später trat sogar unter den überwiegend ukrain. Gymnasiasten von Sambor eine Verschwörung zur Wiedererrichtung Polens zutage, vgl. Z. Zborucki: Proces studentów samborickich, Lemberg 1927.

der Rassenführer des Fürsorgeausschusses war ¹⁾. Eine Unterstützung aus Oberschlesien wird dagegen nirgends in den zahlreichen Darstellungen des Krieges erwähnt, während Posen und Galiziens Anteilnahme oft hervorgehoben wird ²⁾.

Kennzeichnend für die Gesinnung der oberschlesischen Bevölkerung war es, daß die jenseits der Grenze beschäftigten preußischen Untertanen nicht etwa in Begeisterung auch zur Sense griffen, als dort der Aufstand losbrach, sondern sich beeilten, oft unter Zurücklassung aller Habe, wieder nach Preußen zurückzukehren ³⁾. Hier hofften sie sicheren Schutz zu finden gegen das Vorgehen der Aufständischen, die rücksichtslos requirierten und die Männer zum Waffendienste preßten. Der Inspektor Jos. Wanjura, der seit 26 Jahren bei Grojez in Kongreßpolen angestellt war, rettete den Polizeipräsidenten Lubowiecki, der als russenfreundlich furchtbar zugerichtet worden war ⁴⁾, nach Preußen hinüber und floh vor der Rache der Polen auch dorthin, während ihm sein Vermögen von der Regierung der Aufständischen beschlagnahmt wurde.

Auch diesseits der Grenze war das erste Gefühl, das die Oberschlesier auf die Kunde von Belvedere empfanden, nicht freudiges, erwartungsvolles Aufhorchen auf den Flügelschlag des sich erhebenden weißen Adlers, sondern Angst und Sorge vor Raubzügen wie 1806/07 und Sehnsucht nach militärischem Schutz. „Sobald preußisches Militär in den hiesigen Gegenden aufgestellt wird, kehrt auch der Geist des Vertrauens, der hin und wieder kleinmütig wird, wieder“, berichtete der Landrat von Rosenberg ⁵⁾. Wo nicht, wie im meist selbst polnisch sprechenden Kreuzburger Kreise die Stimmung gegenüber den unruhigen polnischen Nachbarn geradezu erbittert feindselig war, blieb die Bevölkerung zum mindesten gänzlich unberührt von national-polnischen Gedanken und staats-treu in ihrer Gesinnung, wie auch die

1) Stettiewicz S. 104. 2) Smitt Bd. I, S. 244, 246; III, S. 519, 540; Polen S. 56; Sala S. 31; Karl Neufeld, Polens Revolution u. Kampf (Hanau 1833), S. 223, 373; Brzozowski, La guerre de Pologne (Leipzig 1833), S. 36; Projeß I, S. 120; Preußen u. Polen (Danzig 1832) S. 13; Stern Bd. IV, S. 143; Laubert, Verwaltung S. 114; Szymański S. 83 nach Erinnerungen der Frau Bogusława Mańkowska: „Das Regt. des Obersten Brzeżański bestand fast ganz aus Posenern und großpoln. Adel“ usw. über lebhafteste Teilnahme von Angehörigen des Freistaates Krakau: Stettiewicz S. 54 ff., 84, über geldliche Unterstützung S. 90 ff. 3) A 15 b. Landr. Rosenberg an Regierungspräf. u. der an Landr. Ratibor 19. 3. 1831. 4) Gramer S. 206: 23 Bajonettstiche; Wanderer 1831, S. 28. 5) A 16 a, 7. 12. 1830; Gramer S. 206: weil man einen Überfall der Polen befürchtete.

von Österreich = Schlesien dem Aufstand teilnahmslos gegenüberstand¹⁾. Der Regierungspräsident v. Hippel, der Verfasser des berühmten „Aufrufs an mein Volk“ von 1813, konnte im Dezember 1830 berichten: „Freudige Bereitwilligkeit zur Verteidigung des Vaterlandes ist in allen Ständen sichtbar. Die jetzt Einberufenen haben den unzweideutigen Beweis dafür geliefert, indem sie sich, ungeachtet viele von ihnen verheiratet sind und ihre Kinder beinahe in nahrungslosem Zustande zurückgelassen haben, ohne Zögerung mit dem tröstenden Vertrauen gestellt haben, daß für ihre Familien gesorgt werden wird“²⁾. In einer schon 1819 verfaßten Denkschrift zur Polenfrage, die er jetzt an den Minister v. Brenn einreichte, behandelte er die Treue von Oberschlesien als etwas Selbstverständliches, und am 6.12.30 schrieb er an ihn, daß er durch Anordnungen in Militär- und Grenzangelegenheiten so in Anspruch genommen sei, daß er diese als das Wichtigere, die innern als weniger wichtig erwähne³⁾. Er dachte wohl mithin an eine von außen drohende Gefahr, nicht an eine im Innern. Noch lebte die Erinnerung an die Leiden durch die Einfälle von 1806/07 und spornte die Bewohner an, zur Abwendung ähnlicher Übel jedes Opfer zu bringen. Sogar Jos. Lompa, der Kronzeuge für die angeblich erdgewachsene national-polnische Gesinnung der Oberschlesier, wirkte damals als „Fanaldirigent tüchtig und tätig“ im Grenzschutz mit, so daß er sogar eine Belobigung erhielt⁴⁾, und auf seinen Antrag wurden ihm die dabei erwachsenen Unkosten für Schreibmaterialien ersetzt⁵⁾.

Einzelne Beamte trauten zu Anfang der Bevölkerung nicht ganz. Die Möglichkeit lag immerhin vor, daß das geschwundene Gefühl der Volkszusammengehörigkeit durch polnische Siege wieder geweckt werden könnte, besonders an der Grenze, wo eine starke Vermischung durch herübergezogene kongreßpolnische Einwohner stattgefunden hatte, am meisten in Myslowitz. Aber diese Besorgnisse erwiesen sich als unbegründet, ebenso eine namenlose Anzeige, die den jüdischen Arzt Dr. Laband in Tarnowitz strafbarer Verbindungen mit Polen

1) A 16 r, Ratibor 6. 1. 1831. Dagegen in Krakau überfiel die Menge den Präf. Grafen Wodzicki im Schlafzimmer, er solle innerhalb einer Stunde die poln. Fahne hissen u. den Beitritt des Freist. Krakau zum Warschauer Aufstand erklären; später erfolgte noch ein solcher Überfall. (Nach dessen Denkwürdigk.) 2) A III 53 d u. Gesch.-Bl. 1922, 2/3, S. 22. 3) A 10 b. über Hippel Krawczynski in: Oberschlesien 1913/14, S. 253 ff. 4) Prus, Lompa S. 32. 1829 hatte er auch ein Gedicht zum 59. Geburtstag Friedr. Wilhelms III. verfaßt: Ebenda S. 104. Über ihn außerdem: Józef Lompa, Zasłużony działacz, krzewiciel ducha polskiego na Śląsku (Oppeln 1913), 13 S. u. kleinere neuere Artikel. 5) A 16 a. Oberpräsident an Regierungspräf. 1. 2. 1832.

beachtigte, bei dem jedoch eine unvermutete Untersuchung seiner Papiere nichts aufdeckte. Er hatte eine starke Praxis in Polen und war von einem persönlichen Feinde verdächtigt worden. In Wirklichkeit war er sogar ein Agent der Regierung ¹⁾).

Die Aufständischen versuchten natürlich, in den andern Ländern auf die Stimmung zu wirken. Wir hören jedoch nichts davon, daß die Agenten, die über die Grenze kamen, „um auch in Schlesien die Menschenklasse aufzuwiegeln, die nichts zu verlieren hat“, irgendwie Erfolg gehabt hätten ²⁾), und wenn später mehrere Landräte mit der Beobachtung etwaiger Umtriebe polnischer Revolutionäre beauftragt wurden ³⁾), so ergibt sich aus der Tatsache, daß ihnen aufgegeben wurde, sich mit bestimmten russischen Behörden deswegen in Verbindung zu setzen, daß damit nicht schlesische Landesfinder gemeint waren. Viele Nachrichten, die die Polen verbreiteten, waren so unsinnig, daß ihre Unwahrheit sich sehr bald herausstellte und ihnen im Auslande mehr Schaden als Nutzen stiftete. So sollten Thorn, Posen, Cosel in den Händen der dortigen Aufständischen sein ⁴⁾), sogar in Petersburg und im Piemontesischen sollte es zu Erhebungen gekommen sein ⁵⁾), Breslau sollte die Vereinigung mit Polen anstreben, die es allein glücklich machen könne ⁶⁾), Osterreich sollte sich für Polen entschieden haben ⁷⁾). Wahrscheinlich sollten diese Nachrichten, bei denen der Wunsch der Vater des Gedankens war, mehr dem eigenen Volke Mut machen.

Daß in liberalen deutschen Bürgerkreisen sich Mitgefühl mit der Sache des „unglücklichen polnischen Volkes“ zeigte ⁸⁾), ist bei der doktrinären Gesinnung des damaligen Liberalismus nicht erstaunlich. Als dann der Feldzug zu Ende war und die Polenbegeisterung in Deutschland neue Nahrung durch die hindurchziehenden Scharen der Emigration erhielt, ist auch in Oberschlesien die Stimmung ruhiger geblieben, während, je weiter die Flüchtlinge nach Süden und Westen zogen, die Begeisterung desto größer wurde ⁹⁾), wie dies übrigens

1) Die gleiche Erscheinung im Posenschen: Laubert, Verwaltung S. 295; A 16 o. Labands Ansicht über das Verhältnis der Polen zu OS. Gesch.-Bl. 1922, 2/3, S. 22. 2) A 16 o, 7. 12. 1830. 3) A 16 l, 13. 12. 1832. 4) Warschauer Ztg., 16. 12. 1830; Kraf. Ztg. 23. 12. 1830. 5) A 16 r, 6. 12. 1830. 6) Gaz. Polska (Warschau) 17. 12. 1830. 7) A 16 r, 7. 3. 1831. 8) Ring S. 36. 9) Stein: Gesch. d. Stadt Breslau S. 91; J. Müller, Die Polen in der öffentl. Meinung Deutschlands. 1830—32 (Marburg 1923) S. 29. Findige Leute nutzten sogar die Polenschwärmerei aus, indem sie sich als poln. Flüchtlinge ausgaben und daraufhin reichliche Unterstützungen herausjagten, so in Braunschweig ein Hamburger Bürger: A 15 a, 9. 5. 1832.

auch ganz offen der Flüchtling Xaver Bronikowski in seinem Büchlein „Meine Auswanderung von Warschau nach Dresden“ berichtet ¹⁾. Näher der Grenze kannte man sich genauer. Von der Gründung sogenannter Polenkomitees ist in Oberschlesien nichts bekannt geworden ²⁾. Nach diesen Ausführungen kann man die Behauptung des Nestors der polnischen Sozialdemokratie, Bolesl. Limanowskis, daß der Aufstand zur Hebung des polnischen Gefühls in Oberschlesien beigetragen habe, nur als unbegründet bezeichnen ³⁾.

2. Kap. Grenzschutz- und Polizeimaßnahmen ⁴⁾.

Es hatte einige Tage gedauert, bis nach unbestimmten Gerüchten genauere Nachrichten vom Ausbruch des Warschauer Aufstandes in Schlesien einliefen. Die nächste Aufgabe der Behörden war nach den Erfahrungen von 1806/07, Grenzüberschreitungen durch Trupps zu hindern; man war ja nicht sicher, ob nicht ein Einbruch in Preußen geplant war, um die dortigen Polen mitzureißen. Es kam jedoch nur zu kleineren Zwischenfällen an der Grenze, indem mehrfach einzelne Abteilungen versuchten, nach Preußen geflüchtete Überläufer gewaltsam zurückzuholen, so einmal der Bürgermeister von Boleslawize, der sie bis an die preußische Mühle von Golkowitz verfolgte und dabei um Pistole und Mütze kam ⁵⁾; immer jedoch gingen diese kleinen Grenzreizeien ohne Blutvergießen ab.

Zunächst waren die Grenzbehörden für die Bewachung der langen Grenzlinie auf ihre wenigen Beamten angewiesen. Jedoch schon am 4. 12. erging die Verordnung des hervorragenden Oberpräsidenten v. Merckel, alle verfügbaren Gendarmen dorthin zu senden; auch die 32 Mann konnten natürlich nicht ausreichen. Dann vertraute man die Grenzsicherung der dort ansässigen Bevölkerung selbst an. Ein gemischter Ausschuß aus einem Generalfstähler und zwei Regierungsräten leitete dies ein. Bezeichnend ist, daß auch gegen die Provinz Posen diese Vorsichtsmaßregeln getroffen wurden, an deren Grenze

¹⁾ Ähnlich schreibt Gadon S. 40: „Schon in der zu Preußen gehörigen sog. Prov. Sachsen (erst im Jahre 1815 einverleibt) war eine immer bessere Gesinnung der Öffentlichkeit den Polen gegenüber zu merken. Aber von der Grenze des Königreichs Sachsen ab und weiter, in Mittel-, Süd- u. Westdeutschl., steigerte sich die Stimmung bis zur hohen Note heißer Begeisterung“, wofür er dann zahlreiche Belege gibt. ²⁾ A 15 a, 3. 2. 1832. Auch Gadon nennt S. 40 ff. in seiner Aufzählung der Städte mit Polenkomitees keine schlesischen. ³⁾ In: Drobzenie, 3. Aufl., S. 25. ⁴⁾ Über die preuß. Maßnahmen im Posenschen u. teilweise auch Niederschlesf. vgl. Laubert in Dtsch. Wiss. Zeitschr. 5 19 u. Jbb. f. Kultur u. Gesch. d. Sl. V, 5. III, S. 381 ff. ⁵⁾ A III 53 d, März 1831.

Graf Reichenbach-Schönwald die Leitung übernahm, während Prinz Hohenlohe-Koschentin und Fürst Hensel-Donnersmarck die andern Abschnitte erhielten. Man griff dabei auf die im Oktober erlassene Verfügung über Sicherheitsvereine zurück. Es wurden solche gebildet und sie versahen den Wacht- und Patrouillendienst, teilweise so eifrig, daß der Landrat von Kreuzburg aufgefordert wurde, etwaige Leidenschaftsausbrüche der Bürgerschaft von Pitschen, die sogar mit zwei Böllern auszog, gegen die polnische Nachbarschaft zu zügeln¹⁾. Manche Gemeinden hatten auf die erste Nachricht von dem Aufstande ganz von allein eine Art Landsturm eingerichtet und Wachtposten unterhalten, oder der Landrat hatte dafür gesorgt²⁾. Nach alter Kriegssitte wurden auch an erhöhten Punkten Fanale errichtet, um am Tage Rauch- und bei Nacht Feuerzeichen geben zu können, und diese ständig bewacht. Hierdurch sollte im Notfall rasch das 2. Aufgebot der Landwehr zur örtlichen Verteidigung aufgeboten werden, das nicht ständig zusammengezogen wurde, da man nicht zuviel Kräfte ihrer gewohnten Beschäftigung entziehen konnte. In einzelnen Ortschaften waren Waffenniederlagen für den Ernstfall angelegt³⁾.

Da nicht vor auszusehen war, wie sich die Dinge weiter entwickeln würden, hatte Preußen sehr bald bei den vier Grenzcorps die Linientruppen und beim II. und VI. A. R. auch einige Landwehrformationen auf Kriegsfuß gesetzt, aus Oberschlesien die Ldw.-Bat. 1/22 Gleiwitz und 11/23 Gr.-Strehlitz zusammengezogen. In Oberschlesien brauchten die einheimischen Truppenteile nicht gegen solche aus rein deutschen Landesteilen ausgetauscht zu werden, wie sich dies im Posenschen als nötig erwies⁴⁾. Die ganze Heeresmacht stand unter dem einheitlichen Oberbefehl zunächst Gneisenaus mit dem Hauptquartier Posen. Je nach der Kriegslage wurden verschiedentlich gemischte Kolonnen gebildet, die öfters wechselten⁵⁾. Seit den Befreiungskriegen herrschte das Landwehrsystem und galt als vorzüglich; nun zeigte die Mobilmachung plötzlich, daß da noch sehr schwerwiegende Mängel bestanden. In manchen Gegenden mußten außer

¹⁾ A 16 q, 20. 12. 1830. Ein vereinzelt Beispiel eines ähnlichen selbst eingerichteten Grenzsckuzes im Posenschen lieferte die Gem. Pappros, Kr. Hohenalza, vgl. Dt. Wiss. Zeitschr. S. 19, S. 48. Der Posener Oberpräsident hatte jedoch Bedenken, Wehren zu errichten: Laubert in Schles. Heimat 1921, S. 634. In Krakau bildete sich eine „Hauyherrnwache“ oder „Stadtgarde“: Stetkiewicz S. 33 u. 36. ²⁾ Chronik des Dorfes Reinersdorf; A 16 a, 6. 12. 1830, betr. Kreuzburg. ³⁾ A III 53 d. ⁴⁾ Dt. Wiss. Zeitschr. S. 19, S. 36. ⁵⁾ Vgl. Woidschützke S. 21 f., sowie die im einzelnen bei Wagner u. Raifig I, S. 104 ff. zusammengestellten Regts.-Gesch.: Dzienzel S. 454; Wechmar S. 78; Tronchin S. 189; Guhr S. 120 usw.

den Kriegsreserven rücksichtslos auch die verheirateten Stellenbesitzer als Landwehrleute I. Aufgebots eingezogen werden, um die Linienregimenter aufzufüllen und die Landwehr-Batterien zu formieren, während junge unverheiratete Burschen zu Hause blieben, weil sie bei der geringen Kopfzahl des stehenden Heeres nicht ausgebildet worden waren. Es war wichtig, daß diese Mängel jetzt aufgedeckt wurden ¹⁾. Da sich die Niederringung des Ausstandes durch Rußland bis in den Herbst hinzog, mußten so lange auch die militärischen Vorsichtsmaßnahmen auf preußischer Seite bestehen bleiben, und erst im Oktober und November 1831 konnte die Rückführung der Truppenteile auf die Friedensstärke erfolgen.

Die militärischen Maßregeln Preußens und Osterreichs ²⁾ verhüteten, daß der Ausstand auch in Posen und Galizien losbrach; die Warschauer Machthaber erklärten, daß sie nur gegen die Moskowiter kämpften und nahmen die Posener und galizische Hilfe nur ungern an, ja drohten sogar mit Auslieferung an den Heimatstaat. Sie ließen unter Trommelschlag bekannt geben, daß niemand die Grenzen von 1815 nach Preußen in böswilliger Absicht überschreiten oder unter Todesstrafe einem preußischen Untertan etwas zu Leide tun dürfe ³⁾. Preußen seinerseits hatte mit Rücksicht auf die guten, bisweilen allerdings geradezu vasallenhaft anmutenden Beziehungen zu Rußland ein Interesse daran, zu verhüten, daß aus seinem oder durch sein Gebiet den Polen Hilfe käme. So erging eine Reihe von Bestimmungen, die die Reisen von Polen einschränkten. Dabei mußten von Anfang an die Steuerbehörden der Fremdenpolizei helfen. Jeder Reisende mußte ein Polizeiattest haben, sonst durften ihn die Fahrposten nicht aufnehmen ⁴⁾. An vier Übergangsstellen der Grenze durchgelassen wurden nur solche Leute, die völlig unverdächtig schienen, die zu ihrem früheren Aufenthaltsorte zurückreisten oder nachweisen konnten, daß sie rein gewerbliche Zwecke verfolgten. Die im Lande reisenden Personen erhielten Zwangspässe. Gegen die vielen wirklichen oder vermeintlichen Sendlinge, die zwischen Frankreich und Polen hin- und herfuhren, um politische Aufträge auszurichten oder ins Heer einzutreten, wurden meist auf Veranlassung des russischen

1) Woidschützke S. 23 f. 2) über die österr. Maßnahmen vgl. Stetkiewicz S. 101 ff. Zur Erkundung der preuß. u. österr. Grenzschutzmaßnahmen entsandte der Delegierte der Poln. Nationalreg. für Krafau Morzjyn (aus verpölktem deutschem Geschlecht) „einige Agenten ins Posensche, ins preuß. u. österr. Schlef.“ Stetkiewicz S. 105. 3) A 16 a, 14. 12. 1830; Szymański S. 82; die Nachricht Schlef. Ztg. 1831, S. 276 (Hinrichtung mutwillig nach Preußen übergetretener in Polen) sonst unbestätigt. 4) A 16 a, 3. u. 4. 12. 1830.

Gesandten ¹⁾ zahlreiche Festnahmebefehle und „Signalements“ erlassen, ohne daß die Behörden dabei große Erfolge erzielten, trotzdem sie sich redlich Mühe gaben. Bei Hohenlohe wurden 2 Polen verhaftet, die 340 Rth. gestohlenes Geld bei sich hatten ²⁾. Ein französischer Handlungskommis Laussot war bis Cosel vorgebrungen, ohne sich legitimiert zu haben, und wurde nach Sachsen zurückgeschickt. Die Magistrate der Städte, in denen er übernachtet hatte, ohne daß er zur Legitimation aufgefordert worden war, wurden zur Verantwortung gezogen ³⁾. Nun konnte ein Reisender spät abends ankommen und früh mit dem Bemerken, jemand besuchen zu wollen, verschwinden, und wenn die Polizei erschien, war das Nest leer. Daß unter diesen Umständen die Stimmung der Polizeibehörden gegen die vielen reisenden Polen nicht besonders günstig war, ist nicht zu verwundern. Um sich möglichst zu sichern, ließen dann wohl die Bürgermeister polnisch und deutsch austrommeln, daß niemand, auch Gastwirte nicht, jemand aufnehmen und beherbergen dürfe, der nicht eine polizeiliche Aufenthaltserlaubnis habe ⁴⁾. Diese scharfen Sperrmaßnahmen Preußens scheinen ebenso wie die Oesterreichs schließlich Erfolg gehabt zu haben, so daß Sendlinge der Warschauer Nationalregierung später nur noch durch den Freistaat Krakau hindurchgelangten ⁵⁾. Besonders die Behörden an der Grenze und in Breslau hatten unendliche Schreibereien und fortwährenden Ärger. Die infolge des Aufstandes und seiner Nachwirkungen entstandene Aktenreihe der Oberpräsidial-Registratur umfaßt nicht weniger als 26 Bände. Noch lange mußten die Landratsämter monatlich Listen der sich in den betreffenden Kreisen aufhaltenden Flüchtlinge, die unter Polizeiaufsicht standen, einzeichnen ⁶⁾.

In der Zeit der Unruhen kamen viele Überläufer aus Polen herüber, um nicht Heeresdienst leisten zu müssen, zu dem immer rückwärtsloser rekrutiert wurde, so daß sogar 15jährige Knaben und Frauen zum Dienst in den Lazaretten genommen wurden und sich manche Gemeinden vor den Aushebungen in den Wäldern verschanzten ⁷⁾. In der ersten Zeit kamen die so bedrohten Leute viel-

1) Die scharfmacherische und angeberische Rolle russ. Stellen ist eine in jenen Zeiten häufig beobachtete Erscheinung; z. B. gegenüber den Studenten vgl. Laubert in Zeitschr. 1911, S. 72 f., 116 f.; auch 1846, wo man die preuß. Behörden häufig falsch alarmierte: Dr. A. Kirschbraun in Kron. M. Pozn. 1928, S. 343. 2) A 16 a, 7. 12. 1830. 3) A 15 a, 30. 12. 1830. 4) A 16 o. 5) Stetkiewicz S. 105 f. 6) Vgl. Woidschühke S. 28—31. 7) A III 53 d, für Febr. 1831. Terroranwendung zur Erzwingung der Teilnahme am Aufstand auch im Posen'schen durch Berrufungsandrohung vgl. Laubert, Dt. Wiss. Zeitschr. S. 19, S. 46.

fach nur für einige Tage oder nur zur Nacht über die Grenze und wurden von ihren Angehörigen gepflegt oder suchten sich Arbeit ¹⁾. Später traten viele Fahnenflüchtige dazu ²⁾. Die Bestimmungen, die wegen dieser Überläufer getroffen wurden, blieben nicht dauernd gleich. Der Oberpräsident setzte durch, daß sie nicht in den Grenzdörfern bleiben durften, und so konnten nicht mehr ganze Gemeinden übertreten, wie das anfangs bisweilen geschehen war ³⁾. Auch von der Gegenpartei wurde der Schutz des preußischen Staates in Anspruch genommen. Die russischen Kosakengrenzwachen, denen keine Weisung für ihr Verhalten zugegangen war, die auch zu schwach waren, sich nach Rußland durchzuschlagen, hatten sofort nach Bekanntwerden der Warschauer Ereignisse von den preußischen Grenzbehörden vertraulich Nachricht erhalten, und insgesamt 140 Offiziere und Mannschaften mit ihren Pferden traten, als ein Abgesandter der Revolutionsregierung die Grenze bereiste, um ihre Entwaffnung durchzuführen, über. Ein Offizier gegenüber Myslowitz jedoch blieb stehen und wurde mit seinen Kosaken entwaffnet, von denen einige so ausgeplündert entliefen, daß sie erst auf preußischer Seite wieder ausgerüstet werden mußten ⁴⁾. Ein andres Kommando, das schon in Sicherheit war, ließ sich durch polnisches Zureden zur Rückkehr verleiten und wurde gefangen genommen ⁵⁾. Die übergetretenen Kosaken wurden später über Tauroggen nach Rußland zurückgeschickt. Auch zahlreiche Russen, die aus polnischer Gefangenschaft entflohen waren, kamen über die Grenze, so daß für sie besondere Baracken zur Abhaltung der Sperrzeit errichtet werden mußten ⁶⁾.

Als dann die Russen endgültig das Übergewicht bekamen, war es ein Glück für Oberschlesien, daß der Plan des russischen Generals Rüdiger, das Kózycki'sche Korps an die schlesische Grenze zu werfen, nicht durchgeführt wurde ⁷⁾, sondern daß es diesem gelang, nach Krakau und Galizien überzutreten ⁸⁾. Wo Preußens, Krakaus und

1) Die nicht ansässigen Elemente mußten wohl zu Weiterungen Veranlassung gegeben haben, wenn sogar der poln. Freistaat Krakau u. Osterreich gegenseitig ihre beschäftigungslosen Staatsbürger auswiesen: Stetkiewicz S. 116. 2) Gegen die Drückebergerei von Freiwilligen, die sich massenhaft nach dem Freistaat begeben hatten, teilweise Genesende, und solche, die nicht wieder ins Feld wollten, veröffentlichte Gen. Kózycki im „Goniec Krakowski“ einen Rückkehrbefehl unter Androhung der Todesstrafe: Stetkiewicz S. 127 f. 3) Vgl. Woidschützke S. 31—34. 4) A III 53 d, Dez. 1830. Die an der Posenschen Grenze waren entwaffnet worden. 5) A 16 a. Landr. Rosenberg, 7. 12. 1830. 6) A III 53 d, Juni 1831. 7) Smitt Bd. III, S. 529. 8) Stetkiewicz S. 132 ff.

Österreichs Grenze zusammenstießen, sahen die Preußen es die Waffen niederlegen¹⁾. So blieben Oberschlesien wenigstens die bitteren Erfahrungen erspart, die der Norden des Landes machte, wo Tausende übertraten und lange eine Unsumme von Kosten, Ärger und Aufregungen verursachten²⁾, Undank bewiesen und durch Widersehllichkeiten und offene Empörung einmal sogar bei Fischau ein Blutvergießen hervorriefen³⁾. Es gab auch so noch genug Umstände für Schlesien, als besonders in den ersten Monaten des Jahres 1832 eine große Zahl Polen durchwanderten, teils Krakauer und österreichische Staatsbürger, die in Preußen übergetreten waren und nach Krakau und Troppau gingen, teils Posener, die in Galizien die Grenze überschritten hatten, teils solche, die von Österreich über Schlesien-Sachsen nach Frankreich zogen, kurz, in den verschiedensten Richtungen. Zuerst liefen sie vielfach allein, später wurden sie möglichst in Transporte zusammengestellt und unter Bedeckung von Gendarmen oder Militär⁴⁾ befördert. Dabei geschah es, daß z. B. ein Trupp von 250 Mann sich „auf sehr unrühmliche Weise bemerkbar gemacht und nur durch Anwendung von Gewalt dem durch Trunkenheit gesteigerten und in mancherlei Exzessen ausartenden Mutwillen gezügelt werden konnte“⁵⁾. Der Staat hatte an Unterhaltungs- und Transportkosten große Summen aufzubringen, trotzdem einzelne Polen Wechsel von ihren Angehörigen auf deutsche Banken mit sich führten. Auch Amazonen kamen durch, so die Witwe des Obersten v. Dembinski, die als Wachtmeister beim 1. Krakauerregiment gedient hatte. Desertionen von den Transporten, wie die des Stan. Dzynski, der ein versiegeltes Schreiben an den Magistrat Kalisch bei sich trug⁶⁾, und die darauf erfolgenden Anordnungen, „auf den Flüchtigen zu vigilieren und ihn im Betretungsfalle zu arretieren“, verursachten viel Schreibereien⁷⁾, ebenso die vielen Flüchtlinge, die aus irgendwelchen Gründen sich noch in Schlesien aufhielten, wirklich oder vorgeblich krank waren und nicht zurückkehren wollten, besonders Offiziere, darunter verschiedene mit

1) Smitt Bd. III, S. 543. 2) Vgl. Gadon S. 19, 23, 26. 3) Vgl.: Die Polen in u. bei Elbing (Halle 1832); Raumer, Das Verhältnis Preußens zu Polen; poln. Darstellung Gadon S. 26 ff. Auch die Franzosen, bei denen später die Internierten aus Danzig u. Graudenz weilten, müssen keine allzu erfreulichen Erfahrungen mit ihnen gemacht haben, wenn sie sie von der Insel Aix als Siedler nach Algier abschieben wollten, was aber noch durch offenen Widerstand verhindert wurde: Kwart. Hist. Bd. 36, S. 93. 4) Bei Gadon S. 31 werden die preuß. Begleitoffiziere als „gewöhnlich wohlgezogene Leute von angenehmen Umgangsformen, die französisch oder polnisch sprachen“, bezeichnet. 5) A III 53 d, Febr. 1832. 6) A 15 a, 15. 7. 1832. 7) A 16 p.

deutschen Namen ¹⁾). Den Offizieren wurde, anders als in Österreich, gestattet, in voller Uniform und ohne Bedeckung zu reisen, während die Mannschaften die Abzeichen ablegen mußten ²⁾). Erklärlicherweise fanden sich auch recht abenteuerliche Existenzen darunter, wie ein 17jähriger junger Mensch, der als angeblicher Graf Bagowski auf einen fremden Paß reiste, ein früherer Hauptmann ³⁾, der trotz des gegebenen Ehrenwortes ⁴⁾, bis zur Entscheidung über ihn zu bleiben, entfloh, gefaßt wurde und sich als ein Wydarowski entpuppte ⁵⁾).

Das Netz der ständigen geheimen Verbindungen über ganz Europa, besonders nach Paris, wurde durch die große Auswanderung nach dem Aufstande noch viel dichter, und immer wieder wurden die Polizeibehörden in Mitleidenschaft gezogen. Auch die Zensurbehörden bekamen Arbeit. Eine in Rempten im Allgäu ohne Verlagsangabe erschienene geheimnisvolle Schrift „Ausruf eines schlesischen Landwehrmannes an seine schlesischen und preußischen Kameraden vor dem Abmarsch an die preußische Grenze“, anscheinend von einem polnischen Verfasser geschrieben, wurde verboten, weil ihre Richtung sei, „das preußische Heer für die Nichteinmischung in die polnischen Angelegenheiten zu gewinnen“. Ebenso wurden die Zeitungen unter strenger Zensur gehalten. Der Regierungspräsident hatte sofort auf die erste Kunde von Warschau 12 in den Grenzgegenden befindliche Beamte beauftragt, ihn mit Nachrichten zu versehen, und die Landräte richteten Mitteilungslinien durch reitende Boten ein ⁶⁾).

1) Z. B. Edelt, v. Gucler, v. Lindenroth, Graf Walldorf. 2) Über das milde Vorgehen Preußens selbst gegenüber den Posener Teilnehmern schreibt Dr. A. Wostkowski in Kron. M. Pozn. Jg. I, S. 181: „Nach dem Zusammenbruch des Aufstandes konnten die, die in den (sc. Posener) Schwadronen gedient hatten, im Lande bleiben und zogen nur eine verhältnismäßig leichte Verfolgung von seiten der preuß. Behörden auf sich und konnten die allgemeine Wertschätzung seitens der großpoln. Gemeinschaft genießen.“ 3) Eine übergroße Zahl von Offizieren selbst für kleinere Abteilungen, überrasche Beförderung fällt häufiger auf. Ein aus Posen übergetretener Tertianer Zdanowski schrieb bald als Offizier: Kron. M. Pozn. Jg. I, S. 24. Graf Severin Mielzynski wurde in der kurzen Zeit Rittmeister: Roczn. Bd. L, S. 282. Noch nach dem Grenzübertritt nach Preußen wurden junge litauische Aufständische zu Leutnants gemacht: Gadon S. 31. Vgl. auch Anm. 1 v. S. 216. 4) Auch bei poln. Studenten hatte einige Jahre vorher die Behörde böse Erfahrungen mit Bruch des Ehrenwortes gemacht: Laubert in Zeitschr. 1911, S. 98. 5) A 15 a, Juni 1832. Über ähnliche Fälle in Österreich: Pawlowski in Kwart. Hist. 1911, S. 209 f. Auch der Delegat der Warschauer Nationalregierung berichtet, daß „Offiziere die Reihen verließen und nach Krakau reisten und ihr Verhalten den poln. Waffen keine Ehre eintrug“: Stefkiewicz S. 127. 6) A 16 a, 5. 12. 1830; A VII 131 a, 6. 3. 1831.

3. Kap. Die wirtschaftliche Lage.

Der fast ein Jahr währende Aufstand und seine Nachwirkungen mußten naturgemäß auch auf den Wirtschaftsstand des Nachbarlandes Schlesien einwirken, und besonders stark auf Oberschlesien, weil die ganze Grenze ja diesem Bezirk angehörte und hier die Ausstrahlungen am kräftigsten waren. Die wirtschaftliche Lage der Bevölkerung hatte sich in den letzten Jahrzehnten wenig gebessert. Die Landwirtschaft hatte bis 1829 erst eine schwere Krisis durchgemacht, die nicht so schnell zu überwinden war, und die Verhinderung der Regulierfähigkeit der nicht bäuerlichen Besitzer in Oberschlesien durch die Verordnung vom 13. 7. 1827 hatte dieser zahlreichen Klasse die Möglichkeit genommen, auf eigenem Grund und Boden aus ihrer berücktigten „Indolenz“ durch Arbeit für die eigene Scholle herauszukommen¹⁾. Der Leichtsin, der dort den Arbeiter das Geld, das am Lohntage ausgezahlt wurde, sehr bald in Schnaps umsetzen ließ, so daß dann die Straßen buchstäblich befät waren von betrunkenen Männern und Frauen, drückte auf die Lage der Bevölkerung. Dazu war die Ernte des Jahres 1830 wenig befriedigend ausgefallen, teilweise nicht die Ausfaat geerntet worden²⁾.

Nun sperrte Polen schon einige Wochen nach Beginn des Aufstandes seine Grenze, erst nur für Getreide, später für sämtliche Lebensmittel³⁾, suchte vielmehr noch solche aus Schlesien durch Ermäßigung der Einfuhrzölle ins Land zu ziehen, eine Versuchung, der viele erlagen. Bald stieg der Roggenpreis, der in den Jahren 1823—26 28 Sgr. für den alten Breslauer Scheffel betragen hatte⁴⁾, auf beinahe 2 Rth. und hielt sich in Oppeln mehrere Monate auf dieser Höhe. Es war nicht möglich, das Winterfeld voll einzusäen, und die Septemberüberschwemmungen hatten schon viel Grumt fortgeschwemmt und Futtermangel hervorgerufen. So sah sich die Oppelner Regierung veranlaßt, in sehr eindringlichen, ernstesten und gewissenhaften Berichten neben Beginn von Straßenbauten, Anlegung von Magazinen, Änderung der Regulierungs-gesetze auch einen teilweisen Abgabenerlaß und Unterstützungen höheren Orts zu beantragen, da besonders bei der unglückseligen Wehrverfassung Tausende von Familien der eingezogenen Landwehrleute bittere Not litten. Der König bewilligte

1) Ziekursch S. 323, 328. Schrifttum zur Wirtsch.-Gesch. vgl. Raifig I, S. 107 ff.
 2) Besonders nach A III 53 d. 3) Im Freistaat Krakau kam es infolgedessen sogar zu Unruhen und der Entfernung des Senatspräsi. Wodzicki, da hier die preuß. u. österr. Maßnahmen die Lage noch verschärften: Stetkiewicz S. 58 ff. S. 123 spricht er von „ungeheuren materiellen Verlusten“. 4) Ziekursch S. 322.

daraufhin 5000 Rth. Unterstützungen, und es bildete sich ein Hilfsverein für Oberschlesien, der auch bis 15. 3. 1831 über 5000 Rth. zusammen hatte ¹⁾). Dafür wurden Vorräte von Getreide und Kartoffeln sowie Arbeitsmaterial an Flachs und Wolle möglichst billig eingekauft und entweder gegen bare Bezahlung ohne Gewinn oder mit Stundung oder Erlaß besonders an die Familien der Einberufenen ausgegeben. Der Erlaß der unbeliebten und recht hohen Klassensteuer war für diese schon im Dezember 1830 ausgesprochen worden ²⁾). Einzelne Gutsherren halfen, indem sie den Familien der eingezogenen Gärtner die Hofdienste erließen, milderten oder besonders bezahlten, Suppe verteilten oder etwas Kleidung und Holz lieferten. Rühmend hervorgehoben wurden in dieser Beziehung Fürst Adolf Hohenlohe-Ingelfingen, der Landgraf von Hessen-Rotenburg und der Herzog von Ratibor. Der Plessener Verein zur Abwehr der Hungersnot gab wöchentlich 1440 Pfund Brot und 200 Pfund Mehl und Salz aus, und der Fürst Pleß verteilte 1000 Scheffel Roggen an seine Gutsinsassen. Trotzdem blieb die Not noch immer recht groß ³⁾). Erst die neue reichliche, wenn auch verspätete Ernte besserte die Lage der armen Bevölkerung wieder, aber nicht ausreichend, da das Getreide vielfach auswuchs und die Kartoffeln große Neigung zum Faulen zeigten.

Da die Landwirte, denen auch die eingezogenen Pferde zur Bestellung fehlten, kein flüssiges Geld hatten, mußten sie ihre Einkäufe äußerst einschränken. So litten auch Handel und Gewerbe. Viele Arbeiter mußten entlassen werden, da die seit 1807 an Zahl und Bedeutung gestiegenen Gruben schlechten Absatz hatten, obwohl der Zentner Roheisen im Juli nur knapp 1 $\frac{1}{2}$ Rth. kostete. Den Wollfabrikanten fehlte die billige polnische Wolle für die gröberen Tuche. Sofort nach Eintreffen der Nachricht vom Belvedereüberfall war am 4. 12. 1830 ein Verbot der Ausfuhr von Waffen, Pferden, Pulver, Blei, Salpeter und anderer Kriegsbedürfnisse aller Art nach Polen erlassen worden und blieb bis nach der völligen Niederwerfung des Aufstandes in Kraft. Für Oberschlesien besonders schmerzlich war die Tatsache, daß sehr bald auch das Verbot, wenigstens praktisch, auf den Freistaat Krakau ausgedehnt wurde, mit dem die stärksten Handelsbeziehungen bestanden. Man war dazu gezwungen, weil

¹⁾ Wanderer S. 49. Woidschüßke irrt sich mit den Zahlen. ²⁾ Auch im Krakauischen wurden Geldunterstützungen und Steuerbefreiungen nötig: Stefkiewicz S. 116. ³⁾ Woidschüßke, dem nur Berichte aus Lublinitz zur Verfügung standen, malt etwas zu schwarz. Vgl. besonders A III 53 d.

Krakau der Vermittlungspunkt wurde, von wo die überallher zusammengekauften Kriegsbedürfnisse nach Polen geschafft wurden ¹⁾. Trotz aller Erschwerungen und Gefahren lockten die hohen Preise zu einem großangelegten Schmuggel, in dem besonders jüdische Kaufleute große Thätigkeit bewiesen ²⁾. Der größere Teil der von auswärtigen Behörden oft schon vorher angezeigten Sendungen ging jedoch über österreichisches Gebiet an sein Ziel, als man sah, daß die dortige Grenzbewachung viel weniger streng war ³⁾.

Da die Bank von Polen in Warschau in die Hände der von Preußen nicht anerkannten aufständischen Regierung gefallen war, wurde auch die Geldausfuhr dorthin unterbunden, wenn der russische Gesandte in Berlin die Beträge nicht freigab. Das behinderte natürlich ebenso wie die strenge Postüberwachung den Handelsverkehr. Dazu kamen die scharfen Paßvorschriften und zeitweisen gegenseitigen Absperrungen der Grenze ⁴⁾. Dann drückte die Cholera noch Monate lang durch Beschränkungen der Märkte und des Verkehrs und Oder- und Grenzsperrungen ⁵⁾ auf das Wirtschaftsleben. Erst nach dem Zurückgehen dieser Seuche und Milderung der durch sie hervorgerufenen Maßnahmen konnte es sich wieder heben. Wie zur Zeit der Befreiungskriege wurde damals besonders die russische Militärverwaltung Abnehmerin von verschiedenen Landeserzeugnissen, wie sie es für Ost- und Westpreußen schon vorher in weit größerem Maße gewesen war.

4. Kap. Die gesundheitliche Lage.

Die zur Grenzbewachung aufgebotene preußische Heeresmacht hatte keine Gefechte zu bestehen, und doch hatte sie schwere Verluste, nämlich durch die Cholera. Die Einschleppung dieser für die damalige Zeit besonders furchtbaren Krankheit war das Bitterste, was der Novemberraußstand für Oberschlesien und weite andere Gebiete Europas im Gefolge hatte, indem die russische Regierung, die den Außstand mit den in der Nähe befindlichen Truppen nicht dämpfen konnte, notgedrungen auch solche aus den choleraerseuchten Gebieten

¹⁾ Auch nach dem Übertritt der poln. Truppen in den Freist. Krakau schlossen die einrückenden Russen dessen Grenzen gegen Preußen u. Osterreich scharf ab, um die Außstandsteilnehmer alle zu fassen: Stettkiewicz S. 141 u. 144. Die Krakauer Garde und Miliz hatten versagt; für beide sei eine gewisse „bezcynnosc i bezsilnosc“ (Taten- und Kraftlosigkeit) kennzeichnend gewesen: Ramyslawski S. 58. ²⁾ Woidschütke S. 40 bis 44. ³⁾ Über Erschwerung der Durchfuhr durchs Krakauische infolge österr. Maßnahmen vgl. Stettkiewicz S. 103 f. ⁴⁾ Woidschütke S. 40 f. ⁵⁾ Ratibor S. 356; Wanderer S. 154.

des Türkenkrieges heranholte, von denen aus die Krankheit dann zum erstenmal ihren Siegeszug durch Europa antrat ¹⁾). Die gesundheitliche Lage von Oberschlesien war zu jener Zeit nie erfreulich. Die Unsauberkeit eines großen Theiles der Bevölkerung, die schlechten Ernährungs- und Wohnungsverhältnisse, die Schwächung durch die unheimlich verbreitete Trunksucht riefen jedes Jahr eine ziemliche Anzahl von Typhus-, Wechselfieber- und Ruhrerkrankungen hervor ²⁾). So mußte die neue Seuche in Oberschlesien um so verheerender wirken.

Als die Nachricht vom Ausbruch der „Cholera morbus“ in Warschau am 23. 4. 1831 nach Preußen kam, wurden alle Verbindungen mit Polen abgebrochen ³⁾). Nur Postfächer, die ganz braun geräuchert und dann mit einem Sanitätsstempel versehen worden waren, durften befördert werden. Die Truppen hatten Befehl, niemand durchzulassen, bis die Eröffnung der Beobachtungsanstalten in Landsberg und Klein-Chelm (Kr. Pleß) wenigstens einen geringen und durch 20 Tage Beobachtungsfrist verzögerten Grenzverkehr ermöglichte. Für die polnischen und entflohenen russischen Überläufer mußte man besondere Quarantänebaracken errichten. Wer diesen aber zu entgehen wußte, schleppte allerhand Ungeziefer und Krankheitskeime mit ein. Inländische Reisende mußten sich jedesmal besondere Gesundheitsatteste besorgen und täglich visieren lassen ⁴⁾). Wegen Choleraerkrankungen in Galizien wurde auch die österreichische Grenze zeitweise gesperrt. Es ist aber klar, daß selbst trotz des großen Truppenaufgebots sich doch einzelne Leute in den ungeheuren Grenzwäldern besonders nachts durchschleichen konnten.

So war es kein Wunder, daß, ungeachtet aller Sicherheitsmaßnahmen, sich die ersten vereinzelt Cholerafälle Ende Juli in Myslowitz und Beuthen zeigten. Diese Ansteckungsherde suchte man nun möglichst erst durch die Bürgerschaft, später durch Militär ab-

¹⁾ Grabowski I. Bd., S. 111: „Diese furchtbare Krankheit kam aus Asien, und in der Zeit dieses Krieges nach Zusammenstoßen mit dem russ. Korps des Gen. Pahlen trat sie auch in unserm Heere auf. Sie durchzog ganz Europa, drang bis nach Amerika und raffte Millionen Menschen weg.“ Allein in dem kleinen Freist. Krakau starben damals rd. 3000 Menschen: Stefkiewicz S. 126. ²⁾ Virchow S. 168. ³⁾ Ebenso in Oesterreich; in Krakau griff man nicht sofort so durch: Stefkiewicz S. 123 ff. ⁴⁾ Wanderer 1831, S. 110, A. R. D. v. 6. Juni. Ebenso Oesterreich: Stefkiewicz S. 111. Schon am 13. Mai war eine Verordn. der Opperlner Reg. in Krakau eingetroffen, die Einreise und Wareneinfuhr bis zur Einführung einer Quarantäne verbot, die aber dann bis zum Ausbruch der Cholera gemildert wurde: Stefkiewicz S. 114 f.

zuschließen ¹⁾. Nur an zwei „Rastels“ war ein Verkehr mit der Außenwelt gestattet. Das waren Buden mit einem quer über die Straße gestellten Tisch, wo die Einwohner von auswärts gebrachte Lebensmittel kaufen konnten und das Geld für die Waren in essiggefüllte Teller warfen ²⁾. In den größeren Städten bildeten sich schon vorher sogenannte Sanitätskommissionen. Diese berieten über die nötigen Abwehrmaßnahmen und errichteten nach Bedarf Kontumazanstalten ³⁾, Choleralazarette, verteilten belehrende Flugblätter u. dgl. Neben dem Gebrauch von Chlor, nach dem die Straßen rochen, wurde die Verwendung von Wolle und Flanell empfohlen, und nun huschten die Leute, darein gewickelt, aneinander vorbei, wagten sich kaum die Hand zu reichen und umgingen ängstlich die Häuser, in denen Kranke lagen. Die meisten Ärzte erschienen in schwarzen Wachstuchanzügen wie Dämonen und ängstigten durch diesen seltsamen Anblick noch die ohnehin schon verzagten Gemüter. Die Leichen wurden meist nachts sang- und klanglos begraben ⁴⁾.

Trotz aller Anstrengungen breitete sich die Seuche doch aus. Im August waren besonders die Kreise Beuthen und Pleß betroffen, im September auch Cosel und Ratibor. Ende des Monats schien sie zu erlöschen, so daß die drückendsten Bestimmungen aufgehoben wurden, brach jedoch sehr bald wieder los. Diesmal waren die südlichen Kreise am stärksten betroffen, im November dann noch Reisse, und von hier aus wanderte die Krankheit auch nach Böhmen u. Osterreich-Schlesien. Als sich zeigte, daß alle Absperrungsmaßnahmen nicht unbedingt halfen, milderte der Oberpräsident am 2. 11. die lastenden Bestimmungen. Die Kontumazanstalten wurden aufgehoben und beim Eintritt ins Land nur die Bescheinigung verlangt, daß man seit fünf Tagen sich in cholerafreier Gegend aufgehalten habe.

Die Kommunen hatten durch die Maßnahmen zur Bekämpfung der Krankheit hohe Kosten; so rechnete sich allein Neustadt 500 Rth. aus, und in Myslowitz mußte die Regierung 400 Rth. und der Oberschlesische Hilfsverein 150 Rth. zuschießen. Auch bei dieser Gelegenheit war wieder für die Privatwohlthätigkeit ein weites Feld geöffnet, und es bildeten sich mehrere örtliche Unterstützungsvereine. Der Herzog von Ratibor unterhielt zwei Ärzte auf eigene Kosten und half den Kranken mit Geld und Speisen ⁵⁾. Anfang des Jahres 1832 erlosch

¹⁾ Grabowski Bd. I, S. 111, beschreibt die rücksichtslose Grenzsperrre gegenüber Osterr.: Alle paar 10 Schritt ein Soldat, der unbarmherzig bei Versuch einer Grenzüberbreitung schießt. ²⁾ Gramer S. 207; Lustig S. 40. ³⁾ Acc. 16/23, Nr. 107. ⁴⁾ Ring S. 37. ⁵⁾ A III 53 d, Dft. 1831.

dann allmählich die Krankheit. Der Bezirk Oppeln hatte in Schlesien am stärksten gelitten: von 1816 Fällen waren 1086 tödlich verlaufen¹⁾. Die typhöse Krankheit brach im Juli 1832 noch einmal hervor und forderte in acht Kreisen bis Anfang 1833 wiederum 1485 Opfer²⁾. Da die späteren Epidemien außer der von 1836/37 jedesmal, 1848/49, 1855 und 1866 mit Unruhen und Kriegsereignissen zusammenfielen, ist der Schluß wohl erlaubt, daß dieses erste Auftreten in Oberschlesien auch durch die Kriegsereignisse von 1830/31 vermittelt und veranlaßt worden ist³⁾.

III. Abschnitt.

Oberschlesien und die Aufstandsunternehmungen von 1846.

1. Kap. Umtriebe in Oberschlesien und das Verhalten der Bevölkerung⁴⁾.

Beim Novemberaufstand von 1830 hatten die führenden Persönlichkeiten Oberschlesien für eine tätige Rolle noch außerhalb jeder Berechnung gelassen. Es war für sie nur das Durchgangsland für ihre nach verschiedenen Richtungen laufenden Verbindungen, hauptsächlich zwischen Krakau und Breslau-Posen und für Zufuhr von Kriegsbedarf. Dann gelangte die Leitung der gesamtpolnischen Angelegenheiten in die Hände der Emigration zu Paris, und als diese nun nach den unbedeutenden Putzchen von 1833 und 36 in den vierziger Jahren einen neuen, diesmal alle ehemals zu Polen-Litauen gehörenden Lande umfassenden Aufstand vorbereitete, tauchte zum erstenmal aus militärischen Rücksichten der Gedanke auf, dem außerhalb dieses Gebiets liegenden Oberschlesien eine wenn auch nur kleine Hilfsrolle darin zuzuweisen. Natürlich an eine bewaffnete Erhebung zugunsten des polnischen Nationalstaates war nicht zu denken⁵⁾: man wußte auch in Paris genau, daß die Schlesier staats-treue Preußen waren, und so mußte man ihnen von einer andern Seite beikommen.

Es kam der Plan zustande, in Oberschlesien die durch Konges Auftreten herbeigeführte Bewegung der eifrig katholischen Bevölkerung zu benutzen, um Unruhen zu veranlassen. Dadurch sollten die preu-

1) Die Todesfälle verteilen sich auf die Kreise: Tost 1, Grottkau 6, Groß-Strehlitz 7, Falkenberg 19, Pleß 45, Oppeln 55, Cosel 57, Neustadt 112, Leobschütz 128, Reisse 167, Beuthen 182, Ratibor 307 Personen. Eigenartig ist, daß das sonst gesundheitlich so schlecht stehende Rybnik keinen Toten hatte. Im Vergleich zum Freist. Krakau waren die Zahlen noch günstig zu nennen. 2) Jelitto S. 104 f. 3) Vgl. Woidschützke S. 48—59. 4) Darüber auch neuerdings kurz M. Laubert im Oberschlesier, März 1929, S. 159 f. 5) Vgl. jedoch Roczn. Bd. L, S. 136.

hischen Truppen beschäftigt und am Eingreifen gegen die polnische Erhebung gehindert werden. Dazu mußte Anknüpfung mit der Geistlichkeit gesucht werden, die die Erregung anfachen sollte. Der Breslauer Student der Medizin Franz Antoniewicz aus Posen (daneben Leo v. Kapliński aus Lissow in Polen) war zur Fühlungnahme mit dem damals hochgeschätzten Pfarrer Fizek in dem religiösen Mittelpunkt Deutsch-Piekar und Pfarrer Hollekko in Groß-Zychlin, zwei ehemaligen Krafauer Studenten ¹⁾, ausersehen, machte auch eine Reise nach Oberschlesien, fand jedoch in Hollekko einen für seine Zwecke nicht passenden Mann, zog dann in Gleiwitz Erkundigungen über die Arbeiter ein, fand aber die wenigen dort befindlichen Polen zufrieden und gab das Unternehmen auf. Antoniewicz, der mit drei andern jungen Leuten aus Polen ²⁾ wegen dieser schlesischen Umtriebe unter Anklage gestellt wurde, gab in der Verhandlung ausdrücklich an, man habe nicht gehofft, daß man in Oberschlesien große Sympathie für Polen erregen werde, und der Pfarrer Hollekko sei auf das, was man mit ihm sprechen wollte, gar nicht eingegangen. So machte er die gleichen Erfahrungen wie andere Agenten mit ihren Bearbeitungsversuchen durch Übersendung von Büchern ³⁾ und Zeitungen, daß „bei den Währen und Schlesiern von Vaterlandsliebe überhaupt fast gar keine Rede sei“, wie die Agenten sie verstanden ⁴⁾. Auch der Angeklagte v. Fredro hatte sich überzeugt, daß seine Hoffnungen auf Oberschlesien vergeblich seien, da „dort überall Ordnung herrsche“ ⁵⁾.

Die Tatsache, daß ebenso wie nach Oberschlesien auch zu den unter österreichischem Zepter lebenden slawischen Völkerschaften und in die Wendei Sendlinge gingen ⁶⁾, zeigt, daß damals die Schlesier noch

1) Zu ihrer Studienzeit hatten die beiden Grenzdesanate kirchlich Krafau unterstanden. 2) Neben Kapliński noch der aus dem Rawaer Kreis stammende und 1843 nach Warschau geflüchtete Kasimir Blociszewski, nach Aufenthalt in Königsberg und im Posenschen seit Nov. 1845 in Breslau, und Andr. Maximilian v. Fredro (ursprüngl. deutsches Geschlecht) aus dem Lubliner Gouvernement. Antoniewicz und Blociszewski wurden zu lebenslänglicher Haft und Verbot der Nationalfahnde verurteilt, die andern von der Anklage befreit. 3) Kennzeichnend ist auch die Straz. Zach. 1923, S. 70, berichtete Tatsache, daß von einem Buch des Erzbischofs v. Dunin (Posen-Gnesen), das ganz von poln. Patriotismus getränkt war, 1842 65 000 und 1844 30 000 Stück gedruckt und vertrieben wurden „nicht nur in Großpolen (= Posen), sondern auch im Kongregkönigreich und in Galizien“, also nicht in dem größtenteils katholischen Oberschl., an das man entweder noch nicht dachte oder aber das für diesen Mißbrauch der Religion zu politischen Zwecken nicht zu haben war. 4) Wuttke S. 120. 5) Einzelheiten Prozeß II, S. 397 ff. u. A 17 d. 6) Knorr S. 16; Limanowski, Walsa S. 223.

nicht als Nationalpolen angesehen wurden, sondern als Slawen mit Tschechen, Slovenen und Wenden auf eine Stufe gestellt wurden ¹⁾. Demgemäß waren auch in dem Ende 1845 in Posen und in dem am 24. 1. 1846 in Krakau gewählten Ausschuß Vertreter aller Anteile und der Emigration vorhanden, Oberschlesien jedoch ausgelassen, ebenso in dem Aufruf des nachherigen Diktators Inssowfski vom 22. 2., trotzdem es doch vor den Toren Krakaus lag. Auch die Darstellung Szmańdas nennt den preußischen Anteil, Posen und Westpreußen, die Operationsbasis und zählt Oberschlesien nicht mit auf. Tatsächlich war in jenen Zeiten das Ziel der nationalen Wünsche zunächst nur das Reich von 1772, also ohne Oberschlesien ²⁾.

Obgleich die Aufstandsvorbereitungen überall bekannt waren und die Regierungen ihre Gegenmaßregeln schon vorher ergriffen, fanden doch noch in Posen, Westpreußen und Kongreßpolen kleine Putzche ³⁾, im Freistaat Krakau am 20. 2. ein regelrechter Aufstand und in Galizien eine blutige Gegenerhebung der Bauern unter Szela gegen den aufrührerischen Adel statt. Wie verhielt sich nun diesen Ereignissen gegenüber Oberschlesien? Daß damals die Deutschen in den Grenzprovinzen den ruhestörenden Aufstandsversuchen gegenüber eine geradezu feindselige Haltung einnahmen, bezeugt der als eifriger Slawophile gewiß unverdächtige und von den Polen hochgeschätzte deutsche Gutsbesitzer Karl v. Koschützki ⁴⁾, und auch die in jenen Tagen liberal gerichtete Schlesische Zeitung, die Juni 1846 sogar von der Zensur unterdrückt wurde ⁵⁾, äußerte keine Freude über die Verschwörungen und Putzche. Die Oppelner Regierung berichtete am 17. 2. 1846: „Die hiesige Einwohnerschaft ist jeder Sympathie mit dem Polenwesen so völlig fremd, daß ich eine Vereinigung beider Elemente nicht für möglich halte. Die gemeinsame Sprache bildet das Behikel einer Übereinstimmung der Gesinnung noch nicht“, und am 21. 2. 1846, daß „in der hiesigen Einwohnerschaft nicht die geringste Sympathie für das Polenwesen walte, daher keinerlei Bedenken gegen die Einberufung der Landwehr Platz greifen werden“ ⁶⁾. Man mag amtlichen Berichten

1) Zusammenstellung mit Tschechen u. Wenden auch Limanowfski, *Odrodzenie*, 3. Aufl., S. 26. 2) *Skarbek* Bd. III, S. 111 f., 117, 122. So wenigstens die Rechtsgerichteten; Szmańda S. 119. 3) Darüber neuere Darstellung: Zygm. Zaleski, *Atak na twierdzę poznańską* in *Kron. M. Pozn.* Jg. I, S. 2—14. 4) *Prov.-Bl.* 124, S. 56. Seine Lebensdaten *Prus, Lompa* S. 52. 5) Leonh. Müller, *Die Bresl. polit. Presse* (1908); (Karl Weigelt), *150 Jahre Schlesische Zeitung* (Bresl. 1892), S. 202. 6) A 17 d; A 17 h, ähnlich aus Lublinitz: *Schlef. Ztg.* S. 468.

mißtrauisch gegenüberstehen: Eine Behörde würde nicht die Bewaffnung der Bevölkerung befürworten, wenn die geringste Gefahr vorläge, daß die Waffen sich gegen sie selbst kehren könnten. Die Ereignisse gaben ihr Recht. Die Einziehungen gingen glatt vonstatten. Von den Einberufenen, auch alten Landwehrleuten, „trafen viele noch früher bei der Fahne ein, als ihre Ordre lautete“. Mancher, der sie unterwegs erhielt, eilte nicht erst nach Hause, sondern auf dem kürzesten Wege nach dem Sammelplatz, und ein Reservist tat das mit einer solchen Hast, daß er am Ziele vom Schlage getroffen wurde und starb. Das rasche Zusammenkommen wurde von der Regierung und mehreren Landräten und Kommandeuren dankbar anerkannt¹⁾. Ebenso fiel „in verschiedenen Orten die gastfreie Aufnahme der durchmarschierenden Truppen seitens der Einwohnerschaft“ angenehm auf, und dem Städtchen Nikolai wurde eine ehrenvolle Anerkennung zuteil, weil es sich „in hervorragender Weise fürsorglich und freundlich genommen habe, um die Truppen gut unterzubringen und zu verpflegen, obwohl vom 23. 2 bis 7. 3. 140 Offiziere und über 5000 Mann dort einquartiert“ waren²⁾.

Die ersten Nachrichten aus dem Freistaat erhielten die schlesischen Behörden dadurch, daß drei preußische Untertanen, die im Krakauischen arbeiteten, entflohen, als sie zur Teilnahme gepreßt werden sollten, und unter Lebensgefahr über die Eisenbahnnotbrückentore der Przemska kletterten³⁾. Wieder wie 1830 strömte nicht die slawische Bevölkerung Oberschlesiens über die Grenze, um mitzukämpfen, sondern die zufällig jenseits der Grenze befindlichen und einzelne ängstliche Leute an ihr flohen nach dem Innern der Provinz zu, wie die aus Neu-Berun⁴⁾, oder sie „waren geneigt und fertig, etwaige räuberische Horden zurückzudrängen“; sie hofften nicht darauf, daß die Wogen der Empörung ins Land hinüberschlagen würden, sondern fürchteten feindlichen Einfall⁵⁾. Gustav Frentag wäre mit seinem Bruder, der Staatsanwalt in Gleiwitz war, gewiß nicht an die Grenze gereist, wenn die Stimmung in Oberschlesien nicht sicher gewesen wäre⁶⁾.

Tatsächlich ist kein preußischer Oberschlesier freiwillig übergetreten, um die Waffen zugunsten Polens zu ergreifen. Mehrere im Kra-

1) A 1160, März 1846; Amtsbl. S. 79; Schlef. Ztg. S. 449, 488; Bresl. Ztg. S. 454; Wanderer S. 38; Rybnitzer Kreisbl. 10; Coseler Kreisbl. 12; ebenso im deutschsprechenden Leobschützer Kr.: Schlef. Ztg. S. 569. 2) A 1160, Mai 1846; A 17 h, 22. 3. 1846. 3) A 17 h, 21. 2. 1846. 4) Schlef. Ztg. S. 434; Bresl. Ztg. S. 421; A 17 h, 21. 2. 1846. 5) Erhebung S. 26. 6) Frentag S. 182.

kauischen tätige preußische Untertanen wurden jedoch zu Hilfeleistungen gezwungen. So mußte der Zimmermeister Rasdorf aus Pleß von der Krakauer Eisenbahn den Aufständischen Pontons bauen ¹⁾. Die Postkondukteure Baß und Müller weigerten sich so standhaft, als Artillerieoffiziere Dienst zu tun, daß man sie endlich freiließ. Andere wurden wirklich zum Waffendienst genötigt, so der Bahnarbeiter Karl Korb aus Beuthen, der Seilergehilfe Karl Müller, der am zweiten Tage fortlief und dafür eingesperrt wurde; ebenso entsprang der Bahnarbeiter Albert Korzeß auf einem Marsche und wurde dann von einem preußischen Streifzug festgehalten. Kosaken griffen weiter einen Stan. Wischkowski als verdächtig auf, der aber keine Waffen hatte. In Krakau wurde sogar ein aus Neuenburg (Neuschâtel) stammender Sprachlehrer namens der Freiheit zur Teilnahme gezwungen. Die später eingesetzte Immediatuntersuchungskommission in Posen fand keinen Grund, gegen einen geborenen Schlesier die Anklage zu erheben ²⁾.

In jenen Monaten rief nur das Gesetz vom 31. 10. 45 über die Ablösung der Dienste einige Aufregung unter der armen Häuslerbevölkerung hervor. „Falsche Ratgeber und Winkeladvokaten“ redeten dem Volke vor, die Handdienste hörten sofort und ohne Entschädigung auf. Es ist nicht mehr festzustellen, ob das polnische Agenten waren. Wenn es als Ersatz für die mißglückten religiösen Aufhebersuche auf größere Unruhen abgesehen war, so war es ein Mißerfolg. Lediglich Dienstverweigerungen waren an einigen Stellen die Folge, und mit Ausnahme eines Falles genügten überall die bloßen Belehrungen der Behörden, die Ordnung wiederherzustellen ³⁾. Bei dieser Lage nimmt es nicht Wunder, daß ein damaliges Urteil eines Kenners des Landes lautet: „Der polnische Oberschlesier ist ungeachtet seiner polnischen Sprache der beste Preuße, der treueste Untertan seines Königs ⁴⁾“, und daß auf dem Vereinigten Landtage von 1847 der Abgeordnete Wodiczka entrüstet die Behauptung eines Westfalen, daß in Oberschlesien die polnische Nationalität vorherrsche, zurückwies: „Die benachbarten Polen sehen uns nicht als ihre Brüder an. Wir Oberschlesier wollen nur als deutsche Brüder, als Preußen angesehen

1) Schlef. Ztg. S. 465. 2) Bürgerfr. S. 142; A 17 d, 24. 10. 1846; A 17 h, 22. 6. 1846. 3) A 1160, März u. Mai 1846; Ziefursch S. 366; Prov.-Bl. 123, S. 564; die „drohende Bewegung“ (groźne poruszenie) nach Limanowski, Waska S. 274, war nicht so schlimm, und Verf. bezeichnet sie auch nicht als völkisch.
4) Wittschke S. 49.

und behandelt werden“¹⁾). Kennzeichnend für das preußische Staatsgefühl der Bewohner ist auch, daß „gegenüber den Repressalien im Posenschen sich Emigranten nach Schlesien, Breslau und Danzig in Sicherheit brachten“²⁾), daß man also das Gebiet mit dem fast rein deutschen der beiden genannten Städte auf eine Stufe stellte, weiter auch, daß, als im Sommer vor den Krakauer Ereignissen bei der Einführung eines christkatholischen Geistlichen durch Ronge die streng katholische Bevölkerung von Tarnowitz Rundgebungen veranstaltete, die Menge u. a. „Es lebe Friedrich Wilhelm IV.“, der doch bekanntlich evangelisch war, rief³⁾).

2. Kap. Preußische Maßregeln wegen der polnischen Aufstandsversuche, besonders in Krakau.

Unter der Regierung dieses Königs konnten sich die Polen zunächst nicht über mangelndes Wohlwollen des Staates beklagen; auch der Freistaat Krakau wurde durchaus achtungsvoll als souveräner Staat behandelt⁴⁾). Aber aus der reinen Pflicht der Selbsterhaltung war Preußen genötigt, als man Einblick in die umfassenden Verschwörungspläne erhielt, Vorbeugungsmaßnahmen zu ergreifen⁵⁾). Schon am 8. 1. 1846 machte das Ministerium des Innern auch dem Oberpräsidenten von Schlesien infolge der Posener Entdeckungen strengste Aufmerksamkeit und Fremdenaufsicht zur Pflicht⁶⁾), im Posenschen erfolgten Verhaftungen und andere Polizeimaßnahmen, am 12. und 13. 2. teilte das Ministerium ganz vertraulich mit, es lägen Andeutungen vor, daß die polnischen Pläne auch auf schlesische Landesteile polnischer Zunge und wohl auch Breslau gerichtet seien, aber es nahm einen späteren Tag als Beginn der Unternehmung an. Die Oppelner Regierung berichtete jedoch am 17. 2., daß sich in ihrem Bezirk nicht die geringste Spur einer Verzweigung der Posener Umtriebe gezeigt habe; tatsächlich hatten die Agenten ja keine Erfolge gehabt. Der Landrat v. Kościelcki-Lubliniż⁷⁾ hatte Rundschafter nach dem Königreich Polen gesandt, die aber auch dort nichts Verdächtiges bemerken konnten⁸⁾). Dagegen war in Krakau die Lage schon so gespannt geworden, daß der preußische Resident die Anregung gab,

¹⁾ Laubert in „Aus Oberschles. Vergangenheit und Gegenwart“ S. 4, S. 30, nach Verhandlungen der Kammer. ²⁾ Dzwonkowskii im Przegląd Humanistyczny 1924, S. 391. ³⁾ A 1160. ⁴⁾ Vgl. Szarota S. 44, 104. ⁵⁾ Feldman S. 137. ⁶⁾ A 17 d. ⁷⁾ Ihm hatte J. Lompa 1844 eins seiner Volksbücher gewidmet. Prus, Lompa S. 105. ⁸⁾ A 17 f; 23. 2. 1846.

um den Agentenverkehr zu unterbinden, nur von ihm mit einem Bisum versehenen Personen die Reise von oder nach Krakau zu gestatten, worauf von Breslau auch eine solche Verfügung an die Grenzlandräte unter dem 20. 2. erging.

Als am 18. 2. eine österreichische Abteilung in Krakau einrückte, gaben die dort versammelten Mitglieder der Rev.-Regierung den Plan zum Vorschlag an, und der Vertreter der Versailler Centrale Alciato verschwand nach Schlesien und beredete sogar auf dem Wege nach dem Freistaat befindliche Offiziere zur Rückkehr ¹⁾. Ebenso kehrte der bewaffnete Berglehrling v. Fredro auf die Nachricht von der Sperrung der Grenze um, wurde jedoch bei Lof verhaftet ²⁾. Andere Verschworene gelangten bis zur Grenze und schlichen sich entweder durch oder wurden auch abgefaßt, wie bei Myslowitz drei mit Breslauer Erkennungskarten versehene Studenten Andreas Graf Stórzewski, Konstantin Galon und Cäsar v. Bogdanfski, die gezogene Pistolen und Dolche bei sich hatten ³⁾. Drei Ostrowoer Gymnasiasten wurden an der Grenze des Kr. Lublinitz aufgegriffen ⁴⁾. Andererseits flüchteten wieder einzelne Teilnehmer an dem Aufstand auf preußisches Gebiet. Von solchen wurde der Pächter Patalski, der bei einem Überfall auf ein österreichisches Kommando den Führer erschossen hatte, ergriffen ⁵⁾, ebenso ein junger Mann namens Cäsar v. Haller, der Sohn des ehemaligen Senatspräsidenten von Krakau. Dieser hatte als Anführer einer Schar Aufständischer die preußische Krakau-Gleiwitzer Personenpost auf Freistaatgebiet angehalten, bedroht und zur Herausgabe der mitgeführten Summe von 2703 Rth. gezwungen ⁶⁾. Als jedoch der Haufen in Folge ungünstiger Nachrichten ängstlich wurde und auseinanderlief, schickte er der Postverwaltung den Betrag zurück und floh ins Preußische ⁷⁾.

Nach dem Abzug der Österreicher war nämlich am 20. 2. abends der Aufstand wirklich ausgebrochen ⁸⁾. Sofort strömten wieder die

1) Szarota S. 51. 2) Prozeß II, S. 399. 3) A 17 h, 3. 3. 1846. 4) A 17 f, 15. 3. 1846. 5) A 17 d, 28. 2. 1846. 6) über diese Post vgl. Władysław Namysłowski, Poczta Wolnego Miasta Krakowa (Krakau 1913), S. 16 ff. Mitten im Frieden war i. J. 1827 auf diese natürlich nicht gern gesehene preuß. Post ein Überfall von angeheiterten Bäuerlein erfolgt, die dann von ihrer poln. Obrigkeit durch eine tüchtige Tracht Prügel bestraft wurden: ebenda S. 43 f. 7) Um die Transportkosten dieses v. Haller entwickelte sich noch ein längerer Schriftwechsel mit der Oberschles. Eisenbahn: Acc. 16/23, Nr. 52. 8) Über den Aufstand vgl. besonders Sala, im Sinn der österr. Reg. geschrieben, und Szarota, ausführlich und anschaulich in poln. Sinn, sowie B. Limanowskis poln. verfaßtes Werk: Gesch. der revolüt. Bewegung in Polen i. J. 1846.

Massen ruhiger Leute, die nichts damit zu tun haben wollten, über die schlesische Grenze. Am 23. 2. wurden allein in Jast und Dziadzko-
witz 1500 gemeldet. Diese friedlichen Flüchtlinge suchte man zwar zu
überwachen, wie im Kreise Beuthen durch einen besonderen Beamten¹⁾,
sah jedoch aus Menschlichkeitsgründen bei ihnen über alle Paß-
vorschriften hinweg; den Reisenden gegenüber wurden sie aber ver-
schärft. Den Landräten wurde die Befugnis, Pässe auszustellen, ent-
zogen; auch zu Reisen im Inland mußte jeder, der die Eisenbahn
benutzte, eine Paßkarte mit sich führen²⁾, und die Züge wurden
daraufhin untersucht. Die von der Umsturzregierung ausgestellten
Pässe wurden von Preußen nicht anerkannt³⁾.

Der Regierungspräsident Graf Bückler⁴⁾ reiste sofort an die
Grenze, um die nötigen Maßnahmen zu treffen, als die ersten
Meldungen einliefen. Die Behörden richteten einen Reitbotendienst
ein und gingen an die Aufstellung von Sicherheitsvereinen, wie sie aus
Myslowitz, Tarnowitz, Lublinitz und Rattowitz bezeugt sind⁵⁾. In
den Städten bildeten gewöhnlich die Schützengilden den Kern der
Wehr, die Grenzdörfer besetzten die Abschnitte mit Posten, die von
irgendwie dazu geeigneten Leuten, wie Förstern oder Gendarmen,
kontrolliert wurden⁶⁾. Diese Sicherungen wurden auch an der russisch-
polnischen Grenze getroffen, weil man auch für Kongreßpolen den
Ausbruch eines Aufstandes befürchtete⁷⁾.

All das waren nur Behelfsmittel für den Augenblick und wurden
von dem tatkräftigen Kommandierenden General, dem Grafen
Brandenburg, sofort durch militärische Maßnahmen ergänzt⁸⁾, trotz-
dem das VI. A.-R. schon mehrere Truppenteile nach der Provinz
Posen abgegeben hatte⁹⁾. Da die drei Eskadronen Ulanen, die rechts
der Oder standen, nicht ausreichten, setzte er nach mündlicher Ver-
einbarung mit dem Oberpräsidenten noch am 22. 2. für die Grenz-
besetzung eine Jägerkompagnie nach Königshütte und am 23. das
I./10 nach Glewitz in Marsch zur Verfügung des Kommandeurs
Ulanenregiments 2. Da kurz vorher die Oberschlesische Eisenbahn
fertig geworden war, geschah die Beförderung damit. Dies waren die

1) A 17 h, 26. 2. 1846. 2) Amtsbl. 1. 3. 1846. 3) A h 17, 7. 3. 1846.

4) Von 1836—1858 in dieser Stellung. 5) A 17 h, 21. 2. 1846; A 17 l, 22. 2. 1846;
A 17 f; A 17 q, 27. 2. 1846; auch in Krakau hatte sich in der kurzen Zwischenzeit
bis zur Besetzung durch die Mächte eine Bürgerwehr gebildet: Namysłowski,
Milicya S. 101. 6) A 17 q: Bericht Brzenskowitz u. Landr. Beuthen 28. 2. 1846.

7) A 17 h, 28. 2. 1846, Rosenbergs. 8) Genaueres Dziengel S. 486; Otto S. 106;
Tronchin S. 195; Wechmar S. 87 usw. 9) A 17 d, 18. 2. 1846; Erhebung S. 15.

erſten größeren Militärtransporte, die das neue Verkehrsmittel beſorgte ¹⁾. Es war günſtig, daß die Bahn gerade in die an das auſtändiſche Gebiet grenzende Gegend führte. Ende Februar und Anfang März brachte dann faſt täglich der „Dampfwagen“ Truppenabteilungen. Nach den Grenzorten, wie Myſlowitz und Neu-Berun, waren ſofort zu Anfang Kommandos der 2. Ulanen entſandt worden. Allmählich wurden immer mehr Abteilungen aus ganz Schleſien zuſammengezogen und die Truppenteile durch Einziehung der Kriegsreſerve verſtärkt. Dabei waren die des 23. Regiments ſchon 24 Stunden nach der am 28. 2. nachts in Lublinitz eingegangenen und ſofort vertheilten Ordre in Groß-Strehlitz verſammelt, obwohl bis zu neun Meilen Weg zurückzulegen waren²⁾. Die Landwehr-Bataillone Gleiwitz und Coſel wurden auf 600 Mann Übungsſtärke gebracht³⁾. Am 27. 2. ſuchte der Kommandierende General ſelbſt die Truppen auf. Als dann am 3. 3. die Ruſſen und Öſterreicher Krakau beſetzten, rückten am 4. und 5. 3. auch Preußen ein, und zwar je ein Bataillon Inf.-Reg. 10 und 23 unter Oberſt Koch und zwei Eskadronen Ulanen-Regiment 2 nach der Stadt ſelbſt, der Reſt einen Tagemarsch weit in den Freistaat⁴⁾. Damit war der Aufſtand beendigt, und die Landwehr-Bataillone und Kriegsreſerve konnten wieder entlaſſen werden. Die beiden Ulanen-Eſkadronen blieben jedoch noch bis zum 13. Juli im Krakauer Gebiet.

Als die Lage für die Auſtändiſchen hoffnungslos wurde, beſchloſſen ſie am 3. 3., nach Preußen, wo man die wohlwollendſte Aufnahme erwartete, überzutreten⁵⁾. Nach kurzen Verhandlungen ſtreckten dann am Tage darauf bei Neu-Berun 728 Mann die Waffen. Der Kavallerieführer Mazaraki verlangte bei der Übergabe die Verſicherung, nicht ausgeliefert zu werden. Der neu ernannte preuß. Oberbefehlshaber, Gen.-Lt. v. Rohr, der gerade zu dieſer Übergabe an der Grenze eintraf, erwiderte jedoch, daß nur unbedingte Unterwerfung angenommen werden könne und der König die weitere Entſcheidung habe. Da hat Mazaraki achſelzuckend nur noch, ihn und ſeine Leute nicht zu plündern, worauf ihm mit der Bemerkung, daß Plünderung bei der preußiſchen Armee nicht üblich ſei, die Sicherung des perſönlichen Eigentums zugeſagt wurde⁶⁾. Preußen behandelte dieſe zuſammengewürfelten Maſſen wie regelrechte Militärperſonen einer krieg-

1) Saden Bd. II, S. 295. Über die Bahn Kaiſig I, S. 135 f. 2) A 17 f, Landr. Lublinitz 4. 3. 1846. 3) A 17 h, 28. 2. 1846. 4) Über die Beſetzung: Kopff S. 90 ff., 97. 5) Bürgerfr. S. 155. 6) A 17 h, 26. 4. 1846.

führenden Macht, erkannte den Rang der Offiziere, die teilweise nie Soldaten gewesen waren und diesen Rang nur erhalten hatten, weil sie etwas Bildung besaßen, an, so daß die Österreicher über diese rücksichtsvolle Behandlung erstaunt und empört waren ¹⁾. Einigen gelang es, der Aufmerksamkeit der Grenzbehörden zu entgehen und ins Innere Deutschlands zu entfliehen, wie dem Exdiktator Jan Tyssowski.

Mit diesen Übergängern hatte sich Preußen wiederum eine Quelle großen Ärgers und vieler Kosten aufgehalst, wenn die Sache auch glimpflicher abging als nach 1831. Sie wurden in den Festungen Neisse und Cosel untergebracht, die Offiziere gesondert in Neisse, und wer von ihnen sich selbst einquartieren und verpflegen konnte, durfte es tun, stand nur unter polizeilicher Aufsicht. Das wurde erst anders, als der Regierungsrat Bauer als Kommissar hinkam, um die Übergänger nach der Staatsangehörigkeit zu sondern, und am 25. 3. der erste Schub von 100 Krakauer Bürgern nach der Heimat abging, wo die drei Schutzmächte eine gemischte Untersuchungs-Kommission eingesetzt hatten. Zugunsten der russischen und österreichischen Untertanen beauftragte der König das Ministerium des Äußeren, sich für eine milde Behandlung zu verwenden und die Erwartung auszusprechen, sie nicht härter zu behandeln als die Krakauer, ließ sie auch nicht unmittelbar, sondern nur nach Krakau ausliefern ²⁾. Aus Furcht vor der Auslieferung entsprangen bis zum 3. 6. einzeln oder in kleinen Trupps, trotzdem die Bewachung allmählich natürlich verschärft wurde. sämtliche Offiziere, auch einige gewöhnliche Aufstandsteilnehmer. Die Frau eines der Offiziere, v. Skarzynski, die sich lange in Neisse aufhielt und über bedeutende Geldmittel verfügte, hatte diese wohl zu brauchen verstanden ³⁾. Da der Verdacht der Fluchtbegünstigung vorlag, wurde gegen den wegen seiner freisinnigen Anschauungen bekannten Grafen Reichenbach auf Waldhof, einen jungen Grafen Seherthof in Haltauf, Kr. Ohlau, und den Kaufmann Czekalla aus Neisse die Untersuchung beim Oberlandesgericht Ratibor eröffnet, jedoch wurden alle freigesprochen ⁴⁾. Von den Internierten reichten mehrere Gesuche um Nichtauslieferung ein, und der König ließ alle erst sorg-

1) Sjarota S. 79 f. 2) A 17 h, 10. 4. 1846. Auch während des Posener Hochverratsprozesses verwandte sich der König bei dem Zaren für die Polen, während die Russen Preußen scharfmachten: Dr. A. Rirschbraun in Kron. M. Pozn. 1928, S. 261 ff. u. 336 ff. 3) A 17 h, 13. 5. u. 6. 6. 1846; Bürgerfr. S. 349, 4) A 17 h, 20. 9. 1847. Vorgang dazu 14. 7. 1846. Kennzeichnung der Anschauungen der Familie Reichenbach: Zeitschr. Bd. 48 (1914), S. 174 ff. u. Bd. 49 (1915), S. 73 ff.

fällig prüfen. Dadurch, und weil die Krakauer Kommission ¹⁾ immer nur so viele auf einmal annahm, wie sie unterbringen konnte, zögerte sich der Abtransport der letzten bis zum 30. 6. hin. Noch lange aber kamen Anfragen aus Krakau wegen der Aufständischen ²⁾. So wurden noch viele Zeugenvernehmungen und Nachforschungen nötig.

3. Kap. Wirtschaftliche Folgen.

Die Einziehung von mehreren tausend Mann, die Tatsache, daß damals die bürgerlichen Bewohner den Sicherheitsdienst leisten mußten, den sonst das Militär versah, bedeutete eine wirtschaftliche Beeinträchtigung vieler. Besonders klagte Ratibor, daß die monatelange Bewachung des Inquisitorats eine große Belästigung für die Bürger darstelle ³⁾. Da die Eingezogenen diesmal nicht so lange unter den Fahnen zu bleiben brauchten, traten die Mängel der Wehrverfassung nicht so deutlich zutage wie 1830. Einschneidender wirkten die Sperrmaßnahmen. Gegen das unerwünschte Eindringen von Agenten der polnischen Verschwörung suchte sich die russische Regierung durch eine möglichste Erschwerung des Grenzverkehrs und gegen das Eindringen umstürzlerischer Gedanken durch die strengste Briefüberwachung, die fast jeden Verkehr unterband, zu sichern ⁴⁾. Das mußte natürlich auf die wirtschaftliche Lage besonders an dieser Grenze schwer einwirken. So wurde der große Hochofen von Paulsdorf, der auf polnische Zufuhr angewiesen war, kaltgelegt ⁵⁾. Bei der diesmal auffallenden Strenge der russischen Grenzbehörden wagten nicht einmal die Schmuggler, deren dunkles Handwerk sonst wenigstens etwas die schweren Folgen solcher Grenzsperrn linderte, preußische Waren abzuholen. Besonders fühlbar war das russische Ausfuhrverbot für Lebensmittel, da Oberschlesien schon zwei Mißernten hinter sich hatte ⁶⁾. Durch kleinere Mittel, wie zeitweise Aufhebung des Zolles

¹⁾ Zunächst eine militärische, deren preuß. Vorsitzenden, Oberst Hobbe, der Krakauer Senator Viktor Kopsj einen „verständigen und humanen Mann“ nennt, dann eine zivile: Kopsj S. 92. ²⁾ Z. B. sollte nach dem Verbleib der Sachen des Diktators Jan Tyssowski (über ihn eine neuere Monographie v. Marjan Tyrowicz) geforscht werden, der entflohen war. Auf seinem Wagen sollte u. a. seine „revolutionäre Kleidung“ gewesen sein: „Ein weißer glatter Rock mit amarantroten Aufschlägen, Kragen und Manschetten von Samt und himmelblauer, sehr weite Hose, welche zwei amarantrote Streifen und einen weißen Faden mitten durch hatte“: A 17 h, 23. 12. 1846. ³⁾ A 17 h, 19. 4. 1846. ⁴⁾ Schles. Ztg. S. 382; Erhebung S. 10; A 17 h, Lublinitz 17. 3. 1846. ⁵⁾ A 17 h, Rosenberg 7. 3. 1846. ⁶⁾ A 17 f, Lublinitz 4. 3. 1846. Über die ganze Notzeit seit 1844 vgl. nunmehr Mat. für Galizien: Gollenhofer S. 10.

auf Lebensmittel aus Polen, Unterstützung der Bestrebungen des Pfarrers Fi(e)kel, den Schnapsgenuß des Volkes durch Enthaltensvereine einzuschränken, durch Verminderung der Schankstätten, Empfehlung der Gründung von Kranken- und Sparkassen, Bekanntgabe eines Verfahrens, an Saatkartoffeln zu sparen, suchte die Regierung auf eine Besserung der wirtschaftlichen Lage hinzuwirken ¹⁾. Jene Zeit war überhaupt ungünstig, da Bergbau und Industrie noch nicht so entwickelt waren, daß sie bei der rasch wachsenden Bevölkerung den Überschuß voll hätten aufnehmen können und zudem durch den Übergang Rußlands und Osterreichs zum Schutzzoll Schlesiens auf zwei Drittel seines Umfangs mit schwer zu überschreitenden Zollgrenzen umgeben war, wozu noch häufig besondere Sperrmaßnahmen wegen der Rinderpest kamen ²⁾.

Da war das „Luftloch“ nach dem Freistaat Krakau überaus wichtig. Dieser nahm zeitweise die Hälfte der gesamten Ausfuhr Schlesiens auf und war der Hauptstapelplatz und die Schmuggelzentrale für den Handelsverkehr bis nach der Türkei für ganz Deutschland ³⁾. Nun wurde dieses Gebiet, das ein ständiger Brandherd revolutionärer Umtriebe gewesen war, die schon zehn Jahre vorher einmal zu seiner vorübergehenden Besetzung geführt hatten ⁴⁾, am 11. 11. 1846 unter Zustimmung der andern Ostmächte ein Teil des Habsburgerreiches und Ende Januar 1847 in seine Zolllinie einbezogen. Da Preußen seine Truppen schon im Juli 1846 herausgezogen hatte, vermochte es keine genügenden Zugeständnisse von Metternich zu erreichen, nur Kleinigkeiten, wie den zollfreien Absatz aufgespeicherter Vorräte bis Ende April 1847. Bald traten wirtschaftlich geradezu verheerende Folgen ein ⁵⁾.

In den Städten von Oberschlesien blühte bis dahin die Tuchmacherei und die Leinenweberei. Allein in dem Städtchen Sohrau ernährten 150 Webstühle 600 Personen, abgesehen von der Tuchmacherei. Ungeheure Mengen Stoffe wurden nach Krakau und von dort weiter versandt. Jetzt hörte mit einem Schlage diese Ausfuhr auf, und zahllose Menschen wurden brotlos. Ebenso stockte plötzlich der Absatz von Fischen aus den zahlreichen Seen und Teichen in den

¹⁾ Amtsbl. 1846, S. 145; 1847, S. 67, 78. ²⁾ H. Wendt, *Ergebn. der schles. Wirtschaftsgesch.* (Bresl. 1922), S. 9. ³⁾ Bernh. Hilgermann, *Der Handel mit Polen* (1921), S. 40. ⁴⁾ Stern Bd. V, S. 248; A 16 u; Dziengel S. 463. ⁵⁾ Genaueres Stern; Schles. Ztg. 1847, S. 43, 46, 172, 194 usw.; Gollenhofer S. 4 ff.; Godula S. 95 f. (Falsches Datum 1840, wie das Werk überhaupt wirr und wenig zuverlässig ist.)

Kreisen Pleß und Rybnik¹⁾, der einzelnen Besitzern bis zu 3000 Rth. jährlich einbrachte. Die Hemmung des Absatzes aus dem Industriebezirk war auch sehr fühlbar, wirkte aber nicht so furchtbar wie gerade in den beiden Kreisen Pleß und Rybnik, wo es nicht so rasch möglich war, neue dauernde Erwerbsquellen zu erschließen. Zu allem Unglück brachte das Jahr 1847 wieder eine völlige Mißernte²⁾ auch in Kartoffeln, und so ist es kein Zufall, daß der aus Galizien³⁾ eingeschleppte furchtbare Hungertyphus im Winter gerade in diesen beiden Kreisen am schrecklichsten wütete⁴⁾. Erhebend wirkte dann, als die Notlage bekannt wurde, die großzügige Hilfe ganz Deutschlands für diese schwergeprüfte Ecke des Landes; die Zeitungs-Quittungslisten, mehrfach vier Seiten in ganz kleinem Druck lang, wiesen schon am 25. 3. 1848 311 992 Rth. auf, eine für jene Zeit gewaltige Summe⁵⁾, und das Eingreifen der preußischen Regierung geschah zwar wegen der bürokratischen Langsamkeit des Beamtenapparates, trotzdem es die Oppelner Regierung nicht an geradezu erschütternden Berichten fehlen ließ, erst sehr spät, aber dann in zureichendem Maße⁶⁾.

IV. Abschnitt. Oberschlesien und die Wirren von 1848.

1. Kap. Das Gepräge der schlesischen Wirren.

Damit sind wir schon in das ereignisreiche Jahr 1848 eingetreten. Als der Aufruhr unter starker französischer und polnischer Einwirkung

1) Rybnik bedeutet geradezu Fischbehälter, und Pleß, früher poln. Plszczyzna, heut Pszczyna, kommt nach Alex. Brückner, *Dzieje języka polskiego* S. 52 von plesa = Seen. Aus beiden Namen geht also die Wichtigkeit der Wasserwirtschaft hervor. 2) Pampuch drückt in seiner genannten Propagandabroschüre S. 29 eine Korrespondenz der „Neuen Rheinischen Ztg.“ ab, die aus Opposition gegen die Regierung behauptet, daß es eine Mißernte nicht gegeben habe. Das zeugt entweder von bösem Willen oder Ahnungslosigkeit. 3) „In Galizien waren einige Dörfer, besonders in den Bergen, in denen kaum die Hälfte der Bevölkerung übrig blieb.“ Fälle von Menschenfresserei kamen vor. Auch in Krakau starben 1845: 1569; 1846: 2189; 1847: 3930 Christen: Vgl. Kopff S. 105. 4) Sohrau S. 233; Konieczny S. 500; Limanowski, *Odrodzenie* S. 46; A 1160; Prov.-Bl. 1866, S. 17. Ein Wort über die Typhusepidemie bis Ende Mai 1848 (Gleiwitz 1848). Aufzählung Raifig I, S. 363 f. 5) Von der im Abstimmungskampf 1921 eine Rolle spielenden polnischerseits behaupteten umfangreichen Hilfe der Gebiete des aufgeteilten Polens für Oberschlesien habe ich nirgends eine Spur entdecken können. Vgl. auch Mal S. 76 f. 6) „W calych Niemczech potworzyły się komitety ratunkowe“ (In ganz Deutschland bildeten sich Rettungsausgänge): *Ze Śląska polskiego* (Oppeln 1917), S. 37; Mitsche S. 16; Reis S. 21; Chrzajcz, *Neustadt* S. 351 u. andere Stadtgeschichten; A 1160; *Dziennik Polski* (Posen) schrieb: „Die Gemeinden taten, was sie konnten, ebenso Kard. v. Diepenbrock“ (Übersetzung in A 1018 v. Jahre 1862).

auch nach Preußen hinüberschlug, wirbelten in ihm nationale, politische und sozial-wirtschaftliche Gesichtspunkte bunt durcheinander. Für Oberschlesien muß man die Auswirkungen auf den deutschen und polnischen Teil der Bevölkerung gefondert betrachten. Für den wohlhabenden Teil der deutschen Einwohner handelte es sich hauptsächlich um völkisch-deutsche und politische Ziele. In den Städten wurden die schwarz-rot-goldenen Fahnen entfaltet, man sammelte für eine deutsche Kriegsmarine, feierte Verbrüderungsseste ¹⁾ mit den Deutsch-Ostreichern (allein 130 Ratiborer fuhren nach Troppau), gründete Vereine, kurz, man hoffte auf ein nach Außen großes, einiges und im Innern frei regiertes Deutschland ²⁾. Für die ärmeren deutschen Schichten ging es mehr um die Besserung ihrer wirtschaftlichen Lage und politische Rechte, wobei die neue Freiheit zu Volksversammlungen, Raizenmusiken und Umzügen gründlich ausgekostet wurde ³⁾.

Für die slawische Bevölkerung bezeichnen einige polnische Geschichtsschreiber das Jahr 1848 oder die Jahre um dieses herum als die Zeit der Entstehung der nationalen Bewegung ⁴⁾. Betrachten wir die einzelnen Erscheinungen, die das darlegen sollen, etwas genauer! Wenn zunächst gesagt wird, daß damals zwei polnische Abgeordnete zur preußischen Nationalversammlung gewählt worden seien, so ist doch darauf hinzuweisen, daß nicht nur einheimisch-polnische, sondern auch deutsche gewählt wurden. Das Volk sah bei der Wahl weniger darauf, welchen Stammes der zukünftige Abgeordnete war, sondern schlug sich „blind auf die Seite, welche ihm die meisten materiellen Vorteile“ bot. Das schienen vielfach sozial nahestehende Leute zu sein ⁵⁾. So kam der Freigärtner Kielbassa nach Berlin, ein so harmlos naturwüchsiger Mann, daß er während der Sitzungen die Stiefel auszuziehen pflegte und, als er das erste Mal seine Tagelöhner in blanken Talern empfing, dem Kassierer in dankbarer Rührung den Rockzipfel küßte ⁶⁾. Ein boshafter Landrat erregte durch die wortgetreue Veröffentlichung eines Sendschreibens des Abgeordneten

¹⁾ In Krakau wurden am 9. April österr. Truppen mit poln. u. dreifarbigen deutschen Fahnen begrüßt: Gollenhofser S. 26. ²⁾ Nietsche S. 317; Ratibor S. 364; Ring S. 200; Wanderer S. 114, 161; Bresl. Ztg. S. 735, 1626; Schles. Ztg. S. 763, 2342. ³⁾ A 1160, Mai 1848. ⁴⁾ So Koneczny S. 504; Ludomir S. 5; Lima-nowski S. 35; Szmanda S. 116, 131. ⁵⁾ Schles. Ztg. S. 1219; Bürgerfr. 311. Ebenso bei dem Abgeordn. für Rosenberg, dem Fuhrmann u. Leerhändler Winkus: Zeitschr. Bd. 54 (1920), S. 65. Das doch scharf poln.-völkische Krakau wählte in jenem Jahre für Kremsier den Rabbiner B. Meißels: Czas Nr. 41 v. 21. 12. 1848. Über Kreis Kreuzburg Menz in: Oberschl. 1913/14 u. 1914/15 u. Kluste in: Heimatal. d. Kr. Kreuzburg DS. 1928, S. 57—64. ⁶⁾ Herm. Wagener, Erlebtes (Berlin 1884), S. 28.

Hänel stürmische Heiterkeit ¹⁾. Wie diesem Brief, liegen auch den mehrfachen Abordnungen aus Oberschlesien, die in kindlichem Vertrauen teilweise unmittelbar nach Berlin zum Könige gingen, „um sich Rats zu holen“, nur wirtschaftliche Wünsche zugrunde, keine völkischen ²⁾; ebenso ging es den Berg- und Hüttenleuten nur darum ³⁾. Ausdrücklich wird der Schles. Zeitung am 28. 4. aus Oberschlesien berichtet, daß sich die „Wünsche der hiesigen Landbewohner auf materielle Gegenstände konzentrieren“. Kennzeichnend ist auch, daß der Abgeordn. Propst Jos. Schaffranek aus Beuthen ⁴⁾ gewiß parlamentarisch tätig war, seiner Muttersprache größere Geltung zu verschaffen ⁵⁾ besonders im Interesse der Schulzen, denen der deutsche Schriftverkehr noch bisweilen schwer fiel ⁶⁾, daß er aber einen Aufruf an die Versammlung vorschlug, daß die Gutsbesitzer „aus Patriotismus“ für immer allen Rechten des Frondienstes entsagen sollten ⁷⁾. Die Grundstimmung der polnischen Bevölkerung war und blieb trotz Krakauer, Posener und böhmischer Beeinflussungen ⁸⁾ eine große Achtung vor den weltlichen und geistlichen Autoritäten und eine stark monarchische Gesinnung ⁹⁾.

¹⁾ Lubliner Kreisbl. 3. 6. 1848; Schles. Ztg. S. 1463. ²⁾ Typisch dafür z. B. Nr. 139 u. 198 der damals rechtsgerichteten Schles. Ztg. ³⁾ Schles. Ztg. S. 1170, 1398, 1509; Bürgerfr. S. 311; auch Jelitto. ⁴⁾ Jan Przybyła nennt in seiner Broschüre Walka o Górny Śląsk od powstania do plebiscytu (Nikolai 1920) S. 42 Ab. Korfanty den „ersten poln. Abgeordn. Oberschl., der sich nicht für einen poln. sprechenden Schlesier, sondern für einen aus Schles. stammenden Polen hielt. Denn der ehrwürdige verst. Geistl. Rat Schaffranek, der erste schles. Abgeordn. zur deutschen Nationalversammlung i. J. 1848, verteidigte zwar die Rechte des schles. Volkes tüchtig, doch fehlte ihm noch, was übrigens verständlich ist, das richtige politische poln. Bewußtsein“; Lebensdaten Schaffraneks vgl. Prus S. 52. Die Schreibung des Namens Sch. ist nach den Akten u. Drucken gegeben. Poln. Darstellungen haben gewöhnlich „Szafranek“, ebenso unbegründet „Ficek“ statt Fizek, „Bończyk“ für Bonkef usw. ⁵⁾ Er beantragte z. B. zweimal poln. Nebenunterschriften der Landtagsitzungen: Komierowski Bd. I, S. 72 f.; der Abgeordn. Hoffmayer schlug bezeichnenderweise Übersetzung ins Schlesische vor. ⁶⁾ Daß eine von 200 Schulzen unterschriebene Petition $\frac{1}{2}$ Million Landleute vertreten haben soll, wie Ludomir S. 62 schreibt, ist Übertreibung; die Gemeinden hatten keinen Durchschnitt von 2500 Seelen. ⁷⁾ Ludomir S. 63 f.: „ze maja z patryotyzmu . . . na zawsze zrzec się . . . wszelkich praw do pańszczyzny.“ ⁸⁾ Darüber Limanowski, Odrodzenie S. 45: Der Arzt Wład. Weżyński und Literat Józ. Lepkowski, „der mit seinen Aufsätzen in Posener und Warschauer Zeitschr. weite Kreise der poln. Intelligenz für die Frage einer Wiedergeburt (odradzanie) des Polentums in Schles. interessierte. Über Beeinflussung der jungen Oberschlesier auf der Breslauer Universität S. 46. ⁹⁾ Prus S. 53: „Es wurden auch später noch verschiedene Bittschriften abgefaßt, sowohl an den König wie an den Landtag, aber gewöhnlich erfolglos.“ Im Gegensatz zu den bewußt völkisch eingestellten poln. Abgeordneten aus dem Posenschen legten später, im Febr. 1850, auch die aus O.S.

Links gerichtete Kreise erkannten das sehr richtig, wenn sie unmittelbar an einen Wahlausruf das Wahlgesetz anfügten, das die Unterschrift des Königs und der Minister trug, und so bei der politisch noch ungeschulten Bevölkerung, die bisher nur Amtsblätter und religiöse Bücher kannte und deshalb alle gedruckten Sachen für etwas Heiliges ansah, den Glauben zu erwecken versuchten, auch die darüber befindlichen Sätze gingen vom König aus ¹⁾). Diese Erscheinungen lassen wohl von national-polnischer Einstellung noch nichts erkennen ²⁾). Wenn weiter auf die Satzungen der in Posen gegründeten „Liga polska“ hingewiesen wird, daß diese für ihre allseitige Arbeit auf nationalem Felde auch Oberschlesien umfaßt habe ³⁾, so zeigt ein Blick in die beiden Berichte der Hauptversammlungen, daß keine Ortsgruppen dort vorhanden waren und entsprechend auch keine Vertreter von dort teilnahmen ⁴⁾). Weiter wird gesagt, daß polnische Versammlungen stattfanden und sich polnische Vereine gründeten. Erstere waren jedoch bisweilen nur Parallelversammlungen zu deutschen ⁵⁾, und allzu national-polnisch gefestigt können die Vereine auch noch nicht gewesen sein, wenn der Vorsitzende des ersten Beuthener Vereins, der seine Bildungsziele schon im Namen „Gesellschaft der für die Bildung des ober-schles. Volkes Arbeitenden“ kundgab ⁶⁾); Karl v. Koschützki, am 13. 12. 1848

und ebenso die aus Westpreußen nicht ihre Mandate aus Widerspruch gegen die vom König oktroyierte Verfassung nieder, leisteten vielmehr den Eid darauf, ja, während sie früher (für OS. außer Schaffranek noch der Abgeordn. Gorzolja) der poln. Fraktion beigetreten waren, hielten sich 1852 die beiden einzigen poln. Vertreter dieser Gebiete (für OS. Schaffranek) von dieser fern. Auch in der Politik der poln. Fraktion trat die Sonderstellung dieser beiden Gebiete gegenüber dem Posenschen zutage: Komierowski Bd. I, S. 11, 13, 72, 103 f.; II, S. 252.

1) A 1160, Mai 1848. 2) Gollenhofer schreibt S. 27 über die Krakauer Zeitungen: „Den überwiegenden Teil ihrer Spalten füllten Nachrichten aus dem Posenschen, Galizien, Paris, Wien und Berlin.“ Das nahe OS. wird also gar nicht erwähnt. 3) J. B. Buzef S. 39. 4) Liga Polska. Akt 1 (bzw. 2) walnego zebrania usw. (Posen 1849, 1850). Auch Knapowoka sagt S. 13 in der Anm. nur vorsichtig: „Es bestanden auch Versuche, die Aktion nach dem schles. Lande zu übertragen.“ Über spätere poln. Agenten in Schles. lehrreiche Einzelheiten S. 94 ff. Limanowski S. 32: „Schles. wurde in mündl. u. schriftl. Propaganda ausgewählt“ (nurtowano). Bei der tatsächlich nur theoret. Einbeziehung von OS. in die Tätigkeit der Liga konnten die Grenzlandräte, die später vom Oberpräf. zur Aufmerksamkeit angewiesen worden waren (Acc. 16/23, Nr. 52, 2. 3. 1849), nichts entdecken. Der Schlußsatz des § 74 des Organisationsgef. der Liga lautete: „Schles. u. Pr. haben einen Provinzialrat.“ 5) Wanderer S. 228. 6) „Towarzystwo pracujących dla oświaty ludu górnośląskiego“, wie Prus S. 54, Caspari S. 15 richtig angeben. Limanowski läßt auffälligerweise stets „oświaty“ (Bildung) aus: S. 32, 35, auch in seinem Werk *Odrodzenie*, S. 47.

schrieb: „Uns geht es wahrlich nicht um Träume vom polnischen Reich und überhaupt nicht um Politif, sondern darum, ob es noch länger bei vollständiger Unkenntnis unseres polnischen Volkes in Oberschlesien bleiben soll ¹⁾.“ Und wenn mehrere Lesehallen ²⁾ gegründet wurden, so war es wesentlich ein literarisches, ein Bildungsinteresse, das dazu führte. Aus dem gleichen Grunde ließ damals die Regierung das Volksschulwesen — nach einigen schon vorher vorhandenen Ansätzen — von Grund auf verpolen, und zwar durch Posener Polen, die hochpolnisch unterrichteten. Die berufenen Vertreter der obereschlesischen Schule, die Lehrer, hatten auf den Kreiskonferenzen im Juni 1848 wohl verschiedene Forderungen aufgestellt, aber nicht eine Stimme hatte sich für die hochpolnische Unterrichtssprache erhoben, auch Lompa nicht ³⁾, ebensowenig die eines eigentlichen Oberschlesiers sonst. Der auf seinen Wunsch hinberufene Schulrat Bogedain, ein wohl durch Erziehung in national-polnischer Umgebung verpolter Deutschkatholik aus Schlesien ⁴⁾, drängte sie ihnen geradezu auf ⁵⁾. Von den in jenen Jahren gegründeten Zeitungen ⁶⁾, die auch ein

1) Ludomir S. 55; Limanowski S. 35. Nach den Akten schrieb er sich selbst v. Koschücki, nicht Kosjeli oder Koszyczi, wie neuere poln. Darstellungen ihn nennen. 2) Angaben Caspari S. 15. 3) A 1333 u. die gedruckte Denkschr. über die Wünsche und Anträge der schles. Volksschullehrer (Bresl. 1848). Prus schreibt S. 49 über dieses Jahr: „Lompa erstrebte nichts andres, als das einfache Volk aufzuklären und aufzuwecken, es zum Leben und zur Arbeit anzuregen — er erstrebte überhaupt eine Hebung des Volkes.“ Kennzeichnend für seine Stellung ist auch — denn nur er dürfte, wie Caspari S. 16 mit Recht annimmt, der unterzeichnete J. L. sein —, daß er in der „Gazeta Wiejska“ vor dem Büchlein J(oz.) Ł(epkowski)s „Obraz dziejów Śląska dla ludu śląskiego“, der, von auswärts stammend und polnisch-völkisch eingestellt, eine Zeitslang in Schlesien weilte, warnte: „Der Verf. des Büchleins hat das Ziel im Auge, in uns Haß gegen die deutschen Landsleute und gegen die Obrigkeit zu erwecken und uns mit dem poln. Patriotismus zu verbrüdern. Das wäre ein wahrer Verrat des obereschles. Volkes, in das der Feind gern das Unkraut des Umsturzes und des Aufruhrs säen möchte. Also das Buch ist nicht für Euch und noch weniger für unsere Schulen.“ 1846 hatte er auch eine „Gesch. des preuß. Staates“ u. eine „Geographie der preuß. Monarchie“ in poln. Sprache verfaßt: Prus S. 126 f. 4) Über seine Stellung und Persönlichkeit gehen die Ansichten verschiedener Forscher (vgl. Klawitter, vorliegender Bd. S. 206 ff.) in ähnlicher Weise auseinander wie über die des Posener Gymnasialdir. Kaulfuß. Schriftumsangaben Klawitter S. 163. 5) A 915, 26. 4. 1849: Reg.-Rat Barthel; Laubert S. 164 ff.; Cardinal S. 11; Buzek S. 106 ff. Kürzlich ist eine Gesamtdarstellung v. A. M. Kosler, Die preuß. Volksschulpolitik in OS. 1742—1848 von der Hist. Kommission f. Schles. in: Einzelschriften zur Schles. Gesch. (Breslau 1929), erschienen. 6) Darüber vgl. bes. Dziennikarstwo polskie na Śląsku. Zarys historyczny. Napisał Książdz (Beuthen 1913), sowie Prus, Drukarze; Th. v. Bernatt, Poln. Zeitschr. in Oberschles. Aufzählung und Kennzeichnung bei Klawitter, S. 16 f., 150 ff.

Kennzeichen des nationalen Erwachens sein sollen, wird die 1849 entstandene *Gazeta wiejska dla Górnego Śląska* von polnischer Seite als auf dem „Standpunkt des preußischen Patriotismus stehend“ bezeichnet. Sie war tatsächlich ein Regierungsblatt und verfolgte neben konservativ-politischen Bildungszwecke¹⁾. Dem letzteren Zwecke diente der übrigens erst 1851 gegründete *Poradnik dla ludu górnośląskiego Kościuszki*, der Übertragungen der amtlichen Verordnungen, belehrende Aufsätze, diese oft Übersetzungen²⁾ deutscher, brachte und von ihrem Gründer ausdrücklich dazu bestimmt war, den „Umtrieben polnischer Demokraten entgegenzuwirken, wenn auch noch bis jetzt jene andern neu entstandenen Zeitschriften bei uns noch wenig Leser und Abonnenten gewonnen haben“³⁾. Tatsächlich gingen auch diese kleinen Blättchen sämtlich bis zum Jahre 1852 ein. Teilnahmslosigkeit des Volkes und die rückwärtliche Richtung der Regierungspolitik wirkten wohl dabei zusammen. Streng kirchlich gerichtet war der *Tygodnik Maryański*, wie die Namen des Blattes und des Herausgebers, des Pfarrers Ziezek, der 1844 die große Enthaltensbewegung entfacht hatte⁴⁾ und 1846 durch seine Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Aufstande die nationalen Polen enttäuscht hatte, zeigen.

Religiöser Fanatismus und wirtschaftliche Beweggründe flossen bei den damaligen Ausschreitungen gegen Juden zusammen, wie sie am stärksten in Gleiwitz stattfanden und sich besonders gegen Max Ring richteten⁵⁾; ihnen nämlich schob das Volk die schlechte wirtschaftliche Lage in die Schuhe. Rein aus wirtschaftlichen Gründen sind auch die Ausschreitungen zu erklären, denen einige Gutsbesitzer, reiche Bürger und Beamte, ausgesetzt waren, und zwar in gleicher Weise in den deutschen wie wasserpolsischen Kreisen⁶⁾. In den Städten

1) Caspari S. 15 f.; Klawitter S. 17 u. vorliegenden Bd. S. 204 ff.; Prus S. 71: Lompa u. Smolka übersehten deutsch geschriebene Aufsätze v. Kościuski, der also gar nicht poln. konnte. Bogebain beantragte selbst August 1850, die poln. Ausgabe eingehen zu lassen: Klawitter S. 163. 2) Klawitter S. 17 u. 150. Übersetzungen deutscher Geisteserzeugnisse spielen im poln. Schrifttum eine große Rolle. Über Lompas Lieder u. Erzählungen vgl. Prus S. 39 f., 81, 104, 107 ff. u. ö. 3) A 2532. v. Kościuski an d. Oberpräf. 18. 12. 1848. Der von Caspari S. 15 u. Klawitter S. 17 als völkisch-polnisch bezeichnete „*Dziennik Górno-Śląski*“ in Beuthen war mir nicht zugänglich. Über ihn schreibt Prus, *Drukarze* S. 17, daß Henkelet ihn hat eingehen lassen, wahrscheinlich mit Rücksicht auf die umstürzlerischen und völkisch-polnischen Bestrebungen größtenteils abgeneigte Geistlichkeit. 4) Vgl. *Konstanty Prus, O walce z pijaństwem* (Beuthen 1914). 5) Nietsche S. 315; Ring S. 203, 208; Ratibor S. 364; *Wanderer* S. 84, 91; A 1160, Mai 1848; über entsprechende Erscheinungen in Posen: Laubert, *Verwaltung* S. 139. 6) Genaueres Ziefursch

taten sich wiederum überall Bürgerwehren auf und suchten die Ordnung aufrecht zu erhalten, in einigen Fällen mußte jedoch Militär einschreiten. Zu dessen Verstärkung wurden die Landwehr-Bataillone Gleiwitz, Cosel und Neisse aufgeboten, und die Mannschaften traten willig unter die Waffen ¹⁾. Ausdrücklich sagt der Zeitungsbericht der Regierung vom September: „Diejenigen Störungen, die vorkommen, gehören in unserm Verwaltungsbezirk nicht der politischen Bewegung an und haben fast ohne Ausnahme nur Aneignung oder Verweigerung auf privatrechtlichem Gebiet zum Ziel.“ Also fast nur auf deutscher Seite sind starke nationale und politische Bestrebungen vorhanden, auf polnischer bei ganz wenigen eingeborenen Leuten Aufklärungs- und Bildungsziele und bei der großen Masse des Volkes neben religiösen ganz überwiegend wirtschaftliche Gesichtspunkte, die dem vielberufenen Jahr sein Gepräge geben ²⁾.

2. Kap. Einwirkungen der polnischen Frage, besonders der Posener Ereignisse.

Den besten Prüfstein, ob dem wirklich so ist, gibt das Verhältnis der slawischen Bevölkerung zu den Posener Ereignissen. Wenn irgend einmal bei den verschiedenen Aufständen sich Sympathie für die völkisch-polnische Sache hätte zeigen können, dann wäre es doch damals gewesen, wo der Aufstand im eigenen Staate losbrach und die allgemeinen Zeitverhältnisse so verwirrt waren, ähnlich wie 1806/07. Aber die Döppelner „Zeitungsberichte“ erwähnen die Posener Ereignisse überhaupt nicht mit einem Worte; die Schlesier hatten eben gar keine

S. 372; Reis; Woidschügke Teil II (Handschr.) S. 113, 137; Schles. Ztg. S. 854 usw. Ebenso spricht Caspari S. 10—15 nur von „Rewolty chlopskie“, Bauernunruhen, nicht völk. Aufstand. Ebenso in Galizien Gärung unter den Bauern: Gollenhofer S. 61. Auch der poln. verwaltete Freistaat Krakau, nicht nur Preußen, dem das vorgehalten wird, hatte Bauernunruhen gekannt: 1820 hatte die Krakauer Miliz 100 scharfe Patronen verwenden müssen: Namysłowski S. 52 f.

1) A 1160, Mai 1848; bei preuß.-öferr. Bündnisverhandlungen 1851 wurde die Garantie gegenseitiger Hilfe nur für den Fall eines Aufstandes im Posenschen, bzw. Galizien und Krakau, nicht für Schles. erörtert: Sokolowski S. 49. 2) Auch 1849 berichtet Polizeirat Vogt: „Im Pleßner und Beuthner Kreise mögen an 30 000 Gruben- und Hüttenarbeiter poln. Zunge sein. Sind sie auch jetzt noch politisch nicht aufgeregt, so könnten sie es doch leicht werden, namentlich wenn eine strenge und längere Blockade der Elbe u. Oder, oder die Aufhebung des Eisenbahnzölles ihnen die Arbeit entziehen sollten“: Acc. 16/23, Nr. 52, 26. 4. 1849. Wirtschaftliche Beweggründe auch bei den Kaschuben 1846 u. 1848: Lorenz S. 130 f.

Beziehungen zum Aufstande ¹⁾), während aus Kongreßpolen und Frankreich starker Zuzug nach Posen strömte ²⁾). Nicht ein einziger Oberschlesier ist den Posener Polen zu Hilfe gekommen; überall zeigten sich das stehende Heer und die Landwehr zuverlässig preußisch. Der Krakauer Geistliche Antoniewicz, der damals Missionspredigten im Lande hielt, mußte es erleben, daß, als er sich „an die ungezählte Menge Zuhörer mit den Worten wandte: ‚Polnisches Volk‘, er nach der Beendigung der religiösen Belehrung eine überaus schmerzlich berührte Abordnung vor sich sah, die ihn mit Demut auf den Lippen bat, die Schlesier nicht in ähnlicher Weise zu beleidigen, sie vielmehr so zu benennen, wie sie sich selbst zu nennen beehrten: ‚Preußisches Volk oder obererschlesisches Volk‘“. Oberschlesier verklagten in jener Zeit Leute um der Bezeichnung Pole willen wegen Beleidigung und setzten Bestrafungen durch ³⁾). Auf der Laurahütte mußten in dem Jahr 296 Arbeiter, „welche nach und nach aus Polen herübergekommen waren, auf Andrängen der diesseitigen Arbeiter entlassen werden“ ⁴⁾). Der Landrat von Beuthen bat am 29. 5. 1848, den polnischen Emigranten und Literaten Prot v. Potocki nicht im Kreise zu belassen, „da die Einwohnerschaft von Königshütte und Umgegend durch Äußerung seiner politischen Gesinnung sehr gegen ihn aufgebracht ist und sogar seine persönliche Sicherheit hier bedroht worden ist“ ⁵⁾).

Der demokratische Flügel des deutschen Bevölkerungsteiles glaubte im Anfang, deutsch-völkische Gesinnung mit Polenschwärmerei vereinigen zu können, sah in den Posener Sensenmännern nur Kämpfer für die Völkerfreiheit und begeisterte sich für die Befreiung Polens als einer Schutzmauer gegen das verhaßte rückschrittliche Rußland, das mit Krieg drohte und durch Grenzschantanen Schlesien wirt-

1) A III 53 d; Cardinal S. 10. Der Einberufer der für den 5. 2. 1848 in Breslau vorgesehenen Tagung zur Festlegung gemeinsamen Handelns lud auch nur Leute aus Galizien, Krakau und Posen ein, nicht aus OS.: Kopff S. 122. Als Gerücht erwähnt, daß in Schierotau, Kr. Lublinitz, eine bedeutende Anzahl Sensen gefertigt u. nach „Schiemianitz“ (Siemianice, Kr. Kempen) zu Gen. „v. Schembeck“ (Szembel, aus einem einst dt. Geschlecht Schönbeck) gesandt worden sei: Acc. 16/23, Nr. 52, Landr. Konstadt 6. 5. 1848. 2) Schles. Ztg. S. 1403; Knapowiska S. 58 u. ö. 3) St. Belza in „Warszawa Śląskowi“ (Warschau 1921) S. 17. 4) Acc. 16/23, Nr. 52. Bericht Pol.-Rat Vogt v. 26. 4. 1849. Den noch Hierbleibenden wurde nachgesagt, „daß sie die Rechte des fremden Eigentums nicht zu würdigen wissen“. Er empfahl Ausweisung der unberechtigt anwesenden jenseitigen Untertanen. 5) Acc. 16/23, Nr. 52. Potocki hatte den Paß des Wirtschaftsinspekt. v. Wunsch auf Domezko benußt. Das veranlaßte die Reg. zu einer Anfrage nach der Verbindung Potockis mit dem Besitzer von Domezko, einem Grafen Reichenbach.

tschaftlich schädigte¹⁾. Aus dem Spielberg bei Brünn entlassene und nach der Heimat fahrende Polen, die am 24. 3. in Ratibor bei dem Gastwirt Linkhusen, dessen niederdeutscher Name allerdings auf nicht schlesische Abkunft zu deuten scheint, übernachteten, wurden von ihm mit Musik und unter Begleitung einer großen Menschenmenge zum Bahnhof gebracht, und in Gleiwitz rief man einem solchen Trupp freundlich Lebewohl zu und winkte ihm nach²⁾. Aber diesem Kaufsch der ersten Tage folgte wegen der Entwicklung in Posen³⁾ sehr bald eine gründliche Ernüchterung⁴⁾. Als am 27. 4. mit dem Zuge aus Krakau, wo es sogar zu einer Beschießung der Stadt gekommen war⁵⁾, eine große Menge von dort ausgewiesener fremder Polen durch Gleiwitz kam, bewies man ihnen „nicht die mindeste Sympathie und ließ ihre Zurufe an die auf dem Perron Versammelten ganz unbeachtet“⁶⁾. Daß von den rechtsstehenden Deutschen die Erhebung als staatsfeindlich und revolutionäre Tat von vornherein abgelehnt wurde, versteht sich von selbst.

Oberschlesien grenzte nur mit dem Kreise Kreuzburg an den südlichen Zipfel der im hellen Aufruhr befindlichen Provinz Posen. Zum Schutz der schlesischen Grenze wurde Ende März unter Oberstleutnant v. Bonin eine gemischte Abteilung des VI. A.R. zusammengezogen, die allmählich auf 5400 Mann verstärkt wurde. Da liefen Nachrichten ein, daß die im Lager von Pleschen vereinigten Polen über Ostrowo, Kreuzburg, Lublinitz, Tarnowitz nach Krakau durchbrechen wollten⁷⁾.

1) Woisdzückte Teil II, S. 96. Anfängliche deutsche Sympathien nimmt auch Szmańda S. 136 an. 2) Schles. Ztg. S. 777; Bresl. Ztg. S. 749. über den begeisterten Empfang mehrerer Transporte in Krakau, sogar mit 2 Illuminationen, die allerdings in Polen häufiger vorkommen, vgl. Gaz. Krak. Nr. 71 f. v. 28. u. 29. 3. 1848. 3) Darüber Kunz 1848. 4) Eine ähnliche Erscheinung war beim Moabiter Polenprozeß zu beobachten gewesen, vgl. Publizist Nr. 34 v. 1847 nach Wolfg. Hallgarten, Studien über die deutsche Polenfreundschaft in der Periode der Märzrevolution (München u. Berlin 1928). Ebenda über den Stimmungsumschwung in Preußen S. 74, Süddeutschland S. 72, Gesamtdeutschland S. 76 ff. 5) Genaueres hierüber bei Gollenhofer. 6) Schlesische Zeitung S. 1107; kühle Stimmung auch Bürgerfr. S. 279, 296, 336, 351; ebenso in andern Grenzprovinzen, selbst teilweise im Innern. In Reidenburg wollte die Menge 30 übergetretene poln. Edelleute sofort an die russ. Behörden ausliefern. In Westpreußen „Erbitterung unbeschreiblich groß“: Schles. Ztg. S. 1113, 1177; über Berlin ebenda S. 997, 1300, Sokolowski S. 47 f., über Leipzig: Schles. Ztg. S. 1167. Auch Österreich ließ, wie die Gaz. Krak. Nr. 97 v. 29. 4. 1848 berichtet, poln. Einwanderer aus Frankr., die über Breslau kamen, nicht mehr über die Grenze, woraus jedoch ein Menschenhaufe dem Bizetkommissar in seine Wohnung einbrach und mit Gewalt seinen Willen durchsetzte; daraus entwickelten sich dann in den nächsten Tagen blutige Ereignisse. 7) A 17 k, Landr. Lublinitz 19. 4. 1848.

Überall in diesen Gegenden waren polnische Söldlinge ausgetaucht, die Straßen, Kassen, Waffenniederlagen u. dgl. erkundeten. Als es gar hieß, die Polen hätten schon Pitschen geplündert, traten sofort in den bedrohten Städten die Bürgerwehren zusammen, um im Verein mit kleinen Militärkommandos den Durchbruch zu verhüten; die Bürger gossen eifrig Kugeln, bewaffneten sich mit Spießen, brachten ihre Wertgegenstände in Sicherheit und erwarteten den Gegner ¹⁾. Aber die Nachricht über Pitschen erwies sich als falsch. Die Abteilung Bonin beseitigte vielmehr durch die Gefechte bei Adelnau am 22. 4., Gr.-Topola und Raschkow die Gefahr des Durchbruchs nach Krakau, und Oberschlesien konnte wieder aufatmen ²⁾. Blinder Lärm und durch die ungeklärten Zustände im Posenschen zu erklären war wohl die Mitteilung des Landrates des Kreises Schrimm i. P., aus Kions sei Nachricht gekommen, daß die Insurgenten nach verschiedenen Städten der Mark und Schlesiens, darunter auch Oppeln, Abteilungen entsandt hätten, welche dort Aufrührer veranlassen sollten, um die militärischen Kräfte von dem Großherzogtum Posen abzuziehen ³⁾. Also die Ablenkungspläne von 1846 scheinen auch damals noch gespuckt zu haben. Daß aber wiederum an keine völkisch-polnische Erhebung gedacht wurde, zeigt deutlich die Zusammenstellung des gemischtsprachigen Oppelner Gebiets mit der rein deutschen Mark.

Ferner sollten sich nach gesandtschaftlicher Mitteilung aus der Gegend von Plozk und Kalisch gegen 500 Polen unter dem Vorwande von Handelsgeschäften nach dem Posenschen bzw. Schlesien in der Absicht begeben haben, um sich den politischen Bewegungen in den polnischen Landesteilen anzuschließen ⁴⁾. Nach militärischer Meldung hielten sich z. B. in Myslowitz seit über 14 Tagen gegen 20 polnische Emigranten auf, „welche auf den Geist der Bevölkerung nachteilig einfluierten.“ Später hören wir von der Fortweisung dreier von ihnen ⁵⁾. Ein mit einem belgischen Paß versehener Broniat hatte „unbedenklich unwahre Depositionen in der Verhandlung niedergelegt“; er wollte 1846 in Krakau mitgemacht haben. Ein anderer, der Pistolen und einen Paß auf den Namen Lesingham-London bei sich führte, gestand, in

1) Schles. Ztg. S. 1061 über Kreuzburg u. S. 1120 über Rosenberg. 2) Näheres Runz S. 59 ff., Woidschützke II, S. 98—100. 3) Acc. 16/23, Nr. 52, 28. 4. 1848.

4) Acc. 16/23, Nr. 52, Min. d. J. 20. 6. 1848. 5) 2. III.-Rgt., Maj. v. Landen an Gen.-Komm. 15. 5. 1848, dann Landrat v. Beuthen: Acc. 16/23, Nr. 52. Namen: Maj. a. D. „Pet. Urbainski,“ ehem. russ. Forstbeamter, Franz Podlich u. Ökonom Stan. Milikowski.

Wirklichkeit Karsti zu heißen und nach Krakau zu wollen¹⁾. Ein Jos. Kozłowski, der aus Paris nach der gleichen Stadt gegangen war, erbat, da er ohne Hilfsmittel war, die Hilfe und den Rat der Regierung²⁾. Mehrere wurden nach Magdeburg dirigiert³⁾. Die wohlhabenden Emigranten durften zwischen Elbe und Weser beliebig wohnen; die andern wurden auf Kosten des Staates in den vom Oberpräsidenten der Provinz Sachsen errichteten Depots verpflegt. In einem späteren Bericht von Polizeirat Bogt vom April 1849 wird behauptet, daß der schon 1807 genannte Fürst Sulkowski, der 1848 bei der Erstürmung des Zeughauses in Wien fiel, in seiner Besorgung solchen Emigranten Unterschlupf gewährt habe. Seine Wirtschaftlerin „Lissowka, genannt Gräfin“, sollte sie auf dem Bahnhof in Empfang genommen haben. Auch einem „Scziborowski“, der nahe Myslowitz ein Vorwerk besaß, sowie der früheren Besitzerin des Gutes Dombrowa, einer Gräfin, wurde das Gleiche wie dem Fürsten nachgesagt. Doch seien die Sympathien für die Emigranten „fast ganz geschwunden, weil sie sich als undankbar, unbescheiden und nur als Menschen gezeigt haben, die nichts weiter als den Umstand aller sozialen Verhältnisse wollten“. So empfahl Bogt, die preußische Grenze, die offen daliege, wenigstens von Myslowitz bis Troppau zu schützen.

Zusammenfassend müssen wir wohl zustimmen, wenn Reis feststellt: „Die polnischen Bewegungen trugen nach Oberschlesien keine Wellen hinüber, weder 46 noch 48“, und wenn der Provinzialschulrat Barthel berichtet: „Die im Großherzogtum rumorenden und 1848 alles Maß überschreitenden Tendenzen fanden so gut wie gar keinen Anklang in Oberschlesien“⁴⁾. Sagt doch auch der Pole Konstanty Prus, daß im Gegensatz zu Breslau und andern Städten in Oberschlesien alles schief und die Bewegung in den Städten dort lächerlich schwach war⁵⁾. Auch 1849 noch schreibt die Regierung Oppeln: „Die unter der polnischen Bevölkerung des Großherzogtums Posen herrschende Tätigkeit in politischer Beziehung und die Zustände in Galizien und Krakau lassen mehr als je die Überwachung des Polenverkehrs dringend notwendig erscheinen“⁶⁾. Also sie sieht wohl eine Gefahr in den auswärtigen polnischen Emigranten, nicht aber bei der einheimischen Bevölkerung. Ausdrücklich hatte sie diese Unterscheidung in einer Verfügung vom 29. 6. 1848 zum Ausdruck gebracht⁷⁾.

1) Acc. 16/23, Nr. 52. Landr. Konst. 6. 5. 1848. 2) Ebenda: Protokoll Oppeln 10. 5. 1848. 3) So Bronia, Milkowski u. Louis Krieg. 4) A 915, 26. 6. 1849. 5) Prus S. 47: „Na Śląsku Górnym spało wszystko, a ruch w miastach był tu śmiesznie słaby. 6) Acc. 16/23, Nr. 52, 14. 3. 1849. 7) Acc. 16/23,

Daß die Wirren besonders in Posen 1848 auch wieder zu strengen Grenzabsperungen, Paßschikanen, Ausfuhrverboten seitens der russischen Behörden und dadurch zu wirtschaftlichen Schädigungen des benachbarten Oberschlesiens führten, sei nur kurz erwähnt. So mußten verschiedene Hochöfen, die auf polnische Holzkohle angewiesen waren, zeitweise ausgeblasen werden, und dadurch wurde eine Menge Arbeiter, Berg- und Fuhrleute brotlos ¹⁾. Auch von preußischer und österreichischer Seite wurden wieder die üblichen Überwachungsmaßnahmen nötig, besonders, als es infolge der auch über Preußen zahlreich einströmenden Polen in Krakau zu blutigen Unruhen kam ²⁾. Österreich sperrte dann die Grenze für die Polen, und die von dort ausgewiesenen fremden Staatsangehörigen fielen wiederum Preußen zur Last, bis es endlich auch niemand mehr aufnahm ³⁾.

V. Abschnitt. Oberschlesien und der Aufstand in Kongreßpolen 1863/64.

1. Kap. Das Verhalten der Bevölkerung.

Wie zwischen dem Novemberaufstand und denen der vierziger Jahre, so verfloß wieder ein halbes Menschenalter, bis von neuem furchtbare lange Fieberschauer den polnischen Volkskörper erschütterten, diesmal in Kongreßpolen ⁴⁾. Ein erregter Pulsschlag des öffentlichen Lebens, gesteigerte Hitze und einzelne kurze Zuckungen waren schon in den Jahren vorher zu beobachten gewesen. Wenn der „Völkerfrühling“ von 1848 die „Wiedergeburt“ des polnischen Volksbewußtseins in Oberschlesien gebracht haben sollte, so mußte sich doch diesmal nationales Leben in dem früher scheinbar toten Gliede des polnischen Volksleibes zeigen.

Die ersten Zuckungen der vorhergehenden Jahre ⁵⁾ waren an den Schlesiern spurlos vorübergegangen ⁶⁾, und als am 22. 1. 63 der regelrechte Aufstand an vielen Stellen zugleich ausbrach, wiederholte

Nr. 52, anläßl. einer Anfrage wegen zweier ausweislos aufgegriffenen Männer: „Schließlich empfehlen wir . . . wiederholt wachsame und strenge Aufsicht auf die im hiesigen Kreise etwa umherreisenden, in der Prov. nicht einheimischen Polen.“

¹⁾ A 17 k. Landr. Lubliniz 4. 4. 1848; Grenzzollrendant Fiedler-Bodzanowiz am 6. 4. 1848; Landr. Rosenberg 23. 4. 1848; Woidschützke II, S. 95 f. ²⁾ A 17 k; Schles. Ztg. S. 1067 u. 1170; Gollenhofer Kap. IV. ³⁾ Schles. Ztg. S. 1107, 1279.

⁴⁾ Darüber besonders: Knorr; Throta; Limanowsti, Powstanie. Umfangreiche Titelzusammenstellung von Janusz Gasiorowski: 4168 Arn. ⁵⁾ Über die im Posenschen z. B. A. Wojtkowski in Straz Zach. Zg. II, S. 57—71. An dem großen Fest im Bazar zu Posen 1860 (670 Pers.) hatte kein Oberschlesier teilgenommen: Karwowski Bd. II, S. 70 f. ⁶⁾ A 1160, Mai 1861: „Die Vorgänge in Polen machen auf die diesseitige Bevölkerung keinen Eindruck“; weiter Juli u. Nov. 1861.

sich das Bild von 1830 und 46: Die jenseits der Grenze mit Arbeit wie Holzfällen beschäftigten preußischen Untertanen strömten zurück ins Vaterland ¹⁾, umgekehrt wie in Posen und Galizien, von wo zahlreiche Waffenfähige ihren Brüdern zu Hilfe zogen ²⁾. Nur aus Kongreßpolen stammende Arbeiter, die im damals weit größeren, erst später aufgetheilten Industriekreis Beuthen tätig waren, verschwanden teilweise über die Grenze, und zunächst herrschte die Furcht, sie könnten mit Banden in diese ihnen bekannte Gegend einfallen ³⁾. Doch der hervorragende Landrat dieses Kreises, Solger, schrieb schon am 29. 1., daß er „nicht die geringste Besorgnis vor einem Einbruch polnischer Banden habe, zumal die hiesige Arbeiterbevölkerung weit eher geneigt sein würde, dieselbe mit Gewalt zu vertreiben, als ihnen Vorschub zu leisten“ ⁴⁾. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die slawischen eingeborenen Bewohner von Oberschlesien nicht das geringste Wohlwollen für den Aufstand hatten ⁵⁾. Die Stimmung war „die günstigste, die man sich denken kann“ ⁶⁾. Ein in Polen befindlicher preußischer Untertan, anscheinend aus den Grenzkreisen, der aus Furcht vor den Polen nur seine Anfangsbuchstaben angab, schrieb

1) A 1006 u. Acc. 16/23, Nr. 193, Bericht Rother 5. 2. 1863; Schles. Ztg. 26. 2. 1863; Lustig S. 43. Die dem Min. d. A. zugegangene Nachricht, daß mehrere 100 aus dem Kr. Oppeln nach Polen gegangene Arbeiter von den Aufständischen an der Rückkehr gehindert und zwangsweise in die bewaffneten Scharen eingereiht worden seien, wurde widerrufen. Die Russen waren schon ersucht worden, bei ihren Maßnahmen auf diese Rücksicht zu nehmen: Acc. 16/26, Nr. 8, Reg.-Präs. 9. 4. 1863. 2) Jedoch in den Zeitungen angegebene Zahlen teilweise übertrieben hoch: Schles. Ztg. v. 7., 6., 27. u. 28. Febr., 7. 3. 1863 usw.; Bresl. Ztg. S. 316, 533; Bernhardt S. 44. 3) Bresl. Ztg. S. 328. 4) Acc. 16/23, Nr. 193. 5) A 1007, 28. 4. 1863 Beuthen; A 1160, März u. Mai 1863 über Kr. Lublinitz u. Rosenberg; A. v. Boguslawski: 85 Jahre preuß. Regierungspolitik (Berlin 1901) S. 70; Klaußmann S. 52; Bresl. Ztg. S. 543. Die ausführlichsten und besten Berichte über die Lage in den Nachbargebieten lieferte der eifrige Bürgermeister der Grenzstadt Myslowitz, Rother, der vielfach Reisen dahin unternahm und eine wichtige Rolle spielte, indem er der Regierung verschiedene Vorschläge machte, die größtenteils angenommen wurden, so daß er sogar andern Behörden etwas unbequem wurde: verschiedene Akten des Rep. 201 c. Die Reg. nannte ihn den „brauchbarsten der hiesigen Polizeibeamten“: Acc. 16/26, Nr. 8, 13. 5. 1863. Er beantragte z. B. mehrfach eine schärfere Bewachung auch der preuß.-österreich. Grenze, da die österr. Grenzbeamten z. T. Polen seien. Nach einem Bericht vom 9. 10. 1863 sollten sich Mittelpunkte der poln. Aufstandsbewegung an folgenden Stellen befinden: In Warschau im franz. Konsulat, Filialen in Biala, Kentz, Andrichau, Wadowize, Kalwaria, Krakau, fürs Posenische bei Niegolewski, in Berlin im Gasthof zu den 3 Bergen, in Breslau im Blauen Hirsch: Acc. 18/25, Nr. 488. Seine Berichte wurden jedoch mehrfach in Einzelheiten angezweifelt. 6) A 1006, Lublinitz 10. 3. 1863.

unmittelbar an den König einen wirren und aufgeregten Brief in eigentümlicher Rechtschreibung mit dem Anfang: „Um mein Vaterland Preußen von schlimmen Folgen zu schützen“, was auf einen Mann polnischer Muttersprache hinweist ¹⁾. Ein übergetretener Aufständischer wurde sofort von dem Ortsschulzen festgenommen ²⁾. Die Grenzbewohner ³⁾ bildeten zunächst selbst Sicherheitswachen für den Grenzschutz und bewaffneten sich, wo sie nichts anderes hatten, mit Heugabeln und Sensen, um bei dem Schreckenruf: „Die Polen kommen!“ diese abzuwehren ⁴⁾, baten um Militär, und als dieses dann einrückte, wurde es herzlich bewillkommnet, willig verpflegt und untergebracht, so gut es ging, und selbst bei enger Belegung wurde keine Klage laut, wie die Behörden lobend anerkannten; endlich fühlte man sich wieder sicher ⁵⁾. Die Offiziere verkehrten viel in den gastfreien Pfarrhäusern bei den gut preußisch gesinnten ⁶⁾, jovialen katholischen Geistlichen ⁷⁾. Da war es nicht zu verwundern, wenn ein Posener Pole klagte, daß die polnische Sache den Geistlichen in Oberschlesien gewissermaßen fremd sei ⁸⁾, eine Lemberger Korrespondenz von dem „nationalen Tod“ in Schlesien sprach ⁹⁾ und eine andere bitter schrieb, daß „Großpolen eine merkwürdige Gleichgültigkeit gegen das Schicksal des schlesischen Brudervolkes zeige, das beinahe 1 Million Seelen zähle und in tiefster Geistesfinsternis lebe. Was würde das für eine Macht sein, wenn diese Million anfinde, polnisch zu fühlen und zu denken“ ¹⁰⁾. Mit Stolz trugen damals auch die polnisch sprechenden Reservisten ihre

1) Acc. 16/26, Nr. 8. 2) Bresl. Ztg. S. 538. 3) Bernhardi S. 23: „Am entschiedensten widerstreben die Bauern“, sc. in Kongreßpolen. 4) A 1006: Bericht Goltkowiß 18. 2. 1863; Schles. Ztg. v. 10. u. 22. 2. 1863. 5) A 1160 vom März und Mai 1863; A 1006 Lublinitz 10. 3. 1863; Cardinal S. 1; Schles. Ztg. vom 12. Febr., 3., 8. u. 28. März, 9. April, 14. Juni 1863; Bresl. Ztg. S. 694, 759, 806, 891 aus verschiedenen Kreisen. Nur eine Streitigkeit erwähnt S. 627. 6) Noch für die Zeit des Kulturkampfes schreibt Feldman in der poln. Ausgabe seines Werkes Bd. III, S. 209, daß das „einfache Volk (lud) unter dem Einfluß der Priester ein ultranationales Werkzeug der Regierung wurde.“ 7) Cardinal S. 1. 8) A 1010: Brief des Vorsitzenden des Poln. Zentralwahlausschusses Adolf v. Lonzynski = Koscielce an Gf. Joh. Dziatynski v. 1. 8. 1864. 9) A 1018. 20. 12. 1862: Zeitungsauszüge aus „Przeglad rzeczy polskich“ (Paris): „Hüten wir uns vor dem Provinzialismus, der unsere Blicke ablenkt vom gesamten Vaterlande und unseren nationalen Tod herbeiführt wie in Schlesien!“ 10) A 1018 aus dem Kulmer „Nadwislanin“ 34 v. 1862. Fortf.: „Jener ‚Drang nach dem Osten‘ würde nachlassen, die Reihen der poln. Deputierten würden bedeutend verstärkt werden. Das Unglück ist, daß die Geistlichen in Schlesien gemaniert sind, daher fehlt es an aller Organisation.“ (Die seit Sept. 1850 im Berl. J. Goltkowiß erscheinende Ztg. ging noch 1862 ein, vgl. Gajtorowski S. 82.)

Militärmützen zum Sonntagsstaat und duldeten nicht, daß ein Unbefugter sich diesen Schmuck anmaßte; die Anrede „Pole“ sahen sie ebenso wie die Masuren ¹⁾ als Beleidigung an ²⁾. So lebhaft war das preußische Staatsbewußtsein in dem gedienten Mann, und die Stammesgenossen jenseits der Grenze waren für ihn eine fremde Nation ³⁾.

Kennzeichnend ist auch, daß der Oberpräsident Freiherr von Schleinitz gegenüber einer sofort bei Beginn des Aufstandes ergangenen Anregung aus Berlin es ablehnte, eine öffentliche Warnung vor Anschluß an den Aufstand zu erlassen und sich mit dem Oberstaatsanwalt wegen der Gefahr des Übertritts nach Polen in Verbindung zu setzen. Für Schlesien sei „nicht der entfernteste Anlaß zu dieser Befürchtung“, und die Oberschlesier polnischer Zunge seien „von den verschiedenen Bemühungen der polnischen Nationalpartei wesentlich unberührt geblieben“ ⁴⁾. Als sich dann unzweifelhaft herausstellte, daß der Aufstand aus Posen und Westpreußen Unterstützung fand, und eine schärfere Sperre nötig wurde, erging eine Verfügung an die Grenzlandräte, die loyale Haltung auch der polnisch redenden Bewohner Schlesiens mache zwar derartige Vorkehrungen wie in Posen gegen Angehörige seiner Provinz überflüssig; aber die Gefahr, daß die Übergänger aus anderen Gebieten sonst versuchen würden, über die schlesische Grenze zu gehen, zwingt doch zu Vorkehrungen ⁵⁾. Ebenso stellten die Militärbehörden im nächsten Jahre fest, daß ein Zuzug zu den Insurgenten aus der diesseitigen Provinz Schlesien niemals stattgefunden habe, und entsprechend erwähnen auch die polnischen Darstellungen nur die Zuzüge aus Posen und Westpreußen, bezw. aus anderen Ländern ⁶⁾. In Zychliński's Erinnerungen, die eine Art Ver-

1) Herm. Gollub in Wilh. Volz: Der ostdeutsche Volksboden (Breslau 1926), S. 303. 2) Klaußmann S. 71; Oberschlesier 1921, S. 594; Belza S. 8; über die preuß. Reservistenmützen klagt der „Kurjer Śląski“ noch am 30. 9. 1910. 3) Hugo Solger, Der Kreis Beuthen (Breslau 1860), S. 27. 4) A 1006, 26. u. 28. 1. 1863. 5) A 1008, 1. 5. 1863. Daß u. wie das tatsächlich geschah, erzählt Łotarz Bd. II, S. 42 f. 6) A 1010, 3. 4. 1864; so Limanowski, Powstanie S. 459; Polen (poln. Informationswerk für die Entente) S. 280; Łotarz Bd. II, S. 41 f.; Genaueres Karwowski Bd. II, Abschn. VII. Wieder kämpften einige Franzosen, Madjaren, Italiener mit, aber nicht ein Tscheche; Marjan Dubiecki in Kwart. Hist. Bd. 36, S. 111 ff., Karwowski Bd. II, S. 161 ff., Gajtorowski S. 393. In seiner umfangreichen Bibliogr. sucht man eine Erwähnung von OS. vergeblich; Przeg. Hist. V, S. 395. Tadeusz Zubrzycki, Żydzi w szeregach powstańców 1863 r. Aufstandsteilnehmer waren auch „einige Deutsche, die kein Wort poln. konnten“: Łotarz Bd. II, S. 67 f. In einer später genannten Aktenstelle ist die Rede von einer

Luftliste des preußischen Anteils angeben, finden sich unter der langen Reihe von Posenern, die sogar wieder eigene Abteilungen bildeten, und einer kleinen Zahl Westpreußen als Oberschlesier nur ein Bahnarbeiter Anton Pospiech als von einem russischen Offizier bei der Station Rokiciny erschossen ¹⁾). Aus den Akten geht jedoch hervor, daß der Maurer A. Pospiech aus Sczepankowiz überhaupt nicht mitgekämpft hat, vielmehr mit mehreren Gefährten auf der Tour nach Warschau begriffen, den Kugeln eines russischen Offiziers zum Opfer fiel, der am 8. September 1863 aus einem Eisenbahnzuge vier Schüsse abfeuerte ²⁾). Zychliński führt ihn also unberechtigterweise auf; ebenso den Oberförster Heinrich Gramowski, dessen Abstammung aus Preußisch-Schlesien nur als wahrscheinlich angegeben wird. Er und ein auch nur „wahrscheinlich aus Oberschlesien“ stammender Siegmund Kefler ³⁾ können als unsicher ausscheiden. Dann erscheinen drei „Szrajer“, scheinbar aus einer Sippe. Die Angabe bei einem, daß der Vater Krzyskala hieß und sich umtaufen ließ, läßt die Schreibung Schreier richtiger erscheinen. Als der Vater, der eine national-polnische Frau hatte, sich wegen seiner Namensänderung aufhing, zog die Witwe ins Posensche zurück, und die hier erzogenen Kinder waren erklärlicherweise Nationalpolen ⁴⁾). In den Akten findet sich ferner ein deutsch geschriebener Brief eines W. Süßmann vom 25. 7. 63 an seine Eltern und an das Ortsgericht in Königshuld, daß ein von dort

„dt. Komp.“ Gewiß geben sich Revolutionsformationen und -männer gern hochtrabende Bezeichnungen, aber „einige Deutsche“ paßt doch nicht recht zu „Komp.“ Die Polen versuchten, den Aufstand bedeutender erscheinen zu lassen, als er es in Wirklichkeit war. Als einige Banden nach Podolien und Wolhynien, wo die poln. Bevölkerung bekanntlich wenig zahlreich ist, gingen, schrieb Bürgermstr. Rother, sie wollten „der Welt den Glauben beibringen, daß auch diese Prov. in vollem Aufstande sich befinden. Die alten Anführer dieser Banden . . . haben ihre Namen gewechselt, damit es den Anschein gewinnt, daß es wirklich neue Banden sind. Was die Insurgenten jetzt noch an Zuzug erhalten, ist Gesindel aus allen Ecken Europas. Die Zeitung „Czas“ in Krakau entwickelt eine Virtuosität in ihren lügenhaften Berichten über die Ausbreitung des Aufstandes in den neuen russ. Prov.“ „Es ist alles, was über die Größe des Aufstandes ausgesaunt wird, nichts wie Lüge und öffentlicher Betrug, und darauf berechnet: Das Publikum irre zu führen und die Stimmung für sich zu gewinnen. Von der so sehr verbreiteten Nachricht, daß die Bauern nunmehr recht tätigen Beistand an der Insurrektion nehmen, ist kein wahres Wort“: Acc. 16/26, Nr. 8, 24. 5. 1863.

1) J. B. „Nadwiślanin“ 1863, Nr. 28. 2) Zychliński S. 150. 3) Acc. 18/25, Nr. 488, Landr. Ratibor 29. 9. 1863. Pospiechs Witwe, die mit einem Kinde zurückgeblieben war, erhielt von der russischen Regierung 250 Rubel Entschädigung.

4) Zychliński S. 131, 136. 5) Ebenda S. 131, 158 f.

stammender Jagdpraktikant Ad. Bertram bei den Aufständischen gefallen sei. Dieser Süßmann, Sohn eines (wohl jüdischen) Rosenberger Buchbinders, „vagabondierte“ schon lange wegen verschiedener Streiche in der Welt umher und war schließlich zu den Insurgenten gegangen, wo nach seiner Nachricht auch Murra und Zajik aus Rosenberg seien. Sie hätten eine „furchtbare Schlacht“ unter „General Chmelinski“ mitgemacht; er sei die längste Zeit „Magazinier von sämtlicher Munition“ gewesen, dann Feldwebel in einer deutschen Kompagnie unter Hauptmann Hoffmann aus Brünn. Vielleicht käme er einmal inkognito in die Heimat, um Zündnadelgewehre zu kaufen und Leute zu werben. Vorausgesetzt, daß der Brief echt ist, handelt es sich also um eine verfrachte Existenz, einen Abenteurer, der mit ähnlichen Leuten (oder verstiegenen Freiheitschwärmern?) auch einmal zu den Polen gelangte¹⁾, um dort sein Glück zu versuchen. Dergleichen Gestalten wurden auch noch von viel weiter her durch die Wirren angelockt; so mehrere italienische Landsknechtsnaturen²⁾.

So ist nicht ein einziger verbürgter Fall bekannt, daß ein Oberschlesier tatsächlich in der Absicht übergetreten wäre, aus völkischem Zugehörigkeitsgefühl an dem Aufstande teilzunehmen; und wenn von russischer Seite der Verdacht ausgesprochen wurde, daß im Industriebezirk geborene Leute sich zu diesem Zweck sammelten, wurde das preußischerseits abgelehnt³⁾ und dürfte auf eine Stufe mit der Tartarennachricht zu stellen sein, daß sich Zuzügler bei Gutsbesitzern des Kreises Rosenberg zusammenscharten, eine Behauptung, die der dortige

1) Acc. 18/25, Nr. 488. 2) Ein Pasquale Dolentini aus Neapel wurde waffen- und ausweislos auf preuß. Gebiet festgenommen. Er sagte aus, daß er früher in ital. Staaten Soldat gewesen, dann entlassen worden sei. Im Frühjahr habe er, weil er „gern Soldat“ sei, zu den poln. Insurgenten gehen wollen, sei im Krakauischen aber nur 5 Tage, natürlich ohne Gefechte mitzumachen, geblieben, „weil ihm das ganze Wesen nicht gefallen“, er auch betrunken Streit mit einem Kameraden bekommen habe. Da er nach Hause wollte, wurde er über die österr. Grenze abgeschoben: Acc. 16/26, Nr. 8, Nikolai, 11. 5. 1863. Letzteres geschah auch mit Domenico Creja u. Lamanna, die außerdem der Ermordung eines poln. Gutsbes. „Lemainki“ verdächtig waren. Sie hatten dem preuß. Staat 42 Rth. 6 Sgr. Kosten verursacht: Acc. 18/25, Nr. 488, 26. 6. u. 20. 8. Die Österr. schoben ihrerseits wieder z. B. einen schwed. Kapitän Mankel aus Stockholm als Aufstandsteilnehmer nach Myslowitz ab, ebenso den Schuhmacherses. Carl Thomalla aus Ratibor u. Schlosserges. Franz Zakzewski aus Nieder-Henduf, letztere aber wohl nur als lästige Ausländer, da über eine Beteiligung am Aufstand nichts gesagt ist: Acc. 18/25, Nr. 488, Rother 9. 10. 1863. 3) A 1010, 10. u. 18. 4. 1864.

Landrat entrüstet abwies¹⁾. Ebenso erwies sich eine Nachricht von der Anwerbung preußischer Untertanen aus dem Kreise Pleß als falsch²⁾. Nicht Erfolge der Insurgenten, sondern die Erinnerung an den Hubertusburger Frieden vor 100, die Befreiungskriege vor 50 Jahren, Königs Geburtstag und dann die Erfolge gegen Dänemark wurden in Oberschlesien gefeiert³⁾.

Die polnische Aufstandsleitung machte sich von Anfang an keine Hoffnung, die oberschlesische Bevölkerung zu einer tätigen Teilnahme zu gewinnen. War das Ziel ja auch nur, wie in verschiedenen Aufrufen u. dgl. gesagt wurde, das „Polen von 1772 bzw. 1771“⁴⁾, zu dem also Oberschlesien nicht gehörte. Der „rote“ Nationalausschuß ließ Schlesien bei der Horodloer Gedenkfeier, der militärischen Organisation, der Einsetzung von Provinzialausschüssen ganz außer Betracht⁵⁾, und in dem Aufruf, in dem er am 7. 2. 1863 die Losung „Nur gegen Rußland“ ausgab, betonte er nur die Pflichten der Provinz Großpolen, Westpreußen, Ermland, Kleinpolen und Rotrußland, erwähnte also Schlesien überhaupt nicht⁶⁾, ebenso eine in Tschenschow, also ganz in der Nähe von Oberschlesien, herausgekommene namenlose Denkschrift⁷⁾. Auch Lukaszewski, ein Organisator für den preußischen Anteil, dachte überhaupt noch nicht an Oberschlesien, und ebenso bestand nach deutscher Ansicht eine völkische Gefahr nur für die beiden anderen Gebiete. Höchstens die Gewinnung einzelner nützlicher Leute scheint versucht worden zu sein. So wurde ein Mann festgenommen, der nach einem Kanonengießer suchte⁸⁾, und ein in Polen arbeitender Bäckergefelle mußte mehrere Tage für die Aufständischen backen und ihre Streifzüge mitmachen, bis es ihm gelang, zu entspringen⁹⁾.

Wenn auch noch nicht von der geheimen Nationalregierung, so bestand doch von anderen Seiten schon eine national-polnische Bearbeitung Oberschlesiens, der eine Möglichkeit des Erfolges für die Zukunft erst dadurch geschaffen wurde, daß die Bogedainsche Schulpolitik über-

1) A 1010, 15. 4. 1864. Daß ein Tischlermeister T. aus Bogutschütz, der 18 Jahre bei der Artillerie gedient hatte, übergetreten sei, wird als Gerücht Bresl. Ztg. S. 447, erzählt, aber nirgends in den Akten bestätigt. 2) Bresl. Ztg. S. 468 532. 3) A 1160; Ratibor S. 373; Sohrau S. 247; zahlreiche Berichte in den Zeitungen. 4) Anlagenschrift S. 13, 63 u. ö.; Klokow S. 49. 5) Synbel Bd. II, S. 473, 481; Throta S. 6. 6) A 1018. 7) Denkschr. über die Natur u. die Aussichten der gegenwärtigen Bewegung in Polen (poln.). 8) Vgl. Lukaszewski. Noch das grundlegende Werk v. Stanisław Kutrzeba, *Historja ustroju Polski w zarzysie* [Gesch. der Verfassung von Polen im Grundriß. Bd. IV. Nach den Teilungen] (Lemberg, verschiedene Aufl.), berücksichtigt OS. überhaupt nicht. 9) Bresl. Ztg. S. 505. 10) Ebenda S. 572.

haupt erst die harmlosen Oberschlesier für eine solche aufnahmefähig machte. Da waren neben den aus Posen stammenden Lehrern die Posener Landtagsabgeordneten zu nennen ¹⁾, die polnischen Hörer der Landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau, die dort bisweilen die Mehrzahl ausmachten, meist aus nationalpolnischen Gebieten stammten und zum Teil polnische Propaganda in der Umgegend durch Verteilung von Druckschriften trieben ²⁾, aus anderen nationalpolnischen Gebieten zugezogene Leute, die in Oberschlesien ihren Lebensunterhalt fanden oder sich nur zeitweise aufhielten, teilweise polnische Flüchtlinge aus den Zeiten früherer Aufstände ³⁾, ferner polnische Eisenbahnbeamte aus Kongreßpolen ⁴⁾, die bis nach Ober-

¹⁾ Sybel Bd. II, S. 482. Erst 1867 beschloß der poln. Hauptwahlausschuß offiziell, seine Werbetätigkeit auch auf OS. u. Ostpr. auszudehnen, allerdings auf noch mehr als ein Menschenalter vergeblich: Komierowski Bd. III, S. 6. ²⁾ A 1160, Juli 1860; Limanowski S. 40; Festschr. Proskau (Berlin 1872): z. B. Winter 1858/59 waren 26 Polen gegenüber 20 Deutschen. Kurz vor Aufstandsbeginn war eine Nachforschung im Gange wegen kostenloser Verteilung und Zusendung von politischen Broschüren und Schriften, Gebetbüchern, Werken wirtschaftl. u. geschichtl. Inhalts, Kalendern und Zeitschriften durch Proskauer Akademiker an die umliegende Bevölkerung. Der Landr. v. Oppeln berichtete am 18. 12. 1862, daß in den verteilten Kalendern die endliche Wiederherstellung des alten Polenreiches in Aussicht gestellt werde. „Jedenfalls sucht man durch Verbreitung dieser Bücher Einfluß auf die poln. sprechende Bevölkerung des preuß. Staates zu gewinnen, um ihre Kräfte seinerzeit evtl. ausnützen zu können.“ Auch die Geschichtserzählungen hatten die angegebene Tendenz. Daß man es dabei mit der Wahrheit nicht sehr genau nahm, zeigt die Angabe, daß von der Gesamtbevölkerung Europas drei Viertel dem slaw. Stamm angehören sollten (Acc. 16/23, Nr. 193). Aus den Berichten des Schulzen Odelga zu Wilhelmsburg, der poln. im Gegensatz zu seinen Kindern nur sehr mangelhaft lesen zu können angab, des Altküfers Lempka (auch Lampka) in Kl.-Schimnitz, des Bauern Ant. Kutz u. des Kirchenvaters Hyazint Stach in Gr.-Schimnitz ergab sich, daß sie, teils unbekannt woher, teils durch die Akademiker Severin Wisniewski, Vinz. v. Warowski aus Samter, Calixt Kropaczewski (Kropatowski) aus Jarotschin und Nepom. v. Zaborowski aus Posen genannte Druckschriften oder die Wochenschr. Przyjacieł ludu umsonst erhalten, dann z. T. auch bestellt hatten (Acc. 16/23, Nr. 8). Besonders gravierende Umstände waren aber nicht festzustellen (ebenda Reg.-Präs. 18. 4. 1863). Immerhin hatte in Kl.-Schimnitz eine ungesekliche, zur Absetzung des Schulzen berufene Versammlung stattgefunden, in der der Gerichtsmann Mallig oder Malek gerufen hatte: „Die Polen sind gute Leute, wir müssen es machen wie die Polen, Puff! Puff!“ Kennzeichnend ist, daß doch auch hier trotz der der Ortsgewalt ungünstigen Stimmung die Polen als etwas Fremdes, Anderes angesehen werden. Die Sache ging an die Polizeianwaltschaft; der Staatsanwalt lehnte eine Verfolgung ab (ebenda Landrat 13. 9. 1863. Über Posener Beeinflussungen vgl. auch Roczn. Bd. L S. 272 f. ³⁾ Für beide Arten später einige Beispiele.

⁴⁾ Polizei-Depart.-Rat Reg.-Rat Rudloff nahm deshalb schon in seinem Bericht v.

schlesien hineinführen. Diesen und anderen gegenüber fielen die wenigen eingeborenen mehr oder minder volksbewußten Polen gar nicht ins Gewicht. Von Joseph Lompa, dem eifrigen Janalwächter von 1831 und Verfasser preußisch-patriotischer Lieder, der kurz nach Ausstandsbeginn starb ¹⁾, wissen wir leider nicht, welche Stellung er ihm gegenüber eingenommen hätte. Auch er kann noch kein Nationalpole im Sinn des Strebens nach Vereinigung Oberschlesiens mit Polen gewesen sein, wenn er noch 1858, also schon nach seinem Zusammenstoß mit der Behörde ²⁾, schreibt, „daß unser Land früher mit Polen in engerer Fühlung gestanden hat“ ³⁾, Oberschlesien also noch keineswegs dazurechnet, sondern Polen gegenüberstellt, wenn ferner sein Biograph unter seinen zahlreichen Schriften nur religiöse, praktische, erzählende, geschichtliche, erziehlische, landwirtschaftliche und volkshundliche ⁴⁾, aber keine einzige politische ausführt. Ferner wird von polnischer Seite auf Julius Ligon ⁵⁾ in Zawadzkie, Kreis Groß-Strehlitz, hingewiesen, der seit 1858 einige kleine Gedichte veröffentlicht hatte und im Ausstandsjahr durch einen von ihm unterzeichneten polnischen Brief an die Zeitung „Przyjaciół Ludu“ („Volksfreund“) vom 9. 8. 1863 die Aufmerksamkeit der Behörden erregte. Darin hieß es u. a.: „Ebenso glaubte mancher, daß auch in Oberschlesien alles schläft, und plötzlich sendet Euch ein Braver von dort . . . einen Brief, reicht Euch die Hand und überzeugt Euch, daß auch dort . . . jeder nach Bildung strebt“ ⁶⁾, damit er nicht zurückbleibe und von den anderen

28. 1. 1863 an d. Reg.-Präs. die russ. Anregung auf, die poln. Schaffner die Züge nur bis Sosnowitz begleiten zu lassen und dann preuß. Schaffner zu verwenden, da erstere gleichfalls Träger der poln. Propaganda nach Preußen seien. Der Einfluß schwärzender Speditureure aus Rattowitz hintertrieb das jedoch: Acc. 16/23, Nr. 193.

1) A 1160, Juli 1861; Prus S. 93. 2) Die Behauptung von Prus S. 59 ff., daß die Entlassung Lompas aus polenfeindlichen Gründen erfolgt sei, nicht wegen Vernachlässigung der Dienstpflichten, Trunksucht usw., können nach seinen eigenen Ausführungen S. 63 f. und angesichts der Tatsache, daß damals gerade der verpöndelnde Bogedain der verantwortliche Mann in der Regierung war, nicht recht überzeugen. 3) Prus, Lompa S. 147. 4) Ebenda S. 131. „Wir können heut der Meinung sein, daß in dem geschichtl. Wirken Lompas die poln., völkische Saite so schwach erklang, daß man sie häufig nicht heraushören kann“: S. 139. Das hatte für die spätere Zeit seines Lebens nicht seinen Grund in einer gewissen Vorsicht wegen seiner Abhängigkeit von den Behörden, denn diese hörte ja auf. Richtig sagte Prus S. 156, daß er erst zur Nationalisierung hinführte. 5) So unterschreibt er in den Akten, nicht Ligon. Dort wird er als Hüttenarbeiter bezeichnet, sonst als Dorfschmied; so bei Jacek. 6) Prus, Lompa S. 77, unterstreicht dieses Bildungstreiben Lignons. Lompa stand einige Jahre mit ihm in Verkehr u. hatte ihm ein Büchlein gesandt.

ausgelacht werde“; ferner: „Zu meinem großen Schmerz kann ich nicht verschweigen, daß es unter uns auch nicht an Verirrten fehlt, welche das Schlimmste den verfolgten Brüdern nachsagen“¹⁾. Das bezeugt ein deutliches Mitgefühl für die Ausständischen, und sein polnischer Biograph erzählt sogar, daß er einige geflohene Insurgenten in seinem Hause aufgenommen habe²⁾. Jedoch er selbst blieb im Lande und dachte nicht daran, etwa auch mitzukämpfen. — Ligon gab an, eine polnische Zeitung deshalb gewählt zu haben, weil er zwar polnisch, nicht aber deutsch lesen könne. Der Postexpeditor hatte ihm auf Anfrage verschiedene genannt, und er habe die Wochenschrift „Przyjaciół“ deshalb gewählt, weil sie christliche Tendenzen habe und außerdem am wenigsten koste, nämlich nur 29 Silbergroschen aufs Jahr. Der Ziegelmeister Brozel habe ihn damit bekannt gemacht, und das Blatt sei auch weiter ausgeliehen worden. Der Landrat Bürde meinte dazu: „Die ganze Angelegenheit halte ich jedoch mehr aus einem religiösen Bedürfnisse seitens des p. Ligon hervorgegangen, welcher, wie mir allgemein versichert worden, sonst ein ruhiger und wohlgesinnter Mann ist, und mit der Politik nichts zu schaffen hat, und bin ich bei der persönlichen Unterhandlung mit ihm in dieser Ansicht nur bestärkt worden.“ Daß L. tatsächlich stark religiös interessiert war, zeigt auch die Tatsache, daß er sein Schreiben „Im Namen Jesu und der Maria“ begann und „noch 7 Gläubige“ unterschreiben ließ. Der Ortspolizeiverwalter Kahl, der mit weiteren Nachforschungen beauftragt war, fand ihn bei der Abfassung eines Berichtes über die Einweihung eines Kruzifixes, dessen Verse übrigens abgeschrieben waren. Von Regierungsseite wurde ebenfalls angenommen, daß der erstgenannte Brief von einem Nationalpolen entworfen und von Ligon nur abgeschrieben und abgesandt worden sei, da der Stil zu glatt und korrekt sei und in Schlesien unbekannte Ausdrücke wie die Weichsel zuschütten“ darin vorkämen. Der betreffende Referent schrieb: „Ich bin mit dem Herrn Landrat Bürde ganz damit einverstanden, daß aus der vorliegenden Correspondenz eine politische Gefahr nicht zu besorgen ist; überhaupt zeigt der polnische Oberschlesier keine Sympathie für die jenseitige Bewegung (!), dennoch ist Vorsicht geboten“³⁾.

1) Acc. 18/25, Nr. 488: Polizeipräs. Posen Nr. 16 313, 31. 8. 1863, den Przyjaciół ludu u. die poln. Propaganda in Oberschl. u. Preußen betr. Der Brief Lignons war in Nr. 34 der Zeitung v. 22. 8. veröffentlicht worden. 2) Jacek S. 10. Wiederum wie 1846 u. 1848 ähnliche Haltung der Kaschuben: Lorenz S. 131. 3) Acc. 18/25, Nr. 488. Bürde 25. 9. u. Colomb 29. 9. 1863.

Es stellte sich heraus, daß der „Przyjacieli ludu“ in ganz Oberschlesien in 87 Stück bezogen wurde, und zwar außer in der genannten Gegend besonders in den Grenzkreisen Beuthen und Pleß, wo naturgemäß auswärtige Einflüsse durch Zuwanderer besonders stark waren und „unter deren Grenzbewohnern es an polnisch gesinnten und Schwärmern für Polen nicht fehlt.“ Es wurde der Gedanke erwogen, der Wochenschrift den Postdebit zu entziehen, da sie bei dem Landvolke Sympathie für die polnische Bewegung erwecken wolle. „Kann aber die Entziehung nicht sofort ausgesprochen werden, so hat das nicht viel auf sich, weil von dieser Zeitschrift m. E. eine Beeinträchtigung des preußischen Patriotismus bei den polnischen Oberschlesierern nicht zu befürchten ist“ ¹⁾.

Anlage erhoben wurde von Staatswegen nur gegen den Kattowitzer Vertreter der Breslauer Zigarrenfirma Br. Ostrzyński, den aus dem Posenschen stammenden Stan. Maciejewski, weil er Waffenschmuggel nach Polen betreiben und ein Agent für den Aufstand sein sollte, zumal bei ihm aufrührerische Druckschriften beschlagnahmt wurden ²⁾, ebenso gegen den aus Tschenschtschau „wahrscheinlich aus einer gewissen Ursache, die nicht rühmlich war“ ³⁾, zugewanderten Theodor Hennekef in Deutsch-Biekar, der diese in das Gewand einer Predigt gehüllten Aufrufe zum Kampf gegen Rußland gedruckt hatte ⁴⁾. Beides waren also keine gebürtigen Oberschlesier. Hier erfolgten Freisprüche, ebenso bei dem Wehrmann Stan. Buzdngon aus Kl. Chelm, der beschuldigt wurde, bei einem Tanzvergnügen in der Trunkenheit für den Aufstand geworben zu haben ⁵⁾. Der Spediteur Kasimir Schremmer, der seit 10 Jahren auf Grund eines österreichischen Passes, da aus Krakau stammend, in Myslowitz, dann Kattowitz gewohnt hatte, wurde verhaftet, weil er seit einiger Zeit Briefe der pol-

1) Acc. 16/23, Nr. 91. Reg.-Präs. an Minist. d. F.; Polomsli 9. 4. 1864.

2) In den beim Grafen Dziatynski im Posenschen beschlagnahmten Papieren auch ein Brief v. L. an Guttry v. 17. 4., daß der „beste Weg zur Sendung von Papieren und Briefen über Kattowitz sei“: Acc. 16/26, Nr. 8. 3) über H. vgl. Prus, Drukarze, bes. S. 14 f., wo er Teodor Hennekef geschrieben wird, während Prus, Lompa S. 112, im Titeldruck eines seiner Verlagswerke die attennmäßig überwiegende Schreibung mit h aufweist, ebenso S. 121. 4) A 1006, 1. 1. u. 31. 1. 1863; Schles. Ztg. 4. 6. 1863; Anlagenschrift S. 317 ff.; A 1010 Kammergerichts-urteil 28. 12. 1864. In Acc. 16/23, Nr. 193, findet sich ein Bruchstück des von ihm gedruckten poln. Gebetes. „Die ganze Schrift ist in hochpoln. Sprache abgefaßt und dadurch dem Oberschlesier schwer verständlich.“ Die Übersetzung stammt von „Foil, geprüfter und vereidigter Translator der ober-schl. und poln. Mundart“ (ebenda Doppeln, 2. 2. 1863). 5) A 1010, 21. 2. 1864.

nischen Revolutionspartei mit der Post befördert habe ¹⁾. Im gleichen Verdacht standen in Kattowitz noch mehrere Personen, und in der besonders gefährdeten Grenzstation Myslowitz außer der Beamtenwitwe Ludwika „Schimczakowski“ aus Niska in Polen der polnische Emigrant und frühere Aufstandsteilnehmer Major a. D. von Boski. Die Behörden hatten das Bestreben, solche Leute mehr im Innern unterzubringen, und so sollte auch Boski, für den sich ein Teil der Bürgerschaft und der Ortsgeistliche Trosta einsetzten, entfernt werden. Aus „Gründen der Menschlichkeit“ wurden ihm aber Nachsichten bewilligt, so daß der alte Herr erst im Juli Myslowitz verließ, und zwar nicht nach Meisse, wie angeordnet war, sondern nach Dresden ²⁾.

Ob die aufgezählten Erscheinungen genügen, Limanowskis Behauptung, daß der Aufstand unter der polnischen Bevölkerung von Oberschlesien viel Mitgefühl gefunden habe, berechtigt erscheinen zu lassen, mag der Leser entscheiden. Eine weitere Verstärkung der polnischen Propaganda für die Zukunft bedeutete es allerdings, daß sich, wie er erzählt, einige von den in Oberschlesien Schutz suchenden Aufständischen dort verheirateten und ständig wohnen blieben ³⁾.

Die Stellungnahme der deutschen Bevölkerung in Oberschlesien stand unter dem Eindruck des inneren Streites im Staate. Während die rechtsgerichteten Kreise von der Politik der Regierung sehr befriedigt waren, empfanden die weit zahlreicheren Fortschrittler das Zusammengehen mit Rußland unangenehm und gelangten durch ihren erbitterten Gegensatz gegen alle Maßnahmen „Herrn von Bismarcks“, besonders die Alvenslebenschke Konvention, zu einem gewissen Wohlwollen gegenüber den Polen. Dieses blieb aber rein platonisch; jede Hilfeleistung oder der Gedanke einer Aufgabe preußischen Gebietes wurde weit abgewiesen, nur wollte man die Russen nicht ins Land bekommen und für sie bluten, und man fürchtete, daß die russenfreundliche Politik europäische Verwicklungen herbeiführen könnte ⁴⁾.

1) Acc. 18/25, Nr. 488, 21. 9. 1863. 2) Acc. 16/26, Nr. 8 u. 18/25, Nr. 488, 8. 7. 1863. 3) Limanowski, *Odrodzenie* 3. Aufl., S. 27. 4) Vgl. die Aufsätze in d. *Schlef. Ztg.* (damals fortschrittlich.) v. 13. 2. 1863; *Bresl. Ztg.* S. 411, 447, 462, 485; *Bürgerfr.* S. 57; rechtsstehend damals *Prov.-Z.* — über die Stimmung in der *Prov. Posen Straz. Zach.* 1925, S. 153: Meist auf Seite der Regierung, doch auch Ausnahmen, so daß Dziatynski wohl gar an deutsche Hilfsabteil. dachte, was jedoch nicht verwirklicht wurde. über Stellungnahme in Preußen vgl. *Kammervershandl.* u. *Bernhardi* S. 32 f., 38, sowie des letzteren *Denkschr. in Sybels Hist. Zeitschr.* 1864, S. 56.

2. Kap. Preußische Maßnahmen wegen des Aufstandes.

Gegenüber der doch auch gefühlsmäßig mit beeinflussten Stellung der Bevölkerung stand die realpolitische der Regierung Bismarcks gegenüber der polnischen Erhebung sehr bald fest und fand ihren Ausdruck in der vielberufenen Wvonslebenschens Konvention vom 8. 2. 1863¹⁾. Als eine Aufstandsfolge ist wohl auch die Verfügung der Doppelner Regierung vom 14. 2. anzusehen, die in die verpolenden Bestrebungen der seit 1848 herrschenden Bogedainschen Schulpolitik durch eine stärkere Betonung der deutschen Sprache Bresche legte, ohne jedoch die polnische ganz abzuschaffen²⁾. Weiter wurden die Paßvorschriften schärfer gehandhabt und der Bahnverkehr überwacht³⁾, um der über Schlesien gehenden Propaganda den Boden abzugraben⁴⁾. Dabei wurden z. B. in Mysłowitz 4 Krakauer Studenten festgenommen, von denen 2, Michalski und Janowski, Mitglieder des Revolutionskomitees waren und nach Litauen reisen wollten, alle nicht preußische Staatsbürger⁵⁾. Einzelnen, deren Pässe in Ordnung waren, konnte man nichts anhaben, auch wenn sie sich durch ihre häufigen Reisen verdächtig machten, wie der Graf Krasinski⁶⁾. Nur wenn die Visa fehlten, wurden sie zurückgewiesen⁷⁾. Besondere Grenzbestimmungen ergingen dann noch im Zusammenwirken von Ober-

1) Neue Ansichten darüber bei Rob. Howard Lord, Bismarck and Russia in 1863 in: The American Historical Review Bd. 29, 1923, S. 25 ff. Danach hätten König Wilhelm u. Roon zur Mitwirkung an einer raschen Niederwerfung des Aufstandes schon Pläne für einen großen preuß. Angriff auf der Linie Thorn-Mysłowitz nach Osten geschmiedet. Vgl. die Besprechung v. J. Feldman in Kwart. Hist. 1929, H. 1, 118 ff. 2) Wortlaut: Schulbl. der Ev. Seminare Schles., 1863, S. 278 ff. 3) Nach einer Mitteilung des Pos. Oberpräf. v. 15. 4. sollten die nach Galizien übergetretenen poln. Insurgenten angewiesen worden sein, sich auf der Eisenbahn nach Schles. u. Posen zu begeben, um sich in den Grenzkreisen dieser Prov. aufzuhalten u. den Befehl zur Rückkehr nach Polen zu gewärtigen: Acc. 16/26, Nr. 8, u. nach einer des Gen.-Konsulats in Warschau sollten später „mehrere revol. Chefs Warschau verlassen haben u. sich in Kattowitz u. Umgebung aufhalten“: Acc. 18/25, Nr. 488, Oberpräf. 6. 8. 1863. 4) A 1006, 26. u. 28. 1., 12. 2. 1863; Bresl. Ztg. S. 376; Schles. Ztg. 12. u. 24. 2. 1863. Es kam wegen ungenauer Signalements vor, daß mehrere Personen einen Paß benutzten. 5) A 1006, 11., 14. u. 21. 2. 1863. Später freigelassen. Ähnlich schon vorher vorübergehend 4 junge auswärtige Polen, von denen einer, Maxim. Michalski, einen Brief an die Mutter bei sich trug, er wolle in die Reihen der Aufständischen eintreten: Acc. 16/23, Nr. 193, Landr. Beuthen 9. 2. 1863. 6) A 1006, 13. 3. 1863 Mysłowitz. Bürgermstr. Rother reichte regelmäßig Verzeichnisse der durchreisenden preuß. Untertanen ein. 7) A 1006, Landr. Beuthen 28. 4. 1863: Am 17. u. 18. d. M. allein 7 Personen.

präsidenten und Kommandierenden General am 1. Mai ¹⁾). Im Hochsommer mußten in der Provinz Posen sämtliche Pässe und Grenzlegitimationen für ungültig erklärt werden; das war in Schlesien nicht nötig ²⁾). Und als im Herbst eine Abänderung des Abkommens betr. Grenzübertrittscheine erwogen wurde, sprach sich Landrat Solger-Beuthen für solche Gebiete dagegen aus, „wo nicht, wie im Großherzogtum Posen, auf beiden Seiten der Grenze Anhänger der Insurrektion zu finden sind.“ ³⁾)

Sofort zu Anfang wurde die Gendarmerie in den Grenzkreisen verstärkt ⁴⁾). Wie in früheren Aufständen, kamen auch jetzt wieder außer preußischen Untertanen viele im Weichselland ansässige Flüchtlinge über die Grenze, Polen, die nicht mitmachen wollten ⁵⁾), bedrohte

¹⁾ A 1008. Sie umfaßten folgende Verbote: 1. Ohne Paß die Grenze nach Polen zu überschreiten, 2. der Aus- und Durchfuhr von Waffen u. Kriegsmunition aller Art, 3. des Ansammelns von Waffen u. Munition, 4. unbefugt bewaffnete Haufen zu bilden, 5. ohne Genehmigung des Jagdberechtigten auf fremdem Jagdrevier außer dem öffentl. Wege mit Schießgewehr zu gehen. Den Militärbehörden standen noch besondere Befugnisse zu. ²⁾ A 1009, 21. 8. 1863 u. Amtsbl. 1. 9. 1863. In Culm in Westpr. waren mehrfach falsche Pässe ausgefertigt worden: Acc. 18/25, Nr. 488. ³⁾ Acc. 16/23, Nr. 91, 7. 11. 1863. ⁴⁾ A 1006, 24. u. 25. 1. 1863; Bresl. Ztg. 27. 1. 1863; Schlef. Ztg. 28. u. 31. 1. 1863. ⁵⁾ Über die Unlust der Bauern jenseits der Grenze, Tofarz Bd. II, S. 153f., Gen.-Vtn. VI. v. Krusenstern, von beiden Seiten ausgeplündert, flieht nach Innerpreußen: Bernhardi S. 43. Der ebenso aus Polen flüchtende Jng. Gotthard aus Brandenburg bestätigte den Terror der Aufständischen gegenüber ihren eigenen bäuerlichen Landsleuten: Man drohte ihnen mit Einäscherung ihrer Gehöfte, wenn sie sich nicht anschlossen: Acc. 16/23, Nr. 193, 30. 1. 1863. Ebenso heißt es in einer von Gen.-Maj. v. Bornstaedt übersandten Meldung einer in Kostelitz kantonierenden Kompagnie, daß bei dem als Antwort auf die Kais. Amnestie zu gewärtigenden allgemeinen Aufstand zu erwarten sei, „daß ein Teil der den Grenzen zunächst wohnenden Bauern auf preuß. Gebiet Schutz suchen wird, um dem Terrorismus der Aufständischen zu entgehen. Die Bauern beteiligen sich an dem Aufstande bis jetzt in keiner Weise und sind demselben vielmehr ungünstig gestimmt, auch dem russ. Militär bei der Unterdrückung desselben, aber auch bei der Plünderung behilflich“: Acc. 16/26, Nr. 8, 29. 4. 1863. Noch im Herbst berichtet Roher: „Die von der National-Reg. angeordnete Rekrutierung ist in der Ausführung begriffen; aber nur wenige Personen stellen sich nach erfolgter Aufforderung auf die bestimmten Lagerplätze in den Wäldern. Um der Aufforderung einen größeren Nachdruck zu geben, überfallen Insurgentenbanden während der Nacht Ortschaften, binden die bereits bestimmten waffenfähigen Männer an Händen und Füßen, legen sie auf bereit gehaltene Wagen u. fahren mit ihnen ins Lager im Walde. Selbst preuß. Untertanen, die mit Pässen versehen waren, u. sie dem Bandenführer vorzeigten, blieben nicht verschont.“ Ferner klagt er über die Untätigkeit der russ. Truppen, die nur auf Anzeige marschierten, u. die Offiziere u. Beamten der Grenztruppen jenseits, die ob Russen oder Polen, bestechlich seien: Acc. 18/25, Nr. 488, 5. 10. 1863.

Deutsche und Juden, Flüchtlinge vor den Russen. Manche kehrten bald wieder zurück, andere zogen für die ganze Dauer des Aufstandes herüber, um vor den Schrecken des Krieges gesichert zu sein¹⁾. Unverdächtigen Leuten wurden keine Schwierigkeiten in den Weg gelegt, und sie erhielten Aufenthaltskarten, verdächtige wurden kurzerhand wieder ausgewiesen. Der Innenminister Graf Eulenburg wies den Regierungspräsidenten von Viebahn an, dem Übertritt von Insurgenten aus Polen mit aller Energie entgegenzutreten, und lehnte seinen Antrag, die Flüchtlinge in Cosel zu internieren, ab. Ihre Unterbringung bereitete große Kopfschmerzen. Schließlich verfügte der Minister, daß die Personen höheren Standes, falls sie nicht nach dem Königreich zurück wollten, nach vorheriger Verwarnung vor Rückkehr über die Westgrenze nach Frankreich oder Belgien auszuweisen seien. Die wenigen Personen niederen Standes sollten bis auf weiteres belassen und wie die übrigen Überläufer behandelt werden²⁾.

Wieder suchten mehrfach auch russische Grenzbesatzungen Sicherheit in Preußen. So traten am 7. 2. 63 nach einem Gefecht bei Sosnowitz gegen angeblich 2000 Aufständische 402 Mann unter dem verwundeten Kapitän v. Haßler, der sich schon vorher mit dem Landrat von Beuthen, Solger, in Verbindung gesetzt hatte, nach Myslowitz, wohin sich der eifrige Landrat am 1. d. Mts. begeben hatte, über. Sie brachten ihre Munitions- und Waffenkammer mit, wurden auf Staatskosten gut gepflegt und von der Bürgerschaft der Städte, durch die sie kamen, reichlich beschenkt und überall neugierig betrachtet, teilweise aber auch nicht sehr lebenswürdig angesehen. Die ihnen zunächst abgenommenen Waffen erhielten sie nach einem kgl. Erlaß vom 8. d. Mts. zurück, und am 13. 2. wurden sie unter Begleitung preußischer Offiziere mit Musik an die Grenze bei Herby und wieder auf russisches Gebiet geleitet³⁾. Einige Zeit wurden auch russische Kassen auf

¹⁾ A 1006, Lublinitz 31. 1. 1863; Myslowitz 21. 2. 1863; Rosenberg 27. 2. 1863; Beuthen. Der Gutsverwalter Mich. v. Stojewski aus d. Kr. Piliza wollte mit seiner Familie die Wiederherstellung der Ruhe abwarten: Acc. 16/26, Nr. 8. Polizeiverw. Rattowitz 31. 3. 1863; Acc. 16/23, Nr. 193, Myslowitz 5. 2. 1863. Tokarz Bd. II, S. 150. ²⁾ Acc. 16/26, Nr. 8, 17. 4. 1863. ³⁾ A 1006, Oberpräfl. 25. 3. u. Min. d. Inn. 17. 4. 1863; über Russen Klaußmann, S. 55; A 1006, 7. u. 9. 2. 1863; Bresl. Ztg. S. 495, 528, 531; über Vorereignisse Tokarz Bd. II, S. 129 ff., 137 f. Der König war mit dem Verfahren gegenüber den Russen einverstanden; zukünftig sollten sie in ähnlichen Fällen nicht entwaffnet werden, wenn sie sich den preuß. Anordnungen fügten. Mit dem russ. Kommandierenden von Tschenschow war Verbindung aufgenommen worden, ob die Kosaken dorthin dirigiert werden könnten und sollten: Acc. 16/23, Nr. 193, Oberpräfl. 9. 2. 1863. Unterwegs starb ein russ.

preußischem Gebiet aufbewahrt und sogar die täglichen Einnahmen dahin abgeliefert ¹⁾. Trotzdem die Russen mit großer Höflichkeit behandelt wurden, kamen doch auch Reibereien vor, besonders mit einem Kosakenoffizier Popoff, der mehrfach nach Preußen hineingaloppierte, sich hier betrank und dann zurückjagte ²⁾.

Ebenfalls bald nach Ausbruch des Aufstandes wurden die Reiter-Regimenter (Manenregiment 2 und Dragonerregiment 8) vom Generalkommando angewiesen, auf Ansuchen der Grenzlandräte Kommandos zur „Empfangnahme von polnischen Haufen, welche die Grenze zu überschreiten genötigt sein sollten“, zu stellen ³⁾, und so wurden solche bei bedrohlichen Nachrichten aus den Gegenden dicht hinter der Grenze mehrfach dorthin in Marsch gesetzt oder dort schon stehende Abteilungen alarmiert. Mehrmals fanden Kämpfe so nahe der Grenze statt, daß man sie auf preußischer Seite beobachten konnte oder den Gefechtslärm hörte ⁴⁾. Einmal hatte auch eine Aufständischenschar von 15—18 Mann, um den russischen Grenzposten bei Herby umgehen und überfallen zu können, dabei preußisches Gebiet nordwestlich dieses Ortes im Walde betreten ⁵⁾.

Umfassende Vorbereitungen Preußens für alle Fälle waren durchaus angebracht; denn wenn die Polen auch öffentlich erklärten, ihre Erhebung richte sich nur gegen Rußland ⁶⁾, so waren sie doch entschlossen, auch in Preußen loszuschlagen, wenn das erste Ziel erreicht war oder es nötig schien ⁷⁾. Durch Kabinettsbefehl vom 29. 1. wurden wie 1830 die vier östlichen Armeekorps unter einheitlichen

Soldat in Kochanowitz. Die Gesamtkosten für den Durchzug der Russen betragen 345 Rth. 13 Sgr.: Acc. 18/25, Nr. 488, 7. 8. 1863.

¹⁾ A 1008, Lublinitz 16. 7., 25. 7. 1863; A 1006, Oberpräsi. 9. 2. 1863. In der ersten Aufregung nach Aufstandsbeginn in Kongreßpolen waren auch preußischerseits aus Lublinitz disponible Kasernenbestände an die Kgl. Reg.-Hauptkasse Doppeln ad depositum gesandt worden: Acc. 16/23, Nr. 193, 24. 1. 1863. ²⁾ A 1010, Beuthen 9. 3. 1864. Bericht Bürgerstr. S. 80, daß ein preuß. Grenzposten, auf den von Russen gefeuert wurde, einen russ. Offiz. u. Gemeinen erschossen habe, sonst nirgends bestätigt. ³⁾ A 1006, 27. 1. 1863; Acc. 16/23, Nr. 193, 28. 1. 1863. ⁴⁾ A 1006 u. a. anderen O. Berichte aus Nr. Beuthen v. 27. 1. u. 1. 2. 1863; Kreis Lublinitz 4. 2.; Nr. Kreuzburg 6. 2. 1863; Acc. 16/26, Nr. 8, Beuthen 9. 4.; Rosenberg 24. 4.; Bresl. Ztg. S. 262, 282. ⁵⁾ Nach dieser Grenzverletzung verschwand sie mit einer Beute von 2 Pferden und Gewehren: Meldung der 3. Garde-Gren. v. 30. 7. 1863 in Acc. 18/25, Nr. 488. ⁶⁾ Bürgermstr. Kother-Myslowitz hatte bei Aufstandsbeginn versichert, für OS. sei augenblicklich nichts zu fürchten, „nach Preußen habe der Pole keinen Zug“: Reg.-Rat Rudloff in Acc. 16/23, Nr. 193, 28. 1. 1863. ⁷⁾ Lukaszewski S. 22, 26, 229; Feldmann S. 206. Jan. 1864 sollte das geschehen, doch die Posener lehnten es als aussichtslos ab.

Oberbefehl, diesmal des Generals von Werder, mit dem Hauptquartier Posen gestellt. Am 2. 2. wurde vom Kommandierenden General von Mutius die Komplettierung der Infanterieregimenter 62 und 63 befohlen. An diesem Tage standen II./63 und ein Detachement Ulanenregiment 2 in Beuthen in erster Linie, F./63 in Duppeln, andere Truppenabteilungen marschbereit in Ratibor, Leobschütz und Reisse. Nach Kabinettsbefehl vom 10. 2. zog das VI. Armeekorps Reservisten und Rekruten bis zur Höhe von 1002 Mann Bataillonsstärke ein. Am 12. 2. war bereits die Absperrung der Grenze von Memel bis Myslowitz systematisch durchgeführt¹⁾. Dem VI. Armeekorps war von vornherein der Abschnitt Schlesiens zugeteilt. Bis zum 19. 2. war dann die gesamte 11. Infanteriedivision im südöstlichen Gebiet zusammgezogen, die Regimenter 63, Ulanenregiment 2 und eine Reitende Batterie unter Generalmajor von Othegraven für den Abschnitt Tarnowitz-Pitschen. Im einzelnen änderte sich die Verteilung oft²⁾. Die Marsche, die Unterbringung ohne Quartiermacher, die Verpflegung, alles ging kriegsmäßig von statten³⁾. Ende März wurde das Detachement von Othegraven aufgelöst und die Truppen der 12. Division zurückgezogen, so daß die 11. Division allein den Grenzschutz versah, während die 12. in den Garnisonen lag. Ende Juli löste die 12. Infanteriedivision die 11. ab.

Zu gleicher Zeit brach die Rinderpest in Polen aus und bewirkte, daß die Truppen jetzt weniger zur Abwehr polnischer Abteilungen als zur Fernhaltung dieser Seuche ihren anstrengenden Dienst versahen⁴⁾. Ein Schweizer Oberst, der die Kriegsführung der Polen studierte, schrieb: „Die preussischen Truppen erfüllen ihre Aufgabe strenger Grenzschutz mit gliederpuppenartiger Genauigkeit. Längs der Grenze auf wenige 100 Schritte derselben und je einige 100 Schritte voneinander entfernt, genau an denjenigen Stellen, welche in den Lehrbüchern empfohlen sind, stehen ihre Schildwachen in vorschriftsmäßigster Haltung“⁵⁾. Daß aber zwischen den einzelnen Posten, besonders wenn

¹⁾ Knorr S. 230. ²⁾ In Rattowitz z. B. wechselte die Besatzung in 6 Wochen siebenmal. Bresl. Ztg. S. 703; Einzelheiten: Guhr S. 137; Tronchin S. 208; Weisbrodt S. 18; Wechmar S. 17 usw., auch Acc. 16/26, Nr. 8, 18/25, Nr. 488 usw. mehrfach Belegungsübersichten und Marschbefehle. ³⁾ A 1696, 13. 2. 1863.

⁴⁾ A 1160, Juli 1863. ⁵⁾ J. Franz L. v. Erlach: Die Kriegsführung der Polen i. J. 1863 (Darmstadt-Leipzig 1866), S. 66. Da die Eisenbahnzüge bald scharf an der Grenze überwacht wurden, benutzten Leute, die übertreten wollten, die Bahn nur bis ein Stück vor der Grenze, gingen zu Fuß ins früher kraiuische, dann österr. Gebiet und fuhrten dann weiter, aber auch wieder mit Umgehung des überwachten kraiauer Bahnhofes: Tokarz Bd. II, S. 43.

man die Gegend kannte, trotzdem nachts ein Verkehr möglich war, bewies er selbst. Mitte November wurden die letzten Reserven und ausgedienten Leute entlassen ¹⁾). Zwei Monate später trat dann eine Verminderung der Grenzbesetzung ein. Die drei Abschnitte Beuthen, Lublinitz und Kreuzburg-Rosenberg hatten nur noch je ein Bataillon und ein bis zwei Eskadronen in vorderer Linie und die gleiche Truppenmacht als Unterstützung hinter sich ²⁾). Im Juli 1864 konnte mit der Rückkehr normaler Zustände in Polen die Grenzbesetzung auf zwei Kompagnien in Myslowitz und Beuthen und drei Eskadronen in Glewitz, Lublinitz und Kreuzburg beschränkt werden. Die anderen Truppen kehrten in ihre Standorte zurück, ohne daß ein Garnisonwechsel einzutreten brauchte, da „alle Städte während der ganzen polnischen Insurrektion innerhalb des Korpsbezirkes eine stets gute Haltung bewahrt und keine derselben sich irgendwie an dem Aufstand beteiligt hatte“ ³⁾). Ein Zeichen der guten Gesinnung der ober-schlesischen Soldaten war auch die Tatsache, daß das 2. Bataillon Infanterieregiment 23 zeitweise nach der unzuverlässigen Provinz Posen gesandt wurde ⁴⁾). Ein Kabinettsbefehl vom 12. 11. 1864 hob das Armeeeoberkommando Posen auf, und es wurden nur noch bisweilen fliegende Kolonnen nach der Grenze und ihr entlang entsandt ⁵⁾), jedoch erst am 2. 12. 1865 erging der Befehl zur „vollständigen Einstellung der durch die Unruhen im Königreich Polen ergangenen Maßregeln.“

Die freundliche Ausnahme der Truppen durch die oft recht arme Bevölkerung an der Grenze wurde durch zwei Kabinettsbefehle vom 28. 10. 1863 und 17. 1. 1865 dankbar anerkannt, und wenn an einigen Stellen in den Regimentsgeschichten über die im Vergleich zu den Garnisonen naturgemäß weniger gute Unterbringung geklagt wurde, nirgends findet sich ein Wort über etwaigen bösen Willen der Bewohner. Infolge der vom König durchgeführten Heeresreform und -verjüngung brauchten auch zur Zeit der stärksten Besetzung nur Reserven eingezogen zu werden und keine verheirateten Landwehrleute, deren Angehörige sonst den Verbänden zur Last fielen, wie es bei den früheren Aufständen der Fall war.

¹⁾ Sacken S. 43. Kab.-Befehl v. 28. 9. 1863. ²⁾ A 1696, 13. 1. 1864. ³⁾ A 1696: Kommand. Gen. an Oberpräf. 28. 7. 1864. ⁴⁾ A 1696, 4. 4. u. 19. 7. 1864. Kennzeichnend ist auch, daß zwei übereifrige Soldaten mit poln. Namen, der Oberjäger Kasim u. Jäger Bocionek vom 2. Schles. Jäg.-Batl. am 11. 4. früh einen Grenzwissenschaftler hervorriefen, indem sie einen Einlieger Stan. Blichlinzki aus der poln. Kolonie Zendeł, der vor ihnen flüchtete, durch zwei Schüsse tödlich verwundeten, als er schon auf poln. Gebiet war: Acc. 16/26, Nr. 8. ⁵⁾ A 1696, 2. 12. 1864.

3. Kap. Einwirkungen auf die wirtschaftliche Lage.

Wenn auch die Wirren diesmal in Polen länger dauerten als 1830/31, so waren die wirtschaftlichen Folgen doch nicht so fühlbar wie damals, wo eine ungünstige Ernte die Lage verschlimmert hatte, während diesmal mehrere mittlere bis gute Ernten aufeinander folgten. Allerdings machten sich die Störungen im Handel und Gewerbe umsomehr bemerkbar, als inzwischen vornehmlich das Industriegebiet schon eine ganz andere Bedeutung gegen früher gewonnen hatte und der Kampf zwischen Landwirtschaft und Industrie um die erste Bedeutung für Oberschlesien zugunsten der letzteren schon damals entschieden war. Hatte sich doch von einem polnischen Aufstand zum anderen, von 1807—30, von 1830—46, von 1846—63 jedesmal die Bevölkerung des alten, ungeteilten Kreises Beuthen, der ziemlich mit dem Industriegebiet zusammenfiel, gerade verdoppelt ¹⁾. Die politische Lage in Europa war lange gespannt, und als sie sich bezüglich Polens geklärt hatte, kam der Dänische Krieg. Das beschränkte die Einkäufe auf das Maß des augenblicklichen Bedarfs, und besonders im Rattowitzer Revier zeigte sich eine Abnahme des Absatzes. Die vor kurzem erst aufgenommenen Kohlentransporte nach Rußland stockten einige Monate vollständig ²⁾. Zeitweise erlitt der Getreidehandel eine starke Einbuße. Der Viehhandel war besonders behindert, da, nachdem erst Ende 1862 die Verkehrsbeschränkungen wegen der Rinderpest aufgehoben worden waren, diese Seuche schon zwei Monate später wieder in Galizien ausbrach, und kaum, daß sie da überwunden war, im Sommer gegenüber Lublinitz aufstauchte und sich bei den Unruhen dort lange hielt ³⁾. Auch über eine ungünstige Einwirkung des Aufstandes auf den Holzhandel wurde geklagt ⁴⁾.

Zu Zeiten, wo die Aufständischen Erfolge hatten und die russischen Grenzwatchen an wenigen Stellen zusammengezogen wurden oder auf preußisches Gebiet übertraten, war die Grenze auf weite Strecken frei, und dann strömten die Waren ungehindert hinüber und herüber, so einige Wochen bis 9. 3. 1863. Aber dieser nie lange wirkende günstige Umstand wog die sonstigen schweren Nachteile des Aufstandes nicht auf ⁵⁾. Wenn die Beamten Dienst taten, war die russische Absperrung

¹⁾ Maria Bogt, Bevölkerungsdichte u. Bevölkerungsbewegung Oberschlef. in ihrer geogr. Bedingtheit (Dissert. Breslau 1921) S. 45 u. Zahlenaufstellungen.

²⁾ A 1160, März-Juli 1863. ³⁾ Amtsbl. 1863; A 1160, März 1864. ⁴⁾ Bürgerjr. 1863, S. 64. ⁵⁾ A 1160, März, Mai, Nov. 1863; Bresl. Ztg. S. 597, 714; Schlef. Ztg. 26. 2. 1863.

durch scharfe Paßvorschriften recht streng ¹⁾). Die Handelskammer der Industriegegend machte eine besorgte Eingabe, daß die russische Regierung außergerichtlich mit polnischen Geschäftsleuten abgeschlossene Verträge nicht anerkennen würde, wenn Vermögensbeschlagnahmen erfolgten. Bismarck wies jedoch gegenüber den öfters ausgesprochenen Ansichten, seine Konvention mit Rußland schädige den preußischen Handelsstand, darauf hin, daß gerade das gute Einvernehmen mit Rußland die beste Bürgschaft für die preußischen Kaufleute sei, und Rußland habe ja noch keine Beschlagnahme ausgesprochen ²⁾). Dagegen hatten preußische Besitzer, die Güter in Polen hatten, unter den Beitreibungen der Aufständischen genau so zu leiden wie die einheimischen; besonders auf Graf Renard schien es abgesehen zu sein ³⁾).

Wegen der Unsicherheit ⁴⁾ in Polen war auch die Geldbeförderung durch die Post dorthin bis Ende November 1863 gesperrt ⁵⁾). Der Schnellzugsverkehr mit Warschau hörte auf, die anderen Züge kamen sehr unregelmäßig ⁶⁾). Die strengen Paßvorschriften behinderten das Reisen der Kaufleute ⁷⁾, und endlich warnte das Ministerium sogar vor Überschreitung der Grenze, da vielfach die polnischen Scharen Fremde zwängen, sich ihnen anzuschließen ⁸⁾). Gerade aus den Grenz-

¹⁾ Bresl. Ztg. S. 376. ²⁾ Bresl. Ztg. S. 505, 607, 891. ³⁾ Bresl. Ztg. S. 415. In Modrzejów z. B. zwang der dortige Führer der Aufständischen Kurowski den Bevollmächtigten des Grundherrn, eben des Gf. Renard, Möbius, eine Schenkungsurkunde zu unterschreiben, wobei die bisherigen Mietzahlungen der Bürger in eine Art Abzahlung einer Hypothekenschuld verwandelt wurden. Kraf. Ztg. 16. 2. 1864. Sogar von dem Intendanten der in Galizien gelegenen Güter des preuß. Grafen Pückler auf Thomaswalde u. seiner Gemahlin, geb. Gf. Larisch, forderte die revolutionäre Regierung in Warschau Geld, so daß ersterer in seiner Not um Verhaltungsmaßnahmen bat. Weigere er sich, würden ihm Haus und Hof niedergebrannt; machte er der österr. Reg. Anzeige, werde er selbst ohne Zweifel ermordet: Bernhardi S. 41. Ähnlich berichtet Rother aus Galizien, daß dort durch Haufen von Menschen die Juden insultiert, den Polen unbequeme Beamte und andere unliebsame Personen auf öffentlicher Straße erdolcht, andere Beamte wieder durch Drohungen eingeschüchtern und von ihrer Stellung vertrieben würden. Auch deutsche bzw. preuß. Untertanen würden vom Nationalkomitee in Galizien zur Zahlung von Nationalsteuern angehalten. Die österr. Behörden seien schüchtern und zurückhaltend: Acc. 18/25, Nr. 488 v. 30. 7. 1863. ⁴⁾ Acc. 18/25, Nr. 488. GW. 19. 7. 1863. ⁵⁾ Amtsbl. S. 25 u. 274. ⁶⁾ Schles. Ztg. 19. 3. 1863 u. ö. ⁷⁾ Einen wahrscheinlich im Verdacht des Schmuggels stehenden Simon Kuznizki aus Myslowitz hatten die Russen weiter am 17. 11. 1863 in Sosnowitz verhaftet u. vorübergehend nach Warschau gebracht: Acc. 16/23, Nr. 91. ⁸⁾ A 1010, S. 3. 1864. Mit Terror wurde stark gearbeitet: Sogar der preuß. Konsulatsbeamte v. Lettau in Warschau, der den Polen unbequem war, erhielt von der Nationalregierung einen Drohbrief: Bernhardi S. 36.

kreisen hatten sonst viele Arbeiter Verdienst in Polen gefunden. Hatte doch allein das Landratsamt Rosenberg vom Frühjahr bis Juli 1864, als der Aufstand schon ziemlich gedämpft war, 250 Pässe und 4500 Legitimationskarten ausgefertigt! ¹⁾ Daraus kann man ersehen, welcher Verdienst dadurch im Jahre vorher, auch durch Nebenerwerb bei Lieferungen nach Polen verloren gegangen war. Die Reserve-einziehungen entzogen der Industrie immerhin manche gelernte Kräfte, und die Truppentransporte nahmen die Bahnen zeitweise so in Anspruch, daß nicht genügend rollendes Material vorhanden war, um die Kohle nach den Ostprovinzen abzuführen, von der während des dänischen Krieges nicht genug herangeschafft werden konnte, da die englische Einfuhr abgenommen hatte ²⁾.

Das sofort zu Anfang erfolgende Verbot der Ausfuhr von Kriegsgerät rief bei der langen Dauer des Aufstandes wieder einen blühenden Schmuggel hervor. Da das Pfund Pulver in Schlesien $\frac{1}{2}$ Rth. kostete, die Polen aber 2 Rth., in großen Mengen je Zentner 120 Rth. zahlten und, wenn die Sendung beschlagnahmt wurde, die Hälfte ³⁾, erlagen viele Leute der Versuchung. Sogar ein fgl. Bodenmeister C. Lehmann in Rattowitz, der mit Maciejewski Waffen geschmuggelt hatte, und ein Postexpedient in Neu-Berun mußten deswegen verhaftet werden ⁴⁾. Oft segelten die Waren unter falscher Flagge, Pulver als oder zwischen Mehl oder Zucker, in Zichorienpaketen, Waffen zwischen Tuchballen versteckt, in Weinfässern mit doppeltem Boden, in deren Mitte wirklich Wein war, Kavalleriesäbel und Blei in Fässern, als Palmöl aufgegeben ⁵⁾. Weiter spielten Jagd- und Eisenbahnwagen mit Doppelboden eine Rolle, und großzügige Leute sandten plombierte Waggons nach Osterreich, da diese in der ersten Zeit auf preußischer Seite noch nicht untersucht wurden ⁶⁾, oder aber sie wurden nur bis an eine kleine preußische Station aufgegeben und von dort die Gegenstände heimlich mit Fuhrwerk oder Trägern durch die großen Wälder nach Galizien gebracht, von wo ein Herüberschaffen nach Polen eine Leichtigkeit war.

¹⁾ A 1160, Juli 1864. ²⁾ A 1160, Febr. 1864. ³⁾ A 1008, Landr. Beuthen 29. 4. 1863; Myslowitz 11. 6. 1863. ⁴⁾ Anklageschrift S. 318; A 1010, 21. 2. 1864; A 1008, 9. u. 12. 5. 1863. Auch der Bäckermeister Zips in Rattowitz sollte „sich der Vermittlung der Waffensendungen unterzogen haben.“ Doch wurde bei Haus-suchungen nichts Verdächtiges gefunden. Acc. 16/26, Nr. 8. Reg.-Präf. 8. u. 10. 5. 1863. ⁵⁾ A 1006, 5. 2. 1863; A 1008, 25. 5. 1863; A 1009, 30. 7. u. 6. 10. 1863. Acc. 16/26, Nr. 8, 11. 7. 1863. Auch Spazierstöcke mit Degen u. Reitpeitschen mit Dolchen wurden einmal festgehalten: Acc. 18/25, Nr. 488, 22. 10. 1863. ⁶⁾ A 1008, Beuthen 29. 4. 1863; Rosenberg 17. 5. 1863; Rattowitz 29. 5. 1863.

Das geschah immer wieder, wenn auch bisweilen ein Schmuggler angeschossen oder erschossen wurde ¹⁾). Auf der Bahn ausgegebene Reisetaschen und Koffer, auch Postpakete mußten dem dunklen Gewerbe dienen ²⁾). Zur insolgedessen angeordneten Untersuchung des Reisegepäcks wurden acht Gendarmen auf den verschiedenen größeren Bahnhöfen stationiert und Hilfskräfte eingestellt ³⁾). Darauf erfolgten die Verladungen auf kleineren Stationen ⁴⁾). Eine ganze Anzahl Sendungen des verschiedensten Kriegsgeräts wurde abgefaßt ⁵⁾), viel mehr ist aber sicher durchgekommen ⁶⁾). Eine große Rolle dabei spielten wieder Juden auf beiden Seiten der Grenze ⁷⁾). Einige Händler, Spediteure und polnische Bahnschaffner sind dabei reich geworden ⁸⁾), für die Gesamtheit des Bezirks aber wirkte der Aufstand durchaus ungünstig auf die wirtschaftliche Lage ein.

S c h l u ß.

Fassen wir nun rückschauend die Ergebnisse der ganzen Betrachtung in großen Zügen zusammen! Von den fünf polnischen Erhebungen des Jahrhunderts ließ nur diejenige der Jahre 1806/07 es zu kriegerischen Ereignissen in Oberschlesien selbst kommen; jedoch handelte es sich nicht um einen Aufstand im Lande selbst, sondern um hauptsächlich durch den aus Galizien stammenden, aber preußisch gesinnten und deutsch erzogenen Leutnant Witowski ehrenvoll abgeschlagene Einfälle von Abteilungen aus Südpreußen, Neuschlesien und Galizien — also aus bis zu den Teilungen zu Polen gehörigen Gebieten — in das Oberschlesische auf der rechten Oberseite und Plünderungen dortselbst, wie sie in früheren Jahrhunderten öfters geschehen waren. Um ihre Grenzen zu schützen, sah sich die preußische Regierung

1) A 1008, Myslowitz u. Beuthen 29. 4. 1863; Rosenberg 13. 5. 1863.

2) A 1008, Spedit. Posener-Rattowitz 4. 5. 1863; A 1009, 8. 7. 1863. 3) A 1008, Oberpräf. 25. 5.; Reg.-Präf. 28. 5.; Min. d. Inn. 14. 6. 1863. Auch hier hatte Bürgermeister Rother die Veranlassung zu diesen Maßnahmen gegeben. 4) A 1008, 11. 6. 1863. 5) Einmal 336 Gewehre in 5 Kisten auf einen Schlag: Acc. 18/25, Nr. 488. Die Fuhrleute behaupteten mehrfach, nicht gewußt zu haben, was sie beförderten. Die beschlagnahmten Pulversendungen wurden später nach der Festung Cosel gebracht. 6) A 1007—1009, an vielen Stellen. 7) A 1008, Reg.-Präf. 26. 5. 1863; Anorr S. 242; in Akten die Namen: Posener-Rattowitz, Lustig u. Koppel Olschowski-Boischnik („Boischnik ist ein bekannter Schmuggelort“), Moritz Adler = Pleß, Knochenhändler Noah Berger, „Spediteur Mendelsohn zu Sczafowa“, Rosenthal, Berliner = Kempen; ferner Louis Ohnstein in Lissa i. P.: Anklageschrift S. 81 ff. 8) A 1006, 28. 1. 1863; Acc. 16/26, Nr. 8, Bericht Rother 24. 5. 1863; auch Klaußmann.

jedesmal zu Sicherheitsmaßnahmen gezwungen, gegenüber den beiden kongreßpolnischen Aufständen von 1830/31 und 1863/64 durch umfassende, langdauernde Bereitstellungen der vier östlichen Korps unter einheitlichem Oberbefehl und diplomatische und materielle Unterstützung der russischen Regierung und Gewährung von Zuflucht für russische Grenzabteilungen und Kasen, 1807 und bei den beiden Versuchen der 40er Jahre durch bewaffnetes Einschreiten gegen die südpreußischen, Krafauer und Posener Aufständischen. Die zum Grenzschutz eingezogenen Mannschaften aus Oberschlesien traten jedesmal willig unter die Fahnen, bisweilen geradezu übereifrig, und erwiesen sich als durchaus zuverlässig, ebenso die während der drei mittleren Aufstände gebildeten Sicherheitsvereine in den Städten und die teilweise selbständig zusammengetretenen Wachen in den Grenzdörfern, während die Bewohner ohne Murren die Lasten der Einquartierung auf sich nahmen, die ihnen Sicherheit vor Plünderungen der Insurgenten gewährten, vor denen sie sich zuerst immer fürchteten. 1832 zogen zahlreiche frühere Teilnehmer am Aufstande durch Oberschlesien nach der Heimat oder nach dem Westen hindurch, und 1846 traten über 700 Mann bei Neu-Berun nach Schlesien über, wurden interniert und später nach ihrer Heimat abgeschoben.

Jedesmal wurden die militärischen Grenzschutzmaßnahmen durch polizeiliche ergänzt. Dadurch wurde aber trotz vieler Mühen, die die Behörden damit hatten, nur ein gewisser Teil der zahlreichen über Schlesien gehenden polnischen Verbindungen unterdrückt, während die strengen Paßvorschriften auch für die Unbeteiligten manche Härte mit sich brachten. Und dazu gehörte in jenen Zeiten fast ausnahmslos die slawisch sprechende Mischbevölkerung in Oberschlesien, die sich in ihrem starken Autoritätsgefühl als gut preußisch fühlte und die Nationalpolen als ein fremdes Volk betrachtete: „Unsere schlesischen Polen sind Preußen, und zwar stramme Preußen“, wurde noch nach dem Aufstand gegen Rußland von 1863/4, nämlich 1869, richtig von deutscher Seite behauptet und von polnischer 1877 abgedruckt ¹⁾. „Seit den Tagen Friedrichs des Großen bis in die jüngste Zeit hat nie Militär gegen national-polnische Ausrührer in Oberschlesien einzuschreiten brauchen,“ hieß es mit Recht noch im Jahre 1911 ²⁾. Zum ersten

1) Centralbl. f. Schl. 1869, S. 303 ff.; Ateneum 1877, Bd. 1/2; angeführt Ludomir S. 75. 2) Aus: Fred Brzostki, Industrie-schlesien, das Land einer Zukunft. Deutsche Kulturworte eines Polen (Glogau-Leipzig 1911) S. 60; Ernst Laslowski in Archiv f. Politik u. Gesch. 1926, S. 424 f.: „Keine der heroischen Gestalten aus

Male glaubte Mieroslawski bei seinen Aufstandsplänen 1846 Oberschlesien durch religiöse Verhezung eine kleine Nebenrolle zur Ablenkung der preußischen Truppen zuweisen zu können, scheiterte jedoch damit vollkommen, ebenso 1848, und 1863 wurde Oberschlesien wieder ganz aus den polnischen Berechnungen herausgelassen. Gegenüber den großen Scharen von Helfern, die aus den nicht offen insurgierten Teilen des ehemaligen Polens den jedesmaligen Aufstandsgebieten zuströmten, erhob 1806 allein der unmittelbar an der Grenze wohnende Abenteuerer Fürst Sulkowski die Fahne des Aufruhrs, und 1830 schlossen sich nur 23 Oberschlesier, meist deutsche Freiheitschwärmer oder Abenteuerer, an, während in den drei folgenden Aufständen überhaupt keine Übertritte von eingeborenen polnisch sprechenden Oberschlesiern, um mitzukämpfen, wirklich nachweisbar sind ¹⁾. Einzelne preußische Untertanen, die jenseits der Grenze tätig waren, wurden zur Hilfeleistung in ihrem Beruf oder mit den Waffen genötigt, entflohen jedoch zum Teil, wie auch die Mehrzahl der außerhalb Preußens weilenden Staatsbürger schon auf die Kunde vom Ausbruch des Aufstandes nach der Heimat eilte. Bei den verschiedenen durch die Teilnahme an den Verschwörungen und Erhebungen veranlaßten Hochverratsprozessen ist niemals ein geborener Schlesier verurteilt worden. Die Nichtbeteiligung des Volkes zeigte sich auch darin, daß die Aufstände niemals ihren Niederschlag in Volksliedern fanden,

der poln. Gesch. lebt im Unterbewußtsein des obereschl. Volkes fort. Unsere Bauern und Arbeiter nahmen so wenig Anteil an den Schmerzen und Freuden, an den Hoffnungen und Enttäuschungen des poln. Volkes, daß sie selbst die aufregenden Vorgänge in den poln. Aufständen des 19. Jahrh. mit der gleichen kühlen Ruhe und inneren Teilnahmslosigkeit betrachteten, als wenn es sich um Freiheitskämpfe der Griechen oder Indier gehandelt hätte.“ Ähnliche Feststellungen der völkischen Unbeteiligtheit der schl. Polen häufiger, z. B. Franz Lorinser, *Aus meinem Leben* (Regensburg 1891) Bd. I, S. 162; *3tg. Nowiny Raciborskie* v. 2. 3. 1908; *Kurj. Pozn.* v. 6. 10. 1892; Dr. Kazimierz Rakowski, *Walka o Górný-Slask* (Nikolai 1920) S. 17: der Oberschlesier war „vollständig poln. in seinem Bereich u. seiner Familie, aber ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem ganzen poln. Lande empfand er nicht“ (*lecz poczucia wspólnosci z calem krajem polskim nie odczuwał*); Edward Czynniski: *Etnograficzno-statystyczny zarys liczebności i rozsielenia ludności polskiej* (Warschau 1909) S. 9: „Die schl. Polen, von den Deutschen Wasserpöläden genannt, nahmen bis in die letzte Zeit fast keinen Anteil am Gemeinschaftsleben der Nation. Erst seit den Zeiten des Kulturkampfes und besonders — eifriger Agitatoren wie Miarka beginnt dort ein Nationalgefühl zu erwachen.“

1) Die erwähnte Kampfbroschüre Pampuch erwähnt keinen einzigen der fünf Aufstände des 19. Jahrh. auch nur mit einem Wort als für O.S. in Frage kommend.

wie dies in nationalpolnischen Gegenden geschah¹⁾. Die Ausbreitungen von 1846 und 48 im Lande selbst hatten kein polnisch-völkisches Gepräge, sondern wirtschaftliche Gründe, wie viele Agrarunruhen vorher, nebenbei religiöse Aufregung, und die damaligen kurzen Äußerungen slawischen Lebens geistige und Bildungszwecke. Die ganz vereinzelt Förderer der polnischen Sprache, die aus dem Lande selbst stammten, waren noch nicht Nationalpolen in dem Sinne, daß sie das freie Polen erstrebten, sondern Verteidiger der Muttersprache auf dem Hintergrunde eines mehr oberschlesischen als gesamt-polnischen Patriotismus²⁾, für Schlesien war seine Nationalfrage lediglich eine Sprachenfrage³⁾. Zunächst in diesem Sinn wurde die Möglichkeit zu einer völkischen Wiedergeburt⁴⁾ durch die 1848 von Bogedain durchgeführte Schulreform mit der von der Bevölkerung und Lehrerschaft gar nicht verlangten hochpolnischen Unterrichtssprache geschaffen, der gegenüber die durch den Aufstand von 1863 gezeigte Gefahr zu einer stärkeren Betonung der deutschen Sprache führte.

Die Nähe der Einfallsmöglichkeiten und die bessere gegenseitige Kenntnis der Nachbarn verhütete bei allen Aufständen, daß der deutsche Teil der Bevölkerung dem Überschwang rein gefühlsmäßig-unüberlegter Polenbegeisterung verfiel, der in entfernteren Teilen Deutschlands sich zeigte. 1832 hören wir nichts von Polenkomitees für die Durchwandernden, der erste Raufsch von 1848 verslog sehr schnell, und 1863 ging bei den Fortschrittlern das Wohlwollen für Polen wegen der innerpolitisch beeinflussten Abneigung gegen Rußland nicht über platonische Wünsche hinaus, während die rechtsgerichteten Kreise stets eine Abneigung gegen Aufstände hatten.

Vor großer Polenschwärmerei bewahrten auch die vielfachen ungünstigen wirtschaftlichen Einwirkungen der Aufstände, die die Bewohner von Oberschlesien selbst zu spüren bekamen. Zahlreiche haupt-

1) Wosien in Schlef. Heimat 1921, S. 244. 2) Noch heute spielt die starke schles. Heimatliebe und -verbundenheit eine große Rolle und erklärt manche sonst unverständliche Erscheinung. 3) Paul Weber, Die Polen in OS. Eine statistische Untersuchung (Diss. Berlin 1913) S. 2: „Der Unterschied zwischen poln. u. deutschen Schlesiern war nur sprachlich, nicht national; die oberschles. Polen betrachteten sich als poln. sprechende Schlesier, nicht aber als ein in Schlef. lebendes Polenvolk.“ Ähnlich Belza: My czy oni w Śląsku (1902) S. 8: „Ale będać polskim, czul on precznie i myślał nie po polsku“ (Aber obwohl es polnisch war, fühlte und dachte es doch nicht polnisch); Polen (Bern 1918) S. 277 f. u. ö. 4) über die Entwicklung der poln. Frage in Oberschlef. vgl. Laubert S. 156 ff. u. derj.: Deutsch oder slawisch? (Berlin 1928) S. 90 ff.; Schrifttum: Kaisig I, S. 371 ff., II, S. 117 ff., Loewe S. 90 ff.

fächlich in Polen beschäftigte preußische Untertanen verloren in den unruhigen Zeiten ihr Brot, andere ihren Nebenverdienst von dort, daselbst Begüterte erlitten Schaden durch Beitreibungen. Kürzere oder längere Zeit entzogen die durch die Aufstände veranlaßten preußischen Militärmaßnahmen Tausende von Männern ihren Berufen, besonders fühlbar vor der Heeresreform von 1860, als auch noch die verheirateten Landwehrleute eingezogen wurden. Deren Familien fielen dann den Verbänden zur Last. Ebenso bildeten die aus den im Aufstand befindlichen Nachbargebieten fliehenden und in Preußen Sicherheit suchenden Polen, Deutschen und Juden zeitweise eine beschwerliche Last für das Land. Der Handel und Verkehr im Innern und mit den angrenzenden Ländern erlitt schwere Hemmungen und Einbußen, und der Schmuggel, der sich besonders gegenüber den Waffenausfuhrverboten herausbildete, bereicherte nur einzelne Schieber, während die Gesamtheit der Bevölkerung schwer unter der gelähmten Kauflust und unter den vielfachen Beschränkungen, Ein- und Ausfuhrverboten und Grenz- und Zollschikanen, 1806/7 auch unter Plünderungszügen, litt.

Unglücklicherweise trafen mit Ausnahme des letzten Aufstandes, wo aber infolge der inzwischen gesteigerten Bedeutung der Industrie diese um so stärker betroffen wurde, jedesmal eine an und für sich ungünstige wirtschaftliche Lage damit zusammen, hatten mehrere Mißernten schon eine bittere Teuerung hervorgerufen. Die durch den Aufstand von 1846 herbeigeführte Einverleibung des Freistaats Krakau sperrte Schlesien das letzte Lustloch für den Handel, und die dadurch hervorgerufene Not besonders der Tuch- und Leinenweber steigerte den in die Krakau naheliegenden Kreise eingeschleppten Hungertyphus zu fürchtbaren Ausmaßen und forderte zahlreiche Opfer, während die zur Bekämpfung des Aufstandes von 1830/31 aus dem fernen Osten herangezogenen russischen Regimenter zum ersten Male die Cholera nach Polen brachten, die damals zweimal kurz hintereinander und später noch öfters auch in Oberschlesien und weiten andern Gebieten Europas wütete.

Quellenverzeichnis.

- I. Ungedruckte: Alle als „A . . .“ angeführten Akten, hier nicht im einzelnen aufgezählt, stammen aus dem Breslauer Staatsarchiv, und zwar die mit zweistelligen Ziffern (z. B. A 16a) aus Rep. 14 Abt. V (Polizeisachen), die mit vierstelligen Ziffern (z. B. A 1006) aus Rep. 200 (Oberpräsidium), die mit dem Vermerk Acc. . . . Nr. . . . (z. B. Acc. 16/26. Nr. 8) aus Rep. 201 c (Regierung Oppeln).
- II. Gedruckte (nur mehrfach im Text angeführte werden an dieser Stelle genannt):
- | | |
|---|-------------------------|
| Anklage-Schrift des Staats-Anwalts bei dem Königl. Kammergericht usw.
Berlin 1847. | Abkürzung:
Prozeß I. |
| Anklage-Schrift . . . wegen Hochverraths. Berlin 1864. | Anklage-Schrift. |
| Belza, Stanislaw: My czy oni na Śląsku polskim. (Wir oder sie in poln. Schlesien.) 2. Aufl. Kattowig, Warschau, Krafau 1902. | Belza
Bernhardi. |
| Aus dem Leben Theodor v. Bernhardis. 5. Theil. Leipzig 1895. | |
| Buzek, Józef: Historia polityki narodowościowej rządu pruskiego wobec Polaków. (Gesch. der Volkstumpspolitik der preuß. Regierung gegenüber den Polen.) Lemberg 1909. | Buzek. |
| Cardinal v. Widdern: Die Unterwerfung Oberschlesiens durch die Posener Polen. Berlin 1910. | Cardinal. |
| Caspari, Emil: Rok 1848 na Górnym Śląsku. (Das Jahr 1848 in Ob.Schl.) Warschau 1920. | Caspari. |
| Dziengel, Joh. Dav. v.: Geschichte des Rgl. 2. Ulanen-Regiments. Potsdam 1858. | Dziengel. |
| Feldman, Wilhelm: Gesch. der politischen Ideen in Polen seit dessen Teilungen. München, Berlin 1917. | Feldman. |
| Freitag, Gustav: Erinnerungen aus meinem Leben. Leipzig 1887. | Freitag. |
| Gadon, L.: Przejście Polaków przez Niemcy po upadku powstania listopadowego. (Der Durchzug der Polen durch Deutschland nach dem Zusammenbruch des Novemberraufstandes.) Posen 1889. | Gadon. |
| Gąsiorowski, Janusz: Bibliografia druków dotyczących powstania styczniowego 1863—65. (Schriftkunde der Drucke betr. den Januaraufstand 1863—65.) Warschau 1923. | Gąsiorowski. |
| Godula, Franciszek: Historia handlu i przemysłu Górnego Śląska. (Gesch. des Handels u. Gewerbes Ob.Schl's.). Posen (1911), 1920. | Godula. |
| Gollenhofer, Józef: Rewolucya krakowska 1848. (Die Krafauer Revolution von 1848.) Krafau 1908. | Gollenhofer. |
| Grabowski, Ambroży: Wspomnienia. (Erinnerungen.) 2 Bde. Krafau 1909. | Grabowski. |
| Gramer: Chronik der Stadt Beuthen in Ob. Schl. Beuthen 1863. | Gramer. |
| Guhr, Hans, u. Einwiua, Karl: Gesch. des Inf.-Reg. Keith (1. Oberschl.) Nr. 22. Kattowig, Berlin, Breslau, Leipzig 1914. | Guhr. |
| Höpfner, Eduard v.: Der Krieg von 1806 u. 1807. IV. Bd. Berlin 1851. | Höpfner. |
| Jacek, Ks.: Juljusz Ligoń (Julius Ligon). Oppeln 1918. | Jacek. |
| Zelitto, A.: Gesch. der obereschl. Landwirtschaft (1910). | Zelitto. |
| Kaifig, Karl, Bellée, H. u. Vogt, Lena: Deutsches Grenzland Oberschlesien. Ein Literaturnachweis. Gleiwitz 1927 u. 28. | Kaifig I u. II. |

- Karwowski, Stanisław: *Historja Wielkiego Księstwa Poznańskiego*. (Gesch. des Großherzogtums Posen.) 2 Bde. Posen 1918 f. Karwowski.
- Klaufmann, A. Oskar: *Oberschlesien vor 55 Jahren und wie ich es wieder fand* (1911). Klaufmann.
- Klawitter, Willy: *Die Zeitungen u. Zeitschr. Schlesiens bis z. J. 1870 bzw. bis zur Gegenwart* (= Darst. u. Quellen z. Schlef. Gesch. Bd. 32). Breslau 1930. Klawitter.
- Klofow, C.: *Der Hochverraths-Prozess im Jahre 1864*. Berlin 1865. Klofow.
- Knapowska, Wisława: *W. Ks. Poznańskie przed wojną krymską*. (Das Großherzogtum Posen vor dem Krimkrieg.) Posen 1923. Knapowska.
- Knapp, Georg Friedr.: *Die Bauernbefreiung usw.* Leipzig 1887. Knapp.
- Knorr, Emil: *Die poln. Aufstände seit 1830 usw.* Berlin 1880. Knorr.
- Knötel, Paul: *Der poln. Aufstand von 1806—07 in seinen Auswirkungen auf Oberschlesien*. Gleiwitzer Jahrb. 1928. Knötel.
- Komierowski, Roman: *Kośća polskie w Berlinie*. (Die poln. Fraktionen in Berlin.) 3 Bde. Posen 1905, 1910 u. 1913. Komierowski.
- Koneczny, Felix: *Dzieje Śląska*. (Gesch. Schlesiens.) Bentzen D. S. 1897. Koneczny.
- Kopff, Wiktor: *Wspomnienia z ostatnich lat Rzeczypospolitej Krakowskiej*. (Erinnerungen aus den letzten Jahren des Freistaats Krakau.) Krakau 1906. Kopff.
- Kunz, Hermann: *Der poln.-russ. Krieg von 1831*. Berlin 1890. Kunz 1831.
- *Die kriegerischen Ereignisse im Großherzogtum Posen*. Berlin 1899. Kunz 1899.
- Laubert, Manfred: *Die preussische Polenpolitik von 1772—1914*. Berlin (1920). Laubert.
- *Die Verwaltung der Provinz Posen von 1815—1847*. Breslau 1923. Laubert, Verwaltung.
- Limanowski, Bolesław: *Losy narodowości polskiej na Śląsku*. (Schicksale des poln. Volkstums in Schlesien.) Lemberg 1874. Limanowski.
- *Stuletnia walka narodu polskiego o niepodległość*. (Der 100jähr. Kampf des poln. Volkes um die Unabhängigkeit.) Lemberg 1906. Limanowski, Walka.
- *Odrodzenie i rozwój narodowości polskiej na Śląsku*. (Wiedergeburt und Entwicklung des poln. Volkstums in Schlesien.) Warschau 1911, 1921. Limanowski, Odrodzenie.
- *Histoja powstania narodu polskiego*. (Geschichte des Aufstandes des poln. Volkes.) Lemberg 1909. Limanowski, Powstanie.
- Loewe, Viktor: *Bibliographie der schlesischen Geschichte*. Breslau 1927. Loewe.
- Lorenz, F.: *Geschichte der Kaschuben*. Berlin 1926. Lorenz.
- Ludomir (= Schramel): *W obronie polskości Górnego Śląska*. (Zu der Verteidigung des Polentums in Oberschlesien.) Teil 1. Oppeln 1918. Ludomir.
- Łukaszewski, J.: *Zabór pruski w czasie powstania styczniowego*. (Der preuss. Anteil z. B. des Januaraufstandes.) Jassy 1870. Łukaszewski.
- Lustig: *Gesch. der Stadt Myslowitz i. D. S.* Myslowitz 1867. Lustig.
- Maf, W.: *Die obereschlef. Notjahre 1844—1848*. Gleiwitzer Jahrb. 1927. Maf.
- Mitschke-Kollande, A. v.: *Die Not Oberschlesiens und Mittel zu deren Abhilfe*. Breslau 1848. Mitschke.

- Namysłowski, Władysław: *Milicya wolnego miasta Krakowa 1815—1846* (Die Miliz der freien Stadt Krakau 1815—1846). Krakau 1913. Namysłowski
- Nietzsche, Wernio: *Gesch. der Stadt Gleiwitz*. Gleiwitz 1886. Nietzsche.
- Osten-Sacken, Ottomar Frh. v.: *Preußens Heer von seinen Anfängen bis zur Gegenwart*. II., III. Bd. Berlin 1912, 1914. Sacken.
- Otto, v.: *Gesch. des Schlef. Jägerbataillons Nr. 6*. Berlin 1906. Otto.
- Polen. *Entwicklung und gegenwärtiger Zustand*. Bern 1918. Polen.
- Polen und seine Erhebung zur Freiheit. Leipzig 1846. Erhebung.
- Polenprozeß, *Der*. Herausgeg. v. Just. Julius. Berlin 1848. Prozeß II.
- Prus, Konstanty: *Józef Lompa* (Joseph L.). Bentzen 1913. Prus, Lompa.
- *O pierwszych polskich drukarzach i wydawcach na Śląsku Górnem* (Über die ersten poln. Drucker und Verleger in Ob.Schl.). Nikolai 1920. Prus, Drukarze.
- *Krótki zarys dziejów Górnego Śląska* (Kurzer Abriß der Gesch. Oberschlesiens). Oppeln 1920. Prus, Zarys.
- Reis, Karl: *Agrarfrage und Agrarbewegung in Schlef. i. J. 1848*. Breslau 1910. Reis.
- Ring, Max: *Erinnerungen*. I. Bd. Berlin 1898. Ring.
- Sala, Moriz Frh. v.: *Gesch. des poln. Aufstandes vom J. 1846*. Wien 1867. Sala.
- Schottmüller, Kurt: *Der Polenaufstand 1806/07*. Posen 1907. Schottmüller.
- Schultheß: *Europäischer Geschichtskalender*. Schultheß.
- Skarbek, Fryderyk hr.: *Dzieje Polski* (Gesch. Polens). Teil 2 u. 3. Posen 1877. Skarbek.
- Smitt, Friedr. v.: *Gesch. des poln. Aufstandes u. Krieges in d. J. 1830 u. 31*. 3 Bde. Berlin 1839—48. Smitt.
- Sokołowski: *Prusy a Polska* (Preußen und Polen). Krakau 1909. Sokołowski.
- Stern, Alfred: *Gesch. Europas seit den Verträgen v. 1815*. Stuttgart-Berlin. Stern.
- Stetkiewicz, Stanisław: *Rzeczpospolita Krakowska w dobie powstania listopadowego* (Der Freistaat Krakau z. J. des Novemberaufstandes). Krakau 1912. Stetkiewicz.
- Sybel, Heinrich v.: *Die Begründung des Deutschen Reiches usw.* 2. Bd. München-Leipzig 1889. Sybel.
- Szarota, M.: *Die letzten Tage der Republik Krakau*. Breslau 1911. Szarota.
- Szymańda, Jan: *Polska myśl polityczna w zaborze pruskim usw.* (Der poln. polit. Gedanke im preuß. Anteil usw.). Posen-Warschau 1919. Szymańda.
- Throta, Thilo v.: *Der poln. Aufstand im J. 1863*. Leipzig. Throta.
- Tokarz, Wacław: *Kraków w początkach powstania styczniowego usw.* (Krakau in den Anfängen des Januaraufstandes usw.). 2. Bd. Krakau 1914. Tokarz.
- Tronchin, v.: *Gesch. des Inf.-Rgt.s. v. Winterfeldt* (2. Oberschl.) Nr. 23. Berlin 1913. Tronchin.
- Birchow, Rudolf: *Mitteilungen über die in Oberschl. herrschende Typhus-Epidemie*. (Archiv f. path. Anat., 2. Bd.) Berlin 1849. Birchow.
- Wagner, Ernst: *Unter dem schwarzen Adler. Bilder aus Schlesiens militärischer Gesch.* Berlin 1905. Wagner.

Wechmar, Hans Frh. v.: Braune Husaren. Berlin 1893.	Wechmar.
Weißbrodt; 25 Jahre (1857—1882) des Schlef. Manen-Rgts. Nr. 2. Berlin 1884.	Weißbrodt.
Welzel, Augustin: Gesch. der Stadt Neustadt in D.S. Neustadt 1870.	Neustadt.
— Gesch. der Stadt u. Herrschaft Ratibor. Ratibor 1881.	Ratibor.
— Gesch. der Stadt Sohrau in D.S. Sohrau 1888.	Sohrau.
Wiese u. Kaiserswaldau, Hugo v.: Friedr. Wilh. Graf v. Goetzen. Berlin 1902.	Wiese.
Woidschüpfle, Wolsf.: Beiträge zur Haltung Schlesiens in den Revolutionsjahren 1830/31 u. 48. Diss. Breslau 1913. I. Teil gedruckt, II. Teil handschriftl.	Woidschüpfle.
Wuttke, Heinr.: Polen und Deutsche. 2. Aufl. Leipzig 1847.	Wuttke.
Ziekurisch, Johannes: 100 Jahre schlef. Agrargeschichte. Breslau 1912. 2. Aufl. Breslau 1927.	Ziekurisch.
Żychliński, Teodor: Wspomnienia z roku 1863. (Erinnerungen aus d. J. 1863.) Posen 1888.	Żychliński.
Zeitungen und Zeitschriften. ¹⁾	
Amtsblatt der Kgl. Regierung zu Dppeln.	Amtsbl.
Breslauer Zeitung.	Bresl. Ztg.
Bürgerfreund, Der obereschlesische.	Bürgerfr.
Gazeta Krakowska.	Gaz. Krak.
Gazeta Poznańska.	Gaz. Pozn.
Kraufauer Zeitung.	Kraf. Ztg.
Kronika Miasta Poznania.	Kron. M. Pozn.
Kurjer Poznański.	Kurj. Pozn.
Kwartalnik Historyczny.	Kwart. Hist.
Oberschlesier, Der.	Ob.Schlesier.
Oberschlesien.	Ob.Schl.
Provinzial-Zeitung für Schlesien.	Prov. Z.
Przegląd Historyczny.	Przeg. Hist.
Roczniki Poznańskiego Towarzystwa Przyjaciół Nauk.	Rocz. n.
Schlesische Geschichtsblätter.	Gesch. Bl.
Schlesische Heimat.	Schl. Heimat.
Schlesische Provinzial-Blätter.	Prov. Bl.
Schlesische Zeitung.	Schlef. Ztg.
Strażnica Zachodnia.	Straż. Zach.
Wanderer, Der obereschlesische.	Wanderer.
Zeitschrift der Histor. Gesellsch. f. d. Prov. Posen.	Zschr. Pos.
Zeitschrift des Vereins f. Gesch. Schlesiens.	Zeitschr.
Zeitschrift, Deutsche Wissenschaftliche, für Polen.	Dt. Wiss. Zschr.

¹⁾ Naturgemäß konnten nicht alle im vorigen Jahrhundert in Schlesien erschienenen Blätter, die zum Teil auch gar nicht mehr zugänglich sind, durchgearbeitet werden, sondern nur eine Anzahl der wichtigsten. Das Gesamtverzeichnis für die in Frage kommende Zeit vgl. jetzt bei Klawitter (f. S. 287).

Einteilung.

	Seite
Einleitung	212
I. Abschnitt: Oberschlesien und der südpreußische Aufstand 1806/07	213
II. Abschnitt: Oberschlesien und der Aufstand im Königreich Polen 1830/31	
1. Die Stimmung der Bevölkerung	219
2. Grenzschutz- und Polizeimaßnahmen	224
3. Die wirtschaftliche Lage	231
4. Die gesundheitliche Lage	233
III. Abschnitt: Oberschlesien und die Aufstandsunternehmungen von 1846	
1. Antriebe in Oberschlesien und das Verhalten der Bevölkerung	236
2. Preussische Maßregeln wegen der polnischen Aufstandsversuche, besonders des in Krakau	241
3. Wirtschaftliche Folgen	246
IV. Abschnitt: Oberschlesien und die Wirren von 1848	
1. Das Gepräge der schlesischen Wirren	248
2. Einwirkungen der polnischen Frage, besonders der Posener Ereignisse	254
V. Abschnitt: Oberschlesien und der Aufstand in Kongreßpolen 1863/64	
1. Das Verhalten der Bevölkerung	259
2. Preussische Maßnahmen wegen des Aufstandes	271
3. Einwirkungen auf die wirtschaftliche Lage	277
Schluß: Zusammenfassung	280
Quellenverzeichnis	285



XII.

Nachrufe.

Ferdinand Friedensburg. ¹⁾

Ferdinand Friedensburg, geb. 1. Februar 1858 in Liegnitz als Sohn des späteren Breslauer Oberbürgermeisters, gest. 5. Februar 1930 in Hirschberg, der Bahnbrecher neuzeitlicher schlesischer Münzforschung, aber auch in der allgemeinen Münzwissenschaft als einer der führenden Forscher anerkannt, hat in der früheren Zeit seines Wirkens vorwiegend im Verein für Geschichte Schlesiens die Anregung für seine Arbeiten und Raum für die Veröffentlichung seiner Ergebnisse gefunden. Unser unvergeßlicher Hermann Markgraf hat als Friedensburgs Lehrer am Breslauer Friedrichsgymnasium dessen geschichtliches Interesse vertieft und dann die Entwicklung des jungen Juristen vom Münzsammler zum Münzforscher entscheidend beeinflusst. Bald nach seinem Amtsantritt als Stadtbibliothekar und -archivar betraute Markgraf seinen 18jährigen früheren Schüler mit der Ordnung der bis 1897 mit der Stadtbibliothek verbundenen, aber zeitweilig stark vernachlässigten städtischen Münzsammlung. Später führte er Friedensburg in die archivalischen und chronikalischen Quellen der schlesischen Geschichte im allgemeinen und der Münzgeschichte im besonderen ein und brachte ihn in nähere Verbindung mit unserm Verein und dessen Leiter Grünhagen. Ein kleines, freundliches Andenken an diese persönlichen Beziehungen ist eine 1887 zum 25jährigen Archivarjubiläum Grünhagens von Markgraf und Friedensburg verfaßte, bei Mischkowsky gedruckte „Newe Ezentung vor die stat Breslaw“, eine Scherzzeitung aus dem Jahre 1887, die viel echten Quellenstoff ebenso sachkundig wie humorvoll verarbeitete.

Die reife, volle Frucht der von Markgraf, Grünhagen und ihren Helfern geförderten münzgeschichtlichen Forschungsarbeit Friedens-

¹⁾ Vgl. Schlesische Zeitung vom 7. Febr. 1930. Mittelschlesische Blätter 1930, S. 17. Verzeichnis der münzgeschichtlichen Arbeiten Friedensburgs Mittelschlesien Bd. II, S. 75 ff. Lies dort S. 75 statt Weiters Grundriß usw.: Meisters.

burgs enthalten vor allem die vier Bände 12, 13, 19 und 23 des Codex diplomaticus Silesiae. Die ersten beiden 1887/88 erschienenen Bände boten „Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter. Teil I, Urkundenbuch und Münztafeln, Teil II, Münzgeschichte und Münzbeschreibung“. Als ihnen 1899 „Schlesiens neuere Münzgeschichte“ (Cod. 19) gefolgt war, durfte Friedensburg mit gerechtem Stolze feststellen: Schlesien besitzt jetzt „eine vollständige, durchweg auf urkundlicher Grundlage beruhende Darstellung seiner gesamten Münzgeschichte, die von den Tagen Boleslaw Chrobrys bis über die Freiheitskriege hinausreicht, ein Besitz, wie ihn zur Zeit noch kein anderes deutsches Land aufweisen kann“. Der große Reichtum Schlesiens an eigentlichen Münzen, an Denk- und Schaumünzen (Medaillen) und an münzgeschichtlichen Quellen aus neuerer Zeit nötigte bei diesem Bande einmal zu fast völligem Verzicht auf Urkundenabdrücke, sodann zur Beschränkung auf eine zusammenfassende Darstellung der Münzgeschichte ohne Aufzählung, Beschreibung und bildliche Wiedergabe der einzelnen Münzen. Die in dieser Hinsicht notwendige Ergänzung des Bandes bot das ausgezeichnete Tafelwerk „Schlesiens Münzen und Medaillen der neueren Zeit“, das Friedensburg gemeinsam mit Hans Seger im Auftrage des Vereins für das Museum schlesischer Altertümer (jetzt Schlesiischer Altertumsverein) 1901 herausgab.

Damit schien „das große Werk der Kodifizierung für die schlesische Numismatik“ getan; aber diese hat trotzdem ihren getreusten Diener nie mehr ganz losgelassen. Zu dem Werke „Schlesiens Münzgeschichte im Mittelalter“ stellten sich in 15 Jahren soviel „neue, wichtige Münzen, Nachrichten und Urkunden“ ein, daß Friedensburg 1904 als Cod. 23 einen Ergänzungsband von 70 Seiten mit 2 Tafeln herausgab. Und noch einmal, in seinen letzten Lebensjahren, kehrte Friedensburg zur mittelalterlichen Münzgeschichte Schlesiens zurück. Die von ihm mit Aufbietung aller Kraft vollendete Neubearbeitung seines Erstlingswerkes wird der Altertumsverein als nachgelassenes Werk eines Mannes, den er gleich uns als eins seiner verdientesten Mitglieder ehrt, veröffentlichten.

Außer den genannten grundlegenden Werken widmete Friedensburgs rastlos tätige, gewandte Feder der schlesischen Münzkunde auch eine große Anzahl wertvoller kleinerer Beiträge in unserer Zeitschrift und den Schlesiischen Geschichtsblättern, in den Zeitschriften des Altertumsvereins, aber auch an vielen andern Stellen. Allen seinen vielseitigen Veröffentlichungen, wann und wo sie auch erschienen sind, dürfen wir dankbar nachrühmen, daß Friedensburg stets die schlesische

Münzkunde in den ganzen, großen Zusammenhang unsrer Landesgeschichte gestellt und diese daher in allen ihren Zweigen, auch in solchen, die von seinem Hauptgebiete weiter ablagen, wesentlich gefördert hat.

Seine immer erneute kritische Würdigung der ältesten schlesischen Münzen erschloß in den Münzinschriften die frühesten, den Urkunden und Chroniken vorausgehenden Schriftzeugnisse zur Landesgeschichte. Von der Münzgeschichte aus beleuchtete er das Verhängnis der Grenzlage Schlesiens, die sich auch im Münzwesen in wechselnden polnischen, böhmischen und andern fremden Einflüssen auswirkte; er zeigte das Verhängnis seiner staatlichen Zersplitterung, die besonders im 15. Jahrhundert zu heillosen Münzwirren und ewig unfruchtbaren Besserungsversuchen führte, und das Ringen der einzelnen Stände mit den obersten Landesherrn, in dem das Münzrecht der Stände, seit Mathias Corvinus und Ferdinand I. bekämpft und zurückgedrängt, doch erst in preußischer Zeit ganz abgestorben ist.

Ebenso zeigen Friedensburgs Schriften immer wieder die große Bedeutung der Münzgeschichte und der mit ihr eng verbundenen Preisgeschichte für die Geschichte des Handels und Gewerbes und ihrer Pflegestätten, der Städte. Es sei hier nur erinnert an die für die älteste Handelsgeschichte allerdings nur mit Vorsicht zu verwertenden Hack Silberfunde, an den Denar Boleslaws I. (936—67), der eine Münzstätte schon im vorpolnischen Breslau nachwies, und an die in Lubnice bei Pittsch gefundenen Kölner Denare der Jahre 1227—75, diesen unschätzbaren Beleg für einen frühen rheinisch-schlesischen Handelsverkehr. Die tiefgreifende Untersuchung über die schlesischen Getreidepreise in Bd. 40 unsrer Zeitschrift berührt eins der schwierigsten wirtschaftsgeschichtlichen Gebiete, die Entwicklung der Kaufkraft des Geldes.

Endlich gedenken wir der Forschungen Friedensburgs über die schlesischen Medaillen, diese Denkmünzen, entstanden aus Anlässen von unendlicher Mannigfaltigkeit: Geburten, Hochzeiten, Todesfälle in fürstlichen und adligen Häusern, Sieges- und Friedensfeiern, Gedenktage berühmter Persönlichkeiten, Kirchen- und Schulfeste, Schützenfeste und andere Volksbelustigungen, aber auch „Heimsuchungen Gottes“ durch Mißwachs und Teuerung, Seuchen, Feuers- und Wassersnot. Diese Vielseitigkeit der Anlässe läßt schon ermessen, wie die Medaillenforschung Friedensburgs die Personen- und Familiengeschichte, die Geistesgeschichte, aber auch viele andere Einzelgebiete der Landesgeschichte wesentlich bereichern mußte.

Schon dadurch, daß alle großen Breslauer Münzsammlungen,

auch Friedensburgs eigene wertvolle Sammlung schlesischer Münzen, schließlich im schlesischen Museum für Kunstgewerbe und Altertümer vereinigt wurden, ging allmählich der Schwerpunkt seiner Tätigkeit auf das Museum und den Schlesischen Altertumsverein über. Aber darum ist Friedensburg nicht minder unserm Verein stets ein tätiges, treues Mitglied geblieben, und ebenso hat der Verein allezeit Friedensburgs hohe Verdienste um die Landesgeschichte gebührend gewürdigt. Als er 1926 sein 50jähriges Jubiläum als schlesischer Münzforscher feierte, wurde gemeinsam mit dem Altertumsverein eine Festszung veranstaltet, und an seinem 70jährigen Geburtstag 1928 befundete der Verein durch die Verleihung der Ehrenmitgliedschaft seine unauslöschliche Dankbarkeit für Alles, was Ferdinand Friedensburg der schlesischen Landesgeschichte und dem ihrer Pflege sich widmenden Forscherkreise gewesen ist.

Breslau.

H. W e n d t.

Franz Volkmer.

Als im Jahre 1921 Schulrat Dr. Franz Volkmer in geistiger und körperlicher Frische seinen 75. Geburtstag in der ihm eigenen bescheidenen Form feierte, nahmen die weitesten Kreise der Grafschaft Glatz und weit darüber hinaus Freunde und Verehrer herzlich bewegten Anteil. Der Verein für Glatzer Heimatkunde und der Glatzer Gebirgsverein widmeten ihrem Ehrenmitglied als dem Nestor der Glatzer Geschichtsforschung zum Zeichen der Dankbarkeit trotz der Ungunst der Zeiten eine „Festschrift“ mit zahlreichen wertvollen Beiträgen zur Glatzer Heimatforschung, stellten in einer Sondernummer der „Glatzer Heimatblätter“ Franz Volkmers „Leben und Wirken“ lebendig und plastisch dar, riefen mit einem für damalige Zeiten staunenswerten Erfolge zu einer „Schulrat Dr. Volkmer-Stiftung“ auf, zu der Industrie und Grundbesitz, Städte und Kreise, Dorf- und Gutsbezirke, Geistlichkeit und Lehrerschaft, kurz alle Schichten der Glatzer Bevölkerung ihr Scherflein beisteuerten, um durch diese Stiftung im Geiste Volkmers eine möglichst intensive Förderung aller wissenschaftlichen Bestrebungen der Glatzer Heimatgeschichte für die Zukunft zu gewährleisten und sicherzustellen. Auch die öffentlichen Behörden, Reich und Staat, versagten bei dieser Gelegenheit erneut ihre Anerkennung nicht dem Manne, der in mehr als vierzigjährigem Wirken und Schaffen vornehmlich als Pädagoge und Geschichtsforscher seinem Vaterlande mit Hingabe und Selbstaufopferung jederzeit zum Vorbild mancher Generation treu gedient hatte.

Am 17. Februar 1930 schloß Schultat Dr. Volkmer, nach seeben beendetem 84. Lebensjahre, für immer seine Augen. Sein Leben, äußerlich genommen, verrinnt in ruhigen Bahnen. Innerlich erschütterte ihn tief der Verlust von drei Söhnen, die als Offiziere im Weltkrieg fielen, und schwer zehrte an seinem Lebensmark der Verlust seiner Gemahlin Anna, geb. Ulke, die dem durch sein Augenleiden in den letzten Jahren stark behinderten Forscher vorzeitig entrißen wurde. Geboren war Franz Volkmer am 12. Februar 1846 in dem am Fuße des Jauersberges gelegenen Dörfchen Schönau als Sohn des Lehrers und Organisten Franz Volkmer. Vorgebildet auf dem Gymnasium zu Glaz, studierte er auf der Universität Breslau Mathematik und Philosophie, promovierte 1869 mit einer Arbeit „Über das Verhältnis von Geist und Körper im Menschen nach Cartesius“, um dann nach Rückkehr aus dem Kriege 1870/71, in dem er als freiwilliger Krankenpfleger in den Feldlazaretten bei Sedan, Metz und Paris tätig war, und nach bestandnem Examen pro facultate docendi als Probekandidat am Breslauer Matthiasgymnasium beschäftigt zu werden. An dieser Anstalt wurde er 1873 zum ordentlichen Gymnasiallehrer ernannt, und am 6. November 1874, also noch nicht 29 Jahre alt, mit der Leitung des neu errichteten Lehrerseminars in Jüly betraut. Ostern 1877 wurde er in gleicher Eigenschaft nach Habelschwerdt berufen, wo er als Seminardirektor bis zum 30. September 1908 mit Segen und Anerkennung wirkte. In dem Protokolle einer am 14. Oktober 1891 vorgenommenen Revision berichtet der Geheime Oberregierungsrat Dr. Karl Schneider an den Unterrichtsminister, daß diese Anstalt „ganz ohne Zweifel als vorzüglich geleitet bezeichnet werden darf“ und „zu den besten der Monarchie gerechnet werden müsse“. Die äußere Anerkennung, nach der Volkmer in der ihm angeborenen Bescheidenheit nie strebte, blieb ihm nicht versagt. Wiederholt wurde ihm die Stelle eines „Regierungs- und Schultats“ angeboten, er lehnte sie aber, um der unter ihm erbauten Anstalt treu zu bleiben, dankbar ab. Sein Landesherr verlieh ihm den Titel „Schultat“ mit dem Range der Räte IV. Klasse — eine für damalige Zeiten wirkliche Auszeichnung —, den Rotenadlerorden, den Kronenorden III. Klasse, den Adler der Ritter des kgl. Hausordens von Hohenzollern; von der Kirche wurde er mit dem Ehrenkreuz pro ecclesia et pontifice geehrt, und die Stadt Habelschwerdt zeichnete ihn mit der höchsten ihr zur Verfügung stehenden Ehrung, der Verleihung des Ehrenbürgerrechtes, aus.

Volkmers literarisches Schaffen¹⁾ wurzelte vornehmlich in dem Gebiete der Pädagogik und Heimatforschung. Sein „Ausführlicher Lehrplan der Seminarschule zu Habelschwerdt“ war durch seinen klaren methodischen Aufbau von weittragendem Einfluß auf die Lehrpläne der katholischen Volksschulen, sein „Grundriß der Volksschulpädagogik“ in seinen vier Bänden (Philosophie und Logik, Erziehungs- und Unterrichtslehre, Geschichte der Methodik und Jugendliteratur) wurde, durch gediegenen Inhalt und klaren Stil ausgezeichnet, zu einem weit verbreiteten Lehrbuch, dessen zahlreiche Auflagen die beständig bessernde und allen Neuerscheinungen der Literatur Rechnung tragende Hand des Verfassers erkennen lassen. Die „Geschichte des katholischen Schullehrer-Seminars in der Grafschaft Glatz“ und die Würdigung des schlesischen Pädagogen und Saganer Abtes in der Schrift „Johann Ignaz Felbiger und die Schulreform“ leiten zu jenen historischen Arbeiten über, die Volkmers Namen mit dem der Grafschaft aufs engste verknüpfen. In mustergültiger Weise hat Volkmer in den fünf Bänden „Geschichtsquellen der Grafschaft Glatz“ die urkundlichen Grundlagen zur Landesgeschichte erschlossen, und bald folgten die „Darstellungen der Grafschaft Glatz unter dem Gouvernement des Generals Fouqué“ (1885), die „Geschichte der Schützengilde zu Habelschwerdt“ (1889), die „Geschichte der Dechanten und fürst-erzbischöflichen Vikare der Grafschaft Glatz“ (1894) und die „Geschichte der Stadt Habelschwerdt“ (1897). Besonders verdienstvoll war auch die Herausgabe der „Vierteljahresschrift für Geschichte und Heimatkunde der Grafschaft Glatz“ (1882—91), die dem dringenden Bedürfnis nach einem Organ zur Veröffentlichung lokalhistorischer Forschungen entsprach, und in der Volkmer wie später auch in den „Blättern für Geschichte und Heimatkunde“ sowie in den „Glatzer Heimatblättern“ und in der Zeitschrift „Die Grafschaft Glatz“ durch zahlreiche Beiträge über nationale, religiöse, wirtschaftliche und kulturelle Verhältnisse der Grafschaft die Landesgeschichte seiner Heimat in hohem Maße förderte. Mit besonderer Wärme nahm sich Volkmer, bereits in Zeiten, wo die Schlesische Gesellschaft für „Volkskunde“ noch nicht bestand, und wo diese heut in Blüte stehende Wissenschaft in Schlesien noch kaum wenige Ansätze zeigte, dieses Stoffgebietes in weitfichtiger umfassender Form an, und „ein besonders glücklicher Gedanke Volkmers war es — so schreibt mein Vater aus eigener Erfahrung in seinem Aufsatz:

1) Sämtliche Schriften und Aufsätze Volkmers habe ich in der Festschrift zu Dr. Franz Volkmers 75. Geburtstag (Habelschwerdt 1921) S. 1 ff. verzeichnet.

„Franz Volkmer und die Volkskunde“ — seine Seminaristen zu begeistern und anzuleiten zu verständnisvollen Aufzeichnungen aus dem Volksmunde. Sie sammelten eifrig Volkslieder, Sagen, Kinderreime und Sprüche, Spiele und Grabchriften, Häuserinschriften und Beiträge zu Sitte und Volksglauben. Auch die Lehrerschaft eiferte Volkmer in einem Vortrage an zu Forschungen über die Ortsgeschichte und zu Einsendungen von Sagen, Volksliedern, Dialektproben u. dgl.“ Die Vielseitigkeit der Interessen, die Volkmer für die heimatkundliche Geschichtsforschung am Herzen lagen, prägt deutlich sein Aufsatz über die „Bedeutung, pädagogische Verwertung und zweckmäßige Förderung der Ortsgeschichte“ (bereits 1889 erschienen!) aus, die Franz Albert zu seiner beachtungswert geschriebenen Schrift „Die Glazer Heimatgeschichte, ihre Bedeutung und ihre Aufgaben“ (1920) wertvolle Hinweise als Grundlage gab. Gerade in diesen Anregungen, die von Volkmer ausgingen, — ich erinnere nur an Amsts „Volkslieder der Grafschaft Glaz“, an Tschitschkes „Geschichte von Mittelwalde“ und die Arbeiten von Karl Jung „Das Recht des deutschen Adels im Glazer Lande nach dem ältesten Mannengerichtsbuch von 1346 bis 1390“, an seines Sohnes Paul Volkmer Dissertation „Geschichte des Glazer Mannengerichts“ — und die oft mit dem selbstlosen Zurverfügungstellen gesammelten Materials verbunden waren, liegt ein wesentlicher Charakterzug des Dahingegangenen, der bescheiden, wie er sagte, nur „einem zukünftigen Historiker der Grafschaft Handlangerdienste leisten wollte“, der aber durch seine Person und sein Vorbild erreicht hat, daß die Grafschaft Glaz heut zu den bestdurchforschtesten Gebieten Schlesiens gehört.

Ratibor.

Karl Rother.

Hermann Dittrich.

Am 4. Mai 1930 starb zu Reisse das Ehrenmitglied des Vereins, der Landgerichtsrat i. R., Geh. Justizrat Dr. Hermann Dittrich.

Dittrich wurde am 31. März 1860 zu Breslau als Sohn des späteren Sanitätsrats Dr. Karl Dittrich geboren. Nach Besuch des Breslauer Matthiasgymnasiums und juristischem Studium in Breslau, Heidelberg und Leipzig trat er 1881 als Referendar in die preußische Justizverwaltung ein. Die juristische Doktorwürde erwarb er in Göttingen und bestand 1886 die große Staatsprüfung. Als Gerichtsassessor war er in Striegau und Schweidnitz tätig, bis 1891 seine Ernennung zum Amtsrichter in Beuthen OS. und 1892 seine Berufung

an das Beuthener Landgericht erfolgte. 1896 wurde er an das Landgericht Reisse versetzt und war hier bis zu seinem am 31. März 1925 erfolgten Übertritt in den Ruhestand, also ein Menschenalter lang, tätig. Äußere Anerkennung fand seine Tätigkeit als Richter durch Ernennung zum Landgerichtsrat, später zum Geh. Justizrat, und durch mehrere Ordensauszeichnungen. Alle, die mit ihm dienstlich in Berührung kamen, rühmen seine hervorragenden Richtereigenschaften — strengen Gerechtigkeitsfinn, umfassende juristische Kenntnisse und vorbildliche Pflichttreue. Als Mensch war er ausgezeichnet durch schlichte, vornehme Wesensart, große Liebenswürdigkeit und stete Hilfsbereitschaft. Sein Herz aber gehörte seiner schlesischen Heimat, insbesondere dem ihm zur zweiten Heimat gewordenen Reisser Bistumslande, dessen Geschichte, vor allem Kunst- und Kulturgeschichte, zu erforschen und zu beschreiben seine eigentliche Lebensaufgabe geworden ist.

Eine starke Neigung zur Beschäftigung mit diesen Wissensgebieten machte sich schon in seinen Studienjahren geltend, sie wurde weiter gefördert durch sein Zusammensein in Beuthen mit Wilhelm Schulte und fand endlich in Reisse, der alten Kunst- und Kulturstätte, ein reiches Feld der Betätigung. Hier gründete er 1897 mit gleichgesinnten Freunden den Reisser Kunst- und Altertumsverein, dessen Vorsitzender er bis zu seinem Tode blieb und dessen reichhaltige und wertvolle Sammlungen in ihrer jetzigen Gestalt sein eigenstes Werk sind. Auch die inhaltsreichen Jahresberichte dieses Vereins sind von ihm ins Leben gerufen und geleitet worden, und die Mehrzahl der darin erschienenen Abhandlungen entstammt seiner Feder. Neben der Tätigkeit für den Kunst- und Altertumsverein verdient besonders sein Wirken in der Reisser wissenschaftlichen Gesellschaft „Philomathie“ erwähnt zu werden, dessen Mitglied er bald nach seiner Übersiedlung nach Reisse wurde und in dessen Vorstand er 1924 gewählt wurde. Hier hielt er eine größere Anzahl von Vorträgen aus dem Gebiete der Kunst- und Kulturgeschichte, vorwiegend Schlesiens und des Reisser Landes. Auch literarisch war er durch zahlreiche Aufsätze aus den gleichen Gebieten in dem „Oberschlesier“ und den Heimatblättern des Reissegaues tätig. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn seine Tätigkeit bald auch die Beachtung öffentlicher Stellen fand. So wurde er in die Historische Kommission für Schlesien und in die Kommissionen für obererschlesische Denkmalspflege, zur Beratung für Kriegerdenkmäler und zum Schutze des Ortsbildes gewählt, und 1927 erfolgte seine Berufung zum Leiter des Archivs der Stadt Reisse. Hier hat er sich besonders bei Verlegung des Archivs aus den bisherigen in die neuen

Räume im städtischen Kämmereigebäude und durch die zugleich erfolgende Neuordnung der Archivbestände verdient gemacht. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, an der Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive des Kreises Reisse, die zur Zeit erfolgt, mitzuwirken. Er hatte bereits die Bearbeitung der ihm anvertrauten Bestände des Reisser Stadtarchivs zugesagt und auch schon die ersten Vorarbeiten gemacht, als der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm. Zur Vervollständigung seines Bildes sei endlich noch seiner zahlreichen kunstgeschichtlichen Vorträge in der Reisser Volkshochschule, der Reisser Haushaltsschule und in einer Reihe von Nachbarstädten gedacht, die stets ausgezeichnet besucht waren und seinen Hörern reichste Belehrung und Anregung boten.

Das Hinscheiden Dittrichs bedeutet für die Geschichts- und Heimatforschung des Reisser Landes erneut einen schweren, zunächst kaum zu ersetzenden Verlust, nachdem erst vor wenigen Jahren der um die Erforschung von Reisses Vergangenheit gleichfalls hochverdiente Professor Ruffert heimgegangen ist.

Der Verein für Geschichte Schlesiens verliert in Dittrich eines seiner ältesten und treuesten Mitglieder, dessen mannigfache Verdienste durch Ernennung zum Ehrenmitglied im Jahre 1927 besondere Anerkennung fanden. Der Verein wird seiner stets in Treue gedenken ¹⁾.

Reisse.

A l f o n s N e u m a n n.

¹⁾ Vgl. die von A. Sczodrok mit Bild veröffentlichte Selbstbiographie von Hermann Dittrich in „Der Oberschlesier“ 12 (1930), S. 539 f. — Schriftleitung.

XIII.

Besprechungen.*)

Ernst Boecklich, Bibliographie der Schlesiſchen Volkskunde. (Schlesiſche Bibliographie, herausgegeben von der Hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien. Bd. III.) Breslau, Priebratsch's Buchhandlung 1930. Gr. 8°. 1. Halbband. XVIII u. 456 S. Broſch. 15 RM.; geb. 20 RM. 2. Halbband (erſcheint demnächſt), S. 457 bis etwa 860. Broſch. etwa 24 RM.; geb. 32 RM.

Der großzügige Plan einer umfaſſenden ſchleſiſchen Bibliographie, durch den die Hiſtoriſche Kommiſſion für Schleſien das wiſſenſchaftliche Schrifttum über ſchleſiſche Landesgeſchichte und Landeskunde allen Freunden unſerer Heimatforſchung erſchließen will, erfährt in der vorliegenden Bibliographie der Schleiſiſchen Volkskunde ſeine Fortführung für ein Sondergebiet, das angeſichts der erſtarkenden volkskundlichen Interellen und ihrer wachſenden Pflege in Wiſſenſchaft und Schule einer bibliographiſchen Gesamtdarſtellung beſonders dringend bedurfte. Obwohl bereits eine Reihe tüchtiger Borarbeiten für Teilgebiete vorlag — ich nenne nur die Namen Pariſch, Kentwig, Kaiſig, Bellee, Perlick, Klemenz — war die Aufgabe bei der ungeheuren Zerſplitterung der volkskundlichen Literatur beſonders ſchwierig. Der Verfaſſer, der bereits durch ſeine Bibliographie der ſchleſiſchen Vorgeſchichte eine Probe ſeines bibliographiſchen Könnens abgelegt hatte, bewährt ſich auch in dem vorliegenden Bande als hervorragend kundiger, umſichtiger, ſorgfältiger Führer und hat ein Werk geſchaffen, das uns zum erſten Male eine groß angelegte, wohl geordnete Überſicht über die gewaltige, bisher zur ſchleſiſchen Volkskunde geleiftete Arbeit in einer Reichhaltigkeit bietet, wie ſie keine deutſche Landſchaft bisher aufzuweiſen hat. Schleſien darf mit Genugtuung auf den Beſitz dieſer grundlegenden Arbeit blicken, die zweifellos weithin wirken und zur Nachfolge anregen wird.

Der Band überräſcht durch ſeinen gewaltigen Umfang. Die fortlaufend bezifferten Titel umfaſſen 10 080 Nummern, unter denen ſich allerdings zahlreiche Verweiſungen, andererseits aber auch viele Hunderte von nachträglich eingeschalteten, nicht eine neue Hauptziffer tragenden Titel befinden, ſo daß man die Zahl der tatſächlich verzeichneten Schriften (ohne Wiederholungen) nur annähernd ſchätzen und auf etwa 9000 veranſchlagen kann. Naturgemäß ſetzt ſich dieſe Fülle von Schriften aus einer Maſſe ſehr ungleichartigen und verſchiedenwertigen Stoffes zuſammen. Neben den grundlegenden Sammlungen und Arbeiten berufener Forſcher begegnen minder bedeutende Ausführungen über volkskundliche Einzelfragen und eine faſt unüberſehbare Menge kleiner Mitteilungen über volkskundliche Beobachtungen und Funde aus den verſchiedenſten Bezirken des ſchleſiſchen Raumes. Auf dieſes Kleinwert an literariſcher Produktion aber durfte der Bibliograph nicht verzichten. Denn gerade hier verbirgt ſich manches Goldkorn, mancher letzte Nachweis einer abſterbenden Erſcheinung, und gerade die Maſſe der Einzeldaten, die jene kleinen Mitteilungen enthalten, bilden ſchließlich die Grundlagen, auf denen ein ſpäter zu ſchaffendes Gesamtbild des ſchleſiſchen Volkstums aufgebaut werden muß. So ergab ſich als Ausgabe, nur das offenkundig Wertloſe auszuſchalten, dagegen das auch nur annähernd Brauchbare aufzunehmen. Auf Grund umfaſſender Beleſenheit und Bücherkenntnis hat B. dieſe Aufgabe mit kritiſcher Einſicht und glücklicher Hand gelöſt. Ungewöhnlicher Spürſinn und enge Vertrautheit auch mit den Nachbargebieten der Volkskunde haben ihn vieles finden laſſen, was an entlegenem Orte verborgen war, jezt durch die Aufnahme in die Bibliographie ans Licht gezogen und der volkskundlichen Arbeit erſchloſſen wird.

*) Die im vorlezten und lezten Bande dieſer Zeiſchrift angekündigte Sammelbeſprechung der wichtigſten polniſchen Beiträge zur Geſchichte Schleiſiens im Mittelalter durch Heinrich Felix Schmid (Grag) ſahn im vorliegenden Bande noch nicht veröffentlicht werden, da das Werk, an deſſen Beſprechung ſie anknüpfen ſoll, die von der Polniſchen Akademie der Wiſſenſchaften in Krakau vorbereitete Sammelpublikation über die Geſchichte Schleiſiens bis 1327, bis zum Redaktionsſchluß noch nicht erſchienen iſt. Schriftleitung.

Die hier zusammengetragene Literatur bezieht sich auf den schlesischen Raum im weiteren Sinne, d. h. sie begreift das Gebiet der früheren Gesamtprovinz Schlesien unter Einbeziehung der angrenzenden, sprachlich und kulturell verwandten Bezirke der vormaligen österreichischen Länder. Zeitlich umfaßt das Werk die Literatur bis einschließlich 1928, soweit sie zur Zeit der Bearbeitung bereits greifbar war. Ein sehr umfangreicher Nachtrag (S. 561—661) bringt zahlreiche Ergänzungen des Hauptteils, vor allem auch aus dem Schrifttum der Jahre 1927 und 1928.

Trotz der erstaunlichen Reichhaltigkeit des Werkes darf man billigerweise nicht erwarten, daß die Bibliographie schlechthin vollständig ist. So ist die Heranziehung der polnischen und tschechischen Literatur, die für uns weder leicht erreichbar noch verwertbar ist, naturgemäß nicht erschöpfend. Auch in den Angaben über allgemeine, nur gelegentlich Schlesisch-Volkskundliches berührende Literatur hat der Verfasser sich Beschränkungen auferlegt. Hier und da würden schlesische Einzelchriften nachzutragen sein. Aber alle etwaigen Ergänzungen und Nachträge bedeuten gegenüber der Masse des Gebotenen wenig und tun dem Verdienste der Gesamtleistung keinen Eintrag.

Neben die Arbeit der Sammlung dieser Titelmassen in ihrer verwirrenden Fülle trat die schwierige Aufgabe der klaren und übersichtlichen Ordnung des Stoffes. Der Verf. hat den gesamten Stoff in sechs große Gruppen (A. Allgemeines. B. Stammesart und Sprache. C. Materielle Kultur. D. Sitte und Brauch. E. Wort und Weise. F. Sage und Glaube) aufgeteilt und diese sechs Hauptgruppen in 34 Untergruppen, die ihrerseits wieder vielfach gegliedert sind, zerlegt. Es darf nicht überraschen, daß manche dieser Gruppen und Untergruppen sich gelegentlich überschneiden, und daß die Einordnung mancher Titel nicht ohne eine gewisse Gewalttätigkeit möglich war — ein Übelstand, dem reichliche Verweisungen für den praktischen Gebrauch wirksam abhelfen. Es leuchtet ein, daß die Literatur zu „Sitte und Brauch“ (S. 145—286, 607—629), zu „Wort und Weise“ (S. 287—424, 633—652), zu „Sage und Glaube“ (S. 425—559, 655—661) den stärksten Anteil an dem nachgewiesenen Schrifttum haben. Auffallend aber, wenn auch für die Kenner nicht überraschend, ist die Feststellung, daß die Literatur zur „Materiellen Kultur“ (S. 105—144, 595—603) sehr stark hinter den anderen Gebieten der schlesischen Volkskunde zurücksteht, eine Beobachtung, die — auch unserer Museen — zu denken gibt und immer von neuem zu reichlicher Beschäftigung mit den schwindenden Resten unserer gegenständlichen Überlieferungen mahnt.

Besondere Anerkennung verdient das Registerwerk, das in drei umfangreichen, etwa 200 Seiten füllenden Teilen (Verfasser-, Orts- und Sach-Verzeichnis) den gesamten Stoff verarbeitet, durch kurze Andeutung des Titelinhalts bei den einzelnen Artikeln die Auffindung erleichtert und namentlich durch die sorgfame Anlage des Sachregisters ein Hilfsmittel bietet, das in hervorragendem Maße berufen ist, den volkskundlich Arbeitenden mühelos über das wesentliche Schrifttum zu jeder einzelnen Frage zu unterrichten.

Daß diese lange erwartete und dankbar begrüßte Bibliographie geschaffen werden konnte, ist neben der außerordentlichen Sachkenntnis und entsagungsvollen Energie des Verf. der Historischen Kommission für Schlesien zu danken, die in der Durchführung ihres umfassenden Planes keine Mittel gescheut hat, das Werk trotz aller Schwierigkeiten und Hemmungen in seinem vorliegenden Ausmaße zustande zu bringen. Es ist kein Zweifel, daß ein so unvergleichliches Hilfsmittel wie dieses Werk der volkskundlichen Arbeit in Schlesien starke neue Antriebe geben wird, und daß alle auf volkskundlichem Gebiete tätigen Sammler und Forscher aus B.s Bibliographie reichsten Nutzen ziehen werden.

Breslau.

Max Hippe.

Willy Klawitter, Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870 bzw. bis zur Gegenwart. (Darstellungen und Quellen zur schlesischen Geschichte Bd. 32.) Breslau, Trewendt u. Gramier 1930. XVI u. 251 S. 8°. Brosch. 10 RM.

Die Geschichte der Buchdruckerkunst und ihrer Erzeugnisse gehört in West- und Süddeutschland zu den beliebtesten Themen der Heimatsforschung. Der Stolz auf die Tatsache, daß hier die Kunst des Letterndruckes entstand und ihre erste Ausbildung fand, verbunden mit dem lebhaften Interesse großer Verlagsunternehmungen für die Geschichte ihres Gewerbes regte zu mustergültigen Einzeluntersuchungen an, denen der deutsche Osten kaum etwas entgegensehen kann. Der Grund für diesen befremdlichen Mangel in der Geschichtsschreibung des Ostens liegt vor allem in der Schwierigkeit der Materialsammlung. Während im Westen die Erzeugnisse der schwarzen Kunst schon im 16. Jahrhundert in Ratsarchiven und Stadtbibliotheken gesammelt wurden, vollzog sich dieser Aufbau städtischer Zentralsammelmstätten im Osten Deutschlands erst im 19. Jahrhundert, also zu einer Zeit, wo die Erzeugnisse früherer Jahrhunderte längst in alle Winde verstreut waren. In Schlesiens speziell hat sich der Gedanke, daß eine Stadt sich auch um die in ihrem Gebiet gedruckten Bücher und Zeitungen kümmern müsse, noch heute nicht völlig durchgesetzt. Eine Anzahl von Stadtverwaltungen überläßt diese Aufgabe großmütig der Staats- und Universitätsbibliothek, die seit ihrer Gründung im Jahre 1811 eifrig bemüht ist, die Zentralsammelstelle schlesischen Schrifttums zu sein, aber in ihren älteren, aus schlesischen Klosterbibliotheken hervorgegangenen Beständen gerade in dieser Beziehung große Lücken aufweist.

Zu der Schwierigkeit der Materialbeschaffung kommt als zweites erschwerendes Moment: der Mangel an Interesse, das die großen Verlagsunternehmungen Schlesiens einer gründlichen Erforschung ihrer Geschichte entgegenbringen. Während z. B. in Pommern Zeitungsverleger und Buchdruckerfirmen sich zusammenschließen, um ein eigenes Institut zur Erforschung des pommerschen Buchdrucks und Zeitungswesens zu schaffen¹⁾, — seine Aufgabe soll charakteristischerweise zunächst die Schaffung eines Verzeichnisses der pommerschen Zeitungen und Zeitschriften sein —, fehlt dem Forscher in Schlesiens jegliche Unterstützung von den beteiligten Kreisen. So gibt es auch in Schlesiens keine annehmbare Geschichte eines Verlagsunternehmens außer der von J. E. Scheibel verfaßten Geschichte der Stadtbuchdruckerei in Breslau, die von A. und C. Friedrich fortgesetzt wurde. Diese beiden Bücher stammen aus dem Jahre 1804 und 1863. An Geschichten einzelner Zeitungen sind außer den üblichen Jubiläumsummern nur zwei zu nennen: C. Weigels Geschichte der Schlesienschen Zeitung (Breslau 1892), die aber mehr eine Geschichte des deutschen Volkes, soweit sich die Ereignisse in der Zeitung spiegeln, ist als eine Firmengeschichte, und Alfred Dehles Geschichte der Breslauer Zeitung (Breslau 1920), die mit Recht eine Musterleistung genannt werden kann und heute noch neben der Geschichte der Frankfurter Zeitung als die beste Darstellung der Geschichte eines Blattes gilt.

Trotz dieser Widerstände hat Schlesiens eine Anzahl von wissenschaftlichen Arbeiten auf diesem Gebiet zu verzeichnen. Ich muß es mir hier versagen, auf die grundlegenden Aufsätze Dziakos und C. H. Rothers über die Frühgeschichte der Druckkunst einzugehen, die durch die Untersuchungen von Bauch auch über die schlesischen Humanisten und zuletzt durch Bahlows Liegnitzer Reformationsdrucker (1928) wesentlich gefördert wurde. Für die Zeit nach der Reformation besitzen wir keine gründliche Darstellung. Nur für Breslau liegen die Verhältnisse etwas günstiger. Die ausgezeichnete Sammlung der in der Stadtbibliothek heute vereinigten Büchereien gab den Anlaß zu einer Erforschung des Nachrichten- und Zeitungswesens Breslaus. Bruno Schierse stellte die Geschichte der Breslauer Nachrichtenpresse bis 1740 in einem 1902 erschienenen Buche dar. Seine Arbeit wurde von Leonhard Müller im Jahre 1908 bis 1871 fortgeführt.

Sind wir so über Breslaus politische Presse durch zwei treffliche Arbeiten

1) über weitere Versuche und Gründungen von Instituten vgl. Emil Dovifat, Zeitungswissenschaftliche Forschungsinstitute in: Forschungsinstitute. Bd. 1. Hamburg 1930. S. 417 bis 424. Walther Heide, Zeitungs-Sammlungen und Sammelstellen in Deutschland. Eine inhaltliche u. bibliothekstechnische Übersicht. Berlin 1928. Karl Jäger, Von der Zeitungskunde zur publizistischen Wissenschaft. Jena 1926.

orientiert, so kann man dasselbe von dem Zeitschriftenwesen nicht behaupten. Nur die schlesischen Provinzialblätter fanden in H. Hedel, G. Seltz und S. Großmann Bearbeiter, die allerdings der Zeitschrift als solche nicht gerecht wurden, sondern sie fast ausschließlich als Quelle behandelten. Von den kleineren Gefährten der Provinzialblätter kannten wir kaum die Namen. Es war ein glücklicher Gedanke Klawitters, diese fast verschollene Literatur zu sammeln und in einem Verzeichnis zu vereinen. Der Erfolg der Arbeit kann am besten in zwei Zahlen ausgedrückt werden. Statt der ungefähr 40 Zeitungen und Zeitschriften, die in der angeführten Literatur genannt werden, kann Klawitter für Breslau 371 nachweisen.

Das Ergebnis der reinen Sammelarbeit Klawitters ist noch schlagender, wenn wir Breslau verlassen und uns der Provinz zuwenden. Außer Friedrich Raminuskys Arbeit über Oberschlesien, die nur bis 1815 reicht, und Müllers Werk über die sozialistische Presse, sind wir bisher nur auf kleine Aufsätze und Jubiläumsummern von Zeitungen angewiesen. Eine umfassende Darstellung der schlesischen Presse fehlt völlig. Hier hat Klawitter durch seine Bibliographie tatsächlich erst die Möglichkeit zu einer intensiven Forschung gegeben.

Wie ist nun Klawitter vorgegangen? Da, wie wir sahen, die Bibliotheken versagen, mußte er einen anderen Weg einschlagen. Bei seinen Forschungen zur neueren schlesischen Geschichte beschäftigte er sich mit den Jenfurakten des Breslauer Staatsarchivs. In den Akten fand er Berichte und Übersichten über das schlesische Zeitungs- und Zeitschriftenwesen, die eine Grundlage zur Erschließung der Quellen gaben. Das durch archivalische Arbeit gewonnene Verzeichnis wurde auf Grund der pressegeschichtlichen Literatur, der vorhandenen Bibliographien, der Kataloge der Breslauer Bibliotheken und des Berliner Gesamtkatalogs ergänzt und berichtigt.

Diese Methode hatte den Vorteil, daß die Bibliographie nicht nur ein einfaches Titelverzeichnis wurde. Sie gibt zugleich Fundorte der einzelnen Zeitschrift, die über sie entstandene Literatur und die Stelle an, an der über sie Akten in dem Breslauer und Berliner Staatsarchiv vorhanden sind. Dem Titelverzeichnis geht eine Einleitung voraus, die die Geschichte des Pressewesens in Schlesien kurz umreißt. Ausführliche Register erleichtern die Ausnützung der Bibliographie.

Auf diese 80 Seiten umfassenden Register muß noch etwas näher eingegangen werden, weil sie gleichsam Wegweiser für die weitere Forschung sind. Hier ist zunächst das in 35 Gruppen gegliederte Sachverzeichnis zu nennen. Es fordert geradezu zu Einzelstudien heraus, so z. B. verzeichnet das Stichwort Enthaltsamkeitsbewegung 4 Zeitschriften, die um 1845 entstanden sind. Hier müßte einmal die Grundlage der Entstehung dieser 4 Zeitschriften und ihre Wirksamkeit aufgezeigt werden. Oder um ein literarisches Beispiel zu nennen, das Stichwort Moralische Wochenschriften. Als älteste moralische Wochenschrift führt Klawitter ein 1731 in Schweidnitz erscheinendes Blatt an, erst 1751 kommt es in Breslau zur Gründung einer moralischen Wochenschrift. Diese bestrebliche Tatsache des späten Erscheinens der sonst in Deutschland so beliebten Gattung in Schlesien bedürfte ihrer Erklärung und eventuellen Nachprüfung.

Nicht minder wichtig ist das Herausgeber- und Verlegerverzeichnis. Die deutsche schlesische Forschung hat das Gebiet biographischer Untersuchungen über Journalisten und Verleger noch kaum betreten, während die nach dem Kriege einsetzende polnische Geschichtsschreibung uns über jeden Journalisten und Verleger, der im 19. Jahrhundert irgend ein kleines Blättchen in Oberschlesien herausgab, ausreichend orientiert. Daß etwa Karl Schall, um einen Verleger und Journalisten zu nennen, der für das gesamte deutsche Zeitungswesen eine besondere Bedeutung hat¹⁾, bisher noch keinen Biographen fand, gehört zu den merkwürdigsten Lücken unserer schlesischen Geschichtsschreibung. Vor allem aber wird die Pflege und der Ausbau der Verlagsgeschichte von Akten sein. Durch Klawitters Arbeit ist hier reiches Material geboten. So nennt er z. B. 67 Zeitungen und Zeitschriften des Verlags Korn in Breslau, dessen Verlagsgeschichte noch nicht den 4. Teil dieser Publikationen aufführen.

¹⁾ Vgl. Emil Dovifat, Die Zeitungen. Gotha 1925. S. 25 ff.

Das Klawittersche Buch fordert aber nicht zur Vertiefung in das nun so bequem zugängliche Material, sondern auch zu ergänzender Weiterarbeit auf. Hätte der Verfasser eine erschöpfende Bibliographie geben wollen, so wäre die Durchforschung sämtlicher schlesischer Bibliotheken und Archive und die stärkere Heranziehung der deutschen Bibliotheken von Nutzen gewesen. Für die Zeit bis 1740 werden die Wiener Bibliotheken, daneben auch die Zeitungssammlungen in Kopenhagen und Stockholm noch manches Material enthalten. Das hätte allerdings die Arbeit auf Jahrzehnte verzögert, und vielleicht wäre dann diese schlesische Bibliographie eine ebenso fromme Sage geworden, wie der Gesamtkatalog der deutschen Zeitungen, der seit mehr als 150 Jahren in den Fachkreisen der Historiker und Bibliothekare zerredet wird. So dankbar wir also dem Verfasser dafür sein können, daß er diesen Weg nicht beschritten hat, so muß doch betont werden, daß die Arbeit Klawitters nur ein Anfang ist. Die örtliche Forschung hat hier noch manches zu tun, sie wird sich auch nicht damit begnügen können, die Geschichte der Presse nur bis zum Jahre 1870 zu führen. Denn der Aufbau einer starken politischen Provinzpresse in den 70er und 80er Jahren und ihre Kämpfe in den Jahren bis zum Weltkrieg lassen sich heute schon durchaus historisch behandeln. Dabei müssen die schlesischen Forscher allerdings energischer als bisher die Ergebnisse der Zeitungswissenschaft ausnützen. Wie schon Kaufmann in seinem instruktiven Aufsatz „Zur Quellenkunde der politischen Presse in Schlesien“ (Histor. Zeitschrift 105, 1910, S. 334—336) schrieb, bedarf es zu einer gründlichen Erfassung der Publizistik gewisser Spezialkenntnisse und eigener Untersuchungsmethoden. Ich muß es mir versagen, an dieser Stelle auf die Literatur einzugehen. Zur Einführung seien hier nur neben dem umfassenden Werk von Otto Groth „Die Zeitung. Ein System der Zeitungskunde“, dessen letzter und vierter Band den drei erschienenen bald folgen wird, die instruktive Arbeit von Hans Traub „Zeitungswesen und Zeitungslesen“, Dessau 1928 und D'Esters „Zeitungswesen“ Breslau 1928 genannt. In Karl Bömers ausgezeichnetem Werk „Bibliographisches Handbuch der Zeitungswissenschaft, kritische und systematische Einführung in den Stand der deutschen Zeitungsforschung“, Leipzig 1929, das die Grundlage für jede zeitungswissenschaftliche Arbeit sein muß, findet der Leser reiche Literatur und mannigfache Anregung.

Die Feststellung, daß also noch manches zu tun ist, kann aber das Gefühl des aufrichtigen Dankes für das in Klawitters Arbeit Erreichte nicht mindern. Der persönlichen Tatkraft des Verfassers ist es gelungen, hier eine Arbeit zu leisten, die in anderen Provinzen nur durch Zusammenarbeit vieler in Angriff genommen wurde. Er schuf hierdurch die Grundlage zu einer intensiven Beschäftigung mit dem schlesischen Zeitungs- und Zeitschriftenwesen und darüber hinaus eine Basis zu Untersuchungen zur Geschichte des schlesischen Buchdruck- und Verlagswesens. Es wäre zu wünschen, daß nun für die Geschichte der Druckkunst und der Presse in Schlesien interessierte Kreise sich zusammenfänden, um im engsten Zusammengehen mit dem Geschichtsverein die Lösung der weiteren Fragen energischer als bisher in Angriff zu nehmen.

Breslau.

Hans Jessen.

Katalog der Ausstellung „Das Judentum in der Geschichte Schlesiens“, verfaßt von Erwin Hinzke, Breslau 1929. Verlag des Vereins Jüdisches Museum e. V. — VIII u. 126 S., 20 Tafeln. Vergriffen.

Der im März 1928 gegründete Jüdische Museumsverein in Breslau hat sich die Aufgabe gestellt, für Ostdeutschland, insbesondere für Schlesien, eine Sammelstätte der noch vorhandenen Kunst- und Kulturdenkmäler jüdischer Vergangenheit zu schaffen. Vor allem der tatkräftigen Leitung seines rührigen Vorsitzenden, Herrn Max Silberberg, ist es zu danken, daß der Verein nach kaum einjährigem Bestehen durch eine in den Räumen des Schlesischen Museums für Kunstgewerbe und Altertümer veranstaltete Ausstellung (3. Febr. bis 17. März) die Aufmerksamkeit der breitesten Öffentlichkeit auf sich lenken konnte. Die Organisation und der Aufbau der Ausstellung sowie die Abfassung des 576 Stücke umfassenden Katalogs lag in den Händen des Direktors des Breslauer Schloßmuseums, Herrn Prof. Dr. Erwin Hinzke, dem einige jüdische Sachkenner beratend zur Seite stan-

den. Hinzges Verdienst war es denn auch in erster Linie, wenn der Veranstaltung ein voller Erfolg beschieden war.

Der methodisch sehr geschickt angelegte Katalog wird über die Tagesbedeutung hinaus für jeden von bleibendem Wert sein, der sich ein objektives und anschauliches Bild von Geschichte und Leben der Juden in Schlesien schaffen will. Diesem Ziel dient auch die das eigentliche Ausstellungsverzeichnis einleitende Skizze von Willy Cohn, der in großen Zügen die wichtigsten Momente aus der Vergangenheit der schlesischen Judenheit schildert. Die Ausstellung selbst gliederte sich in zwei Hauptabteilungen, die das äußere und innere Leben der Juden in Schlesien darstellten. Der erste Teil zeigte in chronologischer Anordnung Dokumente und bildliche Darstellungen, die den Zeitraum von ca. 1050—1850 betrafen. Die wichtigsten urkundlichen und chronikalischen Nachrichten waren vor allem durch das Breslauer Staatsarchiv und die dortige Stadtbibliothek als Leihgaben im Original zur Verfügung gestellt worden, zahlreiche Stücke wurden in ausgezeichneten photographischen Reproduktionen gezeigt. Grabsteine, Siegelringe, alte Drucke, Flugblätter, Kostümfiguren, Synagogenabbildungen, Bilder bedeutender schlesischer Juden und auch von zahlreichen nichtjüdischen Persönlichkeiten, soweit sie von Einfluß auf die Geschichte der Juden in Schlesien gewesen sind, wechselten in bunter Reihenfolge miteinander ab. Auf zwei eigens für die Ausstellung entworfenen Karten stellte der Berichterstatter die ältesten urkundlich nachweisbaren Judensiedlungen in Schlesien dar sowie den Umfang der jüdischen Ansiedlung in der Zeit von 1750—1807. Die zweite Abteilung der Ausstellung bot einen farbenprächtigen Ausschnitt aus der Welt der jüdischen Feste und des jüdischen Alltags, wie sie sich im Leben der Gemeinden und der Familien widerspiegeln. Die Reichhaltigkeit und der systematische Aufbau dieser Abteilung erregten allgemeine Bewunderung. Ihr war noch eine kleine Sammlung wertvollster Manuskripte und Inkunabeln angegliedert, die vornehmlich dem Jüdisch-Theologischen Seminar und der Universitätsbibliothek in Breslau gehörten.

All diese Stücke verzeichnet der Katalog nicht etwa in bloßer Aufzählung, vielmehr wird jede Nummer mit knappen Worten in ihrem geschichtlichen und kulturellen Zusammenhang dargestellt. Eine willkommene Ergänzung bieten die beigefügten 20 Tafeln, die eine Reihe der schönsten Gegenstände der Ausstellung im Bilde festhalten. Man darf wohl sagen, daß Hinzges hier eine musterhafte Leistung vollbracht hat, die allen ähnlichen Ausstellungen als Vorbild dienen sollte.

Röln.

Erich Klibanski.

Handbuch der deutschen Flurnamenliteratur bis Ende 1926 von Hans Beschorner. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1928. XIX. 232 S. 12 Mark. Zum Vorzugspreis von 9 Mark zu beziehen durch die Zentralstelle der deutschen Flurnamenforschung in Dresden, Hauptstaatsarchiv.

Der Flurnamensammler, der sich über den engeren Kreis seines Forschungsgebietes hinaus eine allgemeine Vorstellung von dem Wert und der Bedeutung der Flurnamensammlung in Deutschland bilden wollte, konnte sich bislang nur aus den Berichten über die Flurnamenliteratur in dem nicht immer leicht erreichbaren Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der Geschichtsvereine unterrichten. Diesen Übelstand beseitigt nun in glücklicher Weise das Handbuch des Mannes, der die Flurnamensammlung in Deutschland mit Erfolg angeregt und die oben erwähnten Berichte geliefert hat.

Bei aller systematischen Anordnung verliert der Verfasser den praktischen Zweck des Handbuchs doch nie aus dem Auge, so wenn er in die alphabetisch nach Ländern angeordnete Sonderliteratur Deutschlands einen Abschnitt „Niedersachsen und der Harz“ einschleibt, wodurch es ihm gelingt, das Gemeinsame der Arbeiten dieses politisch zerrissenen Gebiets deutlicher hervorzuheben.

Auf den ersten 12 Seiten wird die allgemeine Literatur über Flurnamen, ihre Entstehung, Entstellung, Bildung, ihren wissenschaftlichen, praktischen und pädagogischen Wert zusammengestellt. Nun folgt die Sonderliteratur der zu Deutschland gehörenden Länder und der deutschsprachigen Nachbargebiete, also auch, was für uns Schlesier besonders wichtig ist, der gemischtsprachigen Gebiete. In kurzen Sätzen werden die Ergebnisse der Arbeiten, Besprechungen usw. angegeben. Diese

Behandlungsweise kommt besonders dem nun folgenden Kapitel über die Deutung einzelner Flurnamen und Gruppen von solchen zugute. Ein sorgfältiges Register der Verfassernamen, ein weiteres der vorkommenden Flur- und Ortsnamen ermöglichen schnelles Auffinden. Das Buch gehört vor allem in die Handbibliothek der zahlreichen Heimatmuseen. Daß es bei der Zerstreutheit und Verborgenheit der zum Teil sehr kleinen Aufsätze über Schlesien nicht alles bietet, ist selbstverständlich. So wird man als Ergänzung für spezielle Gebiete unserer Provinz auch E. Boehlich's Bibliographie der Schlesischen Volkskunde Bd. I, S. 305—342, Breslau 1929, mit Nutzen verwenden können.

Breslau.

Ernst Maetschke.

Verzeichnis der Heimatbücherei und Heimaturfunde in Rathaus und ehemaligen Proviantamtsgebäude zu Glaz. Herausgegeben vom Glazer Gebirgsverein, vom Verein für Glazer Heimatkunde und von der Stadt Glaz. Im Auftrage und unter Mitwirkung des Verwaltungs-Ausschusses verfaßt von Willy Scheuer. Glaz 1930. Druck: Arneſtusdruckerei; Kommissionsverlag: Glazer Bücherstube. IV, 88 S. 0,75 RM.

Auf Anregung des jetzigen Wehrkreis Pfarrers Franz Albert in Münster i. W. wurden 1921 die Büchereien des Glazer Gebirgsvereins, des Vereins für Glazer Heimatkunde und des Magistrats zu einer „Heimatbücherei“ vereinigt, die jetzt im Rathaus und im ehemaligen Franziskanerkloster auf der Frankenstein'scher Straße aufbewahrt wird. Zollinspektor i. R. Udo Linde begründete 1926 die Grasschafter „Heimaturfunde“. Das ohne die Nachträge 1520 Nummern umfassende Bücherverzeichnis enthält auch mancherlei Nicht-Gläzisches, ist aber nicht mit bibliographischer Genauigkeit (Druckort, Aufsätze usw.) aufgestellt. Das Archivalienverzeichnis ist eine Vorarbeit für die „Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens“. Die Urkunden (1399—1776) sind bereits in der Zeitschrift „Die Grasschaf Glaz“ 18, 46 ff., verzeichnet worden. Unter den Leihgaben sind zu erwähnen die Archivalien der Herrschaften Grafenort und Schnallenstein, Urbare und Schössenbücher zahlreicher Grasschafter Gemeinden, Archive von Städten (Mittelwalde, Wünschelburg) und Gemeinden (Altweistriz, Altwaltersdorf). Die Bestände der „Stadturfunde“ zu Glaz sind noch nicht aufgenommen. Hoffentlichungen wie „Urkunde“ und „Schreibhaut“ (für Pergament!) werden vermutlich keinen Eingang finden in der Archivwissenschaft. Die „Seitenweiser“ ermöglichen, sich über den bunten Inhalt einigermaßen zu unterrichten. Den Bearbeitern lag Cod. dipl. Silesiae 34 (1929) zwar vor (vgl. S. 65), aber leider wurden keine Verweise auf die dort veröffentlichten Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens, Kreis Habelschwerdt, bearbeitet in Verbindung mit E. Graber von U. Linde, gemacht. Der Benutzer der „Inventare“ wird oft auf Umwegen feststellen müssen, wo zahlreiche Gemeinearchivalien jetzt aufbewahrt werden. Es fehlt auch nicht an Unstimmigkeiten bei den Angaben über die einzelnen Stücke.

Breslau.

Wilhelm Dersch.

Was Neumarkt noch an urkundlichen Schätzen bietet. Von Dr. phil. Paul Baumgart. Neumarkt, Druck von K. Groda 1930. 32 S. 3 RM.

Der Bearbeiter der „Bibliographie von Stadt und Kreis Neumarkt“ (vgl. Zeitschrift 62, 359) veröffentlicht nunmehr ein Verzeichnis der in der Heimatbibliothek und im Heimatmuseum zu Neumarkt verwahrten Archivalien der Stadt, der Innungen und Bürgervereinigungen, soweit sie nicht im Staatsarchiv Breslau hinterlegt sind. Derartige Veröffentlichungen, denen eine Sammlung und Sicherung des vorhandenen Stoffes vorausgehen muß, sind sehr zu begrüßen und können als Vorarbeiten für die von der Historischen Kommission für Schlesien begonnene Inventarisierung sämtlicher nichtstaatlichen Archive der Provinzen Nieder- und Oberschlesien dienen, es ist aber wünschenswert, daß die Technik der Verzeichnung sich möglichst den dort beobachteten Grundsätzen anschließt. Die Sach-, Personen- und Ortsverzeichnisse erleichtern den Überblick über die reichen wirtschaftsgeschichtlichen Quellen, die bis ins 16. Jahrhundert zurückgehen. Sie sind zum großen

Teil schon wissenschaftlich verwertet (vgl. die dankenswerten Zusammenstellungen S. 2 f.).

Breslau.

Wilhelm Dersch.

Ernst Peterfen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. (Band II, Heft 2 der Vorgeschichtlichen Forschungen.) Verlag Walter de Gruyter u. Co., Berlin 1929. 194 S. mit 36 Tafeln. 26 RM.

In unendlicher gründlicher Kleinarbeit stellt der Verfasser das gesamte Fundmaterial aus Ostdeutschland und Polen zusammen und entwickelt daraus Entstehung, Ausbreitung und Ende einer Kultur, die heute allgemein als die früheste ostgermanische angesehen wird. Seit 950 v. Chr. bildet sich jene Kultur in Hinterpommern, den nordwestlichsten und westlichsten Teilen von Westpreußen und in den nördlichen Teilen von Posen und dehnt sich in der frühen Eisenzeit zwischen 800—650 v. Chr. bis zum Neetal und an die alte Grenze zwischen Ost- und Westpreußen aus. Von 650—500 breitet sich das Gebiet im Westen bis zur Rega, im Osten bis an die Masurische Seenplatte und im Süden über ganz Posen bis Niederschlesien aus. Von 500—300 ist eine starke Abnahme der kulturellen Hinterlassenschaft im Nordwesten zu erkennen, statt dessen nimmt die Zahl der Funde in Schlesien zu und flutet in breiten Strömen über Polen bis nach Ostgalizien und Südrußland. Im zweiten Jahrhundert v. Chr. treten die Träger dieser Kultur in unliebbare Berührung mit der antiken Welt am Schwarzen Meere, aber schließlich verläßt die mit großer Kraft weiter gebrandete Welle.

Das gesamte ungeheure Material, das geographisch über größte Räume verteilt ist, zusammengefaßt, kritisch gesondert und zu einem einheitlichen Kulturbilde herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst des Verfassers. Auch für Schlesien ist die vorliegende Arbeit von größter Bedeutung, weil Nordschlesien noch in das Randgebiet jener ersten ostgermanischen Besiedlung fällt.

Breslau.

Fritz Geschwendt.

Wilhelm Bolz und Hans Schwalm, Die deutsche Ostgrenze. Unterlagen zur Erfassung der Grenzerreißungsschäden. Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung, Leipzig 1929. Text: Großoktav. IV u. 128 u. 13 S. mit 20 Tabellen, 3 Anlagen u. 13 Kärtchen u. Diagrammen. — Kartenanhang: Folio. 12 Blatt (farbig u. meist im Maßstab 1 : 1 000 000) u. 1 Deckblatt. 15 RM.

„Die gesamte Rot des Ostens von der Ostsee bis hin zur Tschechoslowakei ist als ein einheitliches großes Problem zu betrachten; man kann kein Stück herauslösen, sondern die Gesamtheit kann nur unter einheitlichem Gesichtswinkel beschaut werden“ (S. 3). Unter diesem Leitsatz hat die Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung zu Leipzig eine Denkschrift über die Wirtschafts-, Verkehrs- und Bevölkerungsverhältnisse des ostdeutschen Grenzraumes bearbeitet. 53 preußische Stadt- und Landkreise, von denen 42 unmittelbar an der Grenze liegen, wurden zu diesem Zweck untersucht. Es kam weder darauf an, eine vollständige Wirtschaftsmonographie dieses Gebietes vorzulegen, noch sollten lediglich große Zusammenhänge erfasst werden; vielmehr hatte man sich als Ziel gestellt, möglichst bis in die Einzelheiten vorzudringen und die Wirkung der neuen Grenzziehung auf die ehemaligen „kleinen wirtschaftlichen Verflechtungen“ zwischen den Gegenden diesseits und jenseits der heutigen Grenze aufzuzeigen.

Ein kurz gehaltener Überblick orientiert über die Besonderheiten des ostdeutschen Raumes. Augenfällig treten die Wirkungen der Grenzziehung auf die Gestaltung des Verkehrs hervor. Zahlenmäßig und kartographisch werden Gegenwart und die Verhältnisse von 1913 verglichen. Tabelle 7 nennt die Entfernungen der Grenzgemeinden von Bahn, Stadt, Gericht, Mühle usw. vor der Grenzziehung und heute. Ergänzend treten Karte 8 und 9 hinzu, auf denen die Vorschläge zur Verbesserung der Verkehrsverhältnisse durch Bahn- und Chausseeneubauten eingetragen sind.

Besondere Beachtung verdienen die Kapitel, die die Auswirkungen der Grenzziehung auf Landwirtschaft und grenzstädtisches Handwerk, den Einzelhandel und die Industrie schildern. Auf Karte 1 wird beispielsweise der Einzugsbereich der

offenen Ladengeschäfte und des Handwerks dargestellt. In gleicher Methode wird spezialisiert im Maßstab 1 : 200 000 (Karte 1 a) ein Teilstück der heutigen Reichsgrenze in Westpreußen behandelt. Sehr eindrucksvoll ist Kartenblatt 2, das die ehemaligen Absatz- und Bezugsrichtungen für Industrie, Großhandwerk und Handel des heutigen Grenzstreifens im Hinblick auf das abgetretene Gebiet zu erfassen sucht. Tabelle 9 macht die Absatz- und Bezugsverluste einzelner Industrien nach Standorten getrennt namhaft.

Ein weiterer Abschnitt ist, der außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenstandes entsprechend, der oberschlesischen Montanindustrie gewidmet. Die katastrophale Lage des Grenzsaumes wird erschreckend klar durch die Übersicht über die Finanzwirtschaft der Grenzstädte und Grenzkreise. Die Anlagen stellen Material für die Kreise Marienwerder, Lauenburg und Ratibor als Beispiele für die einzelnen Teile des Grenzgebietes zusammen.

Der deutsche Osten, von Natur nicht besonders günstig gestellt, ohne ausgesprochene Industriegebiete im eigentlichen Flachland, seit Jahrzehnten ein Gebiet ständiger Bevölkerungsabnahme, mußte durch die Veränderung der wirtschaftlichen Verhältnisse infolge der neuen Grenze besonders schwer betroffen werden, zumal diese Grenzziehung unter einseitiger Bevorzugung unseres östlichen Nachbars erfolgte. Die Grenzerreißungsschäden darzustellen, bzw. Material zu ihrer Erfassung zu beschaffen, war Aufgabe vorliegender Denkschrift. Es muß als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, daß die Unterjochung sich in deutlicher Begrenzung des Arbeitsfeldes auf den Grenzsaum beschränkte. Bei der Schwierigkeit, Unterlagen außerhalb der sonstigen amtlichen Statistiken durch Umfrage zu erlangen, war eine Beschränkung geboten, sollten in relativ kurzer Zeit brauchbare Ergebnisse gewonnen werden.

Breslau.

Willi Czajka.

Viktor Voewe, Oberschlesien und der preußische Staat. Teil I: 1740—1815. Mit Anhang: Dokumente aus der Reformepoche 1807—1815. Breslau, Priebatsch 1930, 167 S. 8°. Geb. 4,40 RM.

Der Ausgang des Weltkrieges hat mit seinen politischen Folgen einen bedeutsamen Einfluß auf die landeskundliche Geschichtsschreibung ausgeübt. Das gesteigerte Volksbewußtsein, das unverkennbar festzustellen ist, verlangt nach einer gesteigerten Beschäftigung mit dem geschichtlichen Werden. Die politischen Verschiebungen brachten in den Grenzgebieten eine Fülle von neuen oder wenigstens deutlicher erkennbar gewordenen Problemen, die auch von der historischen Seite betrachtet sein wollen, d. h. von der Seite der ernsthaften, unbeeinflussten Geschichtsforschung.

Seit 12 Jahren ist auf diese Weise Schlesien und insbesondere Oberschlesien als Grenzgebiet in das Blickfeld eines verstärkten historischen Interesses gerückt. Die Zahl der Schriften über Oberschlesien ist gewaltig angeschwollen, wie schon ein Blick in die Bibliographie von Kaiser und Bellée, Deutsches Grenzland Oberschlesien, Gleiwitz 1927, beweist. Aber betrachtet man diese Schriften näher, so findet man, daß die allermeisten nicht in der Lage sind, sich vom Stoffe zu lösen — ein gewohnter Mangel der landesüblichen Geschichtsdarstellung. Die Zahl der Schriften, die das Einzelgeschehen mit dem größeren Ganzen des Staates, der Landschaft, der Zeit verknüpfen, ist jedenfalls nicht sehr zahlreich.

Voewes Buch muß deshalb im Rahmen der oberschlesischen Geschichtsschreibung doppelt willkommen heißen werden. Die Fassung des Titels ist bereits ein Programm: Verknüpfung der oberschlesischen Geschichte mit dem preußischen Staat. Diese Zusammenhänge werden uns aus einer Zeit vorgeführt, die für Oberschlesien wie für das gesamte Schlesien die stärksten Wandlungen bringt und darum besonderes Interesse erweckt, der Zeit Friedrichs des Großen. Voewe begrenzt zwar seine Darstellung durch die Jahre 1740 und 1815; aber er gibt doch fast ganz, abgesehen von dem Kapitel über die Einrichtung der Regierung in Oppeln, eine Geschichte der friderizianischen Zeit bis 1806. Wenn er sein Buch als einen ersten Teil bezeichnet, so ist zu hoffen, daß recht bald eine Fortsetzung folgt.

Die Reichhaltigkeit der behandelten Fragen läßt sich am besten durch eine Wiedergabe der Kapitelüberschriften zeigen: 1) Kriegs- und Notzeiten, 2) Land und Leute im Urteil der Zeitgenossen, 3) Friedrich der Große und Oberschlesien, 4) Die öffentliche Meinung, 5) Territoriale Gliederung und Herrschaftsverbände, 6) Die Verwaltungsbehörden, 7) Die Vorgeschichte der Oppelner Regierung, 8) Das Justizwesen, 9) Das Agrarwesen, 10) Das Städtewesen, 11) Handel und Gewerbe, 12) Kirchenwesen, 13) Schulwesen, 14) Militärwesen.

Der Verfasser will die eben angegebenen Einzelfragen nirgends erschöpfend behandeln. Er betrachtet es als seine Aufgabe, den Kreis zu umschreiben, „innerhalb dessen durch künftige monographische Beiträge die neuere Geschichte Schlesiens und seiner einzelnen Landesteile tiefer zu fundieren sein wird“. Er will also in erster Linie Anreger sein. Die vorhandene Literatur ist ihm im allgemeinen Grundlage, eigene archivalische Studien bringen Ergänzungen. Nur das Kapitel über die Vorgeschichte der Oppelner Regierung beruht ganz auf archivalischen Quellen, deren wichtigste, vornehmlich aus dem Geh. Staatsarchiv Berlin, im Anhange abgedruckt sind.

Loewes Buch hat einen großen Vorzug; es ist flüssig und interessant geschrieben. Die Fähigkeit einer solchen Darstellung teilt Loewe mit Johannes Ziefursch, dem besten Kenner der schlesischen Geschichte im Zeitalter Friedrichs des Großen, den er naturgemäß vielfach benutzt hat. Auch wo sich die Quellenangaben häufen, versinkt die Darstellung niemals im Stoff, der durch die deutlich erkennbaren Leitgedanken gemeistert wird. Darum wird das Buch nicht bloß dem Fachmann wertvoll sein, sondern auch dem historisch interessierten Laien etwas bedeuten. Und das ist schließlich ein hohes, nur selten erreichtes Ziel der Geschichtsschreibung.

Breslau.

Willy Klawitter.

Heinrich Otto Ulbrich, Der Leidensweg des oberschlesischen Volkes zugleich seine Geschichte vom Jahre 1919 bis 1922. Priebsatz's Buchhandlung, Oppeln und Breslau 1929. 8°. IV u. 309 S. mit 5 Kunstdrucktafeln. Brosch. 4,50 RM., geb. 6 RM.

Die Unhaltbarkeit der Ostgrenzen ist gerade in der letzten Zeit ein Gemeingut der rechtlichdenkenden Welt geworden. Dabei steht zweifelsohne auch die oberschlesische Frage im Mittelpunkt der internationalen Aussprache. Es muß darum vom deutschen Standpunkte aus immer und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß das oberschlesische Volk die erdenklichsten Opfer im heißen Drange nach dem Verbleiben beim deutschen Mutterlande gebracht hat. Ulbrich will den Leidensweg des oberschlesischen Volkes in den Jahren 1919—1922 schildern mit dem ausgesprochenen Zweck, daß die schicksalschweren Ereignisse West- und Ostoberschlesiens nicht vergessen werden, und daß der deutschen Brüder und Schwestern gedacht wird, die unter fremder Oberhoheit deutsches Kulturgut pflegen und vor der Vernichtung bewahren. D. berichtet zunächst in volkstümlicher und anregender Weise, wie die Störung des nationalen Friedens in Oberschlesien in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte, wie die polnische Propaganda zielbewußt und geschickt den großpolnischen Gedanken stärkte und befestigte, und wie die Polenpolitik der preußischen Regierung mehrfach wechselte. Polens Hier nach deutschen Provinzen legt er sehr treffend dar bei der ausführlichen Würdigung der Tätigkeit des bekannten polnischen Politikers Roman Dmowski für die Wiederaufrichtung des polnischen Staates. Lebendigkeit kommt in die Darstellung der Geschehnisse nach dem Zusammenbruche im November 1918, der Wahlen zur Nationalversammlung und der ersten polnischen Aufstandspläne. Der Verfasser führt in den folgenden Kapiteln den Nachweis, daß die polnische Propagandaleitung zielbewußt in den drei polnischen Aufständen Oberschlesien vom Deutschen Reiche gewaltsam losreißen wollte, wie trotz der durch fast 1½ Jahren erlittenen Schikanen, Verfolgungen und Ausweisungen durch die Interalliierte Regierungs- und Plebiszitkommission, trotz des Terrors der polnischen Insurgenten, trotz aller Einschüchterungsversuche und widerrechtlichen Wahlbeeinflussungen das oberschlesische Volk am 20. März 1921 einen überwältigenden Wahlsieg errang, und wie Korfanty, durch dessen unheilvollen Einfluß die Ruhe

und Ordnung gestört und das oberschlesische Volk auseinandergerissen worden war, am 3. Mai 1921 das Signal zum bewaffneten Aufstande gab, in dessen blutigem Verlaufe es dem deutschen Selbstschutz durch unvergleichliche Heldentaten gelang, den Raub Oberschlesiens zu verhindern. Schließlich schildert der Verfasser sehr eindrucksvoll, wie die Entente in ihrer Verblendung und ihrem Haß gegen das Deutsche Reich und in ihrer Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse die unheilvolle Entscheidung vom 20. Oktober 1921 uns aufzwang, obwohl noch in letzter Stunde die deutsche Reichsregierung auf die unverantwortlichen Folgen einer Zerreißung Oberschlesiens aufmerksam gemacht hatte.

Zweifelsohne hat sich Olbrich ein Verdienst erworben, daß er den Versuch gewagt hat, den umfangreichen Stoff in durchaus volkstümlicher Form zu behandeln. Da wissenschaftliche Werte und brauchbare Einzeluntersuchungen über die oberschlesische Plebiszitgeschichte noch nicht vorliegen, so erfüllt das Werk durch die Herausarbeitung der Tatsache, wie strupellos Oberschlesien zerschlagen und zerrissen wurde, eine nationalpolitische Mission. Freilich liegt auf der Hand, daß bei der Schilderung der Geschehnisse die eine oder andere sehr bedeutame Frage nur oberflächlich gestreift wird. Im allgemeinen aber muß die politische Gesamtaufassung als zutreffend bezeichnet werden. Soll eine Darstellung der oberschlesischen Leidenszeit den Protest gegen das an Oberschlesien verübte Unrecht wachhalten, soll bewiesen werden, daß die Teilung Oberschlesiens juristisch ein Fehlanspruch, politisch ein schwerer Fehler und wirtschaftlich geradezu ein Verbrechen war, dann muß das gesamte Quellenmaterial geordnet, gesichtet und nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten verarbeitet werden. In dieser Hinsicht muß recht bald das Erforderliche eingeleitet werden, weil zu befürchten ist, daß sehr wertvolles Material verloren geht. Es ist die allerhöchste Zeit, daß das Material des Schlesischen Ausschusses, des Plebiszitkommissariats für Deutschland, der Plebiszitunterkommissariate, der Vereinigten Verbände heimatreuer Oberschlesier, des Selbstschutzes, der Magistrate und Kreise, der Augen- und Ohrenzeugen geordnet und verarbeitet wird. Die oberschlesische Frage ist eine Schicksalsfrage des deutschen Volkes. Durch sachliche, völlig einwandfreie und stichhaltige Begründung unseres deutschen Standpunktes und durch den ständigen Hinweis auf die seinerzeit klar und eindringlich ausgesprochene Rechtsverwahrung müssen wir daher ständig die Öffentlichkeit des In- und Auslandes über die allen völkerrechtlichen Begriffen hohnsprechende Zerreißung Oberschlesiens und vor allem über die dadurch geschaffene unhaltbare Lage aufklären.

Oppeln.

Reinhold Weigel.

Heimatkunde von Schlesien. Breslau, Ferd. Hirt 1929. 8°. Erster Teil: Geschichte. Von Wilhelm Schremmer. 72 S. 1,50 RM. Zweiter Teil: Landeskunde von Richard Ritschke. 80 S. 1,50 RM.

Beide Bändchen erschienen 1929 in der Sammlung von Ferdinand Hirts Tatsachen- und Arbeitsheften. Sind sie auch in erster Linie für den Unterricht an der Volksschule bestimmt, so geben sie doch auch bei der Art ihrer Anlage interessierten Heimatfreunden ein recht ansprechendes Bild von der schlesischen Landschaft und ihrer geschichtlichen Entwicklung. W. Schremmer stellt, unterstützt durch 66 Bilder und Rärtchen, die Kulturgeschichte in den Vordergrund. Etwas mehr hätte hier vielleicht neben anderem betont werden können, was Friedrich der Große für die Hebung namentlich Oberschlesiens getan hat und wie viele Beispiele „lebender Geschichte“ uns heute in Schlesien an diese Zeit erinnern. In schlichter, einfacher, anschaulicher Weise schildert R. Ritschke im zweiten Heft das Schlesiervland. Über 60 Rärtchen und Bilder, dazu vier Tabellenseiten ergänzen den Text.

Die erste Hälfte des Büchleins gibt, unterstützt durch eine Übersichtskarte, einen Überblick über die schlesischen Landschaften. Der zweite Teil bringt dann das Klima, die politische Gliederung und die Wirtschaft, der ein gutes Viertel des Inhalts gewidmet ist. Das Zurücktreten geologischer Fragestellungen ergibt sich aus dem Zweck des Buches von selbst. Hingegen sind die Bodenschätze auf einem Rärtchen dargestellt, und ein zweites Rärtchen gibt einen guten Überblick der für die Landwirtschaft so wichtigen Verbreitung der Bodenarten. Ein Vergleich

dieser Karte (Abb. 46) mit der Waldkarte (Fig. 51) zeigt auch dem Nichtsachmann klar wichtige Zusammenhänge. Wünschenswert wäre in einer zweiten Auflage eine Karte des oberschlesischen Industriegebietes. Das Bild (17) des Braunkohlentagebaues der Grube Ilse stammt nicht aus Schlesien, sondern aus Brandenburg und zeigt veraltete Abbaumethoden. Ebenso wäre es wünschenswert, bei der großen Bedeutung der Elektrizitätswirtschaft für das heutige Leben — auch die Landwirtschaft! — die schlesischen Großkraftwerke und die Kraftleitungen zu berücksichtigen.

Breslau.

Konrad Olbricht.

Worbs, Geschichte des Herzogtums Sagan. Neu herausgegeben von G. Feilhauer und R. Krüger-Sagan. Sagan, W. Dausstein 1929. 485 S. 10 RM.

In unserer Zeit des rastlosen Vorwärtsdrängens wird es nicht häufig vorkommen, daß ein lokalgeschichtliches Werk nach mehr als hundert Jahren eine Neuauflage erlebt. Dieses Geschick ist der Worbschen Chronik des Herzogtums Sagan zuteil geworden. Die Neuherausgeber, Schulrat Dr. Feilhauer und Superintendent Krüger in Sagan, haben sogar offenbar aus Pietät gegen den Verfasser das Buch, das zum ersten Male im Jahre 1795 erschienen ist, nach Inhalt und Form bis auf die völlig veraltete Rechtschreibung unverändert gelassen und sich nur auf die Hinzufügung einer größeren Zahl von Berichtigungen und Erläuterungen beschränken zu sollen geglaubt. Maßgebend für das Wagnis der Neuherausgabe war neben der Berücksichtigung des in weiten Schichten wieder erwachenden Heimatgedankens die Erwägung, daß die seither über die Geschichte des Saganer Landes veröffentlichten Arbeiten erhebliche Mängel aufweisen, wenn man etwa von Heinrichs Fürstentumsgeschichte absieht, die freilich nur mit ihrem ersten Bande im Druck erschienen ist.

Aus dem Leben des Verfassers sei folgendes hervorgehoben. Johann Gottlob Worbs (1760—1833), aus einfachen Verhältnissen stammend, studierte in Halle neben der Theologie noch Philosophie und Geschichte, wurde mit 26 Jahren Pastor in Priebus und blieb dort bis zu seinem Lebensende. Auch in seinen späteren Jahren veröffentlichte er verschiedene geschichtliche Studien und Quellensammlungen. Das Wort „Non omnis morior“ auf seinem Grabstein zu Priebus findet jedenfalls durch den Neudruck seines Hauptwerkes eine eigenartige Bestätigung.

Das vorliegende Werk ist in vier Hauptperioden eingeteilt, von denen jede sich wieder nach bestimmten sachlichen Gesichtspunkten in mehrere Unterabschnitte gliedert. Die erste Periode, von der Urzeit bis zum Jahre 1163 reichend, enthält manches, was heute durch die zünftige Forschung längst in das Gebiet der Sage und Fabel verwiesen ist, wenn auch die Behauptung D. Wolffs in seiner „Kritischen Sichtung der Geschichte der Stadt und des Herzogtums Sagan“ (1854), alle auf Sagan bezüglichen Quellen vor 1200 seien unglaubwürdig, reichlich gewagt erscheint. Demgegenüber ist das, was W. in der 2. Periode (1163—1472) bietet, zum größten Teil unansehnliches Material und von ihm mit plastischer Gestaltungs-kraft zu einem klaren Bilde jener Zeit geformt, in der die Fehden der Fürsten und Städte die Regel, Friede und Eintracht die Ausnahme bildeten. Den Höhepunkt und Abschluß jener blutigen Epoche stellt der Streit der beiden feindlichen Brüder Balthasar von Sagan und Hans von Priebus dar, der erst mit dem graufigen Tode des ersteren im Hungerturm zu Priebus sein Ende findet. Die wertvollsten und interessantesten Teile des Buches sind jedoch die Schilderungen der neueren Zeit. In ihnen heben sich die Schicksale der Stadt und des Herzogtums Sagan auf dem Hintergrunde des großen Weltgeschehens der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges sowie später der Gegenreformation deutlich ab. In düsteren Farben läßt W. die schweren Jahre der Wallensteinschen Herrschaft und ihre Folgen hervortreten, schildert eingehend die wechselnden Schicksale von Stadt und Land unter dem Hause Lobkowitz und gibt schließlich der Hoffnung auf günstigere Zeiten Ausdruck, nachdem Peter von Curland durch Kauf in den Besitz des Herzogtums gelangt ist.

W. begnügt sich nicht damit, Fürsten- und Kriegsgeschichte zu schreiben, sondern verarbeitet auch mit Vorliebe kulturgeschichtliche Stoffe. Was er über Verfassung und Rechtspflege, über Abgaben, Münzwesen, Handel, Sitten, Trachten und Literatur in den einzelnen Zeiträumen zu sagen weiß, gehört zu dem wertvollsten,

was uns sein Wert vermittelt. Um so bedauerlicher ist es, daß er in den umfangreichen Abschnitten über religiöse Fragen eine recht einseitige, ja teilweise geradezu polemische Stellung gegen den Katholizismus einnimmt. Wenn auch zuzugeben ist, daß W. ein Kind seines Zeitalters, der Aufklärung, war und daher nach damaliger landläufiger Ansicht im Mittelalter nur Finsternis und Schatten sah, so ist doch die Art, wie er Fehltritte und Irrtümer einzelner zuungunsten der katholischen Kirche verallgemeinert, nichts weniger als objektive Geschichtsschreibung. Ganze Kapitel des Worbschen Buches, so weit sie sich mit dem Verhältnis der beiden großen Konfessionen befassen, wären in einem heutigen Geschichtswerke, das Anspruch darauf macht, ernst genommen zu werden, schlechterdings unmöglich.

Mit dieser einen allerdings schwerwiegenden Einschränkung ist im ganzen doch zu sagen, daß die Neuherausgeber der Worbschen Geschichte des Saganer Herzogtums sich damit ein hohes Verdienst erworben haben. Das Buch besitzt in vieler Beziehung bleibenden Wert.

Sagan.

Georg Pompa.

Wirtschaftsgeschichtliche Bemerkungen zur ostdeutschen Kolonisation von Hermann Aubin. (Aus Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Gedächtnisschrift für Georg von Below, Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer 1928, S. 169 ff.)

Unter all den ausgezeichneten Aufsätzen, die G. von Belows Schüler und Freunde seinem Andenken gewidmet haben, umfaßt wohl kaum ein zweiter ein so weites Gebiet, wie der Beitrag H. Aubins, drängt eine gleiche Fülle von Ergebnissen der bisherigen und Richtlinien für die künftige Forschung auf gleich engem Raume zusammen. Diese Fülle kann hier nur in wenigen Grundzügen angedeutet werden; im übrigen heißt es: „tolle, lege“, nimm und lies! Als Leser wünschen wir jeden, der durch wissenschaftlichen Drang oder praktisches Bedürfnis zur Beschäftigung mit der mittelalterlichen Kolonisation des deutschen Ostens, dieser Großtat unsres Volkes, getrieben wird. Wer nur immer der umfassenden Schau des Verfassers folgt, jedem wird sie den Blick weiten und schärfen.

Unter Ablehnung der Ansicht von Bretholz, daß die Deutschen in Böhmen, Mähren und Teilen Schlesiens nicht eingewandert, sondern von jeher dort eingeseßen seien, bezeichnet Aubin als seinen Untersuchungsraum „Ostdeutschland von der Saale-Elblinie an bis zur Sprachgrenze mit Einfluß der Subetenländer“. Für diesen Raum untersucht er die Voraussetzungen des raschen und vollen Erfolges der Kolonisation, des Erfolges, den er umschreibt als „die Erhebung aus dem Zustand einer vorwiegend agraren und naturalen Wirtschaftsweise zu einer weitgehend tausch- und geldwirtschaftlichen mit zahlreichen städtischen Mittelpunkten“. Die Untersuchung wird gestützt durch stete, erläuternde Hinweise auf andre Kolonisationen, die griechische des Altertums, die italienische des Mittelalters, die amerikanische der Neuzeit.

Als politische Voraussetzungen des Erfolges nennt Aubin die Förderung der Kolonisation durch die (deutschen oder nichtdeutschen) Landesherrn, die Gemeinsamkeit der Kirche für Mutterland und Kolonialland, endlich den „geringen ethnischen Abstand der Slawen von den Deutschen“, der, neben andern Momenten, Ausrottung und Verflavung der einheimischen Bevölkerung durch die Deutschen ausschloß, statt dessen eine Erziehungsarbeit der Kolonisten eintreten ließ. — Unter den fördernden geographischen Bedingungen steht die voran, „daß Mutterland und Neuland in breiter Front unmittelbar zusammenhängen“, so daß die bäuerlichen Massen unsres „überwiegend binnenländisch gewöhnten Volkes“ nicht durch die Seefahrt von der Auswanderung abgeschreckt wurden. Klima und Bodengüte Osteliens versprachen zwar nicht raschen, mühelosen Gewinn, erleichterten aber durch die „Paralleltät der natürlichen Bedingungen der alten und der neuen Heimat“ das Einleben in der Fremde, ersparten Schwierigkeiten der Akklimatisation. Nur in einer Hinsicht, durch die Bodenschätze der Subeten- und Karpathenländer, hat der Kolonialboden den Zuwanderern verhältnismäßig reichen und raschen Gewinn geboten und dadurch das Ausblühen der Kolonialländer nachdrücklich gefördert. — Unter den ökonomischen Triebkräften des Erfolges nennt Aubin den Reichtum der ostdeutschen Einwanderung an hochwertigen Arbeitskräften und

an Kapital. Menschen und Kapitalien aus allen Gesellschaftsschichten wanderten ein. Die Unternehmer der Kolonisation, die besonders Geld und Arbeitskraft zuführten, die „Lokatoren“, kamen aus allen Ständen. Die zuziehenden Edelleute waren selten abenteuernde Habenichtse, sondern meist begüterte Leute, die den Erlös ihrer Stammgüter aus dem Mutterlande mitbrachten. Aber auch die einwandernden Bauern und Gewerbetreibenden dürfen wir uns nicht als ganz mittelwunders denken.

Ebenbürtig neben den bisher genannten Grundkräften steht die Organisation. „Wie in Hinsicht des Raumes und der Menschen ist die ostdeutsche Kolonisation auch in bezug auf die Organisation und Methode organisch aus der heimischen Entwicklung erwachsen.“ Als die Ostwanderung begann, waren im Mutterlande ländliche Siedlungsform und Siedlungsrecht, Städterecht und Städtebau schon längst ausgebildet und erprobt und konnten, bei der Verwandtschaft der natürlichen Bedingungen hier wie dort, ohne weiteres auf das Neuland übertragen werden. Wohl umschlossen, wie Aubin näher ausführt, die einzelnen Teile der Organisation sehr verschiedenartige Elemente feudalistischer, kapitalistischer, genossenschaftlicher Art. Aber diese Verschiedenartigkeit führte nicht zu einem Chaos, einem Kriege aller gegen alle, sondern zu einer vorteilhaften Arbeitsteilung, die für die einzelnen Aufgaben überall die geeignetsten Kräfte heranzog. Dadurch erhielt die ostdeutsche Kolonisation ein Moment besonderer Stärke, ihre wirtschaftliche Vielseitigkeit, ja Allseitigkeit, bei der alle Berufsstände, „Ritter und Bauern, Kaufleute, Handwerker und Bergknappen“, zusammenwirkten. Dieses in Ostelbinnen erblühende Wirtschaftsleben, das die eigene Erzeugung des Koloniallandes, wie das durch sie vermittelte Warenangebot des weiteren Ostens rasch steigen ließ, fiel zum Glück zusammen mit einer steigenden Aufnahmefähigkeit des westlichen Marktes, so daß der kolonialen Wirtschaft „innerhalb einer geographischen Arbeitsteilung großen Stiles eine unentbehrliche und in hohem Maße gewinnbringende Funktion“ — man denke nur an das spätmittelalterliche Breslau — beschieden war. Alles in allem, darin gipfeln Aubins Ausführungen, hat die ostdeutsche Kolonisation Deutschland keine Kolonien im heutigen Sinne des Wortes eingetragen. „Was sie geschaffen hat, war vielmehr eine Wirtschaft, welche von Anfang an jener des Mutterlandes dem Wesen nach gleichartig war. Diese grundsätzliche Parität machte das Pseudokolonialland in wirtschaftlicher Hinsicht einfach zu einer Erweiterung des Mutterlandes. Man wird darin einen der Gründe zu sehen haben, warum der deutsche Osten so vollkommen ein integrierender Bestandteil Deutschlands geworden ist.“

Diesem notgedrungen nur knappen, allgemeinen Überblick sei, unter Verzicht auf jede Bemerkung über Einzelheiten, nur noch das Bedauern hinzugefügt, daß die fruchtbringende Ideenfülle des Aubinschen Aufsatzes weiteren Kreisen der an den Ostsiedlungsfragen Interessierten in der Belowschen Gedächtnisschrift verborgen, schwer zugänglich ist.

Breslau.

Heinrich Wendt.

Josef Pfižner, Grundzüge zur Siedlungsgeschichtsforschung, gezeigt an der Besiedlung der Grafschaft Glatz im 18. Jahrhundert. Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung, hrsg. von Wilhelm Bauer. Bd. XLIII. Heft 3/4. Innsbruck 1929. S. 283—324.

Wer die „Deutschen Siedlungsforschungen“, die bedeutungsvolle Festgabe für R. Roehrsche, aufmerksam studiert hat, dem sind die von Pfižner an der Grafschaft Glatz verifizierten prinzipiellen und methodisch-fachlichen Bemerkungen zur Siedlungsgeschichtsforschung oder besser zur Siedlungskunde in mancher Hinsicht wohl vertraut. Pfižner leitet aus der fortschreitenden Arbeitsteilung der Wissenschaft die Herausristallisierung der Siedlungskunde aus dem Komplex ihrer Nachbarwissenschaften her, wobei ergänzend zu bemerken wäre, daß sie ihre wissenschaftstheoretische Rechtfertigung recht eigentlich erst in der Gliederung des Systems der Wissenschaften erfährt, und es bleibt weitere Aufgabe der Forschung, den Ort der Siedlungskunde im System der Wissenschaften und ihre eigenartigen Beziehungen zu den anderen fortschreitend zu bestimmen. Und damit werden auch die Methoden der Siedlungskunde gesunden werden, die definiertermaßen „exakt“

genannt werden können, d. h. die ihrem Begriff entsprechen. — Der erkenntnistheoretische Gedanke der „Ganzheit“, der in der modernen Wissenschaft, vor allem aber in den Kulturwissenschaften heute seine methodisch-fruchtbare Ausgestaltung erfährt, drängt auch die Siedlungskunde zur Ausprägung ihres eigentümlichen Wissenschaftswertes. Die Siedlung als Ganzheit — in Beziehung zu Raum und Zeit, zu Natur und Kultur, Natur- und Geschichtswissenschaften — steht im Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Von diesen beiden Komponenten betont nun Pfizner besonders den Zeitbezug der Siedlung, ihre Beziehungen zur Siedlungsperiode, zu den Epochen der Wirtschafts-, Sozial-, Rechts- und politischen Geschichte. Ja die äußerst anregenden Ausführungen gipfeln in einem Hinweis auf die Beziehungen zwischen Siedlung und Individuum, zwischen Kulturobjekt und historischer Einzelpersonlichkeit (Friedrich v. Gr.). Hier wird so recht klar, daß „Persönlichkeiten“ Träger der Kultur sind. Ferner: der Begriff der Siedlung umfaßt sowohl den Vorgang der Landnahme wie das Ergebnis dieses Vorganges — das heutige Siedlungsbild. So ergibt sich eine dynamische und eine statische oder anders ausgedrückt, eine morphologische und eine morphographische Betrachtungsweise innerhalb der Siedlungskunde. Beide haben ihr Recht und ihre besonderen Aufgaben, die historisch und geographisch sind. Die dynamische Betrachtung der Siedlungen darf nicht beim erstmaligen Akt der Landnahme haltmachen, so wie es die Altmeister der Siedlungsgeschichte zu tun pflegten, sondern hat unter Beachtung des gesamten „historischen“ und „natürlichen“ Kräftespiels den fortschreitenden Landesausbau aufzudecken, der in der heutigen Physiognomie der Kulturlandschaft resultiert. Methodisch kann dieses Arbeitsfeld der Siedlungskunde durch rückwärtende Aufblätterung der Kulturercheinungen erschlossen werden; denn das Buch der Kulturgeschichte will von der letzten Seite rücklaufend studiert werden. Das sind im wesentlichen die theoretischen Voraussetzungen für die Ausführungen Pfizners, die er in landschaftlicher Beschränkung an die letzte große Siedlungsperiode Schlesiens anschließt und in denen er die großen Probleme der siedlungskundlichen Forschung auf Kolonialboden herausstellt: Umfang und Intensität der Besiedlung, die Frage nach Herkunft, Rechtslage und sozialer Stellung der Siedler, das Unternehmertum, der Einfluß von Obrigkeit und Volk auf die Entwicklung der Kulturgüter. Doch soll hier von der Verfolgung dieser Probleme im einzelnen abgesehen werden. Dafür einige Bemerkungen: die Kolonisation des 18. Jahrhunderts ist in das merkantilistische Wirtschaftssystem und die Wiederaufbauzeit nach dem 30jährigen Kriege eingegliedert und beginnt in der Grafschaft schon unter österreichischer Herrschaft, erhält aber ihre nachhaltigsten Impulse erst im preußischen Staatsverbände. Von 1653—1742 nahm die Zahl der „Ansäßigkeiten“ etwa um 50 % zu, in den Zentren der Leinenweberei sogar um das Doppelte und das Dreifache dieser Prozentzahl¹⁾, wo dieser Bevölkerungszuwachs vor allem der Hausindustrie zugute kam. Der Ausbau lockerer Ortsgrundrisse setzte als erster Siedlungswandel ein, als zweiter Neugründung von „Kolonien“, die in vorpreußischer Zeit nur vereinzelt, zahlreicher jedoch unter Friedrich v. Gr. entstanden. (Von 1763—1796 etwa 43.) Sie ahmen in ihrer Anlage als „Waldstreifendörfer“²⁾ den typischen Ortsgrundriß der Grafschaft, das Waldhufendorf, nach, sind aber doch von diesem als andersgeartete Zweckanlagen unterschieden (Acker- und Arbeiterkolonien³⁾). Es ist mit Recht wünschenswert, diesen Zweckgedanken weitgehend in die Siedlungsformenforschung einzuführen⁴⁾. In ähnlicher Weise gibt Pfizner noch eine Fülle von anderen Anregungen und instruktiven Vergleichen mit der mittelalterlichen Kolonisation, die hier nicht mehr ausgezählt werden können, die aber auch

¹⁾ Zu diesen statistischen Angaben können noch die Zahlen der „Designation derer Dörfer und Eigenthümer“ aus dem Jahre 1747 hinzugezogen werden, die in Wredes „Kriegsarte von Schlesien“ (Preuß. Staatsbibliothek, Berlin) enthalten sind.

²⁾ Dieser Ausdruck ist für solche Siedlungen heute in der Literatur gebräuchlich.

³⁾ Überhaupt ist hier noch ergänzend die Veränderung der Kulturlandschaft durch solche Neugründungen hervorzuheben, bei deren Studium das umfangreiche Kartenmaterial der friderizianischen Zeit so recht zur Geltung kommen kann.

⁴⁾ Eigentlich ist er ja schon in der Unterscheidung von „planmäßig gegründeter“ und „allmählich gewachsener“ Siedlung bei R. Martiny zu finden.

ihren Niederschlag in dem Aufgaben-Fazit finden, das ich aus Pfitzners Aufsatz für die schlesische Siedlungsforschung ziehen möchte: 1. Die „österreichische“ Siedlungstätigkeit des 18. Jahrhunderts bedarf für den gesamtschlesischen Raum noch einer umfassenden Darstellung; 2. die landschaftlichen Varianten der friderizianischen Kolonisation sind sowohl aus dem Zweck der Neugründungen wie in engem Anschluß an die Natur und Physiognomie der damaligen schlesischen Kulturlandschaft zu erklären.

Breslau.

Herbert Schlenger.

Joseph Gottschalk, Beiträge zur Rechts-, Siedlungs- und Wirtschaftsgeschichte des Kreises Militsch bis zum Jahre 1648 (Darstellungen u. Quellen zur schlesischen Geschichte, hrsg. vom Verein für Geschichte Schlesiens, 31. Bd.). Breslau, Trewendt u. Granier 1930. 80. XII u. 235 S. Brosch. 10 RM.

Neben der siedlungsgeographischen Arbeit von G. Bleicher (Die Bartschniederung; Beiträge zur schlesischen Landeskunde, hrsg. von W. Friederichsen [Breslau 1925], S. 161—189), hat der Kreis Militsch nun eine zuverlässige und fleißige historische Bearbeitung durch J. Gottschalk gefunden, für die Bleichers Abhandlung einen guten Ausgangspunkt bildete. Für die schlesische Geschichte ist die vom Verfasser als „Beiträge“ bezeichnete Darstellung von besonderer Bedeutung, weil sie zu der bei Loewe (Bibliographie der schles. Geschichte) verzeichneten entsprechenden Literatur, die vorwiegend das südliche Schlesien behandelt, eine grundlegende Untersuchung über die großen Probleme der mittelalterlichen Geschichte eines an Polen stoßenden nordöstlichen schlesischen Grenzkreises hinzugibt. — Die klare Gliederung des Stoffes, die Verweisung aller die allgemeinen Betrachtungen belastenden Einzel Tatsachen in den ortsgeschichtlichen Anhang, das Hineinstellen der Forschungsergebnisse in den weiten Rahmen der mittelalterlichen Geschichte Ostdeutschlands verdankt G. vielfachen Anregungen von R. Roebner, der auf Veranlassung des Vorstandes des Vereins für Geschichte Schlesiens die Drucküberwachung der Arbeit übernommen hatte. Für diese Grenzlands-Untersuchungen war die Beachtung der polnischen Geschichtsschreibung, die namentlich zu den Siedlungsfragen vielfach Stellung genommen hat, ein Gebot der Notwendigkeit. Hier sind die grundlegenden sozial- und rechtsgeschichtlichen Abhandlungen von H. F. Schmid ein trefflicher Wegweiser. Bedauerlich bleibt nur, daß das von der Krakauer Akademie der Wissenschaften begonnene Sammelwerk über die mittelalterliche Geschichte Schlesiens (Historja Śląska), deren 1. Teil bereits im Frühjahr 1930 erwartet wurde, noch nicht erschienen ist. Eingesehen werden konnte nur ein von Prof. Zygmund Wojciechowski (Posen) zur Verfügung gestellter Korrekturabzug seines Beitrages zu diesem Sammelwerk.

Die ursprüngliche Verfassung und die Rechtsstellung der Kirche in der Kastellenei Militsch bis zu deren Verkauf an den Herzog von Dels (1358) behandelt der 1. Abschnitt der vorliegenden Arbeit. Die alten Kastellaneien an Schlesiens Nordgrenze (Glogau, Sandwalde, Militsch und Radine) lagen außerordentlich weit auseinander. Militsch, das den Bartschübergang schützte, galt noch in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. als festeste Burg im nördlichen Schlesien und wird (1337) geradezu als „Schlüssel Polens“ bezeichnet. Die Nordgrenze dieser Kastellanei bildete zugleich die Landesgrenze gegen Polen. Aber nicht die Bartsch — wie das auf Grund irreführender polnischer Darstellungen neuerdings der Versailler Vertrag vorgesehen hatte — war die alte Provinzialgrenze, sondern diese war jahrhundertlang un verändert geblieben, wie sie es schon im Mittelalter gewesen und wie sie nach wiederholten Grenzstreitigkeiten zwischen der Ständesherrschaft Militsch und Polen 1531 eine eigene genaue Festsetzung erhalten hatte. Die Untersuchungen G.s. hierüber, wie auch die über die Siedlungen, Wüstungen, die Pfarreinteilung usw., bilden zugleich eine sehr nützliche Vorarbeit im Rahmen der Forschungen für den historischen Atlas für Schlesien, da die hier in Betracht kommenden archivalischen und kartographischen Unterlagen hinreichend kritisch ausgeschöpft sind.

Sehr aufschlußreich ist auch die Vergleichung der Ausstattung von Bistümern auf polnischem Boden (Erzbist. Gnesen, Bistümer Kammin, Wloclawet

und Breslau) mit Kastellaneibesitz. In Anlehnung an die Ergebnisse von H. F. Schmid, der zuletzt diese ungeklärten Fragen umfassend behandelt hat (Pfarrorganisation II in Ztschr. d. Savigny-Stiftung f. Rechtsgesch. Bd. 48, Kan. Abt. Bd. 17 [1928], S. 264—358), aber auch mit abweichenden Feststellungen (3. B. S. 24) sind die besonderen Verhältnisse der Militischer Burg untersucht worden. Die Schenkung dieser Kastellanei, bei der nach G. die Ausstattung mit Grundbesitz von vornherein ziemlich groß war, erfolgte entweder bei der Gründung des Bistums (kurz vor 1000) oder bei dessen Wiedererrichtung durch Kasimir I. (1051). Militisch war ursprünglich Dotationsgut des Bistums Breslau, aber bei der Organisation des Domkapitels wurde es diesem vom Bischof als Einnahmequelle verliehen. In der Hauptsache also war das Domkapitel der Nutznießer dieses kirchlichen Besitzes, da ihm das Kastell, die Markt- und Zolleinkünfte, der größere Teil der Gerichtsbarkeit und des Grundbesitzes gehörte. So können wir mit Schulte (Darst. u. Quellen III [1907], S. 180, 184 Anm. 25 u. S. 186 Anm. 48) Militisch als die Kastellanei des Breslauer Domkapitels bezeichnen.

Auch das Immunitätsproblem wird im großen Zusammenhang der allgemeinen Forschung behandelt, der U. Stuß (Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts [1895]), W. Abraham (Organizacya kościola w Polsce do połowy wieku XII [II. Aufl. 1893]) u. W. Handelsman (Zur Fragestellung der mittelalterlichen polnischen Sozialgeschichte: Ztschr. für vergleichende Rechtswissenschaft Bd. 36 [1920], S. 28 ff.) die Wege gewiesen haben. Für das Breslauer Bistum hat J. Pfißner diesen Immunitätsstreit umfassend geschildert (Bistumsland [1926], S. 95—166), und von demselben ist auch das große Kirchenprivileg Herzog Heinrichs IV. für das Bistum Breslau von 1290 Juni 23, das den Kampf zwischen Kirche und Staatsgewalt zum Abschluß brachte, bereits eingehend behandelt worden. In Militisch, in dessen Burgbezirk mit dem ausgedehnten geistlichen Grundbesitz auch ein Kastellan der Kirche neben dem des Herzogs eingesetzt war, lassen sich die Rechte des Bischofs bzw. Domkapitels von denen des Herzogs besonders schwer abgrenzen. Die Kirche ging aus dem großen Streit auch hier als Sieger hervor. Das *ius ducale* kam in die Hand des Bischofs, und fortan gab es in der Kastellanei Militisch nur noch einen kirchlichen Kastellan. Der Kampf zwischen Polentum und Deutschtum zu Anfang des 14. Jahrhunderts, zwischen Bischof Ranfer von Breslau und König Johann von Böhmen, gab der alten Kastellanei Militisch für kurze Zeit allgemeingeschichtliche Bedeutung. Zu jener Zeit, da es sich um den festen Anschluß Schlesiens an die Krone Böhmen handelte, erschien dem König der Besitz dieser starken Grenzfestung so wichtig, daß er sie durch einen Handstreich kurz entschlossen an sich brachte. Die darauf folgende scharfe Auseinandersetzung mit dem Breslauer Bistum und dem überwiegend polnisch gesinnten Domkapitel, während der die Stadt Breslau treu zu König Johann und dem Deutschtum hielt, endete bekanntlich mit der Herausgabe der Burg an Peczlaw v. Pogarell, den Amtsnachfolger Bischof Ranfers. Dieser allgemeingeschichtlich bedeutungsvolle Kampf hat von G. unter Hinweis auf die umfangreiche Spezialliteratur mit Recht nur eine kurze zusammenfassende Erwähnung gefunden. Das Material für den Höhepunkt dieses Konfliktes ist jetzt in dem zum Abschluß kommenden Regestenband (1338—42) von R. Wutke und E. Randt in allen Einzelheiten verzeichnet worden.

Im zweiten Hauptabschnitt behandelt G. die Besiedlung des Kreises Militisch. Über die vorgeschichtlichen Siedlungen wird eine Zusammenfassung der Ergebnisse der mit Quellen- und Literaturangaben hierüber in den Heimatblättern des Kreises Militisch (1929 Nr. 5—8) vom Verfasser veröffentlichten besonderen Abhandlung mitgeteilt. Beigegeben sind gute Kartenstümpfen über die Besiedlung während der jüngeren Steinzeit und während der Bronze- und frühen Eisenzeit, über die germanische Besiedlung und über die Burgwälle. „Da, wo um 500 v. Chr. die Frühgermanen gesiedelt hatten und von wo um 500 n. Chr. die Wandalen abgezogen waren, saß um 1000 n. Chr. eine dünne slawische Bevölkerung.“ Die im 13. Jahrhundert einsetzende deutsche Besiedlung war verhältnismäßig gering, da zu jener Zeit der verfügbare Boden bereits von den Slaven bebaut war. Während des Mittelalters sind im Kreise Militisch von Gottschalk insgesamt 110 Siedlungen festgestellt worden, von denen mehrere Orte

allerdings wieder eingingen. Der ganze Besiedlungsvorgang von 1100 bis 1600 ist in der Kartenstizze Nr. 7 dargestellt worden. Es ist eine deutschstämmige und eine deutschrechtliche Siedlung zu unterscheiden, von denen die letztere die bei weitem umfangreichere war. Von den genannten 110 mittelalterlichen Orten sind als deutschrechtlich sicher nachgewiesen 22, doch darf man auch bei dem Rest auf eine starke Durchdringung mit deutschem Recht bereits im Mittelalter schließen. Von den Städten wurde Trachenberg 1253 „nach fränkischem Recht, wie es Goldberg besaß“, gegründet. Die Gründungsurlunde dieser Stadt ist besonders lehrreich für die Städtegründungspolitik der schlesischen Herzöge; für das Eindringen der Germanisation in das Militscher Gebiet war sie die entscheidende Tat. Braunsitz wurde in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts n. Militsch um 1300 neben schon bestehenden slavischen Märkten gegründet. Den Stand der Besiedlung um 1600 veranschaulichen die im Anhang veröffentlichten Urbare. Sie enthalten auch die späteren Dorfgründungen der Standesherrn, die sich meistens an Borwerke und Schäfereien anlehnen. Die gutsherrliche Siedlung hat vor allem das bisher mit Wald und Sumpf bestandene Gebiet erschlossen. Als Gründungen nach dem 30 jährigen Kriege werden in einer Übersicht 86 Dörfer, Borwerke oder Kolonien genannt, als deren Gründer nur die großen Grundherrschaften in Betracht kommen. — An Einzelfragen, die bei der Siedlungsschilderung erörtert sind, seien hervorgehoben die Betrachtungen über die Stadtanlagen, den Stadtgrundriß, die Verkehrswege und Straßen, die polnischen Märkte, über Marktstellen und Stadtbegriff, die Stadtverfassung, Ausgehungs- und Umfassungsurkunden, das Zehntwesen, die Flureinteilung und den Grundriß der Dörfer, Umfang und Ausstattung der Pfarreien (Die Pfarreinteilung im 17. Jahrhundert behandelt Kartenstizze 6), die Ortsnamen usw. Alle gemachten Beobachtungen sind in Beziehung gestellt zu den allgemeinwissenschaftlichen Ergebnissen der Forschung. Einander widersprechende Ansichten sind vermerkt worden. Auch zur Frage der mittelalterlichen Ortsnamen des Kreises, die — abgesehen von Trachenberg — slavischer Herkunft sind, ist die polnische Ortsnamenforschung durchgängig kritisch herangezogen worden. Gegenüber der Auffassung des polnischen Ortsnamenforschers St. Kozierowski, der Sulau (Zulow, Zwolauff) von dem Geschlechtsnamen Sulech oder Sulich ableitet, stellt Gottschall z. B. die Vermutung der Herleitung von Zulawa = Werder auf. Nun waren die Herren von Werder im Mittelalter Hauptleute zu Sulau, so daß eine Beziehung des Namens zu diesem Geschlecht nicht unwahrscheinlich ist.

Etwas inapp ist der wirtschafts- und sozialgeschichtliche III. Hauptabschnitt des Buches, der sich im wesentlichen mit dem „Ausgleich der an die alten Zustände erinnernden Wirtschafts- und Sozialverfassung in der Neuzeit“ beschäftigt. Das Militscher Gebiet interessiert vor allem, weil die ländliche Siedlung hier über die Epoche der Kolonisation hinaus noch vorwiegend in slavischen Händen und unter slavischem Recht blieb. Viehzucht und Zeidlererei standen im Vordergrund. Die Zeidelweide und die Waldbienenzucht spielte in diesem Gebiet, das zu zwei Drittel mit Wald bestanden war, noch um 1600 eine hervorragende Rolle. Grundsteuer und Zehnt wurden vorzugsweise durch Ertragnisse der Zeidlererei, Viehzucht und durch Jagderzeugnisse entrichtet, während der Ackerbau noch mehr zum eigenen Bedarf getrieben wurde. Die Behauptung polnischer Forscher (Rutkowski, Zarys gospodarczych dziejów Polski w czasach przedrozbiorowych, Posen 1923), daß der Ackerbau zur Zeit der deutschen Kolonisation bei den einheimischen Slaven bereits in eine führende Stellung austrückte, daß die Bauern schon damals den Hauptteil der Bevölkerung ausgemacht haben, ist für das 12. Jahrhundert im Militscher Gebiet nicht zu beweisen. Im 14. Jahrhundert stellt G. hier eine polnische Bauernschaft fest, deren Anwachsen er mit Recht auf die Einwirkung des deutschen Rechts und das Vorbild deutscher Kolonisation zurückführt. Die deutsche Hufenverfassung hat sich auch hier zu Anfang des 15. Jahrhunderts durchgesetzt. Für die soziale Lage der Untertanen, für die die wenigen mittelalterlichen Urkunden kaum Unterlagen bieten, sind Rückschlüsse aus den Urbaren des 16. Jahrhunderts gezogen worden. Die Gutsherrschaft mit fronspflichtigen Vollbauern, Dresch- und Robotgärtnern, wie sie Ziefursch für das 18. Jahrhundert in den mittelschlesischen Privatdörfern feststellt, ist hier bereits für das Ende des 16. Jahrhunderts bezeugt. Die uns um 1600 aus den Urbaren der Standes-

herrschaften entgegentretenen sozialen Verhältnisse beruhen überall auf einer Vermischung von deutschem und polnischem Recht (Polnische Bezirksgerichte in Militisch und Trachenberg noch um 1400). Die Gründung von Vorwerken durch die Standesherrn, die seit dem Beginn der Neuzeit die Geschichte des Kreises entschieden, und die durch sie erfolgte Ansiedlung von Untertanen in Dörfern geschah in erster Linie nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten. Vergrößerung und Bewirtschaftung der Vorwerke mußte das Programm der Grundherrschaften sein, dem auch die von G. kurz berührten Versuche auf Eisengewinnung, Glasbereitung, Gewinnung von Holzkohle, Pech und Potasche, sowie der Ausbau der Landwirtschaft u. a. m. entsprangen.

Die von Heyne (Bistumsgegeschichte I, 624/64) aus dem Diözesanarchiv mitgeteilten alten Einkunftsregister des Breslauer Domkapitels und seiner Prälaten hat G. bereits in den Schles. Geschichtsblättern (1927 Nr. 1) als aus ganz verschiedenen Zeiten stammend nachgewiesen. Als Teil eines alten, bis ins 14. Jahrhundert zurückgehenden Einkunftsregisters nach dem Muster eines liber fundationis veröffentlicht er hier erstmalig nach zwei von ihm im Diözesanarchiv bzw. im Staatsarchiv entdeckten, von einander abweichenden späteren Abschriften das bisher nicht bekannte Namensverzeichnis der 45 Dörfer um Militisch, die dem Domkapitel zehnten mußten. Ein Vergleich ergab, daß beide Abschriften unabhängig von dem verloren gegangenen Originalregister hergestellt und darum von besonderem Wert sind. Die Hälfte der darin genannten Orte war schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts nicht mehr vorhanden und muß daher als Wüstung bezeichnet werden. Diesen unbekanntenen Orten und Wüstungen ist ein besonderes und wichtiges Kapitel gewidmet.

Wenn die das vorhandene Quellenmaterial erschöpfende Arbeit Gottschalks auch nur ein weiteres Teilgebiet Schlesiens erschließen kann und will, so geschieht das in enger und glücklicher Verbindung mit der Gesamtforschung, der diese gewissenhafte und kritische Untersuchung ihrerseits auch wieder manchen schönen Ertrag bringt, zumal es sich hier um Grenzlandsforschung handelt. Den Kreiseingesessenen aber wird sie ein Heimatbuch im besten Sinne des Wortes bleiben.

Breslau.

Erich Randt.

Herbert Zander, Das rote Buch der Stadt Görlitz (1305—1416). (Leipziger rechtswissenschaftliche Studien. H. 42.) Leipzig, Th. Weicher 1929. 76 S. 8°. 4 RM.

Das rote Buch der Stadt Görlitz, so benannt nach dem Einband, ist das älteste in der langen Reihe der Görlitzer Stadtbücher und eins der frühesten in Deutschland überhaupt. Seine Anlage hängt vermutlich irgendwie mit der förmlichen Verleihung des Magdeburger Rechts an die Stadt i. J. 1303 zusammen. Richard Jecht hat es schon vor vier Jahrzehnten, in einem Programm des Görlitzer städtischen Gymnasiums von 1891, des näheren beschrieben. Zanders Arbeit, eine juristische Dissertation aus der Schule Paul Rehmes, will es „auf breiterer Grundlage unter einem speziellen, juristischen Gesichtspunkte“ behandeln, da Jechts Abhandlung sehr kurz (es sind immerhin 15 Quartseiten dem Gegenstand gewidmet) und „lediglich auf allgemeinhistorischer (!) Grundlage aufgebaut“ sei. Ausführlicher und eingehender als Jecht ist Zander gewiß, im ganzen aber kaum eindringender. Den Hauptteil des Buches nimmt die Besprechung der verschiedenen Rechtsgeschäfte in Anspruch, die im Stadtbuch beurkundet sind (Kauf und Tausch, Auflassung, Renten, Pfandrecht, Bürgschaft, Erwerb von Todes wegen, Seelgeräte und lektwillige Treuhänder, Zwangsvollstreckung, Entschiede). Textproben sind reichlich mitgeteilt und an Hand der geläufigsten Handbücher des deutschen Privatrechts — Hinweise auf die Werke von Andreas Heusler und Rudolf Hübner ziehen sich z. T. Seite für Seite durch die Anmerkungen — erläutert. Hier ist mancher Punkt exakter erfaßt als bei Jecht. Die Gesichtspunkte, die Rehme in seinen verschiedenen Stadtbuchstudien hervorgehoben und betont hat, sind natürlich getreu beachtet, ohne daß gerade viel des Neuen zutage gefördert wäre. Daß das Schöffenskollegium die Buchbehörde, der Stadtschreiber der Buchführungsbeamte war, ist schon bei Jecht zu finden. Über den von Zander bemerkten

häufigen Wechsel der Schreiberhände und seine Gründe erfährt man nichts; das zu untersuchen war auch seine Aufgabe nicht. Wohl aber hätte man erwarten dürfen, etwas Genaueres darüber zu vernehmen, wie sich die (schon 1342 mit der Schaffung eines zweiten, als Liber obligationum bezeichneten Stadtbuches einsetzende) Differenzierung des Stadtbuchwesens in Görlitz beim roten Buch auswirkt hat.

Das gibt Anlaß zu ein paar allgemeineren Bemerkungen. Untersuchungen nach der Art Zanders, deren Nutzen so wenig verkannt werden soll wie der große vom Verfasser aufgewandte Fleiß und sein Streben nach Genauigkeit, sind nicht die geeignete Form, eine allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Vorstellung vom Aufbau und Inhalt eines Stadtbuchs zu vermitteln. Dies Ziel ist durch Übersichten, wie sie letzthin August Meininghaus von zwei Dortmunder Gerichtsbüchern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts gebracht hat (Beiträge zur Geschichte Dortmunds 32, 1925, und 35, 1928), weit besser zu erreichen. Sie haben freilich nicht Reihmes Sympathie. Gewiß ist ein vollständiger Abdruck in der handschriftlichen Gestalt vorzuziehen; er wäre bei dem Görlitzer roten Buch auch zu rechtfertigen. Zu widerrufen aber wäre, die einzelnen Eintragungen ihrer zeitlichen Zugehörigkeit nach etwa in ein allgemeines Urkundenbuch hineinzustopfen.

Magdeburg.

Johannes Bauermann.

Oskar Herr, Steine am Wege. Die Zeugen mittelalterlichen Rechts in der Preußischen Oberlausitz. 15 S. 1 Karten- und 30 Bildtafeln mit 102 Originalaufnahmen des Verfassers.

Am 29. Mai 1929 feierte die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften ihr 150jähriges Bestehen. Aus diesem Anlaß hat die Naturforschende Gesellschaft zu Görlitz ihrer älteren Schwester die angeführte Schrift von Dr. Oskar Herr gewidmet. Aus der Not der Zeit erllärt sich, daß eine so ausgezeichnete heimatkundliche Arbeit in einer Form erscheint, die ihre wünschenswerte Verbreitung leider ausschließt. Sie ist nur in zwanzig mit den Bildtafeln ausgestatteten Stücken erschienen, da die ganz vorzüglichen Bilder nicht lithiert, sondern als Abzüge von den Platten hergestellt, auf die Tafeln geklebt und handschriftlich signiert sind. Zum Glück ist wenigstens der Text mit dem vollständigen Inventar zu erschwinglichem Preise im Buchhandel zu haben. Die vollständigen Bücher werden wohl von den öffentlichen Büchereien erworben werden und so wenigstens der Allgemeinheit zugänglich sein.

In der Einleitung gibt der Verfasser eine dankenswerte Zusammenstellung der Literatur über Steinkreuze zunächst der Oberlausitz und dann von Schlesien und den Nachbarländern, — dankenswert, weil die älteren Veröffentlichungen über Steinkreuze meist an sehr versteckten Stellen erschienen sind.

Für die Aufstellung der Kreuze nimmt Herr vier Ursachen an: 1. den Sühnebrauch, 2. einfaches Gedenken und Festlegung eines besonderen Platzes, 3. Bezeichnen einer Begräbnisstelle, und endlich 4. Dankbarkeit. Damit überschreitet er aber den Kreis der „Sühne“-Kreuze und setzt sich in Widerspruch zu dem Untertitel „Zeugen mittelalterlichen Rechtes“, für den allein die erste Ursache Geltung hat. Tatsächlich enthält auch das Verzeichnis eine Anzahl von Steinen, die mit der mittelalterlichen Totschlagsühne nichts zu tun haben, wie es z. B. die im Auszuge angeführte Urunde von 1392 bezüglich des Kreuzes an der Straße Zittau-Lückendorf zeigt. Das Doppelkreuz von Weißfollm ist meines Erachtens nach Form und Ausführung kein Sühnekreuz, und der Stein von Miesitz ist nur Zeuge eines alten Volksbrauches, aber nicht aus mittelalterlichen Rechtsnormen zu erklären.

Die Aufnahme anderer steinerner Zeugen mittelalterlichen Rechtes dagegen, wie Staupfäulen mit den hierher gehörigen Halseisen und ferner Galgen, ist nach dem Titel berechtigt. Von ersteren werden zwar Beispiele nicht angeführt; doch scheinen zwei noch jetzt nachweisbar zu sein, nämlich einmal der Stein am Weinberge in Görlitz, nach dem Bilde anscheinend der untere Teil einer Staupfäule und dann die Steinsäule in Allersdorf mit dem Halseisen, die wohl nach ihrer Bestimmung sicher als solche anzusprechen ist. — Bei dem Galgen von Kengersdorf sei die Bemerkung erlaubt, daß die „Stellen an den inneren Wänden zum Einlassen der Balken“ wohl nur Rüstlöcher vom Bau her sein dürften. Die zum Auf-

hängen dienenden Balken waren in den oberen Enden der den Rundbau überragenden Pfeiler angebracht, um die Gerichteten öffentlich auszustellen. Im Inneren Aufgehängte wären ja nicht sichtbar gewesen; grade durch die Schaustellung suchte aber die mittelalterliche Rechtspflege abschreckend zu wirken.

Unter Kapellen sind kleine Baulichkeiten aufgeführt, die sich nicht von den zu Botzwecken errichteten unterscheiden, es wahrscheinlich sogar sind. Soweit Kapellen in alten Kompositionsurkunden gefordert werden, sind damit Bildstöcke mit einer kleinen vertieften Nische gemeint, in die ein Tafelbild oder eine plastische Darstellung gestellt wurde. Ich habe das an anderem Orte an der Kapelle von Pentendorf, Kr. Schweidnitz, nachgewiesen (zu Frauenstädt, Urkunde 47).

Bei der Aufzählung der bisher veröffentlichten Urkunden sind dem Verfasser die von mir erstmalig abgedruckten sechs Löwenberger Urkunden entgangen.

Ich habe geglaubt, der mühsamen Arbeit des Verfassers am gerechtesten zu werden, wenn ich mit den vorstehenden Bemerkungen, meiner eigenen Ansicht, über einzelne Punkte nicht zurückhielt. Die fleißige Sammlung verdient um so höhere Anerkennung, als sie, wenigstens vorläufig, in usum Delphini erschienen, höher noch nicht die Verbreitung haben kann, die sie verdient. Hoffen wir zum Nutzen der Heimatkunde, daß es in naher Zeit möglich sein wird, sie zu billigem Preise der großen Schar der Steinkreuz-Freunde bieten zu können.

Breslau-Oswik.

Max Hellmich.

Horst-Diethelm von Bernuth, Das schlesische Auenrecht und die Auflösung der Gutsbezirke in Preußen. Breslauer rechts- und staatswissenschaftl. Dissert. 1930. 8°. 55 S.

Diese das Gesetz vom 27. Dezember 1927, soweit es die Auflösung der selbständigen Gutsbezirke in Schlesien betrifft, behandelnde juristische Dissertation nimmt auch Stellung zu den schwierigen Fragen der geschichtlichen Entwicklung der ländlichen Gemeindeverhältnisse in Schlesien bis zum Erlaß des genannten Gesetzes, und den der Entstehung und Bedeutung des schlesischen Auenrechts. Was den geschichtlichen Teil dieser Arbeit betrifft, hat er die historische Forschung Schlesiens nicht gefördert, da die hier in Betracht kommende Literatur unzureichend herangezogen und umfassende eigene Quellenstudien nicht gemacht sind. Gegenüber der von E. Riemann in der IV. Auflage seines schlesischen Auenrechts (Breslau 1928) jetzt vertretenen Anschauung, daß das schlesische Auenrecht erst unter dem Einfluß der römisch-rechtlich gebildeten Juristen (Schieferdecker) entstanden ist und gegenüber dem in dieser Auflage von A. Wutte abgedruckten, auf langjährigem Quellenstudium beruhenden Gutachten hält Verfasser an der älteren Auffassung der schlesischen Rechtstheoretiker fest, daß das Auenrecht auf die Zeit der deutschen Besiedelung Schlesiens zurückzuführen sei. Ich verweise hierzu auf meine Besprechung der Neuauflage des Auenrechts von Riemann im Bd. 62 dieser Zeitschrift, S. 373 f.

Breslau.

Erich Randt.

Karl Henning, Hundert Jahre Schlesische Gefängnisgesellschaft. Breslau 1929. 24 Seiten. 4°. Preis 1 RM. (Bezug durch die Schles. Gefängnisgesellschaft, Breslau, Gartenstraße 74.)

Schlesien ist bei Schaffung der Gefangenenfürsorge bahnbrechend nicht gewesen. Zwar lassen sich hierzulande schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts vereinzelte private Philantropen nachweisen, die für eine sittliche Hebung der Strafgefangenen eintraten. Doch den Mut, in diesen bisher ausschließlich der Staatsgewalt vorbehaltenen Aufgabenkreis einzugreifen, fand die schlesische Welt erst, nachdem im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts der rheinische Pfarrer Th. Fliedner die rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft gegründet hatte. Auf dem Umweg über Berlin fand die Bewegung nach Schlesien Eingang, und es kam 1829 der „Schlesische Provinzialverein zur Besserung der Strafgefangenen“ zustande, dessen erster Präsident Theodor von Merckel, der damalige Oberpräsident von Schlesien, wurde. Die vorliegende Gedächtnisschrift arbeitet, Fehler älterer Darstellungen in tatsächlicher Hinsicht berichtigend, folgende Abschnitte in der Entwicklung des Vereins heraus:

1. ursprünglich: Fürsorgetätigkeit für die Gefangenen auch während der Strafhast;
2. bereits knapp ein Jahrzehnt nach Gründung: schrittweise Beschränkung der Fürsorgetätigkeit auf die entlassenen Strafgefangenen.

Der Abschluß dieser Entwicklung fand darin seinen Ausdruck, daß seit 1902 der Verein den Namen „Schlesischer Provinzialverein zur Förderung der Fürsorge für entlassene Strafgefangene“ trägt.

Weltkrieg und Geldentwertung brachten ein gut durchgebildetes, aus rund 70 Ortsvereinen bestehendes Gefüge, das in steter Aufwärtsentwicklung begriffen war, zum Stillstand. Bald nach Wiederkehr stabiler Währungsverhältnisse fand der Verein wieder die Kraft und angesichts der zunehmenden Erwerbslosigkeit auch ein reiches Feld für seine Tätigkeit. Den Vereinsvorsitz führt seit Jahren Dr. E. Humann, der Präsident des Breslauer Strafvollzugsamtes. Durch diese glückliche Personalunion, wie sie ähnlich den schlesischen Geschichtsverein mit dem Staatsarchiv verbindet, ist die reibungslose Zusammenarbeit zwischen den staatlichen Behördenstellen der Provinz und dem Fürsorgeverein gewährleistet.

Präsident Humann, als Leiter des gesamten schlesischen Strafvollzuges, hat in einem der Vereinsgeschichte vorangestellten Programm die nächsten Ziele der Entlassenenfürsorge eingehend dargelegt, wobei besondere Hervorhebung der Vorschlag einer Arbeitsvermittlung durch noch zu schaffende Sonderabteilungen der Arbeits- und Wohlfahrtsämter unter überleitender Mitwirkung der Justizverwaltung, der Gefängnisgesellschaft und der karitativen Organe verdient.

Daß die Schlesische Gefängnisgesellschaft es verstanden hat, erstklassige Fachkräfte zur Klarstellung und Erreichung ihrer Ziele heranzuziehen, beweist das der Festschrift angehängte Verzeichnis der bei den Fachkonferenzen vorgetragenen und im Druck erschienenen Themen.

Ratibor.

G ün t h e r K e r t e n .

Hanns J. Christiani, Die Breslauer Bischofswahl von 1841 in ihrem Verlaufe und ihren nächsten Auswirkungen. Eisleben, Aug. Köppl 1930. 80, 70 S. 1,50 RM.

Wir kennen den Verfasser von seiner Erstlingsarbeit über Johannes Ronges Werdegang bis zu seiner Exkommunikation als fleißigen und zuverlässigen Historiker. Sein neuer Beitrag zur Geschichte des Bistums Breslau bestätigt diesen Eindruck. Der kenntnisreiche Adolf Franz rechnet die Wahl von 1841 „zu den interessantesten Wahlen, die je von dem Kapitel zum heil. Johannes vollzogen worden sind“. Es war die durch Sedbnitzkys Verzicht auf das Bistum notwendig gewordene Bischofswahl, die erste seit Friedrich Wilhelms IV. Thronbesteigung. Das bedeutet die erste Wahl seit dem Preußischwerden Schlesiens, bei der dem Kapitel die Wahlfreiheit uneingeschränkt gewährt war. Zudem war es die erste Bischofswahl in Breslau, bei der die seit dem Kölner Ereignis eingetretene Unterscheidung der Geister nach dem Gesichtspunkt der Kirchlichkeit sich auswirkte. Verfasser fußt auf der zeitgenössischen Literatur, deren er habhaft werden konnte, nicht auf den Quellen der Breslauer und Berliner Archive. Trotzdem ist es erstaunlich, wie viel er auf diese Weise an Nachrichten gewinnen konnte, die so gut wie unzugänglich waren; ist doch Nidekzys „Mustiwahl“ nur in einer einzigen preußischen Staatsbibliothek vorhanden. So vielfach neu die Mitteilungen über die Bischofswahl sind, so ist bei Darstellung der nächsten Auswirkungen der Wahl und der kurzen Bischofszeit Anauers (knapp dreizehn Monate) das Ergebnis neuer beurteilt: Anauer nicht so hart wie alle Historiker von Franz bis Seppelt; sein Ergebnis ist: er tat, was er konnte. Und bemerkenswert ist auch, daß seine Feststellungen über die lange Dauer der Präkonisation Anauers (6. Februar 1843, am 27. August 1841 war die Wahl) alle Behauptungen von böser Absicht Roms als Legende abtut. Man muß wünschen, dem Verfasser öfter auf dem Gebiete der neueren Breslauer Kirchengeschichte zu begegnen. Vgl. auch Fr. Albert in Gläzler Heimatblätter 15 (1929), 186 f.

Breslau.

H e r m a n n H o f f m a n n .

Benediktinisches Leben in Böhmen, Mähren und Schlesien.

Eine Gedächtnisschrift zum 1400jährigen Jubiläum von Monte Cassino, herausgegeben von der Abtei Břevnov=Braunau. Warnsdorf, Kommissionsverlag Ambr. Opitz 1929. 122 S. 4°. 20 Kč.

Bericht über das Schuljahr 1929/30 der Staatlichen Bildungsanstalt (Realgymnasium) Wahlstatt. 1. Wahlstatt als Bildungsstätte (I. Teil). S. 1—29. Wahlstatt 1930. 4°.

Die 1400-Jahrfeier des Erzklosters Monte Cassino hat im Vorjahre eine Reihe von wertvollen Gedächtnisschriften veranlaßt, von denen die Festgabe der Abtei Maria Laach „Benediktinisches Klosterleben in Deutschland“ (Berlin, St. Augustinus-Verlag 1929) und die „Geschichte des benediktinischen Mönchtums in ihren Grundzügen dargestellt“ von dem Laacher Benediktiner Stephanus Hilpisch (Freiburg im Breisg., Herder 1929) besonders genannt seien. Das ersterwähnte Prachtwerk zeichnet sich durch einen überaus reichen Bilderschmuck aus. Das beigegebene Klosterverzeichniss enthält aber große Lücken und Ungenauigkeiten. Von schlesischen Klöstern werden Braunau, Grüssau, Liebenthal, Liegnitz und Striegau genannt; Neumarkt und Wahlstatt fehlen. Zum Verständnis des Wesens und Lebens der schwarzen Mönche ist die zu gleicher Zeit im Missionsverlag St. Ottilien (Oberbayern) erschienene Übersetzung des „Benediktinischen Mönchtums“ von Abt Euthbert Butler O. S. B. heranzuziehen. Der Grüssauer Abt Albert Schmitt O. S. B. hat 1927 einen feinsinnigen Aufsatz „Von der Wesensart des Benediktinischen Mönchtums“ in der Wissenschaftlichen Beilage der Schlesischen Volkszeitung „Die Kultur“ (Breslau, Januar 1927, Nr. 1, S. 1—17) veröffentlicht. — Das Buch Hilpischs ist der erste wohl gelungene Versuch eines knappen Überblicks über die Entwicklung des Benediktineriums in den 1400 Jahren seines Wirkens. Neben dieser Zusammenfassung auf Grund des heutigen Standes der Ordensgeschichtsforschung gehen Einzeluntersuchungen weiter, wie die Schrift von Abt Raphael Molitor, „Aus der Rechtsgeschichte benediktinischer Verbände I (Münster 1929)“. Es ist wünschenswert, daß auch die Geschichte der einzelnen Klöster erschöpfend bearbeitet wird, denn ohne diese Grundlage wird eine Gesamtgeschichte des Ordens nicht in Angriff genommen werden können.

Für die Geschichte der Benediktinerklöster im schlesischen Raum sind die oben genannten zwei Schriften anzuzeigen, welche Nachrichten über Braunau, Grüssau, Liebenthal, Liegnitz, Neumarkt, Striegau und Wahlstatt bringen, von denen Břevnov-Braunau (österreichische Kongregation von der unbesetzten Empfängeris) und Grüssau (Beuroner Kongregation) heute wieder bestehen. Der Abschnitt über das Städtsgymnasium in Braunau von P. Vinzenz Maiwald (S. 77 ff.) enthält mancherlei Angaben über Lehrer und Schüler aus dem jetzt preußischen Schlesien, z. B. den ersten Prager Erzbischof Arnestus von Pardubitz aus Glaz (1344 bis 1364), David Gregor Körner aus Hirschberg, Johann Maurus Placentius aus Gleiwitz (17. Jahrhundert) und Martin Hübner aus Landeshut (nachmals Abt Alexius 1646—1653). In Braunau begegnen wir auch den von Grüssau her bekannten großen böhmischen Barockkünstlern Ferdinand Maximilian Brockhoff († 1731) und Felix Anton Scheffler († 1760). Die künstlerische Bedeutung der übrigen Klöster, namentlich Grüssaus (siehe unten die Anzeige über v. Lutterotti, Grüssau) und Wahlstatt, wird kaum erwähnt, um so mehr ist die Veröffentlichung über Wahlstatt zu begrüßen.

Studienrat Taubitz behandelt in drei auf Quellenstudien beruhenden Aufsätzen 1. die Frühzeit, die Mongolenschlacht, die Zeit der ersten Benediktinerpropstei; 2. die späteren Schicksale der Propstei und 3. das Kadettenhaus. In einem vierten Aufsatz schildert Studienassessor Dr. Wienick den Anstaltsbau in seiner Entwicklung. Die beigegeführten schönen Lichtbilder und Zeichnungen sind von Schülern aufgenommen und angefertigt worden. Wie Neumarkt und Grüssau ist auch Wahlstatt eine Gründung des Klosters Opatowitz in Böhmen. Seitdem der Konvent von Opatowitz infolge der Hussitenunruhen nach Neumarkt übersiedelt war, bekleidete der Propst von Neumarkt zugleich die Würde eines Abtes von Opatowitz. In der Reformationszeit ging die Propstei Wahlstatt ein. 1723 begann der Neubau durch Braunauer Mönche. 1729 wurde die herrliche, barock Hedwigskirche vollendet, das Werk Kilian Ignaz Dienzenhofers. Die Säkularisation bereitete 1810

der Propstei endgültig ein Ende. 1836 begann der Umbau zu einem Kadettenhaus, dem auch Hindenburg angehörte und in dessen Erziehung er die Grundlage zu seinen militärischen Erfolgen sah. 1920 wurde das Kadettenhaus aufgelöst und in eine Staatliche Bildungsanstalt umgewandelt. Aus dem Staatsarchiv Breslau wären noch mancherlei Ergänzungen zu den Quellen über Wahlstatt heranzuziehen.

Breslau.

Wilhelm Derjch.

Abtei Grüssau. Ein Führer von P. Nikolaus von Lutterotti O. S. B. Verlag für Liturgik Grüssau i. Schl. 1930. 68 S. mit Abbildungen. 0,90 RM.

Diese neue Bearbeitung des „Führers durch die Heiligtümer der Abtei Grüssau“, die der Archivar des Klosters vor etwa zwei Jahren herausgegeben hat, ist durch neue archivalische Forschungen und kunstgeschichtliche Untersuchungen wesentlich erweitert. Wer die fein abgestimmten Klostergeschichten des Verfassers (vgl. Zeitschrift 63, 395) kennt, wird auch diesem Führer als zuverlässigem Berater und feinsinnigem Interpreten gern folgen. Die Ausstattung und die gut ausgewählten Abbildungen sind vorzüglich. Paul Stobels (Kamenz) Meisterhand zeichnete das schöne Abteiwappen auf dem Umschlag.

Breslau.

Wilhelm Derjch.

Ernst Laslowski, Beiträge zur Geschichte des spätmittelalterlichen Ablasswesens. Nach schlesischen Quellen. Mit neun urkundlichen Beiträgen. (Breslauer Beiträge zur historischen Theologie, hrsg. von Franz Xaver Seppelt, Friedrich Maier, Berthold Altaner, Bd. 11.) Breslau, Müller u. Seiffert 1929. 8°. 149 S. Brosch. 8 RM.

Wir haben es hier mit einem ganz wertvollen Beitrag zur schlesischen Kirchengeschichte zu tun. Mehr und mehr wird, um mit Harnack zu reden, die zentrale Stellung erkannt, die der Ablass im kirchlichen und politischen Leben der letzten drei Jahrhunderte vor der Kirchenpaltung einnahm. Mehr und mehr erschließt sich uns diese Bedeutung durch die Erforschung des vatikanischen Archivs, durch die Arbeiten Gottilobs und Göllers, Briegers und Schultes und besonders durch das grundlegende Werk von Paulus. So legte sich der Gedanke nahe, das Ablasswesen der genannten drei Jahrhunderte aus schlesischen Quellen zu erforschen und mit den Ergebnissen der allgemeinen kirchengeschichtlichen Forschung zu einer Darstellung zu vereinigen. Der Gedanke hat überraschend reiche Früchte gezeitigt und eine glänzende Verwirklichung erfahren. Den Stoff lieferten die Breslauer Archive und die der Städte Glogau, Reisse und Schweidnitz. Zur Behandlung kommen die Kreuzablässe des 14. Jahrhunderts im Bereich der Breslauer Diözese; der Baseler Unionsablass von 1436 im Bistum Breslau, wobei das Fehlen einer Monographie über Nikolaus Granis erneut als schwerer Mangel sich fühlbar macht; die Breslauer und der gegen Georg Podiebrad gepredigte Kreuzablass, der geradezu typisch für die Geschichte des politischen Kreuziats ist (hier erfährt Eschenloers Glaubwürdigkeit neue Erschütterung); der Breslauer St. Johannes-Ablass 1460—1471, der in ganz neuer Beleuchtung erscheint, die auch zu der Frage nach der Schuld an der Herabwürdigung des Ablasses ganz neue Beiträge liefert; und die römischen Jubeljahre in ihren Beziehungen zu Schlesien. Die Bereicherung unserer Kenntnisse über Schlesiens Kirchengeschichte im Spätmittelalter, wie wir sie Laslowstis Untersuchung verdanken, ist überraschend groß. Dabei ist sein Material nicht erschöpft; möchte er uns nicht zu lange warten lassen auf seine weiteren Studien über den ersten ostdeutschen Jubiläumsablass zu Prag 1393, die Ablasspraxis Bonifaz' IX., die Ablässe gegen die Hussiten 1420—1431, die Vorgeschichte des Baseler Unionsablasses, Schlesien und die Türkenablässe, außerrömische Jubiläumsablässe in Schlesien, Bruderschafts- und Devotionsablässe, lokale Partialablässe für schlesische Kirchen, den Ablass und die Entstehung der Kirchenpaltung in Schlesien. Sollte sich nicht auch Stoff finden für persönliche Ablässe in Schlesien, wie die bereits veröffentlichten Papstregister ihn schon liefern? Gedruckte Quellen und Literatur sind ausgeschöpft; vielleicht hätten die für Schlesiens Kirchengeschichte so ergiebigen Monumenta Vaticana res gestas Bohemicas illustrantia noch Ausbeute geliefert. Der Abschnitt über den Ablass gegen Podie-

brad ist bereits in dieser Zeitschrift 55, 93—110, der über den Johannes-Ablass ebenda 60, 18—51, der über die römischen Jubeljahre im Hist. Jahrbuch 45, 219—240, veröffentlicht.

Breslau.

Hermann Hoffmann.

Walter Schwedowik, Geschichte der Kirchnerneuerung in der Neustädter Gegend. Neustadt O.S. Verlag: Buchdruckerei Neustädter Zeitung. 1930. 80. 83 S. 1,50 RM.

Der fleißige Verfasser ist in der Erforschung der schlesischen Kirchengeschichte kein Unbekannter. Wir verdanken ihm die Geschichte der katholischen Pfarrkirche Reichenbach, die Geschichte der Pfarrei Riegersdorf und die der katholischen Pfarrei Schnellewalde. Jeder Beitrag zur Geschichte der schlesischen Reformation und Gegenreformation ist zu begrüßen. Daß unsere Quellen für die Reformation spärlicher fließen als für den katholischen Gegenstoß, macht sich auch an diesem Werke geltend. Ein Viertel seines Umfanges ist der Einführung der Reformation in der Neustädter Gegend gewidmet, drei Viertel der katholischen Gegenreformation und ihrem Sieg über das Luthertum. Quellen und Literatur sind benützt, soweit sie zu erreichen waren. Der Verteidiger des Protestantismus, Bürgermeister Treptau, und der Förderer des Katholizismus, Pfarrer Scharcow, sind besonders eingehend gewürdigt.

Breslau.

Hermann Hoffmann.

Leonhard Müller, Der Kampf zwischen politischem Katholizismus und Bismarcks Politik im Spiegel der Schlesischen Volkszeitung. Ein Beitrag zur schlesischen Kirchen-, Parteien- und Zeitungsgeschichte. (Breslauer Studien zur historischen Theologie, herausgegeben von Seppelt, Maier und Altaner, Bd. XIV.) Breslau, Müller u. Seiffert 1929, 282 S. Brosch. 15 Mark.

Leonhard Müller hat bereits in seinem 1908 erschienenen Buche „Die Breslauer politische Presse von 1742—1861, nebst einem Überblick über die Defade 1861—71“, und ebenso in seiner zweiten Schrift zur Zeitungsgeschichte „Die Publizistik und das katholische Leben in Breslau und Schlesien während des 19. Jahrhunderts“ (1908) sich eingehend mit der „Schlesischen Volkszeitung“ in ihrer Frühzeit beschäftigt. Wenn er jetzt in seinem neuen Werke den Kampf der „Schlesischen Volkszeitung“ gegen Bismarck untersucht und darstellt, so setzt er damit ihre Geschichte um achtzehn Jahre, bis zum Ausscheiden Bismarcks aus seinem Amte im Jahre 1890 fort. Damit ist die „Schlesische Volkszeitung“ die dritte unter den Zeitungen Schlesiens, die eingehendere monographische Darstellung gefunden haben¹⁾, und das Erscheinen des Müllerschen Buches, als Festschrift zum 60jährigen Bestehen der „Schlesischen Volkszeitung“ herausgegeben, ist um so mehr zu begrüßen, als dadurch die noch junge Wissenschaft der Zeitungskunde innerhalb der schlesischen Heimatgeschichte einen wertvollen, nach modernen historischen Grundsätzen gearbeiteten Beitrag erhält.

Seitdem — vom Beginne der vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ab, mit Rückschlägen um 1850 — die Zeitungen mehr und mehr Ausdrucksform der vielgestaltigen öffentlichen Meinung geworden sind, seitdem sie begonnen haben, das politische, geistliche, wirtschaftliche Leben der Zeit widerzuspiegeln, sind sie selber zu den schwierigsten Objekten historischer Darstellungskunst geworden. Überlegene Kenntnis der Zeitgeschichte, ein scharfer Blick für das Wesentliche des userlosten Stoffes, geistige Erfassung der mannigfachen Probleme sind notwendig, um eine Darstellung zu liefern, die nicht bloß Stoffsammlung ist. Diese Aufgabe hat der Verfasser meines Erachtens gelöst. Er hat sich übrigens — wie schon die Überschrift zeigt — auf die politische Seite der Sache beschränkt, die er vom katholischen,

1) Die älteste, heute bereits veraltete Darstellung dieser Art ist von Karl Weigelt, 150 Jahre Schlesische Zeitung 1742—1892, Breslau 1892, die andere von Alfred Dohle, 100 Jahre Breslauer Zeitung, Breslau 1920.

antikulturkämpferischen Standpunkt, dem Standpunkte der „Schlesischen Volkszeitung“, aus darstellt.

Aber da die politische Seite das Gesicht einer Tageszeitung am deutlichsten zeigt und andererseits das politische Geschehen außerordentlich mannigfaltig ist, da weiter in dem Stoffreife des Buches die weltanschauliche Begründung der politischen Fragen eine besondere Bedeutung hat, muß die Darstellung notwendigerweise nach allen Seiten weithin ausgreifen. So bringt der Verfasser eine ausführliche Darstellung der Reichs- und Landtagswahlen von 1872—1890 mit vielen interessanten Einsichten in die verschiedenen Strömungen im schlesischen Zentrum. Die Auseinandersetzung mit den übrigen politischen Parteien macht das Buch zu einer Quelle für die deutsche Parteigeschichte, und die weltanschaulichen Erwägungen, die ihr zugrunde liegen, zu einer geisteswissenschaftlichen Quelle für den politischen Katholizismus. Es schien dem Verfasser Aufgabe, „Lebensform und Lebensbetätigung des Katholizismus, auch des parteipolitisch konzentrierten“, wie sie Karl Bachem in seiner „Vorgeschichte, Geschichte und Politik der deutschen Zentrumspartei“ für Süddeutschland untersucht hatte, für Schlesien darzustellen. Neben den provinziellen Sorgen der Zeitung stehen die Fragen der großen Politik, stehen Kulturkampf und Wirtschaft, stehen Bismarck und Windthorst und alle die führenden Politiker Preußens und Deutschlands. Katholische Kirchengeschichte und Pressegeschichte (Katholisches Zeitungswesen, Pressegesetzgebung) erfahren wertvolle Bereicherung. Das Kapitel über die „innere Geschichte“ der „Schlesischen Volkszeitung“ schließt das Ganze ab, dem man gern eine Fortsetzung durch die Wilhelminische Zeit bis zum Abschlusse des Weltkrieges wünschen möchte.

Breslau.

Willh Klawitter.

Mois W. Kosler, Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742—1848. Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte, herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien, III. Band. Breslau, Briebatsch 1929. Gr. 8^o. 386 S. Geb. 12 RM.

Gerade in dem heißumstrittenen sprachlich gemischten Grenzlande Oberschlesien, das von drei Seiten vom slawischen Meere umspült ist, spielt die deutsche Kulturarbeit eine entscheidende Rolle. Urkräftige deutsche Kulturarbeit war notwendig, um die geistigen Güter unseres Volkstums in der vollküh schwanfenden Grenzlandbevölkerung zu verankern. Deutsche und slawische Kultur prallten im Laufe der Jahrhunderte aufeinander. Bereits im Mittelalter machten sich die gegenständlichen Kräfte der deutschen Kultur bemerkbar. Von den drei Klöstern Czarnowanz, Rauden und Himmelwitz strömte deutsches Fühlen, Denken und Wissen in die ober-schlesischen Lande zu Nutz und Frommen der Bevölkerung, die frühzeitig die bildende Kraft deutscher Wissenschaft, deutscher Wirtschaft und deutscher Organisation erkannte und verspürte. Wenn auch Oberschlesien seit dem Vertrage von Trenzsin im Jahre 1335 keinerlei staatsrechtliche Verbindung mit Polen hatte, sondern zum Deutschen Reiche gehörte, wenn auch in dem wechselvollen Schicksal der späteren Jahrhunderte die Ströme und Gegenströme deutscher Kultur das ober-schlesische Land durchfluteten, so muß doch festgestellt werden, daß eine zielbewußte deutsche Kulturpolitik erst nach der Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich d. Gr. einsetzte. Kosler erbringt in seinem durch und durch wissenschaftlichen Werke über die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien von 1742 bis 1848 den Nachweis, daß eine zähe und ausdauernde Verfolgung bestimmter Kulturziele allmählich zu einer systematischen Bildungsarbeit in Oberschlesien führte, die freilich vielen Schwankungen im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts unterlag. In tiefgründiger Forscherarbeit geht der Verfasser den Ursachen nach, die zur kulturellen Rückständigkeit Oberschlesiens in der Mitte des 19. Jahrhunderts geführt haben. Er untersucht das ober-schlesische Bildungsproblem nicht nur vom schulpolitischen Standpunkte aus, sondern beleuchtet gerade von wirtschaftspolitischen und sozialen Gesichtspunkten aus den kulturellen Aufstieg des ober-schlesischen Volkes.

Im ersten Teil des Werkes schildert K. die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien bis zur Begründung der Oppelner Regierung im Jahre 1816. Wir verfolgen zunächst die ersten Organisationsmaßnahmen bis zur Be-

endigung des siebenjährigen Krieges und erfahren, in welcher dürftigen Anfängen sich damals das oberschlesische Schulwesen befand. Es galt, die in tiefer Unwissenheit dahinlebenden polnisch sprechenden Bewohner, deren soziale Lage geradezu trostlos war, durch eine bessere Erziehung aus ihrer niedrigen Kulturstufe geistig, sittlich und wirtschaftlich emporzuheben und durch die Einführung in die deutsche Sprache und Kultur mit dem Staatsganzen zu verschmelzen. Mit Schlabrendorff und Felbiger begann der große Anlauf zur Einrichtung des oberschlesischen Schulwesens, das nur allmählich durch den Bau von Schulen, die Beschaffung von geeigneten Lehrern, die Anhaltung der Kinder zum Schulbesuch und durch die Beseitigung der ablehnenden Haltung der Gutsherrschaften vorwärts gebracht werden konnte. Der Regierungskommissar Peuffer wies in seinem Revisionsbericht im Jahre 1792 auf die enge Verknüpfung von wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Verhältnissen in Oberschlesien hin und bezeichnete eine vermehrte Bildung des Volkes ohne Vinderung seiner Armut und seines harten Loses als schwer erreichbar. Die größten Schwierigkeiten bereitete naturgemäß die Lösung der Sprachenfrage, die immer und immer wieder im Mittelpunkt der schulpolitischen Erörterungen stand. Eine gewaltsame Unterdrückung der polnischen Sprache lag der preussischen Regierung fern, deren Bestreben nur darauf gerichtet war, die polnisch sprechenden Einwohner an den Gebrauch der deutschen Sprache zu gewöhnen. Die Bestimmungen des Reglements von 1801 über Schule, Lehrer, Volksbildung und die Organisation der Schulaufsicht wirkten sich überaus segensreich aus. Man hatte das Gefühl, als wenn erst jetzt von einer ordentlichen Verfassung des Schulwesens gesprochen werden könnte, als wenn erst jetzt die Anstellung tüchtiger Lehrer und ein geregelter Unterricht möglich geworden seien. An der Verbesserung der Schulen beteiligten sich jetzt in gleicher Weise der Provinzialminister und der Fürstbischof, die weltlichen und geistlichen Behörden. Von ausschlaggebender Bedeutung für die kulturelle Aufwärtsentwicklung war die Schaffung einer eigenen Regierung im Jahre 1816, deren Notwendigkeit der erste Oberpräsident von Schlesien, von Massow, im Schreiben an das Ministerium vom 21. Mai 1810 in eindringlicher Weise begründet hatte. Massow erwartete eine Hebung der Kultur in Oberschlesien von den drei, schon seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert geforderten Maßnahmen: der Verwandlung der Leihgüter in freies Eigentum, der Verbesserung des Schulwesens und der Ausbreitung der deutschen Sprache.

Im zweiten Teile schildert R. die preussische Volksschulpolitik in Oberschlesien durch die Oppelner Regierung von 1816—1848. Unter den Regierungspräsidenten v. Reichenbach und v. Hippel, unter der aufopferungsvollen Tätigkeit der Schulräte Paul und Richter, durch das Lehrerseminar in Oberglogau konnte trotz des erbitterten Widerstandes der Gutsbesitzer allmählich eine Belebung des Schulwesens und eine Verbesserung des Unterrichtes herbeigeführt werden. In einer Denkschrift über Oberschlesien vom Mai 1826 bestätigte Hippel, daß die Gemeinden weit williger seien, neue Schulen einzurichten, als die Gutsherren. Der Schuleifer der oberschlesischen Bevölkerung war um so höher anzuerkennen, je elender ihre wirtschaftliche Lage war. Die Erlernung der deutschen Sprache wurde durch die Entwicklung der Industrie und den zunehmenden Verkehr gefördert. Von 1840 bis 1848 entstand allmählich eine Kluft zwischen Regierung und Bevölkerung. Die Regierung setzte sich unter dem Regierungspräsidenten Graf v. Pückler für das Schulwesen und die Vinderung der sozialen Not nicht mehr mit dem Eifer und der persönlichen Anteilnahme ein, wie dies unter den Vorgängern der Fall war. Der immer mehr zutage tretende Lehrermangel ließ den Kampf um die Errichtung eines neuen Lehrerseminars nicht zunehmen. Die Berufung der Schulräte Ulrich und Bogedain schuf eine neue Ära der oberschlesischen Schulpolitik, die durch die verhängnisvolle Tätigkeit Bogedains den natürlichen Verschmelzungsprozeß zwischen deutschsprechenden und polnischsprechenden Oberschlesiern unterbrach.

Diese kurze Inhaltsübersicht soll nur die Fülle der Probleme andeuten und erkennen lassen, in welcher umfassender Weise R. die oberschlesischen Volksbildungsfragen geschichtlich einwandfrei geklärt hat. Mit Freimut und Offenheit weist R. auf die Schwächen der preussischen Schulpolitik hin und untersucht mit gründlicher Sachkenntnis die kulturpolitische Tragweite der behördlichen Maßnahmen. Wir sind erschüttert beim Studium der unsäglichen Schwierigkeiten, die dem oberschlesischen Volke durch die schulpolitische Engstirnigkeit der Grundbesitzer und

Magnaten, durch die unrichtige Beurteilung der oberschlesischen völkischen, sozialen, wirtschaftlichen und konfessionellen Verhältnisse im kulturellen Aufwärtstreben bereitet wurden. Die schonungslose, rein sachliche Aufdeckung der Mißstände zeigt uns in ergreifender Deutlichkeit, wie bitter sich diese kulturellen Unterlassungssünden während und nach der Abstimmungszeit gerächt haben. Man ist gefesselt von der glänzenden und erfolgreichen Arbeit verantwortungsbewußter Persönlichkeiten, die sich im Dienste der Bildung und sittlichen Hebung des oberschlesischen Volkes verzehrt haben. Das persönliche Wirken und der tiefgreifende Einfluß opferbereiter Männer in der oberschlesischen Bildungsgeschichte wird von A. in wirksamer Weise herausgestellt. Wir erkennen, wie das Entscheidende echter und wahrer Kulturarbeit darin liegt, daß die seelische Ausgeglichenheit des Volkes herbeigeführt wird. Das oberschlesische Volk kann aus dem Werke mit Genugtuung ersehen, daß die Väter und Vorväter ihre Zukunftshoffnung auf die Kraft deutscher Geisteswerte gestellt hatten. Das Werk, dessen Fortführung wohl jetzt schon von allen interessierten Stellen als dringende Notwendigkeit bezeichnet worden ist, mahnt und fordert zu Vergleichen mit der neuzeitlichen Entwicklung und stellt die Erkenntnis heraus, daß Oberschlesien, dem Land unterm Kreuz, die deutsche Kulturüberlegenheit erhalten werden muß. Liegt darin nicht der sicherste Rechtstitel für den Anspruch Deutschlands auf Oberschlesien? Möchte doch das Werk auch in den übrigen Teilen unseres Vaterlandes Beachtung und Verbreitung finden und das starke Zusammengehörigkeitsgefühl und die unerschütterliche Schicksalsverbundenheit Oberschlesiens mit allen deutschen Stämmen und Gauen erkennen lassen.

Durch die strenge Sachlichkeit der Bearbeitung, durch die umfassende Auswertung der Akten des Geh. Staatsarchivs, des Preuß. Kultusministeriums, des Breslauer Staatsarchivs, der Erzbischöfl. Geh. Kanzlei, des Erzbischöfl. Generalvikariatsamts und des Breslauer Diözesanarchivs und schließlich durch die Heranziehung der gedruckten Quellen, Forschungen und Darstellungen darf man das Werk zu den hervorragendsten und bedeutungsvollsten Schriften oberschlesischer Geisteskultur zählen.

Dppeln.

Reinhold Weigel.

Dr. jur. Kurt Janderstorff, Das Schulrecht der deutschen Minderheit in Polnisch-Oberschlesien nach dem Genfer Abkommen. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin 1930. 184 S. u. 2 Karten. Geh. 5 RM., geb. 5,60 RM.

Zweifelsohne steht das Schulrecht der Minderheiten im Mittelpunkt der internationalen Ausprache. Der heiße Kampf der Minderheiten richtet sich vornehmlich auf die Errichtung, den Ausbau und die gesicherte Erhaltung der durch die Verträge vorgesehenen Minderheitenschulen. Gelingt es der Minderheit, die ihr anvertraute Jugend in völkischer, sprachlicher und auch religiöser Hinsicht zu erfassen und zu betreuen, dann kann sie mit einiger Sicherheit auf den Fortbestand ihrer ausgeprägten nationalen Eigenart rechnen. Die Schulfrage ist darum die Lebensfrage der Minderheit. Da das Minderheitenrecht zu den schwierigsten, aber auch bedeutungsvollsten Rechtsproblemen der beteiligten Staaten und Völker gehört, so muß jeder Versuch einer Darstellung des internationalen Schulrechts bei allen interessierten Stellen die gebührende Beachtung finden. Dem Verfasser ist es geglückt, die Frage in einer wissenschaftlich grundlegenden Form und in systematischer Darstellung überaus klar und anregend zu entwickeln. Der Verfasser hat sich nicht begnügt, den Vorkämpferbeschluss vom 20. Oktober 1921, die grundlegenden Bestimmungen des Genfer Abkommens über Oberschlesien vom 15. Mai 1922 (Teil I, Allgemeine Bestimmungen; Teil III, Schutz der Minderheiten Art. 64—158; Teil VI, die Gemischte Kommission und das Schiedsgericht für Oberschlesien, Art. 562—606) und das Abkommen betreffend die Anwendung von gewissen Bestimmungen der Konvention vom 15. Mai 1922 bezüglich Oberschlesien vom 6. Mai 1929 zusammenzustellen, sondern hat mit überaus gründlicher Sachkenntnis die einschlägigen Vorschriften erläutert. Dadurch werden wir in die heikeln Problemfelder des Genfer Abkommens eingeführt. Die an sich trockene Systematik der Minderheitsrechte erhält durch die Einfügung der „Stellungnahmen“ des Prä-

sidenten der Gemischten Kommission, der Resolutionen des Völkerbundesrates und der Schulbestimmungen des Wojewoden von Schlesien geradezu Blut und Leben. Die Anmerkungen zum Art. 106 über die Einrichtung einer Minderheitenschule und die Stellungnahmen und Entscheidungen im sogenannten oberschlesischen Schulstreit im Anschluß an Art. 131 über die Sprache eines Kindes (Stellungnahmen des Präsidenten der Gemischten Kommission vom 15. 12. 1926, 10. 7. 1928 und 23. 7. 1928, die Resolution des Völkerbundesrates vom 12. 3. 1927 und vom 9. 6. 1928 und schließlich das Urteil des Ständigen Internationalen Gerichtshofes im Haag vom 26. 4. 1928) offenbaren uns in eindrucksvoller Weise das erbitterte Ringen der deutschen Minderheit um das Recht des freien Bekenntnisses der Nationalität und um die Entscheidung in der Beschulung nach Maßgabe der subjektiven Entschiedenheit der Erziehungsberechtigten. Eine besondere Beachtung darf die Einleitung des Werkes beanspruchen, die in prägnanter Form Oberschlesien als Problem des internationalen Minderheitenrechts herausstellt, die Eigenart des Genfer Abkommens kennzeichnet und vor allen Dingen die Praxis auf dem Gebiete der Ausführung des Genfer Abkommens in Deutsch- und Ostoberschlesien einer offenen Kritik unterzieht. Da der Minderheitenschutz in den beiden Teilen des oberschlesischen Plebiszitgebiets auf die Grundlage einer „billigen Gegenseitigkeit“ gestellt ist, dürfte es sich empfehlen, bei einer Neuauflage mehr noch, als es geschehen ist, die Maßnahmen der Reichs- und Staatsregierung aufzuführen, die eine bedingungs- und vorbehaltlose Einhaltung des Genfer Vertrages und der Verpflichtungen, die in ihm gegenüber der polnischsprechenden Minderheit übernommen sind, beweisen. Ich möchte insbesondere auch auf die im Amtlichen Schulblatt für den Regierungsbezirk Oppeln in Nr. 24 vom 16. Dezember 1928 veröffentlichte Mahnung an die Lehrerschaft von Oberschlesien hinweisen. Die am Schluß des Werkes gegebenen Karten und statistischen Übersichten könnten bei einer Neuauflage vielleicht noch besser ausgestaltet werden. Wünschenswert wären eine Zusammenstellung sämtlicher Wahlergebnisse bei den Parlamentswahlen in Deutsch- und Ostoberschlesien, eine Übersicht über die vorhandenen Minderheitenschulen und eine Zusammenstellung der Einzel- oder Sammeleingaben von Bewohnern Oberschlesiens an den Völkerbundsrat. Dem Werke ist die größte Beachtung zu schenken und weiteste Verbreitung zu wünschen.

Oppeln.

Reinhold Weigel.

Friedrich Andreae, Schlesische Friedrich Wilhelms-Universität Breslau. Das akademische Deutschland. Hrsg. von Michael Doeberl [u. a.]; Berlin, Welter 1930. Bd. 1, S. 97—110.

Der Beitrag über die Breslauer Universität, den Andreae zu dem monumentalen Sammelwerk beigezeichnet hat, muß als klassisches Beispiel eines historischen Essays bezeichnet werden. Mit scheinbar leichter Hand sind die charakteristischsten Linien der Breslauer Universitätsgeschichte im Rahmen der Geistesgeschichte Deutschlands gezeichnet. Dabei ist eine drängende Fülle von Stoff gemeißelt. Die lokale und provinzielle Aufgabe, das zeigt Andreae, hat immer wieder die Gefahr herbeigeführt, die Breslauer Universität ins „Provinzielle“ abtunken zu lassen. Aber sowohl die Fürsorge der preussischen Regierung — gewiß nicht in immer gleicher Intensität — als auch die persönliche Kraft einzelner Professoren haben diese Gefahr allezeit zu bannen vermocht. Andreaes tiefe Liebe gehört Breslau und seiner Universität. Sie hat in der Charakterisierung der Persönlichkeiten ihren stets treffenden, bildhaften Ausdruck gefunden. Wir können die Universität Breslau zu dieser Repräsentation in dem Sammelwerk — ebenso wie den Autor — nur beglückwünschen.

Breslau.

Peter Raszow.

Gerhard Fischer, Aus zwei Jahrhunderten Leipziger Handelsgeschichte 1470—1650. (Die kaufmännische Einwanderung und ihre Auswirkungen.) Herausgegeben vom Rat der Stadt Leipzig und der Industrie- und Handelskammer Leipzig. Kommissionsverlag von Felix Weiner, Leipzig. 1929. Gr. 8°. XVI u. 539 S. 15 RM.

Die vorliegende Arbeit, die aus dem Seminar Gustav Aubins in Halle hervorgegangen ist, beschäftigt sich in ihrem Kernpunkte mit Problemen, die auch für die Handelsgeschichte Breslaus und Schlesiens von grundlegender Bedeutung sind. Sie will zeigen, wie sich Leipzig im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts immer mehr zum Umschlagsplatz der Güter des alten Deutschlands und des europäischen Westens und Südens mit den Produkten der weiten Gebiete östlich der Elbe entwickeln konnte, wie Leipzig die große Handels- und Messestadt geworden ist. Im besonderen sucht die Arbeit den Nachweis zu bringen, wie sich Leipzig als Zwischenglied in dem Handel Oberdeutschlands mit Schlesien, mit Breslau, eingeschoben hat, ein Vorgang, der auch in der schlesischen Wirtschaftsgeschichte eine bedeutungsvolle Rolle gespielt hat, wie ja bereits Wendi in seinen Schriften geschildert hat. Die Fischer'sche Arbeit schließt mit dem wichtigen Ergebnis: Oberdeutschland, im besonderen Nürnberg, ist es gewesen, auf dessen Schultern Leipzig emporgewachsen ist, bis es einmal seine Erbschaft antreten konnte.

Dieser große Aufstieg der Messestadt Leipzig mußte auch die Handelsbeziehungen aufs stärkste beeinflussen und fördern, die seit langem schon zwischen Schlesien und den wettinischen Landen, zwischen Breslau und Leipzig bestanden hatten. Leipzig wurde immer mehr einer der großen Absatzmärkte schlesischer Gewerbe- und Handelsprodukte. Daraus deutet eine Einwanderung schlesischer Kaufleute in Leipzig hin. Mehr noch zeigt sich diese Verschiebung, wenn wir einzelne Handelszweige herausgreifen. Leipzig entwickelte sich im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts zum wichtigsten Lederhandelsplatz Deutschlands, mit dem auch schlesische Händler in reger Geschäftsverbindung standen, so während der Jahre 1525—50 Lassau Eisdorf und Abrecht Heugel aus Breslau, der schließlich (1564) sogar Leipziger Bürger wurde. Nach 1550 waren es die Rauchlederhändler Nickel und Hans Blüthner aus Schweidnitz, Martin Lochmann, die Heugel und Hans Müller aus Breslau, die die Leipziger Messen besuchten. Mit Garleder und forduanischem Leder handelten Michael Daniel aus Liegnitz, Hans Goldbach aus Jauer, mit samischem Leder Andreas Heugel, Melchior Lange und Georg Eben aus Breslau. Die Entwicklung Leipzigs zu einem wichtigen Rauchwarenmarkt steigerte gleichfalls diese regen Beziehungen mit Schlesien, für dessen Rauchwarenhändler im Laufe der Zeit der Besuch der Leipziger Messen unentbehrlich wurde. Schlesische Leinwand und schließlich auch schlesisches Tuch wurden im 16. und 17. Jahrhundert in immer größerem Umfange nach Leipzig verhandelt. Die Fischer'sche Arbeit bringt in dieser Richtung viele neue, wertvolle Aufschlüsse, die in einem größeren Rahmen einmal gesondert behandelt werden sollen.

Diese kurzen Hinweise mögen genügen, um zu zeigen, daß das vorliegende Buch auch für die schlesische Handelsgeschichte als Quellenwerk einen ungemein hohen Wert besitzt. Leider verbreitet sich der Verfasser, besonders bei der Behandlung der einzelnen Handelszweige, durch Hinzufügen von Entwicklungsgeschichten einzelner Zünfte und Gewerbearten allzusehr, so daß die großen Zusammenhänge manchmal zu wenig herauskommen.

Die beigelegten Register schließen das Buch in der richtigen Weise auf; sie bringen eine Fülle von schlesischen Orts- und Personen- (Kaufmanns-) Namen und ein reichhaltiges Sachverzeichnis. Das Buch wird deshalb künftiger Arbeit schlesischer Forscher von großem Nutzen sein.

Dresden-Zschadwitz.

Arno Runze.

Otto Schumann, Die Landeshuter Leinenindustrie in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der schlesischen Textilindustrie. Dissertation Jena, Gustav Fischer 1928. Gr. 8°. IX, 138 S. 7,50 RM.

Schumann versucht eine empfindliche Lücke unserer Kenntnis zu schließen. Bekanntlich sind die Akten der 1677 begründeten Landeshuter Kaufmann-Sozietät verloren, während die der Hirschberger Schwester seit 1658 in erstaunlicher Fülle uns belehren. Infolgedessen steht Hirschberg im Mittelpunkt der Forschung, obgleich das Zentrum der Leinenindustrie längst südlich in den Landeshuter Raum verlagert ist. Es liegt somit im Zustande der Überlieferung, wenn auch Sch.'s Arbeit vorwiegend das 19. Jahrhundert behandelt. Immerhin hat Sch. durch

achtsames Zuratehalten älterer Nachrichten, der neubelebten Grüssauer Forschungen, der Landeshuter Ratsprotokolle im Breslauer Staatsarchiv doch den Anschluß der Landeshuter Textilgeschichte an die allgemeine schlesische Entwicklung in Hauptlinien durchführen und über die Ergebnisse Alfred Zimmermanns und Curt Frahnes hinausgelangen können. Die neueste Zeit wird im Querschnitt — Standortsfaktoren, Produktions-, Absatz-, Konkurrenz- u. Arbeitsverhältnisse — auf Grund eigener Umfrage und der Handelskammerberichte geschildert und tunlichst statistisch erfaßt. Den Beschluß bildet eine Schilderung der Überreste der Hausindustrie, an denen ja seit langem ein romantisches Interesse haftet. Etwas befremdet, daß die Faktoren der neuen großen Krise in der Leinenindustrie (Kunstseide, tschechische Konkurrenz, sowjetische Flachspolitik, geringe Anpassungsfähigkeit der Unternehmungsformen usw.) gar nicht, oder doch nicht im Zusammenhang, behandelt werden.

Breslau.

Kurt Groba.

[Dr. sc. pol. Curt Frahne], Schlesische Textilwerke. Methner und Frahne. Landeshut in Schlesien. 1852—1927. o. D. u. o. J. [Breslau 1927.] 40. 134 S. 20 RM.

Aus dem festlichen Anlaß zurückgedrängt, doch deutlich im Tone des Ernstes des Vortages erscheint das Bewußtsein der Krise in dieser Schrift, die Dr. Curt Frahne, der verdiente Verfasser des Werkes „Die Textilindustrie im Wirtschaftsleben Schlesiens“ (Tübingen 1905) zur Feier des 75 jährigen Bestandes der Fa. Methner u. Frahne verfaßt hat. Für die reichen Mitteilungen aus der Familien-, Firmen-, Werks-Geschichte, die zahlreichen Ausblicke auf die Zeit-, Wirtschaft-, Provinzial- und Lokalgeschichte ist hier zu danken. Der Physiologe und Psychologe der Unternehmer- und Unternehmungsformen wird darüber hinaus an diesem, sozujagen durch „Neitzzeugung und Flügengewerden“ 1852 entstandenen Unternehmen einen schönen Fall von typischem Geschehen finden: Zwei Brüder, Prokuristen von C. S. Kramsta Söhne in Freiburg in Schlesien, machen sich selbständig und lassen sich, die Geschäftsidee der Kramsta — Verlagsystem — modernisierend, in Landeshut, und das heißt: am standortsmäßig günstigsten schlesischen Plage der Zeit nieder. Die Leinenindustrie ist ja arbeitsorientiert, also in erster Reihe an das Vorhandensein billiger Arbeiterschichten mit besonderen technischen Eignungen und relativ niedrigem Lebensstandard gebunden. — Die Firma umschifft die, immer etwas schwierige, Klippe der Nachfolge in der zweiten Generation durch Hereinnahme eines jüngeren Bruders (Vorteil der großen Familie in der Gründergeneration) und durch freie Wahl eines weiteren Nachfolgers: hier Hereinnahme des Kölner Platzvertreters, Eingliederung durch Heirat einer Tochter des Chefs. Gleichzeitig findet sich das Werk sehr glücklich mit der durch die Zeitverhältnisse unerläßlich gewordenen Mechanisierung ab und geht zur Erzeugung in der Fabrik über. — In der dritten Generation steht die Möglichkeit, den Nachfolger zu wählen, nicht mehr im selben Maße wie in der ersten Generation frei (Nachteil der großen Familie in Nachfolge-Generationen). Hier bietet dann die Familien-Aktien-Gesellschaft (1907) eine auch sonst viel benutzte Kompromiß-Lösung, die in der gegenwärtigen Leinenkrise einer ungemein schweren Belastungsprobe ausgesetzt ist.

Breslau.

Kurt Groba.

Rudolf E. Grotkaf, Franz Carl Richards Beziehungen zum Auslande, seine Anhänger und Gegner. Umgearbeitet und mit Register versehen. Sonderabdruck aus dem Zentralblatt für die Zuckerindustrie 1929. o. D. u. J. (Magdeburg 1930.) 68 Seiten. 3,50 RM.

Wie schon der Titel andeutet, sind hier zwei Einzelstudien über Richards-Cunern (Schlesien), den „Erfinder der europäischen Rübenzuckerindustrie“, zusammengefaßt. — Die erste (3—21), das Ergebnis jahrelanger, fremder und eigener Nachforschungen — der Brief-Nachlaß u. s. ist ja bekanntlich verloren —, versucht die tatsächlich erweisbaren und die mutmaßlichen persönlichen Berührungs-

punkte Achards mit dem Auslande und den ersten Versuchen von Rübenzuckerfabrikgründungen zu rekonstruieren. In geographischer Umschau, ohne Rücksicht auf die zeitliche Folge, werden die sehr fragmentarischen Nachrichten über Böhmen, Osterreich, Ungarn, die Schweiz, Polen, Rußland, Schweden, Dänemark zusammengestellt. Die Darstellung gipfelt in dem Anteil, den Achard an dem grandiosen Versuch Napoleons hat, eine französische Rübenzuckerindustrie durch Dekret aus dem Boden zu stampfen. — Die zweite Studie (21—64) läßt in mehr chronologischer Folge, „Anhänger und Gegner“ Revue passieren. — Die Anordnung des Ganzen dient ersichtlich dem Ziele, Auslands- und Inlandswirkung gegenüberzustellen und durch diesen Vergleich eine Beantwortung der Frage anzubahnen, warum im 2. und 3. Jahrzehnt die französische Zuckergroßindustrie der deutschen den Rang abließ, wie es geschehen konnte, daß wir die von Achard, dem deutschen Hugenotten, erfundene Industrie, aus Frankreich gewissermaßen reimportieren mußten.

Leider ist diese an sich lehrreiche Gegenüberstellung von G. einseitig überladen. Sie schwingt nicht. Sie überzeugt nicht. Sie arbeitet mit einer zu primitiven Psychologie. Wer für Achard ist, wird gelobt, wer gegen ihn ist, kann nur häßliche persönliche Motive gehabt haben und muß heute noch zurechtgewiesen werden. Gelobt werden als Freunde und Förderer: der König und die Königin, die Liegnitzer Regierung, Baron Koppny-Krann und einige andere. Wir vermissen Sinapius in dieser Reihe als unentwegten, verständnisvollen Stangenhalter in der öffentlichen Meinung Schlesiens. Hart angelassen wird u. a. der greise Hamburger Volkswirt Büsch, als „Exponent der Interessenten der Kolonialzuckerrefination“. Besonders aber werden die hochverdienten Männer der preußischen Reform: Thaer, Sack, J. G. Hoffmann mit Zensuren wie „unglaublich“, „unmöglich“, „gehäßig“ versehen. So geht das natürlich nicht. So wird niemals historisches Verständnis gewonnen. Man muß gerade umgekehrt diese dialektisch mit Antagonismen und Generationskonflikten überladene Zeit (Smithianismus gegen Merkantilismus, Reformertum gegen Fridericianismus, Gleichgewichtsidee gegen Univerfalmonarchie, englische Koalition gegen französische Kontinentalpolitik) ohne Parteinahme verstehen, um zu begreifen, wie der größte Gedanke des ausgehenden Merkantilismus, die beste Idee der fridericianischen Akklimatisierungs- und Surrogierungspolitik, indem sie mitten in den Zusammenbruch des fridericianischen Staates und seines Staatsdenkens hineintraf, samt ihrem Erfinder in wahrhaft tragischer Weise zerrieben wird.

Breslau.

Kurt Groba.

100 Jahre Krausewerk. v. D. u. J. (Neusalz, Krausewerk 1927.) 87 Seiten.
Nicht im Buchhandel erhältlich.

Der Titel dieser Säkularschrift zur Feier der „Alten Hütte“ in Neusalz ist insofern historisch etwas unbezeichnend, als der Berliner Kaufmann F. W. Krause erst 1858 den 1827 in Berlin von Beamten und Kaufleuten nach dem Vorbilde der königlichen Hütten in Berlin und Biele bei Cüstrin gegründeten „Aktienverein Eisenhütte Neusalz“ in seinen Besitz brachte. Die Geschichte des Werkes ist für das typische Schicksal der niederschlesischen, lausitzischen und märkischen Raseneisensteine verarbeitenden Hütten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr aufschlußreich. Sie zeigt deutlich, welcher Umstellungen es bedurfte, damit einige von ihnen die neue, überlegene englische und oberschlesische Konkurrenz überleben.

Die Festschrift ist, wie eine Mitteilung auf der Rückseite des Titelblattes besagt, „nach Quellenstudien des Archivars W. G. Schulz, Neusalz (Oder)“ verfaßt, und man erkennt auf vielen Seiten die Handschrift dieses begabten historischen Erzählers. Die kräftigen Geschmackslosigkeiten, die sich auf Seite 69 häufen, gehen wohl zu Lasten anderer. Es ist auch in einer Festschrift sinnlos, im Tone der Ergriffenheit davon zu reden, daß der Besitzer eines industriellen Werkes „jeden Bericht mit größter Aufmerksamkeit“ liest und ihm als besonders zu würdigendes Verdienst nachzurühmen, daß er, wenn er selbst nicht kommen kann, „die Leiter des Werkes nach Berlin zu Berichten und Besprechungen kommen“ läßt. Diese moderne, ganz unerträgliche Form der Eulogie hat G. K. Chesterton in seiner köstlichen „Idolatrie des Reichen“ vor mehr als 20 Jahren so vollendet gefenn-

zeichnet, daß wir ihre Lektüre nur jedem Verfasser von Werksgeichten und Unternehmerbiographien, ganz besonders aber ihren Auftraggebern, empfehlen können.

Breslau.

Kurt Groba.

Fritz Wiggert, Das Brauwesen der Stadt Breslau. (Veröffentlichungen der Gesellschaft für die Geschichte und Bibliographie des Brauwesens E. V.) Berlin 1930. 8°. 303 S. 8,50 RM.

Der Verfasser, Schüler des Leipziger Altmeisters Stieda, hat sich als gewerbe-geschichtlicher Forscher vor allem durch sein 1926 erschienenes Werk „Entstehung und Entwicklung des alt-schlesischen Kürschnerhandwerks“ bestens bewährt. Er hat sich auch in dieser Schrift bemüht, seine Darstellung quellenmäßig gut zu unterbauen, klar zu gliedern und das wissenschaftlich Wertvolle nicht durch „kultur-historische“ Curiosa von zweifelhaftem Werte und andres entbehrliches Beiwerk überwuchern zu lassen. Es ist ihm gelungen, die gewerbe-geschichtliche Eigenart des Brauwesens im allgemeinen und die besondere Stellung Breslaus als einer der bedeutendsten, ihre Erzeugnisse weithin ausführenden Braustädte des Ostens befriedigend herauszuarbeiten. Der Verfasser schildert zunächst Art und Umfang der verschiedenen Braugerechtigkeiten, wie sie in der städtischen „Bannmeile“, im „Reihebrauen“ der Bürger, bei der gewerbsmäßigen Produktion der Mälzer und Kretschmer und sonst ausgeübt wurden, sodann die das Brauwesen berührenden städtischen Monopole, die das fremde Biere auskufende Kelleramt, das Hopfenamt und das dem Transport dienende Schrotamt verwalteten, endlich das Aufsichtrecht des Rats über das Brauwesen. Auf die Abschnitte „Biersteuern und -zölle“ und „Export und Verbrauch des Breslauer Biers“ folgt, etwas breit aus-schweifend, die Schilderung der „Bierorten in Breslau“, besonders des einst hoch-gelobten Weizenbieres „Schöps“, des im „Bitterbierhause“ gebrauten Gerstenbiers, des Schweidnitzer und anderer fremden Biere. Dann verfolgen wir noch die „Produktionsstadien“ des Bieres: die ursprünglich als Gewerbe selbständige Mälzerei, die Brauerei und den Ausschank in den alten Kretschmerhäusern, von denen sich noch acht in die Gegenwart hineingerettet haben. Ein Überblick über das Brauwesen des 19. Jahrhunderts mit seiner „bairischen Bierbrauerei“ und den Großbetrieben der Dampfbierbrauerei beschließt die Schrift, die den lebhaften Wunsch begründet, den Verfasser noch weiter auf den brachliegenden Teilen der Breslauer Gewerbe-geschichte wirken zu sehen.

Breslau.

Heinrich W end t.

Manfred Laubert, Der Flottwell'sche Güterbetriebsfonds in der Provinz Posen. Ein Beitrag zur preußischen Polenpolitik und ost-märkischen Siedelungsgeschichte. Breslau, Trewendt u. Granier 1929. 8°. 140 S. 3 RM.

Dem in seinen früheren Werken nur kurz berührten Güterbetriebsfonds widmet der beste Kenner der Posenschen Provinzial-geschichte nunmehr eine eingehende, Ab-Warschauer gewidmete Darstellung, die zugleich manche Irrtümer und Ent-stellungen besonders polnischer Geschichtschreiber richtigstellt. So wuchs erst all-mählich seine Höhe von 648 000 Rth. durch eigene Einnahmen auf 1 Million Rth. an. Es erweist sich, daß mit dieser verhältnismäßig geringen Summe der Staat natürlich keine rücksichtslose Verdrängung des Polentums durchführen konnte und wollte, sondern nur eine bescheidene Verstärkung des deutschen Großgrundbesitzes. Meist handelte es sich um hoffnungslos dem Staat verschuldete Güter von Besitzern beiderlei Volkstums, die ihm teilweise sogar angeboten wurden. Bei der aus-nahmsweise vorkommenden Zerschlagung in bäuerliche Anwesen — die Regel waren kleinere Rittergüter nach erfolgter bäuerlicher Regulierung — wurden auch Polen berücksichtigt. Unter den Erwerbern fanden sich ebenfalls einige Schlesier. Der Haupt-gesichtspunkt war nicht völkisch, sondern wirtschaftlich. In der Zeit Friedrich Wilhelms IV. wurde dann der Fonds zur Verbesserung des Kunst-strafenhezes, darunter auch nach Schlesien, benutzt. Der fortlaufenden Darstellung sind 22 quellenmäßige Anlagen und 2 Anhänge beigegeben. Für Einzelheiten

sei auf die ausführlichere Besprechung in der Deutschen Wissenschaftlichen Zeitschrift für Polen, Heft 19, S. 195 ff., verwiesen, die auch einen Vergleich mit neupolnischen Maßnahmen zieht, der für das viel gelästerte alte Preußen sehr günstig ausfällt.

Posen.

Alfred Lattermann.

Die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau (= Die Kunstdenkmäler der Provinz Niederschlesien, Band 1: Die Stadt Breslau, erster Teil). Im Auftrage des Niederschlesischen Provinzialverbandes herausgegeben von Ludwig Burgemeister. Breslau 1930, [Druck und] Kommissionsverlag von Wilh. Gottl. Korn. 4^o, [VIII u.] 256 Seiten. Ungebunden 20 Mark.

Das Verzeichnis der Kunstdenkmäler der Provinz Schlesiens von Hans Lutsch begann sein Erscheinen im Jahre 1886 und liegt seit dem Jahre 1903 abgeschlossen vor. Die Gesamtveröffentlichung ist äußerlich recht stattlich, denn sie besteht aus vier Textbänden und einem Registerband in Oktav, einer Mappe Denkmälerarten, drei Bildermappen und einem zu diesen gehörenden Textband in Folio. Besonders schlimm war der erste Band über die Kunstdenkmäler der Stadt Breslau ausgefallen. Er bringt — wenn wir von dem rein Architektonischen absehen, worin L. ja Fachmann war — eher „Verzeichnungen“ als ein Verzeichnis des damaligen Breslauer Denkmälerbestandes. E. v. Czihak hat in unserer Zeitschrift XXVI (1892), 418—425, nur die größten dieser Verzeichnungen zusammengestellt. Auch in den folgenden Bänden fehlen sie wahrlich nicht, so daß es verständlich ist, wenn mit ein namhafter nichtschlesischer Ordinarius für Kunstgeschichte einmal sagte, er rate seinen Schülern, bei Untersuchungen, die sich über ganz Deutschland erstrecken, das schlesische Inventarwerk lieber völlig aus dem Spiele zu lassen, denn seien die Gesamtergebnisse sicherer. Man kann das Urteil übertrieben nennen, muß aber zugleich an eine Reihe schlesischer Einzelschriften denken, die sich tatsächlich aus L. vieles Falsche geholt haben.

Das Gesamtwerk L.s leidet zudem an einer zu engen Programmstellung, da es nur bis an das Barock heranstreift. Dafür ist allerdings weniger der Autor als seine Zeit verantwortlich zu machen. Man ließe ja in den achtziger und neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts kaum etwas gelten, dessen Entstehung nach der Renaissance datiert werden mußte. — Schlesiens ohne Barock!

Bei dieser Lage der Dinge ist es begreiflich, daß eine Neubearbeitung des schlesischen Denkmälerinventars seit langem sehnlichst erwartet wurde. Ludwig Burgemeister beschert uns nun den Anfang einer solchen, und er tut dies (in richtiger Erkenntnis, daß der notwendigermaßen vielseitige Inhalt eines derartigen Werkes die Mitarbeit von Spezialisten für ganze Gebiete erheischt) zusammen mit zehn im Vorwort genannten Mitarbeitern besten wissenschaftlichen Rufes, mit deren Hilfe er zunächst die kirchlichen Kunstdenkmäler der Dom- und Sandinsel vorlegt.

Bedenkt man, daß gerade die Kunstgeschichte Schlesiens im letzten Vierteljahrhundert große Förderung durch viele fleißige, kenntnisreiche und feinfühligere Arbeiten erfahren hat, so wird es nicht überraschen, in dem neuen Werk eine wohl-gelungene und sehr erfreuliche Übersicht über den bisherigen Stand unserer Erkenntnisse vorzufinden, vermehrt um manches, was sich nebenher oder darüber hinaus unter gewissenhafter Heranziehung von Archivalien und bei exakten zeichnerischen Aufnahmen der Architekturen als Neues ergeben hat. Diesmal ist die zeitliche Grenze des Stoffes etwa das Jahr 1850.

Nach einer Übersicht über Quellen und Literatur werden wir belehrt über die geologisch-geographischen Grundlagen für die Entwicklung der Stadt Breslau (R. Döbricht), über die Geschichte der Stadt Breslau (P. Habel), über Siegel und Wappen (P. Knötel), über die städtebauliche Entwicklung der Stadt Breslau (W. Güttel). Diesen einleitenden Arbeiten folgen die Denkmäler mit ihrer Baugeschichte und Baubeschreibung und ihrer Ausstattung. Behandelt werden der Dom, die Ägidikirche, die Martinskirche, die Peter-Paul-Kirche, die Kreuzkirche, die Sandkirche mit dem Sandstift, die Jakobs-(Annen-)Kirche mit ihrem Stift und das Annenhospital.

Dem Text sind 195 gezählte Bilder beigegeben, darunter manche als Erstveröffentlichungen. Neben solchen von hoher Qualität, wie die vier Tafeln nach

S. 112, erscheinen leider auch einige recht schlechte, wie z. B. der Grabstein S. 256., der schon in Lutsch' Bilderwerk erheblich besser geboten worden ist. Aber das hat ja leider ein Autor nie ganz in der Hand. Dagegen hätte die wissenschaftlich so wichtige Wiedergabe von Majuskelschriften des 13. und 14. Jahrhunderts niemals so zugelassen werden dürfen, wie sie S. 190, 195, 197 erfolgt ist. Der Wunsch, den ich zu diesem Kapitel S. 35, Anm. 1, im vorliegenden Bande dieser Zeitschrift ausgesprochen habe, ist leider zu spät gekommen. So muß ich mich um des Ernstes der Sache willen hier noch einmal ausführlicher äußern.

Lutsch gab gotische Majuskeln in kleiner Schwabacher wieder. Das ist zwar völlig unzulässig, aber doch hatte L. Recht, wenn er die Wiedergabe in Schwabacher Initialen ablehnte. Die Frage ist nur: „Wie kommt man denn in aller Welt hier gerade auf Schwabacher? Was hat denn diese Type mit den gotischen Majuskeln um 1300 überhaupt zu schaffen?“ Abgesehen davon, daß solche Schwabacher Großbuchstabenreihen praktisch und ästhetisch unerträglich sind, bieten sie auch nicht die geringste Möglichkeit, die notwendigen Typenvarianten (M, O, I, oder T, C usw.) zu kennzeichnen, ebensowenig Ligaturen. Dann wär's doch wahrlich besser gewesen, bei der einfachen Antiqua zu bleiben.

Für solche Inschriften ist aber nur eine Schrift zulässig, die Numismatisch. Mit einer Numismatisch sind z. B. die Münzlegenden in Friedensburgs Münzwerk (Cod. dipl. Sil. XIII) und die Inschriften in meinen epigraphischen Studien gedruckt (vgl. S. 7 dieses Bandes). Sie ist leider veraltet¹⁾ und wenig schön, aber für wissenschaftliche Zwecke zur Not ausreichend. Unvergleichlich besser und schöner, ja die einzig lobenswerte Numismatisch ist die von Otto Hupp gezeichnete der Schriftgießerei Genzsch u. Henze, Hamburg-München (8-Punkt, 103 Figuren!). Diese Schrift ist leider in Schlessen, soweit ich die Literatur kenne, nur ein einziges Mal zu Ehren gekommen, nämlich in dem von Graß, Barth u. Comp. gedruckten Katalog des Kunstgewerbemuseums zur Goldschmiedeausstellung 1905. Ist denn ihre Beschaffung unerschwinglich? Der halbe Satz, etwa 3 Kilo, kostet mit Porto und Verpackung noch nicht 40 Mark! Für die Fortsetzungen des prächtigen Werkes B.s wird nach meinem Dafürhalten unbedingt diese Type in ihrem Geltungsbereich verwendet werden müssen. Sonst entsteht eine wissenschaftlich und ästhetisch wirklich beklagenswerte partie honteuse, die man um so weniger begreifen würde, als B. so getreu und vollständig die unendlich vielen kleinen, reizvollen Klischees für Steinmeß- und andre Meisterzeichen besorgt hat.

Auf einige Einzelheiten in den Angaben B.s möchte ich an anderer Stelle eingehen, wo es mit ausführlicherer Begründung geschehen kann. Hier sei nur bezüglich des Ganzen gesagt, was man ehrlich und freudig mit dem bekannten Wort aus einem Ablassbrief Bischof Wenzels für die Elisabethkirche sagen kann und muß: Burgmeisters und seiner Mitarbeiter erster Band ist ein „subtile et magistrale opus.“ Vivant sequentes!

Neualtmannsdorf.

Paul Bretschneider.

Peter Epstein, *Apelles von Löwenstern*. Mit einer Neuausgabe der *Chöre zu Martin Opiz' „Judith“*. Breslau, Priebatsch 1929. (Schriften des Musikalischen Instituts bei der Universität Breslau. Herausgegeben von Prof. Dr. Max Schneider, Bd. 1.) V, 50, 31 S. 8°. 4 Mk.

Daß das musikalische Leben in Schlessen in früheren Zeiten belanglos gewesen sei, ist noch immer eine Mythe, zu zerstören des Schweiges der Edlen wert. Denn Namen allein wie Th. Stolzer, Nucius, Dittersdorf zeigen, daß hier nicht nur den Besten der jeweiligen Zeit genug getan wurde. Zu den zweifellos vorhanden gewesen zahlreichen Sternen kleinerer Ordnung, die den kulturgeschichtlichen und musikalisch-praktischen Untergrund der *musica Silesiaca* von ehemals ausmachen, gehört Matthäus Apelles von Löwenstern (1594 bis 1648). Sein äußerer Aufstieg vom Sattlermeistersohn in Poln.-Neustadt (OS.) über Schul- und Kirchendienst in Leobschütz ins Glück bringende Exil in Bernstadt, wo er am Hofe des Heinrich Wenzel von Dels sich durch die Musik den Weg zur fürstlichen Gnade

¹⁾ Schon Saurma benützte sie 1870 in seinem schlesischen Städtewappenbuch.

bahnt und über die Kanzlei die Ratswürde, die Leitung des Steuerwesens und die Kammerverwaltung, schließlich die Erhebung in den kaiserlichen Adelsstand erlangt, erinnert stark an das Leben seines berühmteren Kollegen Dittersdorf am fürstbischöflichen Hofe zu Jauernig in der Mozart-Epoche. Nur mit dem einen Unterschied, daß dieser in Armut starb, während Löwenstern mit einer zweiten (adligen) Heirat, „das seinem nunmehrigen Titel und Rang entsprechende Vermögen“ erwarb. Die kulturgeschichtliche Bedeutung Löwensterns liegt einmal in seinen Lieberdichtungen — mit eigenen Weisen —, die zahlreiche Nachahmungen fanden, in seiner geistlichen Musik, „vom einstimmigen Kirchenlied bis zur viestimmigen Motette mit Orchester“ (unberührt von der monodischen Bewegung Italiens) und in einer kompositorischen Beschäftigung mit Martin Opitz' „Judith“, deren Schlußchor auf Übernahme rhythmischer Prinzipien Opitz' hindeutet. Als Praktiker, insbesondere in der Leitung von Kirchenmusik (Bernstadt), scheint er den erheblichen Erfordernissen seiner Zeit durchaus genügt zu haben. Gegen Ende seines Lebens verlegte er, wie sein neuer Herzog, seinen Wohnsitz nach Breslau, wo die Tonkunst zugunsten humanistisch-gelehrter Studien und poetischer Arbeiten mehr und mehr in den Hintergrund trat.

Der Ertrag der Studie Epstein's liegt darin, daß er die bisherigen grundlegenden Arbeiten von Steinitz und Borchardt (über Andr. Tscherning) in musikalischen, literarischen und biographischen Einzelzügen ergänzt, ohne allerdings wesentlich Neues zu bringen. Die zwiespältige Anlage der Arbeit, die darin besteht, daß dem unveränderten Abdruck der bereits früher (im 62. Bde. der „Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte Schles.“, 1928) veröffentlichten Lebensskizze lediglich 18 Seiten Ergänzungen angehängt werden, läßt das Ganze unübersichtlich erscheinen. Die angefügten Chöre hätten durch eine Auslezung des Continuo gewonnen. Alles in allem bleibt zu bedauern, daß Epstein sich nicht die Mühe genommen hat, sein Material zu einer einheitlichen Neuprägung in geisteswissenschaftlicher Fundierung zu verwerten. So bleibt, wie er selbst durchblicken läßt, der Wunsch nach einer umfassenden, in sich abgeschlossenen und auch formal genügenden Würdigung der Persönlichkeit Löwensterns noch offen.

Breslau.

Hermann Maßke.

Thomas Skalek, Karlsruhe in Oberschlesien. Ein Beitrag zur Geschichte fürstlicher Baukunst des 18. Jahrhunderts. Dresdner Ing.-Dissertation o. J. (1929). 8 o. 48 S. u. 53 Abb.

Der Verfasser hat versucht, die aus Mangel an einschlägigen Akten und Zeichnungen zunächst unsicher erscheinende Baugeschichte unserer reizvollen oberschlesischen Herzogsresidenz Karlsruhe zu schreiben. Obwohl eine solche dilettantische bereits in der reichlich zitierten zeitgenössischen und ausführlichen Ortschronik von Regehly (Mürnberg 1799) vorhanden ist, hat der Verfasser kaum etwas Kennenswertes zu dessen Darstellung hinzugefügt.

In der Frage nach den von Regehly nicht genannten beteiligten Architekten macht sich eine absolute Unkenntnis der schlesischen Baukunst in spätbarocker und neuflassischer Zeit geltend. Die Beantwortung wird von Skalek mit der bedenklichen Behauptung (S. 9) abgetan: „Architekten im heutigen Sinne kannte man bekanntlich nicht.“ Als wenn unsre diplomierten Baumeister nicht noch recht viel von den damaligen Architekten lernen könnten. Als Erbauer des Schlosses legt er (S. 19) schließlich den Oberhofgärtner Klöber fest!

Mit derselben Nachlässigkeit umgeht der Verfasser alle anderen fundamentalen Fragen, auch konstruktiver und technischer Art. Wo Schwierigkeiten vorhanden sind, werden langatmige Auslassungen spätbarocker Theoretiker zu Hilfe genommen (S. 13, 16, 20, 21, 23 usw.). Als Füllung wird die bereits in der Deutschen Bauzeitung von 1891 ausführlich veröffentlichte Baugeschichte der Kirche gegeben. Andererseits wird das Hoftheatergebäude, das er ahnungslos im Bilde nach altem Kupferstich bringt (Abb. 18), als Erscheinung ignoriert und nicht besprochen. Die bedeutungsvollste Parallelercheinung fürstlicher Baukunst in Schlefien, die Schöpfung Scheitnig des Prinzen von Hohenlohe, scheint der Verfasser ebensowenig zu kennen wie die Radialanlage des Karlsruhe benachbarten Rupp.

Stilistische Bestimmungen, kritische Beurteilungen und formale Einordnungen in entsprechende Kunstkreise liegen dem Verfasser, der einen Kupferstich von 1800 als Stahlstich (!) bezeichnet, fern.

Da in meiner Besprechung eine Richtigstellung aller vagen Behauptungen Schritt für Schritt erfolgen müßte, was der Abfassung einer neuen Arbeit gleichkäme, ziehe ich es vor, meine demnächst erscheinende Baugeschichte von Schloß Karlsruhe zum Vergleich zu empfehlen.

Nebenbei sei erwähnt, daß die von Skaleß dem älteren Langhans zuge dachte Kirche in Münsterberg vom Bauinspektor Reidhard von Gneisenau stammt.

Breslau.

Kurt Wimler.

Beuthen OS. Herausgegeben im Auftrage des Magistrats Beuthen von Stadtbaurat Stük unter Mitwirkung von Magistratsbaurat Salzbrunn. (Aus der Sammlung: Deutschlands Städtebau) Dari-Verlag Berlin-Halensee 1929. 4°. 117 S. und Anzeigenanhang. Kart. 3 RM.; geb. 6 RM.

Im Beginne des 19. Jahrhunderts zählte Beuthen 1700 Einwohner, an seinem Ende über 50 000. Heut beträgt die Bevölkerung nahezu 100 000. Aus diesen wenigen Zahlen geht hervor, daß die Stadt erst in den letzten hundert Jahren von steigender Bedeutung geworden ist. Obgleich sie im Mittelalter Fürstensitz gewesen war und der Bergbau, nach Rückschlägen mehrfach wieder aufgenommen, ihr eine größere Entwicklung zu versprechen schien, war sie doch, seit dem 17. Jahrhundert zur Mediastadt geworden, immer klein geblieben, so daß ihre Geschichte kaum über örtliche und provinzielle Belange hinausgehen konnte. Das zeigt auch der kurze, von Schierse gegebene geschichtliche Überblick, der hauptsächlich auf der von Gramer 1863 herausgegebenen Chronik von Beuthen fußt. Daß es „in seinen freilich nicht völlig verbürgten Anfängen“ bis auf 1020 zurückgeht, wo Boleslaus der Kühne dort ein Jagdschloß errichtet haben soll, wäre besser weggeblieben. Auch die Errichtung eines Marktes und die Befestigung mit Wall und Graben im Jahre 1230 ist zum mindesten problematisch. Daß Matthias Corvinus, nach der Verpfändung Beuthens an den Grafen Johann Zierotin, seinen bedrängten Pfandbesitz unter böhmischen Schutz gestellt und es an den Herzog Hans von Oppeln verpfändet habe, beruht wohl auf dem Wegfall einiger Worte aus dem Manuskripte. Da die bauliche Weiterentwicklung gerade auch in der Altstadt mit den Überkommnissen der Vergangenheit in der Zukunft noch weiter ausräumen dürfte, ist der Aufsatz von Perlick über die ältere Bauweise in Beuthen als geschichtliches Dokument sehr zu begrüßen. Derselbe hat auch den dankenswerten Aufsatz über die Beuthener Zünfte verfaßt. Über die Kirchen des Ortes unterrichtet uns Paul Reinekt. Gern hätten wir hier außer dem Geschichtlichen auch das Kunstgeschichtliche mehr betont gesehen, besonders bezüglich der alten Pfarrkirche. Der Hauptteil des Werkes ist dem neuen Beuthen und seiner zukünftigen Entwicklung gewidmet. Über seine wirtschaftliche Entwicklung in den letzten fünfzig Jahren unterrichtet uns Stadtbaurat Stük. Gerade für diese Stadt ist der Genfer Gewaltspruch von tragischer Bedeutung geworden, insofern sie auf Grund dessen halbinselartig nach Polen hineinragt und ihr die Ausdehnungsmöglichkeit nach dieser Seite abgeschnitten worden ist. Mit freudiger Genugtuung können wir auf Grund des vorliegenden Buches feststellen, daß trotz aller Schwierigkeiten und Hemmnisse der Gegenwart die Stadtverwaltung und die interessierten Kreise eifrig am Werke sind, den mannigfachen Aufgaben, die gerade diese Verhältnisse an sie stellen, gerecht zu werden. In dieser Hinsicht verdienen besonders die Aufsätze über die Kommunalbautätigkeit Beuthens in Gegenwart und Zukunft von Magistratsbaurat Wolff und über die Stadterweiterung von Magistratsbaurat Salzbrunn besondere Hervorhebung. Auch des Aufsatzes von Zelder über Beuthen als Stadt der Schulen sei unter anderen hier gedacht. Ein reiches Bildermaterial tritt dem literarischen Teile würdig zur Seite; dabei sollen die zahlreichen Pläne und Karten nicht vergessen werden. Leider stellen sie in ihrer Verkleinerung starke Anforderungen an die Augen.

Breslau.

Paul RödteL

Daniel von Czepko, Geistliche Schriften. Herausgegeben von Werner Milch. Einzelschriften zur Schlesiſchen Geſchichte. Herausgegeben von der Hiſtoriſchen Kommiſſion für Schleſien. Vierter Band. Priebatsch's Buchhandlung, Breslau 1930. Großoktav, XLIV u. 407 S. 16 RM.

Man wird in den allgemein bekannten Literaturgeſchichten vergeblich nach Czepkos Namen ſuchen, und das Wenige, das vor etwa zwei Jahrzehnten von Straſſer veröffentlicht worden iſt — auch Kahler, Koffmane und Palm hatten dies und jenes mitgeteilt —, iſt an ſo entlegener Stelle erſchienen, daß es die größere Öffentlichkeit nicht auf den Dichter hinweiſen konnte; auch die Kenntnis der Fachwiſſenſchaft blieb im weſentlichen auf Auszüge aus ſeinem Werk beſchränkt und vermochte ſich nur gelegentlich auf Einſichtnahme in die umfangreiche Sammlung von Abſchriften Czepkoſcher Werke zu berufen, die in der Breslauer Stadtbibliothek aufgehoben werden.

Die Tatſache, daß Czepko, der doch als Dichter und vielfach anregender geiſtiger Menſch wie auch berufsmäßig als angeſehener Beamter und Mann des öffentlichen und praktiſchen Lebens mit den meiſten bedeutenden Männern, wenigſtens den Schleiern, ſeiner Zeit in Verbindung ſtand, außer ziemlich belangloſen Gelegenheitsſchriften nichts in Druck gegeben hat, könnte zu der Vermutung Anlaß geben, er habe, was die weltlichen Gedichte angeht, wie mancher andere Dichter damals um ſeinen Ruf gefürchtet und, was die geiſtlichen Schriften betrifft, ſich abermals wie andere Dichter und Geiſtige (Grpphius und Weigel etwa) geſorgt, durch außerkirchliche, ja vielleicht gar gegenkirchliche Meinungen Anstoß zu erregen. Der einzige zeitgenöſſige Druck eines ſeiner geiſtlichen Werke, einer Pſalmenbearbeitung mit dem Titel „Sieben-Geſtirne Königlich-er Buße“, konnte keinen orthodoxen Eifer erregen. Dagegen entfernte ſich Czepkos Hauptwerk, die „Monodistiſche“, beträchtlich von der konventionellen Religioſität, indem es, obgleich ſich nicht in ſystematiſch beſtimmter Richtung bewegend, doch mancherlei Ströme der Wiſſtiſ, der „Böhmiſten“, in ſich aufnahm.

Während Andreas Grpphius nachgerühmt wird, er habe nie den Mantel nach dem Wind gehängt, heißt es von Czepko bei Allert, ſeinem Schreiber: „Er war ein Kopff von hohen Sinnen, konte den Mantel, wie er in ſeiner Politic den kleinen Tractätlein . . . geſezet, geſchwinde nach dem Glücks-Winde drehen . . .“ Und im gleichen Zuſammenhang iſt von geiſtlichen Gedichten Czepkos die Rede, deren Druck ihres geheimen Calvinismus wegen von der Zensur in Breslau abgelehnt worden ſei . . . Im ſelben Bericht Allerts, den Milch im „Euphorion“ veröffentlicht hat, wird ſaſt hämiſch mitgeteilt, daß Czepko, der „fürſtl. Wohltauſche Regierungs Rath“, als er zu Schweidniß mit allem Prunk im Bierergeſpann vorgefahren, geſagt habe, das nächſte Mal wolle er mit Sechſen kommen. Mit dem Klageruf des Barock ſchließt des Schreibers Bericht von Czepkos Ende: „O vanitas vanitatum et omnia vanitas.“

Im Gegenſatz hierzu verweiſt ein Nekrolog, als deſſen Verfaffer Milch einen Ortſob von Otterau bezeichnet, auf Czepkos bekannte „Rede aus meinem Grabe“ und die letzte Stammbucheintragung des Verſtorbenen: „Inter occupationes moriendum“, auch er mit einer echt barocken Formulierung ſchließend: „Wer alſo ſterben lernet, ehe er ſtirbt, der ſtirbt nicht, wenn er ſtirbt.“

Der geiſtliche und weltliche Menſch ſcheinen ſich in Czepko ſchroff gegenüberzuſtehen. An der Wahrheit weder des einen noch des andern Berichtes iſt zu zweifeln. Sieht jeder ſeine Wahrheit für ſich? Oder ſind dieſe beiden Czepko-Bilder dennoch nur die Erſcheinungsformen ein und derſelben zutiefſt geeinten Fülle? Was bindet ſie? Gelehrſamkeit, Weltweiſheit oder der Frieden Gottes, in dem alle Dinge und Formen ihren Ort haben? Gilt es vielleicht doch für ſein ganzes Leben, was er ſehr früh ſchon in der Troſtſchrift für ſeine Geliebte, die Baronin Czigan, formuliert und wohl hundertmal abwandelt: „Warum lebeſt du? Umb daß ich ſterbe. Warum ſtirbeſt du? Umb daß ich ruhe. Warum ruheſt du? Umb daß ich mit Gott eines ſey.“ Hier, wo von dem Zwieſpalt zwiſchen dem Heiligen und dem Weltmann die Rede iſt, ſei an einen Spruch des Angelus Sileſius erinnert: „Gott ſind die Werke gleich: der Heil'ge, wann er trinkt, / Gefallet ihm ſo wohl, als wann er bet't und ſingt.“

Man mag die Frage ſtellen, wie man will, mag fragen, ob Czepko, der Vielgelehrte und Weitgereiſte, mit größter geiſtiger Aufgeſchloſſenheit aus den mannig-

fachen philosophischen und religiösen Strömungen seiner Zeit vieles als Erbe aufnahm, als Bildungsgut bearbeitete und weitergab oder ob er in innerer Glut gemäße und ungemäße Stoffe umschmolz und zu eigenartigen Gebilden, Bildern persönlichen Erlebnisses, gestaltete, ob er eine geordnete, wenn auch in ihren einzelnen Teilen unter sich verschiedene, rational erfassbare Materie behandelte oder von einer irrationalen Fülle zu sprechen versuchte, ob er die Welt als Ich-Du-Spaltung erlebte, — man mag die Paare Gott-Welt, Diesseits-Jenseits, Zustand-Zat gegenüberstellen — immer ist es das eine Problem, das im Grunde zu erörtern ist: War Czepko ein Mystiker? Milch stellt es an den Anfang seiner umfang- und kenntnisreichen Einleitung und führt es, bis zur letzten Seite dabei verweilend, zu der die bisherige Meinung und Terminologie berichtigenen Lösung, daß Czepko „ein Rußnießer mystischer Lehren, aber kein Mystiker, sondern ein Dichter vom Tode“ war.

Tod und Vergänglichkeit, die „beständige Unbeständigkeit“ alles Lebens, das „Sterben vor dem Tode“, die Flucht vor der Welt und die Rückkehr zu Gott — all diese Schicksalsfragen des barocken Jahrhunderts durchziehen Czepkos Werk mit solcher Eindringlichkeit und Häufigkeit, daß man nach einer in der Realität gegebenen Erschütterung als Veranlassung sucht. Sie findet sich in dem Tode der Schwester seiner Geliebten, für die er eben jene Trostschrift verfaßte, das umfangreichste und, wie es scheint, alle späteren Werke feimhaft enthaltende Prosastück der Geistlichen Schriften, das sowohl durch den Anlaß zu seiner Entstehung als auch durch den angehängten überschwänglichen Liebesbrief an Barbara Czigán zu einer neuen Fragestellung führt, der nach Sinn und Erlebniswert der scheinbaren Antithese Tod und Liebe, die für das gesamte Barock hochbedeutungsvoll ist und vielleicht von Milch nicht einleuchtend und ausführlich genug behandelt ist. Es wäre auf den gemeinsamen Ursprung hinzuweisen, den diese polaren Mächte Tod und Liebe im Gefühl des Dichters haben, und auch auf das gemeinsame Ziel, zu dem sie führen: Erlösung vom Schmerz der Individuation, Steigerung und Sammlung der Persönlichkeit und gleichzeitig ihre Auflösung in einer größeren umfassenden Wirklichkeit, in jenem Bezirk der Ruhe und Heilung also, den alle barocke Schwülstigkeit und „Ausschweifung“ im Grunde ersehnt. Diese Sehnsucht findet, da ihr Ziel im Grenzenlosen liegt, fern von der Realität, keine eindeutige Bestimmung; nur die Wege, die vielen Wege, die den Barockmenschen zur Erlösung und Entselbstung führen, können einzeln bezeichnet werden. Daher gibt auch Czepko keine einzige summarische Antwort und keine logische Systementwicklung. „Der Mystiker . . . redet von dem, von dem eigentlich nicht zu reden ist. Darum hat alle Mystik eine Paradoxie des Ausdrucks, in der, was gesagt schien, sofort zurückgenommen wird . . . Der Mystiker schwelgt geradezu in Bildern, deren keines ihm genug tut. Er kann nichts Positives sagen, so häuft er negative Bestimmungen. Unter den Gleichnissen spielt eine überragende Rolle das der Vereinigung, und diese wird gewöhnlich unter erotischen Bildern geschildert.“ Mag Czepko Mystiker sein oder nur mystisch dichten — die Worte von Jaspers haben mutatis mutandis für alle barocken Dichter, die die Realität umkreisen, aber nicht eroberten, und auch für Czepko Gültigkeit und fordern zu einer näheren Untersuchung seines Stiles auf, die vermutlich von Milchs monographischer Darstellung zu erwarten ist.

Bemüht wird, besonders angesichts der planmäßigen und übersichtlichen Auseinandersetzung des Herausgebers mit der nicht nur für den Fall Czepko in Frage kommenden zahlreichen Literatur über Neuplatonismus, Luthertum und Mystik, ein Hinweis auf Jaspers' „Psychologie der Weltanschauungen“, welche den psychologischen Typ des Mystikers herauszuarbeiten versucht und auch die Subjekt-Objekt-Spaltung sowie die im Enthusiasmus gegebene Einheit von Tod und Liebe erörtert. Desgleichen hätte Seebergs Schrift „Über Mystik und Erotik“ erwähnt werden können. Zu nennen gewesen wäre auch Rehms stattliches Werk „Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik“, das freilich — vor allem, was das Barock angeht — zu eingehenderen und schärferen Untersuchungen hätte kommen müssen, immerhin aber mit Bezug auf Czepko wertvolle Formulierungen und Zusammenstellungen bringt. Jedoch mag diese Auslegung verfrüht sein und mehr als Hinweis bibliographischer Art gelten; in Wirklichkeit stimmen Milchs Ergebnisse mit denen der Genannten überein, und wo sie es nicht oder noch nicht tun, wird man auf den zweiten Czepko-Band, der die

Weltlichen Schriften des Dichters und eine monographische Darstellung Milch's enthalten soll, warten müssen.

Man wird in Zukunft, wenn die Höhepunkte barocker und in Sonderheit schlesischer Dichtung des siebzehnten Jahrhunderts genannt werden, auch Daniel von Czepko einreihen müssen, dessen Epigramme von nicht geringerer Prägestkraft als die des Angelus Silesius sind, und Milch für die Herausgabe — und Umwertung — der Werke dieses Dichters zu danken haben.

Jedenfalls wird mit dieser Veröffentlichung die Gestalt eines Dichters sichtbar gemacht, der in seltener Reinheit jenen „zwiespältigen“ Barockmenschen verkörpert, um dessen Deutung sich die Literaturgeschichte seit langem müht, ohne eigentlich trotz dem bereits 1916 von Friß Strich gegebenen Anstoß zu endgültigen Ergebnissen gekommen zu sein.

Breslau.

Wilhelm Krämer.

Johannes Müller S. J., Das Jesuitendrama in den Ländern deutscher Zunge vom Anfang (1555) bis zum Hochbarock (1665). 2 Bde. VII u. 98, 150 S. u. 10 Tafeln. (= Schriften z. deutschen Literatur, für die Görresgesellschaft hrsg. v. G. Müller, Bd. 7 u. 8.) Augsburg, B. Filser 1930. Geb. 15 RM.

Der Titel dieses Werkes ließ darauf schließen, daß unter den „Ländern deutscher Zunge“ auch unsere Provinz Schlesien berücksichtigt sei, da es ja da eine recht ansehnliche jesuitische Dramenliteratur gibt. Leider ist dem nicht so. Der deutsche Osten ist wieder einmal gründlich vernachlässigt. Im ersten Bande fehlt Schlesien völlig, im zweiten sind unter der Literatur der Ordensprovinz „Böhmen, Schlesien und der Osten“ wenigstens vier Schriften über das schlesische Jesuitendrama angegeben. „Länder deutscher Zunge“ heißt bei dem Verfasser für den ersten Band nur Süddeutschland und Österreich.

Für diese beiden Gebiete ist das Werk gut und wertvoll. Der erste Band macht den Versuch, die ungemein reiche Dramatik der Jesuiten geistesgeschichtlich zu erfassen und darzustellen und hat damit vollen Erfolg; seine Ausführungen sind fruchtbar und sehr lehrreich. Der zweite Band ist ein bibliographisches Hilfsmittel von großer Bedeutung. Er verzeichnet die deutschen Jesuitendramatiker bis 1665 und ihre Werke und gibt wertvolle Literaturübersichten, nach zeitlichen, örtlichen und vor allem auch stofflichen Gesichtspunkten. Sehr schade ist es, daß der Verfasser seine Untersuchungen gerade beim Beginn der wichtigsten Zeit, eben des Hochbarock, abbricht.

Eine Würdigung im einzelnen ist hier nicht angängig, da ja unsere Provinz gar nicht berücksichtigt ist; das ist um so bedauerlicher, als ja bei uns zahlreicher und sehr beachtenswerter Stoff vorhanden ist. Sehr ergiebig sind schon die von Müller nur dem Titel nach erwähnten Schriften. So verzeichnet Prohasek in seiner reichhaltigen Abhandlung in der „Festschrift zum 300jährigen Bestehen des Gymnasiums zu Olag“ (1897) aus der Zeit von 1600—1745 nicht weniger als 180 Stücke, davon 23 bis zum Jahre 1660, und H. Hoffmann, Die Jesuiten in Glogau (Breslau 1926) weist 43 Stücke zwischen 1629 und 1748 nach.

In Schlesien ist noch eine Menge einschlägiger Stoff vorhanden. So besitzt das Matthiasgymnasium in Breslau, worauf mich Joseph Klapper hinweist, einen stattlichen Folioband von 340 Blättern, „Liber Dramatum Collegij Wratislaviensis Soc: Jesu“, der 43 Stücke, meist in umfangreichen Szenarien, aus den Jahren 1703—1722 enthält, und auch in der Universitätsbibliothek ist einiges vorhanden.

Breslau.

Hermann Janßen.

Hans Alßmann Freiherr von Abschak, Anemons und Adonis Blumen. Hrg. von Günther Müller (= Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. u. 17. Jhdts. Nr. 274—277). Halle (Saale), W. Niemeyer, 1929. XC + 76 S. 8°. 4 RM.

Der Fthr. von Abschak (geb. zu Breslau 1646, gest. in Liegnitz 1699) ist bisher von der Literaturforschung nicht gerade eingehend beachtet worden. Es gibt

nur eine neuere Arbeit über ihn, von C. S. Wegener (1910), und H. Hefel hat ihn in seiner schlesischen Literaturgeschichte verhältnismäßig ausführlich behandelt. Von seinen Werken, die 1704 in Breslau erschienen, ist bisher außer einigen Proben in Gedichtsammlungen und in Kürschners Deutscher Nationalliteratur nichts wieder gedruckt worden. Daß das immerhin zu bedauern ist, zeigt die jetzt erschienene neue Ausgabe seiner weltlichen Gedichte; sie beweist, daß die hergebrachte Meinung über die schlesischen Dichterschulen noch immer der Ergänzung und Berichtigung bedarf. Denn die Lyrik Abschazens enthält Züge, die wir bei den anderen, viel bekannteren Vertretern nicht oder nur ganz selten finden, vor allem eine gewisse scheue, stille Zurückhaltung, seines Empfinden und Sauberkeit in sinnlicher Hinsicht. In diesen 118 kurzen Gedichten, die meist der Liebe gewidmet sind, begegnet nichts Anstößiges. Obwohl sie, zeitgeschichtlich betrachtet, auf einer nicht geringen Höhe stehen, vermögen sie unserm heutigen Geschmacke nichts mehr zu bieten; aber für die genauere literar- und kulturgeschichtliche Erkenntnis jener Zeit ist die Ausgabe sehr verdienstlich.

Den 76 Seiten groß gedruckten Textes ist eine Einleitung von 90 klein gedruckten Seiten vorausgeschickt. Wenn nicht ausdrücklich betont würde, daß sie durchaus im modernen Sinne geistesgeschichtlich gehalten sei, könnte man fast meinen, daß sie der als längst überwunden geltenden alten philologischen Methode ihr Dasein verdanke, deren Verfahren der Verfasser mit doch etwas unnötiger Schärfe in bezug auf Wegeners Buch „mörderisch“ nennt. Eigentlich geistesgeschichtlich ist aber doch nur der erste Abschnitt, die „allgemeine Kennzeichnung“ geraten. Hier ist zur Erläuterung der höfisch-gesellschaftlichen Barockkultur und ihrer Lyrik ein sehr lehrreiches Stück aus dem Roman des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig „Die durchleuchtige Syrerin Aramena“ abgedruckt, in dem lyrische Gesellschaftsspiele geschildert werden. Die übrigen Abschnitte aber sind rein philologisch, so die sehr sorgfältigen metrischen und stilistischen Untersuchungen („Strophik“, „Gedichtbau“), die „Einzelanalysen“ einiger Gedichte und die besonderen „Bemerkungen“. Ein „chronologischer Exkurs“, der auch biographisch ausgewertet wird, scheint mir nicht über den Wert einer geistvollen, immerhin möglichen Hypothese hinauszukommen; überzeugende Beweiskraft fehlt ihm.

Auf jeden Fall ist der schlesischen Literaturgeschichte mit der Arbeit ein guter Dienst erwiesen. Sie lockt zu weiterer Beschäftigung mit dem bisher stark unterschätzten Dichter. Leider stört in der Einleitung die mehrfach recht gezwungene, ja gequälte Sprache des Verfassers.

Breslau.

Hermann Janken.

Das schlesische Kunstdrama, herausgegeben von W. Fleming, Leipzig, Ph. Reclam jun., 1930. 331 S. Geb. 9 RM. (= Deutsche Literatur, Sammlung literarischer Kunst- und Kulturdenkmäler in Entwicklungsreihen, hrsg. von H. Kindermann, Reihe Barock, Barockdrama, Bd. 1.)

Das 17. Jahrhundert, das man jetzt mit Vorliebe das Barockzeitalter nennt, bildet in der schlesischen Kulturgeschichte einen Höhepunkt. Mitten in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen entwickelte sich Kunst und Dichtung zu einer solchen Höhe, daß Schlesien in der Literatur wenigstens für zwei Menschenalter die Führung erhält. Bis vor kurzem freilich galt diese schlesische Barockdichtung als eine längst überwundene, ja stark mißachtete Erscheinung, und der erste Geschichtsschreiber des schlesischen Schrifttums, August Kahlert, meint mit Bezug auf die „Denkungsart“ dieser Zeit, daß sie „Schlesien auffodert, sich seines Sohnes (Hofmannswaldau) zu schämen“, und seine und Lohensteins Dichtung nennt er „Zierei, Dünkel, Frivolität, nackte Prosa ohne Ende!“ (Schlesiens Anteil an Deutscher Poesie, 1835, S. 57.) Wie sich der Geschmack wiederum, etwa seit dem Kriege, gewendet hat, zeigt am besten Hans Hefels Darstellung in seiner „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“, die ich im vorigen Bande besprochen habe.

Eine ganz ausgezeichnete Ergänzung und Vertiefung dazu bedeutet das vorliegende Buch. Es ist ein Band des großen, auf 250 Bände berechneten Sammelwerkes „Deutsche Literatur in Entwicklungsreihen“, das für die Gegenwart das werden soll, was vor einem Menschenalter „Kürschners Deutsche National-

gehend und ansprechend einen Teil seiner Lyrik, die pindarischen Oden, die vier Sonette über die Tageszeiten und die Begräbnisdichte, um aus ihnen die „mystische Grundhaltung“ des Dichters herauszukristallisieren. Ähnlich verfährt er mit dem Drama in bezug auf seine „heroische Grundhaltung“; hier untersucht er „Cardenio und Celinde“ und die Lustspiele. Als wesentliches Endergebnis faßt er zusammen: „Gryphius' Bedeutung liegt für uns heute in der Expression seiner Zeit.“

Es ist nicht ganz leicht, sich durch den üppigen Stil des Verfassers, der selbst ein wenig nach Barock schmeckt, und durch den Wust der nicht immer klaren, aber meist überflüssigen Fremdwörter hindurchzufinden¹⁾. Aber die Grundgedanken sind geistvoll, anziehend und vielleicht auch richtig. Mir geht es jedoch mit diesem Buche im Kleinen, wie es mir einst mit Gundolfs „Goethe“ im großen erging. Mir kommt es so vor, als ob sich in diesen Büchern doch mehr der Herren eigener Geist spiegelt als der ihrer Helden. Für uns Ältere ist es jedenfalls von einem gewissen Reize, zu sehen, wie sich das literarische Urteil mitunter ganz erstaunlich ändern kann. Aus dem trockenen, schwülstigen Buchgelehrten Gryphius ist seit kurzem die lebensvollste, tief sinnigste Persönlichkeit der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts geworden, voll „tragischen Welterlebens“ (S. 20).

Flemmings „Schlesisches Kunstdrama“ und G. Müllers Ausgabe von Abschazens Gedichten, Werke, die ähnliche Wege gehen wie er, hat Jockisch wohl noch nicht benutzen können. Daß er aber Hedels Darstellung in dessen „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ nicht einmal erwähnt, ist nicht recht; denn diese ist vielleicht die beste Würdigung des Dichters, die wir jetzt haben, und jedenfalls sehr viel wichtiger als die Angaben in manchen andern Werken, die er anführt.

Breslau.

Hermann Janßen.

Karl Schindler, Der schlesische Barockdichter Andreas Scultetus.

(= Germanistische Abhandlungen, herausgegeben von Prof. Dr. Walter Steller, Heft 62), Breslau, W. u. H. Marcus 1930. Gr. 8°. VIII u. 320 S. Brosch. 12 RM.

Seit etwa fünfzehn Jahren beschäftigt sich die Wissenschaft immer intensiver mit der Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts. Die allgemeinen Anknüpfungspunkte gaben: 1917 Strich in einem berühmt gewordenen Aufsatz, 1922 Cysarz in seiner allgemeinen Darstellung der Zeit, 1929 Hedel und wenig später Günther Müller in ihren zusammenfassenden Arbeiten. Sie fußten auf wenigen aber bedeutsamen Untersuchungen von Waldberg, Hippe, Borchardt und Ellinger. Jetzt ist die allgemeine Übersicht geschaffen und schon seit einiger Zeit ist es klar, daß wichtiger als erneute Gesamtdarstellungen zunächst Textpublikationen und Monographien sind. In welcher Weise hierbei vorzugehen ist, hat Viktor in seiner bedeutsamen Studie (die im Vorjahre an dieser Stelle angezeigt wurde) aufgewiesen.

Schindlers von Max von Waldberg angeregte Heidelberger Dissertation leistet in diesem Sinne (freilich noch ohne Kenntnis der neuesten Literatur) tüchtige Arbeit. Die Anlage des Buches ist klar und übersichtlich: Vor einer ausführlichen biographischen Darstellung setzt sich Schindler mit der bisherigen Scultetusliteratur auseinander und erörtert laksvoll und geschickt die schwierige Frage nach dem Verhältnis des jung verstorbenen Bunzlauer Poeten zu seinem „Reiter“ Lessing. Die Darstellung des Lebens Sculteti ist vielleicht ein wenig breit, doch glücklich mit vielen geschickten gewählten Zitaten aus des Dichters Werk durchsetzt, sie bleibt in den ruhigen Bahnen guter literarhistorischer Tradition, und es entsteht ein klares Bild des Scultetus, der in Bunzlau aufgewachsen, im Breslauer Elisabeth-Gymnasium gereift, als junger Mann plötzlich zum Katholizismus übertritt, um nach einem unverständlich täppischen Streitverfuch aus Breslau zu verschwinden. Das Hauptverdienst der Arbeit Schindlers liegt in der Aufdeckung der Schicksale des Dichters nach seinem Fortgang aus Breslau. Es ist dem Verfasser gelungen, den Weg Sculteti nach Brünn und Troppau zu verfolgen und bis zum frühen Tode des Dichters nachzuweisen.

¹⁾ Besonders tief sinnig muß wohl das „vitale Lebensgefühl“ S. 33 sein!

Während die biographische Darstellung bis ins letzte als gelungen bezeichnet werden kann, muß der Referent bei Schindlers Versuch einer geistesgeschichtlichen Eingliederung des Scultetus einige Einwände erheben. So erliegt Schindler mehrfach einem gewissen Schematismus, wenn er etwa von Koberstein die starre Dreiteilung der Lyrik des 17. Jahrhunderts übernimmt, wenn er die ältere Terminologie von Gelehrtenichtung und erster schlesischer Schule verwendet, statt der ungleich biegsameren Formeln, die Viëtor und Günther Müller eingeführt haben, wenn er mythisches Schrifttum allzu eng gegen Pietismus und Empfindsamkeit abgrenzt. So können wir nach Viëtors Arbeit Gryphius nicht mehr ganz von der Mystik trennen (müssen auch des Scultetus Verhältnis infolgedessen ein wenig anders bestimmen), so lösen sich viele Schwierigkeiten, wenn man das Zueinander von Gelehrtenichtung und Beginn persönlicherer Formen unter Müllers Formel „noch nicht Persönlichkeitsausdruck, wohl aber Persönlichkeitsabdruck“ begreift, so ergeben sich, wenn man etwa Peuckerts, Ellingers und Richtstätters Arbeiten nutzt, weitere Ausblicke zur Erhellung des Verhältnisses Scultetus-Scheffler.

Einige Kleinigkeiten noch: Auf Seite 56 wäre die Entwicklung des Epigrammes ergänzend heranzuziehen, auf Seite 71 statt des Vergleiches mit Mühlpsfort eine genauere Analyse zeitgenössischer Formen von Wert, zu S. 98: Czepfos „Zwendinges Himmelreich“ ist 1633 (nicht 1638) entstanden und zudem ungedruckt geblieben.

Über diese Einwände sind geringfügig angesichts der Tatsache, daß uns ein zuverlässiges klares und eindringliches Bild eines der begabtesten unter den Barockpoeten beschert worden ist. Schindler hat das Verdienst, einen der vielen immer falsch Beurteilten und fast Ungekannten wieder entdeckt zu haben, und trotz der oben genannten Einwände bei der geistesgeschichtlichen Eingliederung muß in jedem Fall anerkannt werden, daß Scultetus uns jetzt ein für allemal wie Schindler ihn gezeigt hat einer der Führer aus dem Lager der Opikianer in das Hochbarock bleiben wird.

Breslau.

Werner Milch.

Heinrich Schneider, Joachim Morsius und sein Kreis. Zur Geistesgeschichte des 17. Jahrhunderts. Otto Quikow-Verlag, Lübeck 1929. 120 S.; Schriftsaffimiles. 6 RM.

Unter den pansophischen Schwärmern der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts nimmt Joachim Morsius einen nicht unwichtigen Platz ein. Nicht nur, daß er sich um die Sammlung pansophischer und magischer Literatur bemühte, daß seine Person als Bindemittel zwischen den Suchenden wirkte, — er hat ein wesentliches Denkmal dieser geistigen Strömungen in seinem „Album Morisianum“ geschaffen. Unter den Stammbüchern des 17. Jahrhunderts ist dieses Album eines der wichtigsten. Schneider, durch seinen Beruf der Lübecker Bibliothek, in der es liegt, durch seine eigenen Interessen den Mystikern und Suchern des Böhmekreises verbunden, legt uns in einer kleinen Schrift die Biographie des Joachim Morsius wie ein Register zu seinen Stammbüchern vor. Niemand, der sich mit diesem Jahrhundert beschäftigen muß, wird es versäumen dürfen, Schneiders Register zu Rate zu ziehen, denn es ist kaum ein Name von auch nur mittlerer Bedeutung, der fehlt. Damit wird seine Arbeit zu einem wichtigen Hilfsmittel für alle geistesgeschichtlichen Untersuchungen aus den Jahrzehnten 1620 bis 1650.

Breslau.

Will-Erich Peuckert.

Gustav Lang, Aus dem Ordensleben des 18. Jahrhunderts. (Typische Vertreter der strikten Observanz: Freiherr Gottlieb von Gugomors-Rastatt, Prinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, Hofrat Eberhard Waechter-Stuttgart, Bürgermeister Rößkampff-Heilbronn. [Archivstudien, herausgegeben von der Heilbronner Loge „Carl zum Brunnen des Heils“]. Heilbronn, E. Salzer 1929. 214 S. mit 8 Tafeln. 80. 6 RM.)

Die Ordensgeschichte des 18. Jahrhunderts, des „Zeitalters der Verirrungen“, wie es in der freimaurerischen Literatur bezeichnet wird, hat in den letzten Jahren

zu einer Reihe eindringlicher Studien verlockt (vgl. „Rosentkruker“ in RG6). Eine der wertvollsten Arbeiten verdanken wir Ephorus Dr. Lang, Maulbronn. Er hat die Schottenlogen, das Ritterspiel neumodischer Tempelherrn, das in Paris am Hofe Jakob Stuarts entsprungen ist, in ihrer oberdeutschen Auswirkung untersucht. Der Orden sollte dem schottischen Präbendenten Vorspanndienste leisten. „Damals waren die Jesuiten, als die eifrigsten Parteigänger der Stuarts, nicht unbeteiligt an der Gründung dieses Systems.“ Daß schottische Einflüsse in diesen Logen wirkten, mag möglich sein; (an jesuitische Umtriebe möchte ich aber erst glauben, wenn die Belege vorhanden sind; man war gerade in jenen Jahren mit dieser Beschuldigung sehr freigebig. Und fürchtete die Jesuiten als die Verderber des Abendlandes.) Lang zeigt in seiner Studie, wie der seltsame, auch Schlesien nicht fremde Karl Gotthelf v. Hund und Mengrottkauf das schottische System einführt. Wie das Unsicherheitsgefühl, daß sein Patent nicht richtig sei, den Prinzen Ludwig von Hessen und Freiherrn v. Gugomos veranlassen, die wahren Oberen zu suchen. Und wie daraus der Gugomosche Schwindel, in dessen Mittelpunkt Prinz Ludwig v. Hessen, der Generalfeldmarschall des Heil. Römischen Reiches, und Baechter, der Württemberger Diplomat, von anderen fürstlichen und politischen Persönlichkeiten abgesehen, standen. Lang hat die ganze Wirrnis in Heilbronn prachtvoll, auf Grund der endlich geöffneten Logenarchivalien, herausgearbeitet. Den Schlesier interessieren an dieser Geschichte des Gugomoschen Schwindels besonders die Namen derer, die in den Tempelorden ausgenommen worden sind. Denn unter ihnen begegnen außer dem Wöllners (und Bischofsweibers) die des Carl Rudolph von Lestwitz zu Obertschirn bei Glogau, des Görlitzer Akziseinspektors Gössing, Ernst Ludewig Heinrich v. Eckartsberg aus Zaucha, conseiller provincial du roi de Prusse pour le cercle de Sprottau, et député des Etats à Zaucha pour Berlin, Grünberg et Sprottau, der des Matthias Bogislav von Inchlinsk aus Görlitz, und Alexander Christoph Baron von Kottulinsk, geboren zu Distelwitz in Schlesien, — also von 24, zum großen Teil fürstlichen Mitgliedern, fünf Schlesier. Das läßt begreifen, warum gerade bei uns die Wöllnerschen Versuche zur Rosentkrukeri auf einen guten Boden fielen.

Breslau.

Will-Erich Peudert.

Max Hecker, Aus der Frühzeit der Germanistik. Die Briefe Joh. Gustav Büschings und Fried. Heinrich von der Hagens an Goethe. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, hrsg. von M. Hecker, 15. Band. Weimar, Verlag der Goethe-Gesellschaft 1929. S. 100—179.

Diese Veröffentlichung verdient in unsern Blättern wenigstens einen kurzen Hinweis. Denn sie ist nicht nur ein fesselnder und schätzbarer Beitrag zur Geschichte der Germanistik und zur Kenntnis der Stellung, die Goethe zu der jungen Wissenschaft einnahm, sondern sie ist für uns Schlesier deswegen besonders wertvoll, weil sie uns eine lebendige Vorstellung davon gibt, welchen großen Anteil die beiden Altmeister der deutschen Literaturgeschichte und Altertumskunde, Büsching und von der Hagen, an diesen Bestrebungen hatten. Beider Tätigkeit ist in den Grundzügen unsern Lesern wohl bekannt. Ist doch Büsching der Gründer unseres Vereins. Diese Briefe enthalten eine Fülle von reizvollen Einzelheiten über beider Forscherarbeit und schriftstellerische Leistungen und zeugen zugleich davon, mit welcher Ehrfurcht sie auf Goethe blickten, der sich damals ebenfalls eingehend mit der älteren deutschen Kunst und Literatur beschäftigte. Es sind 32 Briefe aus der Zeit vom 9. Juli 1807 bis zum 10. Juni 1827, 10 von von der Hagen, 22 von Büsching. Fast alle Werke, die die beiden Gelehrten in diesen zwei Jahrzehnten schufen — und es sind deren nicht wenige — bedeuten neue Erkenntnisse auf germanistischem Gebiete, und fast alle haben sie an Goethe gesandt. Daß sie wohlwollende Anerkennung bei ihm fanden, ist ihr schönster Lohn. —

Von Einzelheiten sei nur hervorgehoben, daß auch der unglückliche Friedrich Jaric, über dessen „Altdeutsche Studien“ ich in den „Bausteinen, Festschrift zum 70. Geburtstag von Max Koch“ (Breslau 1926; S. 223—253) berichtet habe, in einem Briefe Büschings ehrenvoll als fleißiger und geschickter Gehilfe erwähnt

wird (Nr. 19 vom 26. 2. 1848). — Die erste Gattin Karl von Holteis, Luise, geb. Rogée, hatte auch die Ehre, daß ihr Bildnis (von Siegert) Goethe überliefert wurde (Brief Büchlings vom 27. 4. 1823; Nr. 25).

Breslau.

Hermann Janßen.

Hans Bauer, Alt-Elbinger Stammbücher in der Stadtbücherei Elbing. I. Biographische Beiträge aus Stammbüchern der kryptokalvinistischen Zeit um 1600. 55 S. Sonderdruck aus dem Elbinger Jahrbuch, Heft 8, 1929.

Jeder Student hatte einst sein Stammbuch. Seinen Lehrern, seinen Freunden, allen bekannten berühmten Männern, zu denen er Zutritt hatte, legte er es vor und bat um ihre Eintragung. Als der bekannte Chillaß und Schwärmer Joh. Wilh. Peterßen 1709 aus seiner Rückreise aus Schlesien nach Wittenberg kam und die Kunde davon durch die Lutherstadt flog, strömten sofort die Studenten mit ihren Stammbüchern herbei; als 1729 zwei Sendboten Zinzendorfs in Jena erschienen, hatten sie einen Nachmittag vollauf zu tun, um nur in die vorgelegten Stammbücher ihre Sprüche einzuschreiben. Längst ist erkannt, welche wertvollen Aufschlüsse Stammbücher über ihre einstigen Inhaber, ihre Reisen, ihre Bekannten, über den Geist ihrer Zeit gewähren, und schon vielfach hat sich die Forschung mit ihnen beschäftigt. In der vorliegenden Studie gibt B. eine kurze Nachricht über die Entstehung der Stammbuchsitte und anderweitige Elbinger Stammbücher in den preussischen Bibliotheken und bespricht dann die Stammbücher dreier namhafter Elbinger, des Rektors Joh. Wylsius, des Junkers Hans von Bodeck und des Theologen Samuel Meienreis. Er verfolgt dabei an der Hand der Eintragungen ihre Studien, ihre Reisen, ihren ganzen Lebenslauf. Die beiden ersten haben auch Beziehungen zu Schlesien gehabt, ihrer sei hier besonders gedacht. Joh. Wylsius aus Jglau, in Wittenberg gebildet, 1585 Lehrer in Gr. Meseritsch in Mähren, 1588 Rektor in Leutschau, 1594 in Resmart, 1597 in Elbing war ein Melanchthonianer mit Hinneigung zu den Schweizern; wir sehen ihn demnach in Verbindung mit dem Breslauer, der vor anderen Melanchthons Geist und Sinn pflegte, zu allen Melanchthonianern Deutschlands und des Auslandes freundliche Beziehungen unterhielt, mit Jakob Monau, dem bekannten Breslauer Patrizier und Gelehrten, weiter mit Joachim Specht, dem herzoglichen Rat in Brieg, dem Arzt Lorenz Scholz in Breslau, dessen Heilkräutergarten eine Sehenswürdigkeit war und auch die Muse unseres Wylsius anregte. Wylsius hat die Breslauer Freunde in Resmart begrüßen können, hat sie selbst 1594 aufgesucht und durch ihre Vermittlung und Empfehlung drei Jahre später einen Ruf nach Elbing erhalten. Hans von Bodeck ist mit seinem Better Andreas Mohrenberg, einem nahen Verwandten der Breslauer Mohrenberg (Wornberg) 1597 nach Breslau gekommen, wohl um das Elisabethanum zu besuchen. Breslauer haben sich auch zuerst in sein Stammbuch eingetragen, die schon erwähnten Monau und Scholz, weiter dessen Sohn, ferner Nik. Rehdingen, Heinrich v. Arzat aus dem Hause Uthmann und Joh. Nik. v. Rostitz. Die Reise nach Breslau mag die Elbinger über Lissa geführt haben, doch nicht hier, sondern in Strazburg haben sich die Lissaer Grafensöhne Andreas, der früh Verstorbene, und Raphael, der spätere Wojewode von Belz, eingetragen. Die Auskunft, die wir über die in den Alben Verzeichneten erhalten, ist im ganzen erschöpfend, versagt nur bei den aus dem Osten stammenden. Deshalb einige Ergänzungen und Berichtigungen. Nikolaus Zienowicz, der „seinem lieben Bruder Bodecker“ in Strazburg deutsche Verse einträgt, ist der Sohn des Kastellans von Witebst, hat 1597 schon in Altdorf studiert und ist 1600 nach Basel gegangen. Er hat später das Gotteshaus in Smorgon hinter Wilna wieder katholisiert. Joh. Radzimincki ist der Sohn des Wojewoden von Podlasien und ist 1599 noch nach Basel gezogen, Andreas Zawisza war der Sohn des Kastellans von Witebst Melchior Z. Stanislaus Cifowski, der Kastellan (nicht Wojewode) von Biec, der Schutzherr der Antitrinitarier, ist nicht identisch mit dem Erbherrn von Schmiegel, der allerdings denselben Namen führte und gleichfalls zum Unitarismus sich bekannte.

Pratau (Sachsen).

Theodor Wotschke.

J. W. L. Hunger, Charles de l'Escluse (Carolus Clusius). Nederlandsch kruikkundige. 1526—1609. Met een kaart, vier portretten, twee platen-buiten en 199 afbeeldingen tusschen den tekst. 's Gravenhage 1927. XXIII u. 446 S. Groß-8°. 27 RM.

In der Geschichte der Künste tritt die Persönlichkeit des Schaffenden hinter der Beurteilung seiner Werke und deren Einreihung in die Linie der Entwicklung keineswegs zurück, sondern nimmt im Gegenteil einen breiten Raum ein. Anders ist es in der Geschichte der Wissenschaften. Ist schon diese an und für sich ein weniger bekanntes Gebiet, so verschwindet darin die Persönlichkeit des Gelehrten fast vollständig hinter seinem Werk. Um so mehr ist jedes Buch zu begrüßen, das diesem Mangel abhilft. Ein solches liegt in dem oben genannten Werke vor, das für Schlesien noch von besonderer Bedeutung ist, weil der Mann, dessen Leben und Forschung es beschreibt, mit den hervorragendsten Männern Schlesiens jener Zeit in enger Verbindung stand.

Charles d'Escluse aus Arras ist neben Leonhard Fuchs und Rambert Dodoens der bedeutendste Botaniker des 16. Jahrhunderts. Als Student in Wittenberg kam er durch Peucer in Berührung mit Hubert Languet und durch diesen mit dem Breslauer Arzt Crato von Kraßheim, der ihm später (1561) die Reisebegleitung und Aufsicht über die Studien des Breslauer Patriziersohnes Thomas Rhdigers vermittelte. Über zwei Jahre verweilte Clusius mit diesem in Frankreich und den Niederlanden. Aber auch nachher, als beide sich getrennt hatten, bleiben freundschaftliche Beziehungen bestehen, wovon u. a. die Briefe des Clusius auf der Breslauer Stadtbibliothek Zeugnis geben. Auch widmete Clusius den 2. Teil der von ihm herausgegebenen Briefe des Spaniers Clenard seinem einseitigen Schutzbefohlenen und ebenso eine Karte Spaniens, die er selbst gezeichnet hatte und die heute eins der kostbarsten Besitztümer der Stadtbibliothek bildet. Interessant ist, wie R. sich dafür erkenntlich zeigt. Für die erste Widmung bedankte er sich durch eine goldene Uhr, für die zweite ließ er ihm durch Maternus Schuif, den Amsterdamer Vertreter des Breslauer Handelshauses der Rhdiger, 50 Taler überweisen. Und als Clusius bzw. sein Vater wegen der niederländischen Religionsverfolgungen in schwere materielle Not gekommen war, half Thomas R. freigeigig aus. — Das rege Interesse für Botanik war schon sehr zeitig in Clusius erwacht, zu diesem Zweck hatte er große Reisen durch Frankreich, Spanien und nach England unternommen. Als daher Crato Leibarzt Maximilians II. geworden war, lenkte er die Aufmerksamkeit des Kaisers auf Clusius, und dieser übernahm die Leitung der kaiserlichen Gärten in Wien. Dort blieb er auch noch einige Jahre nach dem Tode Maximilians, obwohl Rudolf II. ihn wie alle Protestanten entlassen hatte. Aber seine Studien über die ungarische und österreichische Flora nötigten ihn zu bleiben. Später ging er nach Frankfurt a. M., von wo er mit dem Landgrafen Wilhelm IV. von Kassel in engere Beziehungen trat, und noch später als Professor nach Leiden, wo er 1609 starb.

Das Buch Hungers ist nicht nur auf das prächtigste ausgestattet (so prächtig, wie wir Deutschen es z. B. nicht können), sondern auch mit der größten Sorgfalt und Kritik geschrieben. Es bietet eine Fülle von Material zur Geschichte der Wissenschaften und der Kulturgeschichte im weitesten Sinne, das an dieser Stelle auch nur anzudeuten ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Breslau.

Karl A. Siegel.

Eine Jugend vor 100 Jahren. Briefe und Tagebuchblätter des Carl von Mutius, 1806—1819. Hrg. von Generalleutnant a. D. Albert von Mutius. Berlin, Georg Stilke 1930. 8°. 448 S. 15 RM.

Das vorliegende Buch wird den Kulturhistoriker besonders anziehen. Denn es ist eine Frage allgemeingeistigen Besitzstandes, wie ein kraftvoller junger Mensch in Wort und Tat, innerlich und äußerlich sich mit dem Weltgeschehen absindet. Und das in der Ära Napoleons I.! Die Briefe und Tagebuchblätter sind der Memoirenliteratur zuzurechnen. Sie haben daher als Quelle für die pragmatische Geschichtsschreibung nur einen bedingten Wert, einen um so größeren aber für die Kulturgeschichte, im besonderen auch für die des Krieges. Nicht was unter dem

Gesetz von Ursache und Wirkung wirklich geschehen ist, will und kann Carl v. Mutius beschreiben, sondern nur wie er es sieht und erfährt; die Spiegelungen seines eigenen Seelenlebens auf dem Hintergrunde einer gewaltigen Zeit, sie sind es, die uns mit einem seltenen Reiz umfassen halten. — Dafür mögen einige Beweisstücke aus dem vielseitigen und buntbewegten Inhalt des Buches herangezogen werden.

Da sind zunächst die Schülerbriefe aus der Zeit des Aufenthaltes auf dem Pädagogium in Halle. Das Unglück von Jena und dessen Folgen schlagen wie Spritzer über den Rand eines Gefäßes bis in die Stille des Schullebens. Der Brieffschreiber steht staunend vor dem dämonischen Walten eines Übermenschen und tut das einzig Vernünftige in seinem Falle, indem er sich in die Arbeit versenkt, deren Segen allein eine dunkle Zukunft meistern mag. Aber hinter diesen Schülerbriefen reckt sich doch auch schon eine Persönlichkeit empor, triebhaft als etwas Naturgegebenes, das man auch heute mit ausgetüftelter Methode der Jugend vermitteln möchte.

Dieser Geist harter Arbeit und spartanischer Zucht beherrscht auch die Studienzeit in Göttingen; von tollendem, überschäumendem Burschenleben ist da wenig zu spüren. Es mutet so an, als ob die dumpf brütende Zeit von 1809—11 auch dem Studentenleben eine ernste Note aufgeprägt habe. Was Mutius auch sonst von dem Geiste der Universität zu berichten hat, darf als Quelle zur Erkenntnis der Studienführung jener Tage bewertet werden.

Daß der fleißige Studiosus 1813 bei der Abrechnung mit Napoleon sofort zur Fahne eilte, war für ihn eine Selbstverständlichkeit. Der formelle Abschluß der Studien wurde darob versäumt. Was schadete das? Es stand Höheres auf dem Spiele! Der Feldzug des Jahres 1813/14 hat ihn von der Oder bis an die Seine geführt. Wir sehen ihn bei Gr.-Görschen und Bautzen, dann auf dem Kriegstheater in der schlesischen Heimat. Seines eigenen Rosses Huf zerstampft die väterliche Saat bei Börnchen. Mag dieses selbst, das Elternhaus, in Flammen aufgehen, wenn nur die Franzosen geschlagen werden. . . . Dann Dresden, Kulm und Leipzig! Staunend, aber auch fein beobachtend blickt sein Auge in den Völkertumult auf weiter Ebene. „Die Anhöhen und Berge schienen sich zu biegen unter der Last eines so gewaltigen Trosses.“ Das ist Malerei mit Worten. . . . Trotz Kanonengebrüll und Totentanz sucht der junge Kürassieroffizier nach geistiger Nahrung; im Bereiche des Schlachtfeldes findet er eine Bibliothek und entführt ihr den Sallust, um ihn wirklich zu lesen. Das ist ein Zug feinsten Menschentums, das sich hoch über die grobe Materie erhebt! . . . Und nun der Kampf selbst. Der Einzelne weiß von dem Ganzen wenig. Wo er steht, greift er zu. „Die Franzosen stachen, und wir hieben: klipp und klapp knallten die Helme auf beiden Seiten. . . .“ Solche greifbaren Einzelzüge ließen sich noch viele anführen; sie eröffnen einen tiefen Blick in die Psychologie des Krieges und runden sich zu einem Kulturbilde, das sich unvergeßlich einprägt. Auch ein Clausewitz, der Philosoph des Krieges, hätte gewiß seine helle Freude daran gehabt.

Wer den Atemzügen des großen Weltgeschehens lauschen, wer die reine, tapfere Menschenseele auch unter Rauch und Trümmern finden will, dem hat Carl von Mutius unendlich viel zu sagen. Wir dürfen daher dem Entel unseres Helden, dem Herausgeber dieser Zeugnisse aus großer Zeit, aufrichtigen Dank dafür sagen, daß er einer trostlosen Gegenwart einen so lauternden Quell innerster Erhebung zugänglich gemacht hat. Auch das würdige äußere Gewand wird mit dazu beitragen, daß unsere Jugend von heute sich in strenger Selbstprüfung neben die vor hundert Jahren stellen mag.

Breslau.

Franz Wiedemann.

Fritz Zahn und Robert Kalwa, Fürst Pückler-Muskau als Gartenkünstler und Mensch. Cottbus, Albert Heine. 1928. 221 S. 18 RM.

Der erste Eindruck, der sich angesichts dieses gut gedruckten, reich bebilderten und in der Opulenz der Ausstattung dem verwöhnten Schönheitsbedürfnis seines Helden liebevoll angepaßten Buches aufdrängt, ist ein erfreulich überraschender. Denn die Tatsache, daß ein derartiges Werk aus einer ostdeutschen Mittelstadt von etwa 60 000 Einwohnern hervorgehen konnte, ist nicht bloß wegen des darin erreichten hohen Grades buchtechnischer Leistungsfähigkeit erstaunlich und

bewundernswert. Sie ist es weit mehr noch wegen des Maßes an Idealismus und Initiative, das dazu gehörte, um in dieser kaufunträftigen und — gerade was Bücher anlangt — kaufunlustigen Zeit ein so kostspieliges Unternehmen durchzuführen. Leider hält dieser erste günstige Eindruck bei der Lektüre nicht stand, weil der unergiebig literarische Gehalt zu dem graphischen Aufwande in einem bedauerlichen Mißverhältnis steht.

Die Verfasser der beiden in sich abgeschlossenen, selbständigen Arbeiten, die das vorliegende Werk vereinigt, erstreben gewissermaßen arbeitsteilig das gleiche Ziel. Sie wollen — wie es in ihrem gemeinsamem Vorwort heißt — „versuchen, in ausführlicher Darstellung dem Gartenkünstler und Menschen Pücker gerecht zu werden und ihn der Gegenwart wieder näher zu bringen“. Es bleibe im einzelnen hier unerörtert, ob eine derartige Arbeitsteilung, bei der dem Dahlemer Gartenbaudirektor F. Zahn die gartenkünstlerische und dem Leiter der Cottbusser Städtischen Nachrichtenstelle R. Kalwa die menschliche Würdigung des Fürsten zufiel, der Verwirklichung dieses Programmes förderlich war. Aber darauf sei wenigstens mit Nachdruck hingewiesen, daß eine so vielgestaltige Persönlichkeit wie die Pückerische der Gegenwart doch nur dann wirklich „näher gebracht“ wird, wenn es gelingt, sie in der verwirrenden Fülle ihrer Erscheinungen als Einheit zu erfassen und bildhaft darzustellen, wie das z. B. Kurt Groba in seinem Pückerartikel der „Schlesischen Lebensbilder“ (Band I, S. 322 ff.) in vorbildlicher Weise vermochte. Indessen von einer solchen Verpflichtung, die ihm seine Aufgabe auferlegte, hatte offenbar Kalwa gar keine Vorstellung. Denn er begnügte sich mit einer im wesentlichen an die Biographie der Assing angelehnten Racherzählung des Lebens des Fürsten, die er mit allerlei Zutaten aus den Pückerbriefen, aus Heinrich Laubes Memoiren usw. ausstattete und in der er die fehlenden Kompositionsgedanken durch eine ziemlich äußerliche Kapiteleinteilung mit herkömmlichen journalistischen Schlagwortzeilen wie: „Auf verwehten Spuren“, oder „Ein edles Reis — doch ungehegt“ und dergleichen mehr ersetzte. Am Ende aber seiner über hundert Seiten langen Ausführungen steht als Ergebnis folgender Satz: „Als Mensch ein dankbarer Gegenstand für psychologische Studien, als Schriftsteller eine gefallene Größe, von der Entwicklung bereits bei Lebzeiten überholt, daher jetzt fast schon vergessen und vielfach ungerecht beurteilt, als hervorragender Gartenkünstler aber auch heute noch allgemein anerkannt: das ist Hermann Fürst von Pücker für die Gegenwart.“ Mit solchen Banalitäten ist natürlich einer Gegenwart, die sich außer der schon erwähnten Darstellung Grobas neuerdings auch der interessanten Pückerbilder Josef Nadlers „Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften“ [1928], Bd. IV, S. 158—60) und Paul Landaus (Der deutsche Garten [1928], S. 267—75) erfreut, in keiner Weise gedient. Schließlich sei in diesem Zusammenhange — ohne einer künftigen Besprechung vorgreifen zu wollen — noch auf die zweibändige französische Biographie des Fürsten von dem Yvoner Professor Ehrhard (1927 f.) und auf den in Kalwas Literaturverzeichnis fehlenden „Versuch einer Pückerbibliographie“ von W. Drangosch (Bücherstube IV. Jahrg. [1925], S. 221 ff.) hingewiesen.

Aus der erheblich wertvolleren Arbeit Zahns, die zwar nichts wesentlich Neues bietet, wohl aber einen brauchbaren und zweckmäßig disponierten Überblick über die Entwicklung der Pückerischen Gartenkunst gibt, heben wir vor allem den ersten Abschnitt hervor. In ihm wird mit dankenswerter Energie an der Hand der Briefe und Tagebücher des Fürsten verfolgt und festgestellt, welche von den Anregungen, die er auf seinen Reisen aus dem „Studium der Natur und der vor-handenen Parkanlagen“ empfing, für seine eigenen Gartenschöpfungen fruchtbar wurden. Dagegen ist der nicht weniger dankenswerte Versuch, Pücklers gartenkünstlerisches Wirken im Urteile der Mit- und Nachwelt darzustellen in einer ohne höhere Gesichtspunkte angehäuften Zitatenammlung stecken geblieben.

Breslau.

Friedrich Andrae.

Robert Becker, Felix v. Mendelssohn-Bartholdy und Reinerz.
Reinerz, Richard Bohl 1930. 30 S. 1 RM.

Die Schrift, ein Sonderdruck aus dem „Echo des Heuscheuer- und Mensgebirges“ (Reinerzer Stadtblatt) bringt Nachrichten über den von den Biographen F. W.-B.s entweder ganz übergangenen oder unzutreffend dargestellten Aufenthalt

des damals Bierzehnjährigen im Jahre 1823 in Reinerz. Sie erbringt ferner den Nachweis, daß das Eichendorffsche Lied „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ nicht, wie so oft behauptet wird, in Reinerz komponiert worden ist, sondern daß die Melodie erst 1840 oder 1841 entstanden ist. Biographische Notizen über den Reinerzer Schul- und Chorrettor Johannes Lakel, mit dem F. M. B. bei seinem Reinerzer Aufenthalte in nähere Beziehung getreten ist, schließen die kleine Abhandlung.

Breslau.

Richard Ritsche.

P. Dr. Augustin Rösler C. Ss. R., 1851—1922. Von P. Dr. Schweter. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Druck und Verlag der Berglandgesellschaft für Volksbildung, Schweidnitz 1929. 644 S. u. 5 Lichtbilder. Geb. 10 RM.

Das neueste Werk des um die schlesische Heimats- und Kulturgeschichte hochverdienten P. Dr. Schweter C. Ss. R. ist dem Andenken eines Mannes gewidmet, der in den letzten vier Dezennien nicht bloß als Ordensmann, Priester und Seelsorger tief in das kirchlich-katholische Leben eingriff, sondern auch als Gelehrter durch seine vielseitige zum Teil bahnbrechende Forschung selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus mit der Entwicklung der neueren Geschichte eng verbunden war. P. Rösler hat es wahrlich verdient, daß das Bild seiner Persönlichkeit und Wirksamkeit festgehalten wurde, zumal in einer Zeit, in der die Ereignisse sich überstürzen und die Eindrücke sich rasch wieder verdrängen. Wenn der „Verein für Geschichte Schlesiens“ das Lebensbild dieses Mannes der Öffentlichkeit bekannt gibt, so geschieht es nicht deswegen, weil dessen schriftstellerische Tätigkeit der schlesischen Heimatskunde zugute kam. Dazu hatten P. Rösler neben seinen unmittelbaren Berufspflichten die brennenden kirchlichen Zeitfragen und Kulturprobleme, zu denen sich sein reger und empfänglicher Geist besonders auf dem Gebiete der Frauenfrage hingezogen fühlte, keine verfügbare Zeit gelassen. Aber wenn die Heimatskunde der ausstrahlende Reflektor der großen allgemeinen historischen Zusammenhänge im Kleinbild ist, dann möchte auch der „Verein für Geschichte Schlesiens“ mit seiner Anerkennung für das neueste mit bewundernswertem Sammelfleiß, strengster Kritik und meisterhafter Beherrschung des umfassenden Stoffes verfaßte Werk Schweters nicht zurückstehen. Tritt uns doch in diesem Lebensbild ein Gelehrter entgegen, den persönliche Neigung, außerordentliche Befähigung und drangvolle Lebensumstände vorwiegend auf das historische Gebiet gewiesen haben. Alles, was einem Geschichtsforscher als Rüstzeug seines Forschergeistes dienen kann, kam ihm zustatten: ersaunliche Belesenheit, bewundernswertem Fleiß, treues Gedächtnis, Vertrautheit mit den gebesserten Methoden moderner Geschichtsforschung, geschärfter Blick, mächtiger Wahrheitsdrang, gepaart mit unbestechlicher Unparteilichkeit im Urteil. Hinzu kam, daß sein unermüdlicher Forschergeist sich in engste Fühlungnahme zu setzen wußte mit wissenschaftlichen Größen, auch mit solchen von grundsätzlicher Geisteserfahrenheit, um darin neuen Antrieb und Bervollkommnung zu finden. Seine gründliche Kenntnis der Erscheinungen und Verhältnisse der Vergangenheit, sowie die ihm höchst eigene hohe Auffassung der Verfassung der Gesamtgeschichte und jener der einzelnen Völker und Staaten drängte ihn dabei vornehmlich auf die Bahn der Geschichtsphilosophie. Das Gesamtbild der Menschheit und ihrer Geschichte vom hebräen Standpunkt der „Civitas Dei“ eines Aurelius Augustinus v. Hippo tritt immer wieder in den Vordergrund von Röslers Geschichtsauffassung. Der unbedingten Gefolgschaft zu Augustinus wird man daher bei P. Rösler manche Schärfe zugute halten, mit der er sich gegen gewisse zerstörende Eingriffe in die Einheit des abendländischen Kulturlebens der altchristlichen und mittelalterlichen germanisch-christlichen Vorzeit durch die Geistesströmungen der Renaissance und des Humanismus und der auf ihnen aufbauenden Neuzeit wendet. Immerhin verdienen Röslers historische Studien wegen ihrer sachlichen Ruhe und ihres geschichtsphilosophischen Weitblickes auch in nichtkatholischen Kreisen der Wissenschaft eine sorgfältige und gerechte Beurteilung. So möchten wir dem Verfasser Dank wissen dafür, daß er einem großen Sohn der schlesischen Heimate, einem Manne von einflußreichsten Beziehungen zu den vier letzten Oberhirten

auf dem Breslauer Bischofsstuhle und zu namhaften, um Schlesiens Geschichte hochverdienten Männern ein so schönes und gelungenes Denkmal gesetzt hat. Ist doch Schweters Buch der reife und wahrheitsgetreue Ausdruck des ungewöhnlich reichen literarischen Schaffens eines Mannes, der sein stilles Grab im Schatten des idyllisch anmutigen Klostergartens von Breslau-Grüneiche in Schlesiens Heimat Erde gefunden hat, mit der er sich bis zu seinem Lebensabend mit jeder Herzensfaser verbunden fühlte.

Breslau.

P. Hellmuth Herkisch C. Ss. R.

Wilh. Gotthold Schulz, Zum Neuen Salze. Darstellungen und Quellen zur Geschichte der Stadt Neusalz (Oder). Bd. I. 1927 (bis ins 17. Jahrhundert) 291 S. Bd. II. 1930 (bis zur Großindustrialisierung) 386 S. Verlag des Magistrats Neusalz (Oder). Je 8 RM.

Die vorliegende Neusalzer Stadtgeschichte, die kein „Geschichtsbuch im strengen Sinne“ sein will, wohl aber „der Geschichte dienen und für sie Freunde werben“ soll, sucht in eigenartiger Weise die an eine historische Abhandlung zu stellenden wissenschaftlichen Ansprüche mit dem Bedürfnis eines historischen Laienpublikums nach einem lesbaren und allgemeinverständlichen Heimatgeschichtsbuch in Einklang zu bringen. Denn es handelt sich dabei weder um die herkömmliche Popularisierung bereits vorhandener Werke, noch um die beliebte Schmachtmachung einer trockenen lokalgeschichtlichen Arbeit durch volkstümliche Hiftörchen und Anekdoten, sondern um eine von den Schaufassungen der modernen Heimatmuseen und Bilderdarchive ausgehende Darstellungsweise, die dem irdlichen Leser die vorausgegangenen Generationen in ihren bürgerlichen Verhältnissen und wirtschaftlichen Funktionen handelnd vor Augen führt und dadurch den historischen Lebenskomplex dieser kleinen Salzindustrie- und handelsstadt in seiner ganzen Breite zu veranschaulichen sucht. Auch darin eine Kompromißlösung behält sie zwar das übliche chronologische Schema der Ortschroniken bei, setzt aber an die Stelle ihrer wahllosen Aneinanderreihung disparater historischer Rohstofffragmente ein durchgehendes Nebeneinander von mehr oder weniger in sich abgeschlossenen Bildern, die mit einem beachtenswerten Erzählertalent lebendig gestaltet wurden. Allerdings wird die oft recht eindrucksvolle Anschaulichkeit dieser Bilder teilweise durch darstellerische Mittel erreicht, die, wie die zahlreich eingestreuten Iyrischen und epischen Stimmungsbilder über die Grenzen des in einer wissenschaftlichen Geschichtsdarstellung Möglichen hinausgehen und auf das Gebiet novellistischer Erzählkunst hinüberspielen. Trotzdem erscheint die Anzeige des Werkes in unserm historischen Fachblatte gerechtfertigt, weil es durch Erschließung neuer Geschichtsquellen die Neusalzer Stadtgeschichtsforschung fördert und weiterführt. In dieser Beziehung ergibt sich bei einem Vergleiche mit Bronischs „Geschichte der Stadt Neusalz a. D.“ (1893) schon nach den ersten Stichproben für Schulz sogar ein sehr erhebliches Plus. Denn auf Grund weitausgreifender archivalischer Studien — das sorgfältige Quellenverzeichnis weist die Benutzung von nicht weniger als neun Archiven nach, darunter Prag, Wien, Stettin — vermochte er nicht nur einzelne Zeiträume der Stadtgeschichte, die bei Bronisch aus Quellenmangel noch so gut wie unbearbeitet blieben, aufzuhellen, sondern vor allem die für ihn zentrale Salzgeschichte aus der lokal-isolierten Behandlungsweise seines Vorgängers herauszuheben und mit der allgemeinen ostdeutschen Salzgeschichte in einen festeren Zusammenhang zu bringen. Freilich liegt es in der Natur dieser, den Stoff über viele Einzelbilder verteilen, Darstellung, daß sie sozusagen greifbar fertige Resultate nicht gewährt. Vielmehr bleibt es dem Leser überlassen, das Fazit selber zu ziehen. Das ist im zweiten Bande etwas mühsam, weil hier die Geschichte des in zunehmendem Verfall begriffenen Salzwesens nicht mehr so ausschließlich wie im ersten dominiert und daneben andere Faktoren treten, z. B. die Kriege des 17., 18. und 19. Jahrhunderts, die ihrerseits eine breitere Schilderung beanspruchen. Infolgedessen ist es nicht immer ganz leicht, den Überblick über das Ganze zu behalten und man sehnt sich angesichts des locker gehäuften Nebeneinanders dieser gewiß reizvollen und namentlich, was die Salztechnik anlangt, auch sehr aufschlußreichen historischen Minia-

turen bisweilen doch nach einer etwas großzügigeren und strafferen Gliederung unter sachlichen Gesichtspunkten, wie sie Ziefurich schon vor mehr als zwanzig Jahren den schlesischen Ortshistorikern anempfohl (Zeitschr. Schlesien Bd. II., S. 273 ff.), ohne jedoch sonderliche Gegenliebe damit zu finden. Trotz solcher Ausstellungen wird aber auch der Fachhistoriker dem Ernst und dem pädagogischen Verantwortungsbewußtsein dieses Buches seine Achtung nicht verjagen und ihm jedenfalls gern zugestehen, daß es den unzünglichen Leser an Ort und Stelle, für den es doch zunächst geschrieben wurde, in sehr viel lebensvollerer Weise mit seiner Stadtgeschichte vertraut macht, als das bisher in der Regel bei uns geschah.

Breslau.

Friedrich Andrae.

Dr. P. Patricius Herzog O. F. M., Lektor der Theologie in Carlowitz, Geschichte des Dorfes Bielitz, Kr. Falkenberg OS. Breslau-Carlowitz 1930. Antonius-Verlag, Franziskanerkloster. XIV + 304 Seiten, mit mehreren Abbildungen. 8°. 4.50 RM.

Die Aufgabe einer Dorfgeschichte ist eine zweifache; sie will Liebe zur Heimat wecken und will auch die Wissenschaft fördern. „Beidem, der Liebe zur Heimat und dem Interesse der Wissenschaft wollte ich mit der Geschichte meines Heimatortes dienen“, sagt der Verfasser.

Bielitz ist ein Dorf mit etwa 1000 Einwohnern im heutigen Kreise Falkenberg OS. an der Neiße gelegen. Die auf der Gemarkung gemachten vorgegeschichtlichen Funde weisen bis in die Zeit der Lausitzer Kultur, deren Träger wahrscheinlich Illyrer waren. Von da an ist das Gebiet bis in die Gegenwart ununterbrochen besiedelt gewesen. Die erste urkundliche Erwähnung stammt aus dem Jahre 1284. Damals gehörte Bielitz zum Ottmächauer Distrikt und war bereits ein deutsches Dorf.

Der Verfasser hat mit der Geschichte seines Heimatdorfes Bielitz eine sehr umfangreiche und gründliche Arbeit geliefert; er hat alle erdenklichen Quellen herangezogen. Schon ein Blick auf das Quellen- und Literaturverzeichnis zeigt dies. Aber er hat sich nicht mit den historischen Quellen im engeren Sinne begnügt, sondern hat auch die vorgegeschichtlichen Funde, die Flurnamen, die volkstümliche Überlieferung, die Gemarkungsarten, die Baudenkmäler usw. als Quellen nutzbar gemacht. Der Verfasser glaubte, sich „mit Längsschnitten durch die Geschichte begnügen zu können“. Er hat den Stoff dementsprechend nach folgenden Gesichtspunkten geordnet: 1. Teil: Vorgegeschichtliches; 2. Teil: Geschichte des Dorfes. Darunter behandelt er: Die Entstehung des deutschen Dorfes, die Zusammenfügung des Dorfes, nämlich die politische Gemeinde (Scholtisei oder Dominium und Dorfgemeinde) und die kirchliche Gemeinde, worunter der Kirche, der Pfarrei und der Schule besondere Hauptabschnitte gewidmet sind. Diese Darstellung in Längsschnitten gestattet zwar, daß jede einzelne Erscheinung fortlaufend von den Anfängen bis in die Gegenwart betrachtet werden kann; sie läßt es aber nicht vermeiden, daß manches wiederholt werden muß; sie gestattet auch nicht — und das ist m. E. eine schwache Seite des Buches — das geschichtliche Schauen. Die Beziehungen zur allgemeinen Lage, das Hineinstellen des Ortes in den geschichtlichen Werdegang des Ganzen, kommen bei einer Darstellung, wie sie der Verfasser angewendet hat, oft zu kurz.

In der Art der Darstellung will der Verfasser nicht gerade volkstümlich sein. Aber in seiner wissenschaftlichen Exaktheit läßt er sich verleiten, auch dort, wo nur eine oder einige Tatsachen geschichtlich interessieren, den gesamten Inhalt der Quelle in Regestform mitzuteilen und auf diese Weise zwar viel Material zu übermitteln, aber den Gedankengang oft unnötigerweise zu unterbrechen. Mit dieser ausführlichen Wiedergabe der Quellen verbindet der Verfasser sorgfältige Untersuchungen über die Rechtslage. Das tritt besonders in dem Abschnitte über die Schule hervor, in dem er den Nachweis erbringt, daß es sich bei der Bielitzer Schule um eine Kirchgründung handelt und daß ein Teil der Dotierungen der Rüsterei zugehört. Bei Klarstellung der Rechtslage kann das Buch eine wertvolle Quelle werden.

Ebenso enthält es eine große Anzahl genealogischer Nachrichten, die für die Familienforschung recht beachtlich sind. Sorgfältig gearbeitete Personen-, Orts-

und Sachregister erleichtern die wissenschaftliche Auswertung des hier veröffentlichten Materials.

Das Buch verdient wegen seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Gründlichkeit volle Anerkennung, aber ein Volksbuch wird es schwerlich werden. Man möchte sagen, es bietet eine so überwältigende Fülle von Quellenmaterial, daß auf Grund dieser wissenschaftlichen Geschichte von Bielitz, die in Längsschnitten den Stoff bereitstellt, eine wesentlich gekürzte, das Kulturelle und die Zusammenhänge mit der Landesgeschichte mehr betonende volkstümliche Geschichte von Bielitz geschrieben werden möchte.

Breslau.

Richard Ritschke.

Heinrich Urbanczyk, Die Geschichte von Gr.-Neundorf und Weizenberg im Kreise Neisse von der Zeit ihrer Gründung bis zur Säkularisation auf urkunden- und aktenmäßiger Grundlage.

Breslauer philol. Dissertation 1929. 54 Seiten und 3 Karten.

Der Verfasser hat die Geschichte zweier benachbarter Dörfer im Neisser Bischofslande zum Gegenstande seiner Untersuchungen gemacht. Nach einem Abschnitte über die Gründung behandelt er in einem zweiten Gemarkungsbild, Flurverfassung, Dorfstraße und Dorfaue; es folgen dann Untersuchungen über die „historische Entwicklung des Begriffs der kombinierten Gemeinde zu Gr.-Neundorf“. Hier wird die Entstehung mehrerer Grundherrschaften an einem Orte gezeigt. „Die hier verfolgte Entwicklung prägt dem Leben des Dorfes in jeder Hinsicht ihre Sonderbarkeit auf.“ Der Verfasser spricht dann von der sozialen Gliederung der Untertanen, ihrem Verhältnis zu den Grundherrschaften in wirtschaftlicher und rechtlicher Beziehung, behandelt das gegenseitige Verhältnis des Erb- und Gerichtscholzen zu Gr.-Neundorf sowie das Dreiding und schließt mit einem Abschnitte über „Das Säkularisationsedikt vom 30. Oktober 1810 und seine Auswirkungen auf Gr.-N. und W.“

Das Quellenmaterial ist zu einer gut lesbaren Darstellung verarbeitet. Die Arbeit ist ein dankenswerter Beitrag zur Geschichte unserer sehr verschiedenartigen und teilweise recht verwickelten dörflichen Wirtschafts- und Rechtsverhältnisse. Andere Fragen sind allerdings so gut wie gar nicht erörtert.

Breslau.

Richard Ritschke.



Berichtigungen.

Auf Wunsch von Herrn Professor Dr. Hrubý (Brünn) bringen wir die folgende Erklärung:

Zu den Worten des H. Erich Randt im vorigen (63.) Band dieser Zeitschrift auf S. 380 über mein Werk *Archivum coronae regni Bohemiae II*: „Die Editionstechnik entspricht streng wissenschaftlichen Anforderungen und auch Satz und Druck dieses vortrefflichen Werkes, das mit Rat und Hilfe von J. B. Novák, G. Friedrich und J. Novotný entstand, erscheinen muster-gültig“, sei mir erlaubt, folgendes zu bemerken: H. Regierungsrat Dr. J. B. Novák ist mir an die Hand gegangen als Direktor des Archivs, wo das Kronarchiv jetzt aufbewahrt wird, und als Leiter des Prager Historischen Instituts, das mir Handschriften und Reproduktionen aus den ausländischen Archiven verschuf. H. Prof. Dr. G. Friedrich hat im Auftrage der Kommission des Hist. Instituts die Drucktypen gewählt und die ersten 10 Bogen des Textes in Korrektur mitgelesen. H. Prof. Dr. J. Novotný hat die Praefatio durchgelesen.

B. Hrubý.

Zu S. 171, Anm. 1, des vorliegenden Bandes der Zeitschrift weisen wir darauf hin, daß die genannten Akten nach Mitteilung des Magistrats der Stadt Schmiedeberg vom 7. Juli 1930 dort ermittelt wurden und den Interessenten zugänglich sind.

